PT 95
.L5
1869
Copy 1

Class PT95

Book .L5

PRESENTED BY

1869

Privat-Bibliothek

von

Jos. Engel.

№ 288.

Seinem lieben jungen Freunde Joseph Engel

zur Erinnerung

von

Berlin den 17ten November 1874. Hoppe, Curatus.

Geschichte

der deutschen Literatur

von den

ältesten Zeiten bis zur Gegenwart

von

Wilhelm Lindemann.

Zweite, überarbeitete und vermehrte Auflage.

Das Volk ist glücklich, deß Mannsalter
ist durchdrungen
Von unverwelklichen Jugenderinnerungen,
Das immer werdend nie Gewordenes
verliert
Und sich aus eig'nem Grund stets höher
umgebiert.

Rückert.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1869.

PT95
L5
1869

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Gift
Mr. Carl Engel
Aug.30 1927

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Als das vorliegende Buch vor dritthalb Jahren in erster Auflage erschien, da glaubte ihm der Verfasser die Empfehlung wenigstens mitgeben zu dürfen, daß es, wie die geschätzten Werke von Vilmar, Eichendorff und Barthel, den positiv-christlichen Standpunkt durchzuführen versuche. Er hat sich nicht verhehlt, daß sein Werk der Mängel nicht wenige an sich trage, die schon darum nicht fehlen konnten, weil er dasselbe in ländlicher Einsamkeit, fern von großen Bibliotheken, als Erholung von anderweitigen, fern abliegenden Geschäften ausarbeiten mußte. Mittlerweile haben die literarischen Organe, die in Deutschland der Sache des Glaubens dienen, durchweg günstige Recensionen gebracht, sie haben dadurch dem Werke die Wege gebahnt, den Verfasser aber veranlaßt, an der vorliegenden neuen Auflage manche Verbesserungen vorzunehmen. So sind die Bemerkungen über sprachliche Entwicklung revidirt und erweitert, Abschnitte über die lateinische Dichtung im Mittelalter und über die Heldensage eingefügt, die früher theilweise vermißten biographischen Notizen ergänzt, und die Geschichte der neuesten Literatur einer erweiternden Umarbeitung unterzogen worden.

Nichts liegt dem Verfasser so fern als jener literarische Hochmuth, der mit allen Erscheinungen abgeschlossen hat;

> Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
> Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Verfasser hätte es für Undank gehalten, die Aussetzungen und Wünsche seiner sonst so wohlwollenden Kritiker unberücksichtigt zu lassen. Darum haben sogar die scharfen Ausstellungen, die der Recensent in Meßners ‚Neuer Evang. Kirchenzeitung' (1866. S. 708 ff.) erwarteter Maßen neben hohen Lobesworten gemacht hat, wenigstens in Bezug auf Gellert Berücksichtigung gefunden. Lange Vorreden, die gewöhnlich doch nicht

gelesen werden, sind nicht nach des Verfassers Geschmack, sonst würde er hier mit dem Recensenten über einige Punkte sich auseinander setzen. Für jetzt will er nur durch sein Werk selbst den Beweis liefern, daß er auf kirchlichem Standpunkt sich den freien Blick bewahrt hat, ohne welchen das richtige Verständniß einer geschichtlichen Entwicklung nicht möglich ist, daß er keineswegs parteiisch eingenommen ist gegen alles protestantische Wesen, daß auch ein kirchlich klingender Name sein ästhetisches Urtheil nicht besticht. Diesen ästhetischen Maßstab, der den christlichen Standpunkt nirgends beeinträchtigt — das glaubt der Verfasser noch zur Fernhaltung von Mißverständnissen und ungerechtfertigten Erwartungen bemerken zu müssen — hat er überall angelegt und möchte deßhalb sein Buch mit H. Gelzers verdienstlicher ‚Geschichte der neueren Literatur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten' nicht in vollkommene Parallele setzen.

Manchem dürfte es scheinen, als ob in Aufführung von Schriftstellern und Werken allzu viel geschehen sei. Es läßt sich darüber rechten; der Verfasser aber hegt die Meinung, daß der Einblick in eine reiche Literatur sich nur durch eine gewisse Vollständigkeit in ihrer Darstellung erzielen läßt. Mündlich ist auch der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte durch reichlich ausgewählte Proben die Darstellung unterbrochen und so dem Leser neben der Mannigfaltigkeit des Genusses ein selbständiges Urtheil ermöglicht werden. Bei einem Buche von solchem Umfange und solcher Bestimmung ist das nicht auszuführen. Sollte aber die Gunst, welche diesem Buche bisher zu Theil geworden ist, sich erhalten, dann wird das den Verfasser ermuthigen, später mit einer mehrbändigen Geschichte der deutschen Literatur hervor zu treten, in welcher dann naturgemäß für Proben und Auszüge der Platz sich finden wird. Einstweilen verweist er auf die von ihm herausgegebene ‚Bibliothek deutscher Classiker'.

N., den 1. Dezember 1868.

W. L.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch. . . . . . 8—48

1. Land und Leute. Religion. Recht und Sprache 8
2. Vorchristliches. Ulfila 19
3. Altchristliches. Heliand. Otfried 26
4. Altdeutsche Dichtungsstoffe in lateinischer Sprache 37
5. Reden. Reimprosa 42

Zweites Buch. . . . . . 48—212

1. Zur Orientirung 48
2. Legendendichtung 55
3. Legendenmischung. Spielmannsdichtung 68
4. Die deutsche Heldensage 72
5. Das Nibelungenlied. Die Klage 77
6. Gudrun 92
7. Der gothische Sagenkreis 97
8. Der lombardische Sagenkreis 105
9. Der Kerlingische Sagenkreis 110
10. Artus und die Tafelrunde. Der Gral. Tristan und Isolde . . 117
11. Antike Sagen 137
12. Reim-Chroniken 144
13. Erzählungen. Schwänke 149
14. Thiersage 161
15. Aesopische Fabel (Beispiel) 167
16. Lehrgedicht 170
17. Der Minnegesang 176
18. Des Minnegesangs Frühling 182
19. Walther von der Vogelweide 186
20. Politisches Lied. Kampflied. Rügelied 191
21. Das geistliche Lied der Minnesinger 195
22. Volksthümliche Minnesinger. Dorfpoesie 200
23. Herbst der Minnedichtung. Epigonen 203
24. Prosa 208

Einleitung.

Literatur ist die geistige Entwickelung der Völker, insofern sie im Worte lebendig geworden ist. Die Geisteserzeugnisse einer Nation sind nicht gerade alle schriftlich niedergelegt; zu denselben ist auch das lebendige Wort zu rechnen, sofern es, den beschränkten Ansprüchen des Einzelnen entrückt, zum Gemeingut eines größeren Kreises geworden ist: das Sprüchwort, das mündlich erhaltene Volkslied, die religiöse Anschauung, die Lebensweisheit einer Nation oder eines Theiles derselben. Allerdings werden sich auch diese Stücke, wie die kirchliche Tradition, in manchen Fällen einer späteren schriftlichen Abfassung nicht entziehen. Die Geschichte der Literatur hätte demnach in chronologisch, jedenfalls aber logisch geordneter Weise diese geistige Entwicklung der Menschheit dem Zuhörer oder Leser vorzuführen, die Produkte der freien Geistesthätigkeit zur Kenntniß und Anschauung zu bringen. Je vollkommener dieß gelingt, um so mehr wird eine Literaturgeschichte ihrem Ziele sich nähern. Das war für uns ein mitwirkender Grund, daß wir in den folgenden Skizzen so gern das Volk und den Dichter selbst in ihrer eigenen Sprache haben reden lassen: wie es dem Geschichtschreiber immer willkommen bleiben wird, wenn er den Augenzeugen der Ereignisse redend einführen und den Helden seiner Erzählung bei seinen Aussprüchen belauschen kann.

Wir haben für unsere Darstellung nur die Literatur unseres Volkes heraus gehoben. Und auch so haben wir den weiten Gesichtskreis noch in etwa verengt. Es sind die *dichterischen Geistesprodukte* der Nation, auf die wir unser *eigentliches* Augenmerk richten wollen. Denn diese bilden ja vorzugsweise das, was man *National-Literatur* zu nennen pflegt, was für die Gesammtheit eines Volkes bestimmt ist. Insofern aber diese poetische Geistesthätigkeit vielfach ganz untrennbar ist von dem sonstigen literarischen Streben eines Volks in Religionswissenschaft, Philosophie, Geschichte, Redekunst, insofern sie von diesem literarischen Streben bald hervorgerufen, bald getragen und befördert, bald bestimmt und geformt erscheint, so glaubten wir uns

einer eingehenden Betrachtung dieser einzelnen Disciplinen in ihrer Entwicklung nicht entziehen zu dürfen. Dagegen geboten uns schon die Rücksichten auf die Ausdehnung unseres Werks, bei der Erwähnung der auf unsere geistige Entwicklung einwirkenden ausländischen Literatur es bei den nothwendigsten Andeutungen bewenden zu lassen.

Die geistige, insbesondere die dichterische Thätigkeit einer Nation hängt aber auch von ihren politischen und socialen Schicksalen ab. Bei einem zur Sklaverei herabgewürdigten, bei einem unter socialen Mißverhältnissen seufzenden Volke werden wir die Blüthe der Poesie und Literatur nicht erwarten dürfen. Der Lebensathem des Geistes ist Freiheit, der Pulsschlag des Geisteslebens ist Ordnung und Gerechtigkeit. Zweimal hat unsere Nation ein Blüthenalter der Poesie erlebt — ein Vorzug, den sie mit gerechtem Stolze für sich beanspruchen kann — einmal, als das deutsche Reich auf dem Gipfel seines Ruhms stand, als die kirchliche Baukunst ihrer höchsten Entwickelung entgegenflog und die christliche Philosophie im Wetteifer mit der kirchlichen Mystik die tiefsten Geister erfüllte und befriedigte. Ehe die italienische Muse, eine gewaffnete Pallas, aus dem Haupte Dante's hervorging, besaß unser Volk in seinen Nibelungen ein National-Epos, dem nur die alten Griechen ihren Homer zur Seite stellen können, besaß es in seinen epischen Kunstgedichten reichlich dasjenige, was den Römern ihr Virgil, den Italienern ihr Ariost boten, erfreute es sich in den Minneliedern eines lyrischen Schatzes, vor dem Petrarca's Sonette zurücktreten müssen. Macht das provençalische Frankreich seine Troubadours geltend, wir setzen ihnen unsere Minnesinger entgegen; weist das nördliche Frankreich auf sein Thierepos hin, wir zeigen ihm, daß diese Thiersage ein treu bewahrtes Eigenthum unserer Nation und mit den deutschen Franken auf gallischen Boden übergegangen, von da aber auch wieder zurückgekehrt ist. Tritt der stolze Brite mit den Resten seines mütterlichen Erbtheils, den Artus- und Gralsagen auf, führt er die alterthümlichen Gestalten seiner Volksgesänge in den Wettstreit, wir nennen ihm die Namen Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, wir lassen die glänzende Schaar unserer Volkslieder in's Feld rücken. So wird es dann einleuchten, daß wir der als finster verschrieenen Zeit des Mittelalters, die doch nichts anderes ist, als das erste Blüthenalter unserer Poesie, einen verhältnißmäßig großen Raum zugestehen müssen.

Das deutsche Volk, dem für eine nicht gar kurze Zeit eine Art von Weltherrschaft beschieden war, sank von seiner politischen Höhe; mit der politischen Bedeutung sank die geistige. Doch nur bis zu einem gewissen Grade. Das Unglück hat auch eine läuternde erhebende Kraft. Die ganze Größe des Unglücks, den Untergang, die Knechtschaft des Volkes, hat die Vorsehung von unserm Lande abgewendet, die letztere wenigstens

nur vorübergehend verhängt. War die politische Bedeutung der deutschen Nation gesunken und fast geschwunden, rang das Volk in den schwersten, langwierigsten socialen Kämpfen, trat fremdländischer Einfluß bestimmend und mächtig auf: so erkämpfte sich doch der deutsche Geist die Freiheit wieder, die deutsche Poesie rankte an dem Stabe ausländischer Dichtkunst so lange empor, bis sie, getragen von eigener Kraft, nicht bloß der Stütze entrathen, sondern auch der früheren Ernährerin ihrerseits neue Lebenssäfte zuführen, die frühere Stütze mit ihrem Grün und ihrer Blüthe verdecken konnte. So ruht die zweite Blüthenperiode unserer Literatur auf anderen Lebensbedingungen als die erste; sie wurde erst möglich, nachdem unser Volk von dem Geiste des klassischen Alterthums in sich aufgenommen und von den Nachbarvölkern, besonders von den stammverwandten Engländern, gelernt hatte. In der ersten Glanzperiode, der mittelalterlichen, ist es, wenn auch nicht immer und überall, doch vorherrschend der Geist des Christenthums, den die jugendliche deutsche Nation in sich aufnahm, mit dem sie ihre alten Erinnerungen zu verschmelzen suchte, der dann einen großen Theil der Literatur durchströmt und erwärmt. Nicht so bei unserer neueren klassischen Literatur. Sie fand die Einheit des Glaubensbekenntnisses zerstört, ja, was noch schlimmer war, die Freudigkeit und Unmittelbarkeit des Glaubens getrübt, die christliche Religion vom Geiste des Zweifels und des Unglaubens hart angefochten. Darum zeigt sie wenig Spuren des Christenthums. Und auch der Versuch, demselben mehr Geltung zu verschaffen, sollte an der Halbheit und Ungeschicktheit der Unternehmer scheitern: die sogenannte romantische Dichtung zog rasch wie ein glänzendes Meteor vorüber. Doch wir lassen uns das Vertrauen nicht nehmen, daß dem Geist des christlichen Glaubens und der christlichen Gesittung die Mission gegeben ist, die alternden europäischen Völkerfamilien noch einmal zu erfrischen und zu verjüngen. Sollte unserer Nation dann, wie wir hoffen, ein neuer Frühling der Poesie beschieden sein, so wird es wesentlich die Einwirkung des neu erwachenden christlichen Geistes sein, die im Sturmeswehen die trübe Luft reinigt und im hellen Sonnenglanz das Kalte erwärmt, das Matte belebt.

Als die zweite Blüthenperiode unserer Literatur erschien, da war die schöne Zeit der früheren Dichtung vergessen. Seitdem hat eingehendes Studium und das Erwachen nationaler Gesinnung diese erste Glanzperiode uns wieder näher gerückt, die alten verschütteten Schätze des edlen Erzes sind wieder gehoben worden. Aber diese reichen Schätze, auf die Niemand uns den Besitztitel abstreiten kann, sie sind noch lange nicht das Gemeingut der Nation, nicht einmal der Gebildeten dieser Nation geworden. Geistige Schätze aber nützen nicht, wenn sie in ungeprägten Barren in den Schatzkammern der Bibliotheken liegen oder als

werthvolle Seltenheiten in den Münzkabinetten angestaunt werden. Wenn einmal unser Volk sein ganzes reiches Eigenthum wieder gewonnen hat, wenn unsere Gebildeten nicht mehr einseitig nur in der sogenannten klassischen Poesie Deutschlands ihre geistige Nahrung suchen, sondern auch — wozu noch erst der Anfang gemacht ist — den nicht so leicht abzuschöpfenden Genuß der mittelalterlich-deutschen Dichtkunst sich nicht versagen mögen, dann wird das Volk sich seines vollen Reichthums freudig bewußt werden. Dann wird die Nation sicherlich auch die Errungenschaften aus unserer zweiten Blüthenperiode in ihrem rechten Werthe würdigen und neben den älteren Schätzen bewahren. Wir erwarten in Geduld und froher Hoffnung eine politische Wiedergeburt unserer Nation; sie wird gewiß nicht ohne schwere Wehen und harte Kämpfe zu erreichen sein; möge sie dann einen neuen Frühling des geistigen Lebens, insbesondere aber unserer Dichtung, nicht mitbringen, aber nach sich ziehen.

Die deutsche Literaturgeschichte zieht die Volksstämme deutscher Zunge in ihr Bereich, sie kennt daher nicht die augenblicklichen politischen Grenzen. Das geistige Leben in der deutschen Schweiz, im Elsaß, in den deutschen Ostseeprovinzen des russischen Reiches, unter den wackern Sachsen in Siebenbürgen gehört unserer Literatur an. Und wo Männer eines fremden Stammes, von deutscher Cultur getragen und an dem geistigen Streben unserer Nation Theil nehmend, ihre Gedanken durch das Organ deutscher Sprache verkündeten, da werden wir auch diese zu den Unseren zählen dürfen. Nimmt die neuere deutsche Literatur einen Chamisso, einen Steffens, einen Oehlenschläger für sich in Anspruch, so zogen unsere Vorfahren auch einen ‚welschen Gast' in deutsche Cultur hinein.

Das Gebiet der Literaturgeschichte läßt sich der Länge wie der Breite nach zerlegen; die Literatur hat ein Nacheinander und ein Nebeneinander. Insofern aber nicht alle geistigen Kräfte eines Volks zu jeder Zeit harmonisch angespannt sind, die geistige Triebkraft sich bald auf dieses, bald auf jenes Gebiet der Literatur vorzugsweise wirft, wird auch das Nebeneinander theilweise zu einem Nacheinander, und der Literarhistoriker erhält so die bezüglichen Winke für seine Skizzen. Nebeneinander liegen in der Dichtkunst die Gattungen der *epischen*, *lyrischen* und *dramatischen* Poesie, als Nebengattung mag auch noch die *didaktische* Poesie (Lehrdichtung) herangezogen werden. Zeigt nun die Betrachtung der deutschen Dichtkunst auf den ersten Blick, daß die lyrische und epische Gattung im Mittelalter der höchsten Blüthe sich erfreuten, während das Drama nicht über die Unbehülflichkeit der Wiegenzeit hinaus kam: so wird es uns bei weiterer Betrachtung nicht entgehen, daß selbst die einzelnen Untergattungen jener Poesieformen, das weltliche Lied, das Volkslied, das geistliche Lied, die Satire, die poetische Erzählung, das Volks-

und Kunstepos, der Roman, die Tragödie, die Oper je zu gewissen Zeiten entweder sich in den Vordergrund stellen und die Richtung beherrschen, oder auch fast ganz zurücktreten. Aehnlich wird es mit jenen Zweigen der Literatur sich verhalten, die wir, so weit sie künstlerisch schöne Produkte in deutscher Sprache aufzuweisen haben, ebenfalls in unseren Kreis ziehen. Geschichte, Redekunst, Philosophie mögen in dem einen Zeitraum einer sorgsamen Pflege sich erfreuen, in dem andern brach liegen oder es nur zu tauben Blüthen bringen.

Die Längenabschnitte in der Literaturgeschichte sind natürlich durch chronologische Grenzen gesondert, aber aus leicht begreiflichen Gründen viel weniger als die Abschnitte der Weltgeschichte durch genaue Jahrzahlen abzustecken. Denn allerdings treten auch im Reiche der Geister Helden, Eroberer und Gesetzgeber oder vielleicht besser Gesetzesfinder auf, deren Spur selbst in Aeonen nicht untergeht; aber, wie eben sie oft ihrer Zeit vorauseilen und von ihr nicht begriffen erst für die Nachkommen treibend und fruchtbringend werden, so pflegen die Geistesschlachten nicht leicht in einigen Tagen ausgekämpft zu werden und die Krankheiten und Rückschritte im Organismus des geistigen Lebens nicht mit einem Schlage hervor zu treten. — Die sprachliche Entwicklung legt eine Dreitheilung nahe und stellt als Marksteine den Anfang der Kreuzzüge und die Kirchenspaltung in die Literaturgeschichte hinein. Indem wir sodann für die weitere Gliederung die Entfaltung der Poesie berücksichtigen und so einen mehr ästhetischen Maßstab anlegen, können wir im Anschlusse an K. Gödeke den zu behandelnden Stoff am füglichsten in acht Bücher zerlegen.

Erstes Buch. Von den ältesten Spuren deutscher Sprachdenkmäler bis gegen das Jahr 1150 (Kreuzzüge). Das altdeutsche Sprachidiom. Heidenthum. Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum. Pfleger und Träger der Literatur die Missionäre und Geistlichen überhaupt. Also: Reste der vorchristlichen Poesie, sodann Poesie der Geistlichen.

Zweites Buch. Erste Blüthenperiode unserer Literatur. Von 1150 bis gegen 1300. Mitteldeutsches Sprachidiom. Blüthe der epischen Volkspoesie in den Liedern der nationalen Sagenkreise, Blüthe der höfischen Poesie im Minnegesang und Bearbeitung ritterlicher Sagen.

Drittes Buch. Von 1300 bis 1517. Uebergang der Dichtkunst an die Zünfte; Meistergesang. Daneben andauernde Blüthe des Volkslieds. Also: Bürgerliche Dichtung. Entwicklung der deutschen Prosa.

Viertes Buch. Von der Kirchenspaltung bis zum dreißigjährigen Krieg. Entwicklung des neu-hochdeutschen Sprachidioms. Bei trübem Fortleben des Meistergesangs und des Volkslieds langsames Vorschreiten fremder Einflüsse, besonders des Classicismus. (Nach Gödeke: Kirchliche Volksdichtung.)

Langsam und unter fortwährenden Hindernissen, unter vielen Mißgriffen und Rückschritten geht unsere Literatur einer neuen Blüthe entgegen. Diese neue Entwicklung werden wir ebenfalls füglich in vier Bücher zerlegen dürfen.

Fünftes Buch. Vom dreißigjährigen bis zum siebenjährigen Krieg. Gelehrte Dichtung. Nachahmung der Welschen, Schwanken zwischen Franzosen und Engländern.

Sechstes Buch. Vom siebenjährigen Kriege bis zum großen Weltkriege. Zweite Blüthenperiode in der klassischen Dichtung.

Siebentes Buch. Die Zeit des Weltkrieges und seiner Nachwehen. Romantische Schule.

Achtes Buch. Bis auf die Gegenwart. Ringen nach neuen Stoffen und Formen. Anstreben einer Welt-Literatur. (Nach Gödeke: Gesellschaftlich-philosophische Dichtung.)

Erstes Buch.

Altdeutsch. Vorchristliche Sprachdenkmale. Poesie der Geistlichen.

„Alle Sprachen blühen in Poesie auf; sie stammen aus dem Boden und aus dem Herzen; die Völker haben immer erst Lieder, ehe sie zur Prosa kommen." H. Laube.

I. Land und Leute. Religion. Recht und Sprache.

Die Wiege der gesammten Menschheit ist der umfangreichste aller Erdtheile, Asien. Dorthin weist die älteste Urkunde der Offenbarung, dorthin weisen mannigfaltige, treu gehütete Sagen und Ueberlieferungen der Völker. Die Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung hat unumstößlich nachgewiesen, daß die germanischen Volksstämme einen Theil von der großen indo-germanischen Völkerfamilie ausmachen. Wie von dem Felsgebirge sich im Laufe der Zeiten Stück um Stück losbröckelt, so löste sich von dem merkwürdigen Volkskörper Stamm für Stamm ab; sie drängten einer den andern, sie schoben und wurden geschoben. Dem Osten zu wandten sich die Perser und Inder, nach Westen und so in unsern Erdtheil Europa zogen Pelasger, Kelten, Slaven und Germanen. Den an Inseln und Halbinseln reichen südlichen Theil des Landes nahmen die Pelasger ein, den nördlichen Theil, der das baltische Meer umschließt, die Germanen, das Mittelland die Kelten und hinter ihnen die Slaven. Diese großen Wanderungen aber liegen in vorgeschichtlicher Zeit.

Auf diese nordwärts gelegenen Wohnsitze der Germanen deuten manche Umstände hin. Im Norden waren die Haupttheiligthümer der germanischen Volksstämme, dort zeigt sich ein längeres Festhalten mitgebrachter Bildung und Staatseinrichtung, die Landstriche an der Nord- und Ostsee sind vollständig im Besitz der deutschen Leute, während ihr Gebiet nach Süden sich keilförmig zwischen andere ältere Bewohner

einschiebt, von denen die in neuerer Zeit entdeckten Pfahlbauten herrühren müssen; der skandinavische Norden ist die Werkstatt der Völker und die Scheide der Nationen, von der Jornandes, der gothische Geschichtschreiber, spricht[1]. In den festen Wohnsitzen schwand die Erinnerung an früher bewohnte Länder; die Germanen nannten sich die Eingebornen, die ‚Thiuda', das Volk, ihre Sprache im Gegensatze zu jeder fremden die ‚thiudisca', Volkssprache, das Land ihr Heim. Und noch nach Christi Geburt, als der Römer Tacitus deutsche Art und Sitte erforschen wollte, wandte er sich nach dem Norden des deutschen Landes; die Reiseeindrücke, die er gesammelt, Waldung und Sumpf, das einzelne Gehöft, das große Haus, in welchem der Herr mit den Unfreien neben dem Vieh wohnt, Alles weist auf das niederdeutsche Flachland hin.

Mehr und mehr drängten germanische Völkerschaften nach dem Süden hin, bald von Nahrungsnoth und Mangel an Wohnsitzen getrieben, bald in neu aufgewachter Lust der Wanderung. Wir treten in geschichtliche Zeiten ein. Als im Anfange des vierten Jahrhunderts vor Christus keltische Stämme über die Alpen gingen und Rom erschreckten, da waren sie höchst wahrscheinlich von germanischen Völkern zur Auswanderung gedrängt. Hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung kamen die Römer in nähere und nicht erfreuliche Bekanntschaft mit den kräftigen deutschen Völkerstämmen der Cimbern und Teutonen. Seit diesem ersten Krieg mit den Germanen bildete sich bei den weltgebietenden Römern die Ueberzeugung, daß man mit diesen nordischen Völkern um den Bestand, nicht für den Ruhm kämpfen müsse. So spricht sich Sallust aus. Um 200 vor Christus wurde das erste Wort deutscher Zunge nach Rom getragen; es lautet bei Ennius ambactus (gothisch andbahts, Gefolgemann; andbahti, Amt) und bezeichnete ein den Römern fremdes Verhältniß der Treue. Die erste Rede eines Deutschen war die eines Mannes aus dem heutigen Mecklenburg im J. 109 v. Chr. Als der römische Begleiter ihm das Bild eines Hirten zeigte und fragte, wie hoch er es anschlüge, sprach der Germane: ‚Einen solchen Kerl möcht' ich nicht geschenkt haben, selbst wenn er lebendig wäre.'

Unsere Vorfahren, die selbst über sich nichts niedergeschrieben haben, erscheinen uns in dem Bilde, wie es der Spiegel römischer Anschauung wiederstrahlt. Dieser Spiegel ist aber mehrentheils getrübt durch die Abneigung gegen ein anders geartetes, dazu noch feindliches und gefürchtetes Volk, sowie durch den Mangel eines richtigen Gefühls für Naturwahrheit und Einfachheit bei den überfeinerten Berichterstattern. Leicht mußte das Urtheil ein schiefes werden, wenn die, lange Zeit heimathlosen, mit fremden Elementen versetzten Cimbern und Teutonen,

[1] Officina gentium, vagina nationum. Jornandes, de rebis Geticis, c. 4.

wenn übertriebene Schilderungen furchtsamer Reisenden oder schreckhafte Gerüchte über ferne Vorkommnisse den Maßstab der Beurtheilung darboten. Dann konnte Deutschland als ein in Sümpfen und Lachen stagnirendes, von wilden Thieren und ebenso wilden Menschen, von Bären und Bärenhäutern bewohntes Land erscheinen, und das, was man in Germanien für Gesang ausgab, dem Krächzen kreischender Raubvögel verglichen werden. Nur Cornelius Tacitus, unbeirrt durch das Fremdartige mancher Erscheinungen, unermüdet durch die Schwierigkeiten der Erforschung, unbestechlich im scharfen sittlichen Urtheil, konnte ein annähernd richtiges Gemälde der germanischen Welt entwerfen. In den Zügen, die er entworfen und von denen besonders das unverblichene Gefühl der persönlichen Freiheit, die Tugenden der Tapferkeit und der Treue, der Geist der Ehre, die hohe Stellung des Frauengeschlechtes und das tiefe Naturgefühl verdienen hervorgehoben zu werden, sieht Eichendorff, vielleicht wohl etwas zu sehr mit dem Auge des Enthusiasten, aber doch im Grunde richtig, bereits die Grundlage und Physiognomie des ritterlichen Mittelalters, wie sie denn allerdings die Grundlage für eine gesunde Poesie abzugeben wohl geeignet sind.

Im vorigen Jahrhundert pflegte man mit besonderer Vorliebe den alten Deutschen eine eigene Dichterzunft, die Barden, anzufabeln, verleitet wohl durch den Ausdruck des Tacitus, der ihren Schlachtgesang als barditus bezeichnet, ein Wort, das von dem altnordischen bardhi, Schild, hergenommen sein wird. Im alten Deutschland gab es keine erbliche Priesterkaste, keine besondere Bardenzunft, obgleich allerdings Männer da waren, die wie der blinde Friese Bernlef (er wurde dem hl. Liudger vorgeführt) in treuerem Gedächtniß die Thaten der Vorfahren und die Kämpfe der Könige bewahrten und unter Begleitung von Musik vortrugen. ‚Unabgelöst', sagt Gödeke, ‚lag die Poesie in allen Geistesrichtungen: im Glauben, der Götter- und Heldengeschichten trug, im Rechte, das in sinnlichen Formeln haftete, in der Wissenschaft des Arztes, der mit dichterischen Sprüchen heilte, in der Geschichtskenntniß, die in Liedern lebte und die Helden zu den Göttern hob, die Götter zu den Menschen niederzog.' Da nun die ärztlichen Zaubersprüche sowohl als die Heldenlieder, die ohnehin später zu ausführlicher Betrachtung kommen müssen, auf die Mythologie hinweisen, so mag hier die Stelle sein, die Entfaltung der ältesten deutschen Dichtung zuerst in der Religion und sodann im Rechte kurz nachzuweisen.

Erst seit Jakob Grimms umsichtigen und unermüdlichen Forschungen ist die deutsche Mythologie in das rechte Licht getreten. Wir erkennen seitdem die Bedeutung unserer Volksmärchen, in denen ein guter Theil altdeutscher Mythen ein stets verjüngtes Leben verbringt. Wie viel mythologischer Stoff in manchen noch gegenwärtig fortlebenden Gebräuchen,

Redensarten, Segenssprüchen u. dgl. liegt, das ist besonders in der Wolf'schen Zeitschrift für Mythologie ausgeführt worden.

Die deutsche Mythologie hält mit jeder anderen, auch mit der griechischen, gar wohl den Vergleich aus. Zwar ist auch hier die Uroffenbarung getrübt, die rechte Erkenntniß und Verehrung der Gottheit verloren, doch nicht geradezu der Glaube an einen allmächtigen ewigen Gott. Von einem eigentlichen Monotheismus freilich kann hier so wenig als sonst auf dem Gebiete des Heidenthums die Rede sein. Denn die Erscheinungen und Kräfte der Natur wurden personificirt und als Gottheiten verehrt; und mochte immerhin die Zahl der eigentlichen Götter eine verhältnißmäßig beschränkte sein, so mußte sich doch das Weltall mit einer übergroßen Zahl von bald freundlichen und geehrten, bald schädlichen und gemiedenen geisterhaften Wesen erfüllen, entsprechend dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit, die ein sinnig-poetisches Gemüth in der Natur findet. Aber über allen Göttern und Geistern stand der unbekannte Allmächtige, der Allgott, die alldurchdringende bildende Kraft, der Allvater. (Das Wort Gott steht in allen Dialecten ohne Artikel.) Der Allvater (Wodan, Odin) ist ursprünglich nichts anders als der Feuergott, und die Hauptgottheiten sind nur Ableger, Ausflüsse aus diesem Allgott. Sie theilen sich in seine Rollen, von ihnen wird der oberste Gott zurückgedrängt; und so darf denn Donar (Thorr) über den Blitzstrahl und den rollenden Donner gebieten, Ziu (Tyr) neben dem Vater Wodan als Schlachtenlenker erscheinen, der einäugig nur dem einen Theil der Kämpfenden Sieg winken darf, Fro (Freyr) als der Herrscher über Wind und Feuer der Erde Fruchtbarkeit verleihen und der lichte Gott Balder (Phol) wiederum Sonnenlicht und Tag darstellen. Bei dem einen Volksstamm trat daher mehr der Allvater hervor mit seinen zwei schlachtengierigen Wölfen und seinen klugen Raben, bei dem andern dieser oder jener von seinen Ablegern. Und so ist uns wohl der Schluß gestattet, daß ein jeder germanische Stamm seine Gottheiten schon mehr oder weniger vertauscht und abgewichen von ihrem Urbilde, in den langen Jahren der Wanderschaft oft an Gestalt und Namen geändert, in seine Wohnsitze mitgebracht habe. Unter den Göttinen, die den Charakter von thätigen und geschäftigen Frauen, von umziehenden sorgsamen Göttermüttern tragen, mußte natürlich der Mutter Erde (Nerthus, Hertha, Tanfana) die höchste Verehrung zufallen, die bereits Tacitus mit sichtbarer Begeisterung schildert. Frau Holda (Hulda, Holle), die Göttin mit der Spindel, die ihr Bett aufschüttelt, daß die Schneeflocken fliegen, und Frau Bertha führen in den Kindermärchen ein unvergängliches Leben fort. Freya, Fro's Schwester, erscheint als die anmuthige Göttin, die durch Liebe zur Ehe und Häuslichkeit führt.

Manche Züge der germanischen Mythologie zeigen eine entschieden

geistige Auffassung der Gottheit. Allvater Odin tritt nicht aus seiner Verborgenheit hervor, Hut und Mantel verhüllen ihn; schneller als der Blitz ist sein Gang. Damit hängt denn auch zusammen, daß nicht das schauende Auge, sondern das wahrnehmende Ohr in den Vordergrund tritt. Die Gottheit kündigt sich durch hörbares Rauschen, durch vernehmbares Rufen an; der Priester, als mit der Gottheit in besonderer Verbindung Stehender, erkennt vorzüglich ihre nahende Gegenwart. Mit solcher Auffassung, gemäß der die Götter zu erhaben sind, als daß sterbliche Augen sie schauen dürften, steht die Abneigung gegen bildliche Darstellungen der Götter in Verbindung. Die signa und formae, von denen Tacitus uns zu berichten weiß, waren keine Abbildungen; sie wurden wohl zum Gottesdienste symbolisch gebraucht, oder enthielten wie die Alles tragende Irmensäule bei den Sachsen eine Beziehung auf die Natur und das Wesen der Gottheit, oder bezeichneten als Roßköpfe (die ja in den Märchen noch eine merkwürdige Rolle spielen), als Eberhäupter u. dgl. die Cultstätten bestimmter Gottheiten, denen die betreffenden Thiere geweiht waren. Auf Hügeln, an Quellen, in grünen Hainen, wo auch die Malstätten des Gerichtes lagen, da waren die Naturtempel der Götter. Unter dem Schatten uralter Bäume, beim Rauschen des heiligen Waldes, beim Sprudeln der Quelle, da fühlte der Germane die Nähe der waltenden Gottheit. Wie hätten auch die Anfänge einer nothwendig noch rohen Baukunst mit der stillen mächtigen Naturgröße sich messen können! Später entstanden allerdings Tempel als Heiligthümer einzelner Gottheiten; auf der von den zerstörten Götzentempeln gereinigten Malstätte wurden dann von den christlichen Glaubensboten Kapellen zu Ehren bestimmter Heiligen geweiht und die altgewohnte Ehrfurcht in geläuterter Form den Stätten erhalten, die der Religion wie dem Rechte geheiligt waren.

Die Helden, durch unsterbliche Thaten über das gewöhnliche Menschengeschlecht erhoben, treten mit mythischen Beigaben, Schwanflügeln, redenden Pferden, undurchdringlichen Rüstungen, unwiderstehlichen Gewaffen, den Göttern nahe, und ihre Sitze (Steine) genießen eine gewisse Verehrung in der Erinnerung an die Heldenthaten. Walkyrien, des Kampfes pflegende überirdische Jungfrauen, leben in den Schwansagen noch immer fort. Die wilde, ungebändigte zerstörende Naturkraft stellt sich personificirt in den ungeschlachten Riesen dar, die Berge von der Stelle tragen, Bäume ausreißen und mit Felsen schleudern, während doch der verständige Mensch den Kampf gegen ihre rohe Kraft wohl aufnehmen kann. Das stille geheime Walten der Natur wiederum repräsentiren die Zwerge, das Reich der Elben, die, in künstlerischer Arbeit den Menschen überlegen, an Schlauheit sie überbietend, leichtfertig, muthwillig, täuschend wie die Elemente des Wassers und der Luft, bei aller

Scheu vor den Menschen doch dieselben nicht in allen Lagen entbehren können und unter Umständen ihnen dienen müssen.

Die germanische Kosmogonie stellt vor die Entstehung von Himmel und Erde ein Chaos, eine ungeheure Kluft, in welcher die beiden Enden, Muspillheim (der Süden, die Feuerwelt) und Niflheim (der Norden, die Nebelwelt) sich entgegenstehen, eine Kluft, aus deren Schooß alle Dinge nach und nach sich erhoben. Die Flammenwelt wird aber einst, wenn die in Bann gehaltenen bösen Wesen losbrechen und den Streit gegen die Götter erheben, Erde und Himmelslichter verzehren. Doch soll dieser Weltbrand nicht für immer zerstören, sondern reinigen und zu einem geläuterten Dasein hinüberführen. Das ist Muspilli oder die Götterdämmerung.

In dem Verhältniß zur Natur tritt das Gefühl des Zusammengehörens, die Sympathie mit der Natur, und darum das Streben nach Verständigung mit derselben, der Wunsch in dieselbe einzudringen und sich hineinzuleben, in den Vordergrund. Gilt ja der Mensch als ein der Erde entsprossener Baum (Esche oder Erle), dem die Götter im Blute (wie der Pflanze im Pflanzensaft) das Leben, in der Seele die bewegende Kraft gegeben haben. Die im Tode entweichende Menschenseele kann als Blume aufblühen, als Vogel davonfliegen, also in neuem Pflanzen- oder Thierleib auf Erden fortleben. Quellen und Flüsse empfingen Verehrung und Opfergaben; aus dem Drehen und Rauschen der Flußwirbel erforschten weissagende Frauen die Zukunft. Galt das Feuer als ein höheres feindliches, zerstörendes Wesen, so hat doch das wilde Feuer, das durch Holzreibung erzeugte, darum frische Nothfeuer, eine reinigende heilende Kraft, die an dem Durchgehenden sich offenbart. Kräuter, die, von den Göttern an einsamer heiliger Stelle geschaffen, aus dem Blute Unschuldiger entsprossen, von Vögeln herangetragen sind (Mistel), die man zu bestimmter Zeit und nach hergebrachtem Brauch gebrochen hat, heilen Siechthum. Das Schlüpfen durch ausgehöhlte Erde, durch hohle Steine oder durch einen Baumspalt wendet Krankheiten und Zauber ab, die in ähnlicher Weise auch auf Pflanzen (Flieder, Hollunder) oder auf Thiere übertragen werden können. Mit einzelnen Thieren lebt der Mensch in sympathetischer Vertraulichkeit: Hausschlangen und Unken speisen mit den Kindern, zeigen Schätze und lassen Goldkronen zurück; eine Verwandlung der Menschen in Thiergestalt, besonders in Wölfe (Werwolf) und Katzen kommt vor. Wunderblumen, Springwurzeln, Wünschelruthen öffnen den Weg zu verborgenen Schätzen. Angänge von Menschen und Thieren kündigen Glück oder Unheil. Stärkere Macht noch als in Kraut und Stein liegt in dem Wort, das zum Segen oder Fluch wird, das besonders lispelnd geflüstert (Runensprache) zu mannigfacher Beschwörung und Besprechung dient, heilt und

krank macht, Blut stillt, Feuer löscht, Bande sprengt, Riegel abstößt, Berge öffnet und schließt, Diebe bindet, Waffen fest oder weich macht.

Dem schädlich wirkenden Zauber, der also ursprünglich den Göttern nicht eigen sein konnte, liegt die Verkehrung in's Fratzenhafte nahe; gesunkene, verachtete Gottheiten leihen zum Zauber ihren Beistand. Diese Gottheiten konnten dann mit eindringendem Christenthum sofort dem Teufel die Stelle in den Zaubersprüchen überlassen[1].

Rechtsfähigkeit war dem Germanen die Fähigkeit Waffen zu führen, sich seines Besitzes zu wehren. Von der Wehr erhielt der freie Mann den Namen (Baro), von den Waffen nicht selten ein ganzer Stamm (Sachsen von Sachs, Messer).

War der Jüngling durch die Schwertleite wehrhaft gemacht, so errang er doch erst durch die Heirath die ganze Freiheit (daher ‚Freien' für Heirathen), indem er seine Wehrfähigkeit nun auch zum Schutz für Bevormundete gebrauchen durfte. In der Geltendmachung des Rechts unterstützt die Sippe, die im Frieden zusammenhaltende Verwandtschaft, die den Frevler wie ‚den Wolf aus dem Heiligthum stoßen' kann, so daß ‚blutige Hand kein Erbe nimmt'. Auf die Lieblingsbeschäftigung mit Jagd und Viehzucht gründet sich der gemeinschaftliche Besitz (Gewehre), ‚so weit nicht Pflug und Sense geht'. Privateigenthum wird das urbar gemachte Grundstück (Alod) mit der fahrenden Habe oder allem dem, ‚was die Fackel verzehrt', und zwar in solcher Weise, daß kein Berg-, Wasser- oder Jagd-Regal zu denken ist; denn ‚frei Mann frei Gut'. Beim Tode des Familienhauptes ‚erbt der Todte den Lebendigen' d. h. setzt ihn zum Erben des Besitzes, aber auch der Wehrhaftigkeit für den Besitz und die Bevormundeten ein. Daher kann die Erbfolge nur Schwertmagen (Verwandte von Mannesseite), nicht Spillmagen (Verwandte von Seiten des Weibes, das die Spindel führt) treffen. Selbst der Erbvertrag ist nichts anderes als die Aufnahme in die Familie; auch das Land nimmt an dieser Blutsübertragung Theil, indem der in die Familie Aufzunehmende von seinem Blute in die Furche des Grundstücks rinnen läßt. Streng geschieden steht dem Freien der Unfreie gegenüber, die Verbindung mit ihm wird gemieden; denn ‚Luft macht eigen', ‚unfreie Hand zieht freie nach', und das in der Ehe mit einem Unfreien erzeugte Kind ‚folgt der ärgeren Hand'.

---

[1] Grimm's deutsche Mythologie, Gött. 1835 und in neuen Auflagen; Auszug daraus von Kehrein, das. 1848. — Deutsche Mythologien von Wolf, Gött. 1852 und K. Simrock, Bonn 1853. — Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker von W. Mannhardt. 1. Bd. Berl. 1860. — Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde von J. W. Wolf und W. Mannhardt. Gött. 1853—59.

Der in seinem Rechte verletzte freie Mann nimmt durch den Klageruf (‚O weh! o Waffen') der Verwandten Hülfe in Anspruch, die entweder in der Blutrache den Kampf erheben oder nach dem Urtheil der aus ihrer Mitte gewählten Schöffen eine Einigung, eine Sühne mit Opfern, die der Schuldige zu leisten hat, zu Stande bringen. Beweismittel sind Eid und Ordal. Den Eidleistenden stehen Eideshelfer zur Seite, die von der andern Seite an Zahl überboten werden können. Ordale (Gottesurtheile) sind das letzte Beweismittel, wenn der Angeklagte keine Eideshelfer finden kann. Da wird sich die Gottheit des Unschuldigen annehmen müssen durch Lenkung des Looses, des Zweikampfes, der Feuer- oder Wasserprobe. Gewöhnlich ließ sich eine Sühne erreichen durch Geld oder Geldeswerth, daher der Spruch: ‚Kaufe den Speer von der Seite oder trage' (die Fehde); nur den Mörder, der durch Vernichten oder Verstecken des Leichnams sich dem Wehrgelde zu entziehen suchte und durch das Bahrrecht erkannt war, erwartete schwere Strafe.

Die alten Rechtsformeln haben meistens eine interessante Fassung. Sie zeigen zunächst sinnliche Einfachheit; da heißt der Tag ‚der helle', die Nacht ‚die schwarze', das Gold ‚das scheinende', da hören wir in fester Verbindung: die rothe Erde, der kalte Winter, der scharfe Hunger, die salzige See, die ‚grimme Ecke' (der Norden). Da finden wir episches Naturleben: ‚was Sichel und Pflug übergeht', das ist das Land; Sonnenuntergang finden wir bezeichnet: ‚als die Sonne zu Gnaden geht' oder ‚als die Sonne in Gold geht'; der Morgen ist die ‚klimmende' Sonne; wer wohnhaft ist, wird bezeichnet als einer, ‚deß Rauch zu Berge kehrt'. Will man die Unermeßlichkeit der Zeit oder des Raumes bezeichnen, so vernehmen wir die Formeln: so weit der Himmel blaut, so weit ‚der Wind weit und der Hane kreit und der Regen spreit', so weit Feuer brennt und Erde grünt, Schiff schreitet, Schild blinket, so weit Kind nach der Mutter schreit und Mutter Kind gebiert. Der Verfehmte wird gesetzt aus Gericht in Ungericht, aus Gnade in Ungnade, aus Landfried in Unfried, sein ehelich Weib wird zur wissenhaften Wittwe, seine Kinder zu Waisen erklärt, sein Leib dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser, den Thieren im Walde, sein Lehen dem Herrn, sein Erbe demjenigen, dem es gebührt, zugetheilt. Wer in die Grundherrschaft eingewiesen wird, dem wird übergeben: Zins und Zehend, Grün und Dürr, Mühlengang und Glockenklang, Wasser und Weide, Fund und Prunt (Pfründe?), Fleck und Zeck, der herkommende Mann, der graue Wald, der rostige Spieß. Der Gerichtsschöffe schwört, recht Urtheil zu geben und das nicht zu lassen, durch Lieb oder Leid, Miethe oder Gabe; er will das Rechtsgeheimniß hüten vor Mann und Weib, vor Stock und Stein, vor Groß und Klein, vor alle quecke wichte, vor alle godes geschichte, so weit die Sonne

auf und zu Thal geht, so weit die Eiche im Felde steht, so weit Wasser über Land geht. Will man große Eile bezeichnen, so heißt es, der bei der Mahlzeit begriffene Mann soll sein Messer nicht erst abwischen; von einem schlecht geladenen Fuder Holz heißt es, es sei süß und sauer durcheinander und so geschichtet, daß sieben Hunde einen Hasen durchjagen mögen; das geringste Eigen wird so bezeichnet: Einer hat noch so viel Besitzthum, daß er einen dreistempligen Stuhl darauf setzen kann.

Grundzug der deutschen Gerichtsverwaltung ist die Trennung in zwei Geschäfte: das richtende und das urtheilende. Der Richter leitet und vollstreckt, der Urtheiler findet die Entscheidung, jener fragt, stellt an, dieser weiset, findet (das Recht, das Urtheil). Ein altes Recht bestimmt, daß der Richter auf seinem Richterstuhl sitzen soll, als ein griesgrimmiger Löwe, den rechten Fuß über dem linken geschlagen, und wenn ihm die Sache nicht klar ist, so soll er sie hundert drei und zwanzig Mal überlegen. Das Gericht wurde nie anders als im Freien abgehalten, im schattigen Wald, an den sieben breiten Eichen, unter der Dorflinde oder an den drei Linden, auf der Brücke (Brückengericht), auf Bergen (Malberg), an dem schwarzen oder blauen Stein und seit Einführung des Christenthums auch vor der Kirche und auf dem Kirchhof[1].

Auch die sprachliche Seite unserer Literatur ist erst durch Jakob Grimm, den Begründer der historischen Grammatik, auf die rechten Grundlagen gestellt worden. Dieser eine Mann hat für die Sprachwissenschaft mehr geleistet als eine ganze französische oder italienische Akademie; mit staunenswerther Ausdauer hat er die Quadern der Gelehrsamkeit zu seinem Sprachenbauwerk zusammen geschleppt und aus hunderttausenden von Citaten den bindenden Mörtel dazu gestampft. Er hat zuerst die von dem Dänen Rask halb errathenen Gesetze der Lautverschiebung vollständig gefunden und dadurch die Verwandtschaft aller indo-germanischen Sprachen unwiderleglich nachgewiesen. Diese Lautverschiebung tritt bei den mutis, den B-, G- und D-Lauten ein. Nehmen wir die Ursprachen, Sanskrit, Griechisch, Latein, als die Grundlage, so sind das Gothische, das Niederdeutsche, das Englische und die nordischen Sprachen in die erste Lautverschiebung eingetreten, das Hochdeutsche in die zweite. Die Tafel der Lautverschiebung müßte eigentlich diese sein:

pelasgisch .	b, p, ph.	g, k, ch.	d, t, th
gothisch . .	p, ph, b.	k, ch, g.	t, th, d
althochdeutsch	ph, b, p.	ck, g, k.	th, d, t.

[1] J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer. Gött. 1828. 2. Aufl. 1854. — Desselben Weisthümer. Gött. 1840 ff. — Sammlungen von Rechtssprüchwörtern durch J. H. Hillebrand (Zürich 1858), Graff und Dietherr (Nördlingen 1864).

Mit Rücksicht aber auf einzelne Eigenthümlichkeiten des Lateinischen und auf das Schwanken besonders der Aspiraten entsteht folgende Tafel:

pelasgisch .	b, p, ph (f).	g, k (c), ch (h).	d, t, th (f).
gothisch . .	p, f, b.	k, h, g.	t, th, d.
althochdeutsch	ph, f, p.	ck, h, k.	z, d, t.

Diese eigenthümliche Erscheinung tritt natürlich vollständig nur an jenen Wortstämmen hervor, die schon ursprünglich all diesen Sprachen angehören; sie erscheint sodann regelmäßiger im Anlaut als im Inlaut, und endlich gibt es unter der Heeresschaar der Wörter auch Nachzügler, die in der Entwicklung zurückblieben. Auch muß schon hier bemerkt werden, daß das Mittelhochdeutsche und Neuhochdeutsche bei den P- und K-Lauten vielfach von der zweiten Lautverschiebung wieder zurück tritt. Beispiele können am besten dieses eigenthümliche Sprachgesetz darlegen.

Pelasgische Sprachen.		Erste Lautverschiebung.		Zweite Lautverschiebung.	
Griech.	Lat.	Gothisch.	Niederd.	Althochd.	Neuhochd.
κάνναβις	c*a*nna*b*is	*h*amp*r*	*h*anne*p*	*h*ano*f*	Hanf.
πατήρ	*p*ater	*f*adar	*v*ader	*f*atar	Vater.
φηγός	fagus	bôka	böke	puocha	Buche.
φέρω	fero	baira	bören	piru	(vgl.gebären)
—	flare	blêsan	blosen	plâsan	blasen.
γόνυ	genu	kniu	knie	chniu	Knie.
—	glubere	kliuban	klöwen	chliopan	—
—	vigilare	vakan	waken	wachên	wachen.
ἐγώ	ego	ik	ik, ek	ih	ich.
κάλαμος	calamus	—	halm	halam	Halm.
νύξ	noct —	nahts	nacht	naht	Nacht.
χαίνω	hio	altn. gîn	—	kinem	gähnen.
—	hoedus	gaitei	Gêt	keiz	Geiß.
Διός (Gen.)	deus, divus	Tius	altn. Tyr	Zio	—
δείκνομι	(in)dico	teiha	(Teken)	zeigôn	zeigen.
δέκα	decem	taihun	tiene	zehan	zehn.
δύο	duo	tvai	two, twe	zwo, zwa	zwei.
(sanskr. it)	id	ita	et	iz	es.
ἔδειν	edere	itan	eten	ezan	essen.
—	sedere	sitan	sitten	sizan	sitzen.
θήρ	fera	altn. dyr	dier	tior	T(h)ier.
θύρα	fores	daurô	dür	turi	T(h)ür.
—	fra*t*er	bro*th*ar	broder	pruo*d*ar	Bruder.
ὀδοντ —	dent —	tunthus	Tant	zand	Zahn.

Das ganze Gebiet der germanischen Sprachfamilie gliedert sich in folgender Weise:

1. Die gothische Sprache; in den geretteten Sprachdenkmälern besitzen wir eigentlich nur einen bestimmten Dialekt des Gothischen.

2. Die nordische Sprache, jetzt in Dänisch, Schwedisch und Norwegisch getheilt. Der isländische Dialekt hat sich aus dem Altnorwegischen entwickelt.

3. Die niederdeutsche Sprache, schon früh dreigliedrig:

a) Das Angelsächsische, die Sprache der nach Britannien gewanderten deutschen Stämme, in einer Reihe von Denkmälern vertreten, später mit anderen Elementen zum Englischen entwickelt.

b) Das Niederländische, in den nordwestlichen Niederungen Deutschlands einheimisch. Am verbreitetsten war einst das Friesische, das jetzt nur noch wie auf Sprachinseln in Nordfriesland, Helgoland, Saterland und in der niederländischen Provinz Westfriesland gesprochen wird; es hat alte Sprachelemente, darunter auch den Dual. Aus den südlicheren Mundarten erwuchs das Mittelniederländisch und aus diesem das Neuniederländisch (Holländisch, Vlämisch).

c) Das Platt- oder Niederdeutsche, die Mundarten des nördlichen Deutschlands umfassend. Altniederdeutsch ist der Heliand, Mittelniederdeutsch ist nur spärlich vertreten, das Neuplattdeutsch wird gegenwärtig wieder gepflegt.

4. Die oberdeutsche oder hochdeutsche Sprache; zu ihr stehen die Dialekte der süddeutschen und mitteldeutschen Gaue. Sie ist, wie die Lautverschiebung zeigt, allen anderen germanischen Sprachen und Mundarten um eine Stufe voraus geeilt. Als Dialekte können der alemannische (Schweiz, Elsaß, südliches Baden), der schwäbische (Mittelbaden, Würtemberg, Südwesten Bayerns), der pfälzische (Rheinbayern, badische Pfalz), der bayerische und der österreichische hervorgehoben werden.

Betrachten wir die oberdeutschen Sprachdenkmäler nach ihrer zeitlichen Reihenfolge, so gehören dieselben bis zum zwölften Jahrhundert dem Althochdeutschen an; es folgt bis zur Kirchenspaltung das Mittelhochdeutsche, und seitdem hat sich das Neuhochdeutsche zur Sprache der Gebildeten erhoben.

Zwischen den Gebieten der hochdeutschen und niederdeutschen Sprache zieht sich ein schmaler Gürtel vom Mittelrhein durch Kurhessen, Thüringen, Obersachsen nach Schlesien hin; hier herrscht eine Uebergangssprache, die man Mitteldeutsch nennen kann. In diese Uebergangssprache haben sich niederdeutsche Elemente eingelebt, und die zweite Lautverschiebung ist nur theilweise eingetreten. Bereits das Mittelalter bietet dieselbe Erscheinung, und es ist hauptsächlich ein Verdienst Franz Pfeiffer's, gegen die Lachmann'sche Schule die Existenz einer langen Reihe von

mitteldeutschen Sprachdenkmälern erwiesen und dieselben in guten Texten herausgegeben zu haben.

Will man von dieser Uebergangssprache absehen, so kann man mit dem Sprachforscher A. Schleicher eine Unterscheidung von Dassprachen und Datsprachen machen. „Wo man dat (det) hört, da ist die Mundart niederdeutsch, wo man das (des, dös) sagt, oberdeutsch." Eine ähnliche Bezeichnung mit einem humoristischen Anfluge hat bereits vor dreihundert Jahren der schweizerische Geschichtschreiber Tschudi gebraucht, er nennt ‚die Acher, Lütticher, Cölner vnd andere bygelegene völcker' Watländer, ihre Sprache ‚watlendisch' — ‚von wegen das sy mehrteyls kein s uß sprechen, was — wat, das — dat'[1].

Mit Karl dem Großen erhielten die fränkischen Mundarten am Main und Mittelrhein eine hervorragende Bedeutung. Die aus ihnen hervorgehende Karolingische Hofsprache mußte natürlich gegen die Dialekte noch weniger abgeschlossen sein als später das Mittelhochdeutsch, geschweige unser Neuhochdeutsch. Streifte die nordfränkische Mundart mit dem t für z schon an's Niederdeutsche, so die südfränkische an's Alemannische; der rheinfränkischen blieb das mittlere Gebiet, dessen Mittelpunkt etwa Mainz ist. Haben die Franken nun auch ihre Großmachtideen bis über den Oberrhein geltend gemacht, drangen auch ihre Vorposten bis tief ins Schwabenland, wirkten ihre Missionäre eifrig bis zum mittleren Neckar hinauf, so behauptete sich doch ihnen gegenüber, ausgehend von dem Kloster St. Gallen, der mächtige literarische Einfluß des alemannischen Elements. Mit den fränkischen Kaisern kamen dann im elften Jahrhundert die mittleren Dialekte wieder zu erhöhter Geltung[2].

Die germanischen Völker besaßen auch eine, freilich wohl selten gebrauchte, Buchstabenschrift. Für Orakel und Weissagungen wurde sie in der Art benutzt, daß man Zweigstückchen eines fruchtbaren Baumes — und dazu rechnete man besonders die Buche — mit gewissen Zeichen versah, sie auf's Gerathewohl über den Boden streute, alsdann auflas (daher unser Lesen) und aus den also zusammengestellten Zeichen ein Wort und einen Sinn herauszubringen suchte. Diese Schriftzeichen hießen Runen, und die verschiedenen Runen-Alphabete, die wir kennen, weichen in mehreren Beziehungen von den sonstigen Alphabeten ab. Jede Rune hat auch als Wort eine besondere Bedeu-

---

[1] A. Schleicher, die deutsche Sprache. Stuttg. 1860. — Tschudi, Rhetia. Basel 1538.

[2] J. Grimm, deutsche Grammatik. 4 Bde. Gött. 1822—37. — Dess. Gesch. der deutschen Sprache. Leipz. 1853. 3. Aufl. 1868. — Dess. Wörterbuch (noch unvollendet). — W. Scherer, zur Gesch. der deutschen Sprache. Berl. 1868.

tung z. B. A Eſche, B Birke, S Sonne u. ſ. w. Die Rune Tius oder Ziu wurde gern auf das Schwert gegraben, und wer ſich vor ſchädlichem Trunk wahren wollte, hatte das Zeichen des N, die Rune Noth, auf den Nagel des Fingers gezeichnet, mit dem er das dargebotene Trinkhorn ergriff. Auf Bechern, Ringen, beſonders auf Bracteaten d. i. dünnen, nur auf einer Seite ein Gepräge tragenden und mit einem Oehr zum Anhängen verſehenen goldenen Schauſtücken, hat man zahlreiche Runeninſchriften geleſen. Der Bucareſter Zauberring z. B. hat die Segensformel: ‚Glück, frei von Bedrängniß‘, ein Dannenberger Bracteat: ‚Reichlich ſatt mit gutem Ale‘ (Bier), das bei Tondern gefundene goldene Horn in 32 Runen die Inſchrift: ‚Die Holtinger (Holſteiner) Echlev und Aſtyr weiheten die zwei Hörner.‘ Im ſkandinaviſchen Norden wurden Runen noch bis ziemlich tief ins Mittelalter zu Steininſchriften benutzt, während ſie in Deutſchland begreiflicher Weiſe durch die Sendboten des Chriſtenthums mit ihrem römiſchen Alphabet verdrängt wurden[1].

II. Vorchriſtliches. Ulfila.

Nur einige von den alten Zauberſprüchen ſind der vertilgenden Hand entgangen. Zwei derſelben entdeckte Waitz im J. 1841 in der Bibliothek des Domcapitels zu Merſeburg; ſie mögen im neunten Jahrhundert aus dem Gedächtniß niedergeſchrieben ſein. Das erſte Stück ſoll als ein Zauber gebraucht werden, um die Fußverrenkung eines Pferdes zu heilen. Phol und Wodan fuhren zu Holz, da ward dem Balders Fohlen der Fuß verrenkt; Götter und Göttinnen: Sintgunt, Sunna, Freia, Volla, Wodan beginnen ihren Spruch: Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Glied ſollen zuſammengeleimt ſein. Durchaus ähnliche, aber ſchon chriſtianiſirte Heilſprüche wurden noch bis zum vorigen Jahrhundert gebraucht: ‚Jeſus ritt zur Haide; da ritt er das Bein ſeines Fohlens entzwei. Jeſus ſtieg ab und heilte es; er fügte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleiſch in Fleiſch, er legte darauf ein Blatt, daß es haften ſollte.‘ — Der zweite Merſeburger Zauberſpruch erwähnt die ſchlachtwaltenden weiſen Jungfrauen, die Idiſe der Mythologie; durch ihre Hülfe ſollen die Haftbanden eines Gefangenen zerſpringen und derſelbe den Feinden entfliehen. — Th. von Karajan hat zu Wien im J. 1858 zwei andere Beſchwörungsformeln herausgegeben, von

[1] W. Grimm, über deutſche Runen. Gött. 1821. — F. Dietrich in Pfeiffer's Germania. Bd. 10 u. 11. — G. Freytag, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit Bd. 1.

denen die erste, ein Zauberspruch, um die Hunde ‚im Walde, auf Wegen und Haiden' vor den Wölfen zu beschützen, bereits einen christlichen Anflug gewonnen hat. Ebenso ist es mit den Segensprüchen gegen den Wurm, zur Stillung des Bluts, den Reisesegen u. a., die sich in Grimm's Mythologie und in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie mitgetheilt finden. Einen Bienensegen, zwölf gereimte Zeilen aus dem 10. Jahrhundert, ebenfalls schon christlich gehalten, fand vor Kurzem Reifferscheid in einem Lorscher Codex der Vatikanischen Bibliothek. Dagegen stellt sich das von Zappert 1852 entdeckte Schlummerlied, ein Wiegenlied aus heidnischer Zeit mit Stabreim und zahlreichen Götternamen, das so großes Aufsehen machte und machen mußte, mehr und mehr als eine moderne Fälschung heraus; ähnlich wie schon vor längerer Zeit ein norddeutscher Gelehrter uns mit einem s. g. Gebet der alten heidnischen Sachsen an ihren heiligen großen Wodan bereichern oder vielmehr betrügen wollte. Die Zauber- und Segenssprüche trugen bei den Sachsen den Namen galdor (pl. galdru), der sie Vortragende hieß galdari, das Vermögen zu zaubern galdorcraft, Alles von dem Zeitworte galan, gôl singen, von dem auch unser Nachtigall stammt. — Sicherlich fanden sich bereits in heidnischer Zeit auch Räthsellieder vor; das Finden und Binden des Dunkeln gilt als ein Hauptmerkmal guter Dichtung, Räthsel heißt althochdeutsch tunchal, tunchlî (Dunkel). Und von Spottversen, die auf der einen Seite der Wanderer, auf der andern der Ferge sangen, spricht Ausonius in seinem Gedicht Mosella.

Drei uns erhaltene Gedichte der Heldensage führen in die vorchristliche Zeit hinein. Das erste von Walther und Hildegund, ganz offenbar nach alten Volksgesängen von einem Mönch in lateinische Verse gebracht, wird seines Inhalts wegen später ausführlicher zu besprechen sein. Die Sage von dem Jütenkönig Beowulf ist in angelsächsischer Sprache abgefaßt und gehört insofern mehr der englischen Literatur an. Das Gedicht ist großartig-wild durch die Schilderung der Schlachten und Schwertkämpfe, wie sie Beowulf z. B. mit dem fürchterlichen Seeungeheuer Grendel und dessen Mutter zu bestehen hatte. Dem herrlichen Denkmal, das die Sachsen mit aus der nordischen Heimat hinüber nahmen, das für die Auffassung altgermanischer Dichtkunst und Sitten sehr wichtig ist, wendet sich seit einiger Zeit die wohlverdiente Aufmerksamkeit zu. Seit Ettmüller hat sich Grein, sodann Leo's Schüler Moritz Heyne um die Erklärung Verdienste erworben[1].

Das dritte nur bruchstückweise erhaltene Gedicht ist das Hilde-

[1] Im Original herausg. v. M. Heyne. Paderb. 1863. von Grein. Cassel 1867. Uebersetzung von demselben, ebenda, und von Volmer im Nürnberger Album.

brandslied, eines der wichtigsten Denkmale aus vorchristlicher Zeit, freilich auch erst später, wohl im neunten Jahrhundert, aufgezeichnet. Im Kloster Fulda fanden sich die Fragmente vor; die erste und letzte Seite eines kirchlichen Manuscripts sind zum Niederschreiben benutzt. Da die Handschrift auf zwei Schreiber hinzudeuten scheint, so mag die Vermuthung Vilmar's nicht ganz unwahrscheinlich sein, daß zwei Mönche des Klosters ihre Mußestunden benutzt haben, um die alten Stabreime, deren sie sich aus ihrem früheren Welt- oder Kriegerleben noch entsannen, abwechselnd niederzuschreiben. Seit W. Grimm (und neuerdings wiederum Grein) das Facsimile der Handschrift veröffentlichte, hat sich ein reger Eifer der Untersuchung und Deutung dem Gedichte zugewandt. Man glaubte mit Bestimmtheit Lücken und Auslassungen nachweisen zu können; jedenfalls fehlt der Schluß. ‚Ich hörte das sagen', so beginnt ächt episch das Gedicht, ‚daß sich forderten zu einem Zweikampf Hildibrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren. Hildibrand, er war der klügere Mann, begann da zu fragen, wer seines Gegners Vater sei. Da sagte Hadubrand: das sagten mir unsere Leute, alte und kluge, daß Hildibrand hieß mein Vater. Vordem zog er ostwärts vor Otacher's Neid, von hinnen mit Theoderich und seiner Degen vielen; daheim ließ er seine Frau und ein unerwachsenes Kind.' Da erkannte Hildibrand, daß er hier gegen den eigenen Sohn kämpfen solle, und bot Geschenke, gewundene Spangen, um dem Kampfe auszuweichen. Umsonst — der Sohn hält den Gegner für einen Betrüger: ‚Das sagten mir Seefahrende westwärts über den Wendelsee (Vandalensee = Mittelmeer), die Schlacht habe Hildibrand, Heribrand's Sohn, hinweggenommen.' Wehe, rief da Hildibrand, weil er sein eigenes Kind mit breitem Schwerte hauen sollte. Und so begann der Kampf; sie warfen ihre Eschen gegen einander; dann schritten sie zusammen, die Steinärte erklangen, die weißen Schilde wurden zerhauen. — Hier bricht das Gedicht ab. Den Ausgang des verwandtenmörderischen Kampfes zeigt uns eine weit spätere Fassung der Sage in Kaspar von der Roen's Heldenbuch, das uns nachher begegnen wird. Der Vater überwindet den Sohn und kehrt mit ihm zu der so lange verwittibten Mutter zurück [1].

Die ältesten germanischen Gedichte kennen den Reim als fassenden Rahmen des Verses noch nicht; statt desselben haben sie die Alliteration oder den Stabreim. Selbst in den lateinischen Hexametern des

[1] Grimm's Schrift über das Hildibrandslied erschien Göttingen 1830, die von Grein das. 1858. — Diese und die noch zu besprechenden altdeutschen Stücke (mit Ausnahme des Heliand und Otfried) finden sich in genauen Texten und mit reichlichen Anmerkungen in den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh. herausg. v. Müllenhoff und Scherer. Berl. 1864.

Walther will ein geschickter Forscher noch die übrig gebliebenen Spuren des Stabreims erkennen. Während die Griechen und in ihrer Nachahmung die classischen Dichter der Römer in der Quantität und der dadurch ermöglichten festen Abwechslung zwischen langen und kurzen Sylben die äußere Form der Poesie fanden, ruht unser Versbau noch jetzt auf der Betonung des Bedeutenden sowohl im Wort als im Satz. Und doch ist dies Gefühl für das eigentlich Bedeutsame im Verse bei uns durch die Nachahmung der alten classischen Versfüße einigermaßen zurückgedrängt. Viel lebendiger mußte es in unserer Ursprache mit ihren kräftigen Lauten, mit ihrer Gedrungenheit des Ausdrucks hervortreten. Man lese folgende Verse aus dem später zu besprechenden Heliand:

Erzählen mag ich euch, welche Zeichen zuvor
Wundersam werden, ehe er in diese Welt kommt
Am mächtigen Tage. Das wird am Monde kund
Und so an der Sonne. Sie schwärzen sich beide
Von Finsterniß befangen, die Sterne fallen,
Die schimmernden Himmelslichter, die Erde schüttert,
Die breite Welt erbebt. Solcher Zeichen bieten sich viel,
Die große See ergrimmt, der tiefe Golfstrom des Meers
Wirkt in seinen Wogen den Erdenwohnern Grausen.
Dann erstarren die Sterblichen vor des Sturmes Zwang
Alles Volk vor Furcht. Dann ist nirgends Friede,
Waffenkampf wird weit über diese Welt
Heißgrimm erhoben, die Herrschaft breitet
Volk über Volk, die Fürsten befehden sich
In mächtiger Heerfahrt, die Menge erliegt
Im offenen Allkrieg.

Diese kurze Probe mag uns das Eigenthümliche und zugleich die großartige Wirkung des Stabreims zeigen, zugleich aber werden wir gestehen müssen, daß die meisten neueren Nachbildungen durchaus verfehlt sind, wie es denn überhaupt ein unglücklicher Gedanke sein würde, diese alte Versform bei so entschiedener Aenderung der Sprache zurückzuführen. Aus dem mitgetheilten Bruchstück ersieht man sofort, daß die hervorragenden Wörter des Verses einen bestimmten Consonanten als Anlaut drei oder viermal wiederkehren lassen. Der Versbau ruht auf diesen Wörtern mit ihrem aufeinander hinweisenden, also verknüpfenden Laut. Den Stabreim hält unsere Sprache in einer Reihe von altüberlieferten Ausdrücken noch immer fest. Wohl und Wehe, Mann und Maus, Stock und Stein, Haut und Haar, Haus und Hof, Kind und Kegel, Nacht und Nebel, und andere in ihrer Zusammengehörigkeit vererbte Ausdrücke zeigen solche Alliteration. Das altdeutsche Recht zeigt eine ganze Reihe von alliterirenden Formeln: Erb und Eigen, Bausch und Bogen, Fleisch und Fisch, Gras und Grein, Gift und Gabe,

Mann und Mage, Mein und Mord, Zaun und Zimmer, erblich und ewiglich, gäng und gäbe, huldig und hörig, minder oder mehr, haben und halten, besteckt und besteinet, es fließe oder fliege, leibe oder lebe u. s. w. Es läßt sich annehmen, daß bei dem Vortrag des Gedichts der Stabreim musikalisch unterstützt, vielleicht auch von den Zuhörern durch Einstimmen gekräftigt wurde; ja es wäre wohl denkbar, daß das von Tacitus erwähnte Hineinrufen in die hohlen Schilde bei den Kriegsgesängen eben das Hervorheben des fast tactmäßig einherschreitenden Stabreims war. So enge war der Stabreim mit den alten Götter- und Heldenliedern, überhaupt mit der vorchristlichen Poesie verbunden, daß er selbst etwas Heidnisches in seinem Wesen zu haben schien und deßhalb alsbald nach Einführung des Christenthums, wohl hauptsächlich auf Betreiben der theilweise fremdländischen Missionäre, verbannt wurde.

Neben der Heldensage muß sich schon sehr früh, begünstigt durch das Wald- und Jagdleben unserer Vorfahren, eine Thiersage gebildet und verbreitet haben. Inmitten der Thierwelt steht der ‚kluge Rathgeber', Reginhard der Fuchs, ein Name, dessen Abstammung und Bedeutung bereits im neunten Jahrhundert verdunkelt war, der aber bei den Franken unter Verdrängung des lateinischen vulpes zum Gattungsnamen wurde. Der Ausländer Nobel hat noch nicht den Königsthron eingenommen; in den deutschen Wäldern waltete wie ein deutscher Heerkönig der braune Bär. —

Die an den Marken des römischen Reiches wohnenden Gothen hatten frühzeitig von ihren byzantinischen Nachbarn die christliche Lehre angenommen. Dem Westgothen-Bischof Ulfila (Vulfila) verdanken wir das älteste Denkmal deutscher Sprache, das uns mit einem Male in das vierte Jahrhundert zurückführt und wie das Volk, dessen Mundart es redet, die merkwürdigsten Wanderungen gemacht hat. Nach übereinstimmenden Nachrichten der Geschichtschreiber hat Ulfila zu dem Verdienste, den christlichen Glauben unter seinem Volke ausgebreitet zu haben, noch das andere eben so große gefügt, den Gothen eine genaue Uebersetzung der hl. Schriften geboten zu haben, nachdem er zu diesem Zweck erst auch noch ein Alphabet geschaffen. Die Notizen, welche G. Waitz auf der Pariser Bibliothek entdeckte und mit Erläuterungen herausgab, ergänzen unsere Kenntnisse von dem merkwürdigen Mann. Um das Jahr 318 geboren, kann er natürlich nicht, wie man früher wohl annahm, am Nicäer Concil Theil genommen haben. Wahrscheinlich wird es, daß er von griechischen Vorfahren abstammte, die bei einem Streifzuge der Gothen unter Valerian als Gefangene fortgeführt waren. So gehörte denn Ulfila beiden Nationen an, und sich dem geistlichen Stande zuwendend, ward er im dreißigsten Lebensjahre zum Bischof geweiht.

Eine gegen die gothischen Christen ausbrechende Verfolgung drängte ihn mit einem Theil des westgothischen Volkes über die Donau; der Kaiser gab den Flüchtlingen Wohnsitze zwischen der Donau und dem Hämus (355). Hier hielt er treu mit seiner Schaar aus, die als ein armes und schwaches Volk im Vergleich zu den jenseits der Donau Gebliebenen bezeichnet wird. Doch noch einmal kam er über den Strom zurück, um Frieden zwischen Athanarich und Fridigern zu stiften; dießmal gewann er Fridigern mit seinem Heereshaufen für das Christenthum. Er starb auf einer Reise nach Konstantinopel (388), wo in der arianischen Sache ein Concil gehalten werden sollte.

Ulfila's Leben fällt also in jene Zeit, da bei den Gothen Heidenthum und Christenthum noch im Kampfe lagen; Ulfila hat den Sieg des letzteren entscheiden helfen; aber die Strömung der Zeit und die Nachbarschaft hat ihn dem Arianismus in die Arme geworfen. Arianisch klingt das von ihm hinterlassene Glaubensbekenntniß. Hätten wir ihn als Theologen zu betrachten, wir würden für seine Mäßigung und reine Gesinnung auch im Irrthum Manches geltend machen können, besonders auch die Thatsache, daß er nicht wie viele Arianer seiner Zeit die hl. Schrift verdreht und verfälscht hat, was ihm doch vor allen Andern hätte gelingen müssen; denn Ulfila darf die von ihm herrührende Bibelübersetzung bis auf die Schriftzüge sein eigen nennen. Während er in drei Sprachen, der griechischen, lateinischen und gothischen, das Christenthum predigte, hat er einem unter Beiziehung der alten deutschen Runen neu geschaffenen gothischen Alphabet seine Bibelübersetzung anvertraut. Nur eine einzige Stelle (Phil. 2, 6) könnte arianische Sympathien verrathen. Charakteristisch ist die Mittheilung, daß Ulfila nach und nach die ganze hl. Schrift für sein Volk übersetzt habe mit Ausschluß von den Büchern der Könige, damit das ohnehin kriegerisch gesinnte Volk in denselben nicht etwa neuen Reiz zum Kriege und Rechtfertigung der Kriegeslust finde. Ost- und Westgothen haben auf ihren späteren Wanderungen wie ein Nationalheiligthum die Bibel ihres großen Stammgenossen mitgeführt. Zu den schwierigen Büchern scheint bereits Ulfila einen Commentar geschrieben zu haben.

Die gewaltigen gothischen Reiche waren bereits dem Andrang der Feinde erlegen, die kräftigen Kriegsmänner meist vertilgt, da dauerten noch die Spuren ihres Auftretens in Gesetz und Recht fort, die Sprache blieb bis zum neunten Jahrhundert verstanden, gothische Namen traten noch lange in Spanien und dem einst von den Westgothen beherrschten Theil von Gallien auf. Walafried Strabo hat noch Kenntniß von der gothischen Bibelversion. Von da ab verschwindet ihr Andenken, bis im sechszehnten Jahrhundert Antonius Morillon, Secretär des berühmten Cardinals Granvella, in der Abtei Werden an der Ruhr die kostbare

Handschrift der Evangelien auffand, die auf purpurgefärbtem Pergament mit Silbertinte geschrieben den Namen codex argenteus führt und wohl einst ein theurer Besitz eines gothischen Fürsten gewesen sein mag. Wie und wann das Kloster des hl. Liudger, welches bis an den Abschluß des achten Jahrhunderts reicht, diese wahrscheinlich noch aus dem fünften Jahrhundert stammende Handschrift erworben, ist unbekannt geblieben. Aber kaum war sie aus der Dunkelheit hervorgezogen, da begann für sie die Zeit der Wanderung. Bereits vor dem dreißigjährigen Krieg war sie in Prag; der Schwede Königsmark brachte sie nach Eroberung der kleinen Seite von Prag im Jahre 1648 als Kriegsbeute nach Schweden, wo sie auf der Universitätsbibliothek von Upsala angestaunt wurde. Auf einmal findet sich die Handschrift im Besitz des niederländischen Gelehrten Vossius, aus dessen Nachlaß der Graf de la Gardie sie wieder für Upsala erwarb und mit massivem Silbereinband ausstattete. So ruht sie denn bei den Schweden und Gothen. — Das Fragment eines zweiten Codex (Carolinus genannt) in vier Folioseiten langte als Geschenk des Herzogs Anton Ulrich im Jahre 1699 in Wolfenbüttel an und enthält einen Theil des Römerbriefs. Die Codices Ambrosiani wurden in fünf Fragmenten von Angelo Mai und Graf Castiglioni auf der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand 1819 aufgefunden; sie stammen, wie auch die Wolfenbüttler Fragmente, aus dem lombardischen Kloster Bobbio und geben besonders Stücke aus den Paulinischen Briefen und einiges Wenige aus dem alten Testament. Von den zahlreichen Ausgaben seit Franz Junius (1665) seien hier nur die von Gabelentz und Löbe (Leipzig 1836), die Handausgabe von Stamm (Paderb. 1862), vor allen aber die äußerst genaue von Uppström (Upsala 1854) genannt. Uppström hat auch die aus dem silbernen Codex ausgeschnittenen Blätter von dem Thäter oder wissentlichen Besitzer wieder erworben und als Nachtrag zu seiner Ausgabe erscheinen lassen. Die kritische Reinigung der italischen Texte ist durch den Tod des Gelehrten († 1865) unterbrochen worden. Ein Fragment von einer Erklärung des Johannesevangeliums hat Maßmann nach einer Wiener Handschrift herausgegeben.

Wir haben in diesen kostbaren Ueberbleibseln aus der grauen Vorzeit unserer Nation allerdings nur einen Ast von dem großen altgermanischen Sprachbaum vor uns, entsprossen jedoch aus denselben Wurzeln, abzweigend von demselben Stamm, deren Gipfel unser Hochdeutsch bildet. Und diese an Umfang freilich nur geringen Reste lassen uns schon den eigenthümlichen Wortreichthum, das Gedrungene des Ausdrucks, die Regelmäßigkeit des grammatischen Baues und die Würde und Kraft der Bezeichnungen vor das forschende Auge treten. Wir aber wollen von dem edlen Stamme der Gothen, der in Italien einen so

harten Todeskampf gerungen hat, daß selbst Prokopius, der Fremde und Feind, ihn mit weinenden Augen erzählt, — wir wollen uns von ihm nicht trennen, ohne zu bemerken, daß er auch an Heldenliedern reich war. Jornandes, der Geschichtschreiber der Gothen (551), erzählt von alten Liedern über die Wanderzüge seines Volkes und stützt sein eigenes Werk auf Heldenlieder, er berichtet, wie in der Schlacht bei Chalons (451) die Gothen ihren gefallenen Heldenkönig unter Gesängen von der Wahlstatt trugen und unter Klageliedern bestatteten. Sie hatten Harfensänger, die das Lied begleiteten, und Theodorich der Große sandte einmal dem Franken Chlodwig einen solchen zu. Auch Fürsten übten diese Kunst, wie wir an dem Vandalenkönig Gelimer sehen, der auf dem Felsen Pappua eingeschlossen sich drei Stücke erbat: ein Brot zur Stillung seines Hungers, einen Schwamm zum Trocknen seiner thränengeschwollenen Augen und eine Harfe, um zu ihr das Lied zu singen, das er selbst auf sein Elend gemacht hatte.

III. Altchristliches. Heliand. Otfried.

Den Gothen folgten in der Annahme des Christenthums die übrigen deutschen Völkerschaften: Vandalen, Burgunder, Franken; am spätesten die vom Strome der Völkerwanderung wenig oder gar nicht berührten Hessen, Sachsen und Friesen. Daß diese in der Heimat verbliebenen Volksstämme der neuen Lehre anhaltend und heftig widerstrebten, erklärt sich daraus, daß die ausgewanderten Völkerschaften die Bildung und christliche Gesittung von den unterjochten Romanen angenommen hatten und eben dadurch ihren heimgebliebenen Brüdern fremd, ja feindlich geworden waren. Christenthum und Frankenherrschaft erschien den Sachsen und Friesen gleichbedeutend. Wie Fremdlinge und Feinde erschienen ihnen daher die Glaubensboten, Franken und Angeln, die eine fremde verhaßte Sprache für den Gottesdienst und neue ungewohnte Gebräuche für das Leben mit sich führten. Und die alten Ueberlieferungen sollten abgebrochen werden, der bisherige religiöse Glaube zum Mythus und Märchen zerstäuben, die holden Gottheiten zu Unholden sich gestalten. Es ist rührend, wie alte Sagen das Fortschreiten der Christuslehre und den Abzug des Heidenthums darstellen. Wo die Kirchenglocke läutet, da fürchten sich die alten Geister der Landschaft, die Riesen auf den Felshäuptern rufen einander über die Thäler zu, daß ihres Bleibens nicht mehr sei in der Gegend, der Wassernix weint bitterlich, wenn Christenkinder ihm sagen, daß er bei all seinem schönen Gesang doch nicht selig werden könne, der Fährmann am Ufer wird in der Nacht geweckt, und feine Stimmchen der Zwerge verlangen Ueberfahrt in das

fremde Land, er sieht die Kleinen nicht, aber er hört ihre traurige Klage, daß der Glockenklang des neuen Glaubens sie verscheuche.

Der Geistlichkeit waren die dem Christenthum gewonnenen Deutschen in Beziehung auf Unterricht, Wissenschaft, Kunst und Sitte anheimgegeben. Klöster wurden wie Colonien in die erkämpften Landstriche gepflanzt; von ihnen aus gingen wie Radien die Strömungen der Cultur; Klosterschulen zogen nicht bloß den nöthigen Nachwuchs des Mönchthums aus dem Volke selbst heran, sondern boten auch dem Weltklerus die Bildungsstätten, dem Volke den Jugendunterricht. Wie sehr auch die Geistlichkeit durch ihren Bildungsgang und die Schätze der kirchlichen Literatur sowie durch den Gottesdienst auf die lateinische Sprache hingewiesen war, so forderte doch auch bei ihr Alles gebieterisch die Kenntniß der Volkssprache. Der Unterricht in den Lehren des Christenthums, die Aufnahme der Katechumenen, die Unterweisung der Jugend sind anders nicht denkbar; die herrlichen Gebete und Hymnen der Liturgie durften auch für den Laien kein verschlossenes Buch bleiben; das kirchliche Predigtamt, die Verwaltung des Bußsacraments konnten der Volkssprache nicht entrathen. Daß nach dieser Seite hin für die Bedürfnisse eines zu christianisirenden Volkes vielleicht zu wenig geschah, daß heidnische Gebräuche, Sitten, ja selbst heidnischer Gottesdienst an Quellen und in Wäldern fortgeführt wurden, daß Kleriker dem heidnischen Aberglauben nachgaben (Adalbert, Clemens), das ergibt sich besonders aus den Briefen des eifrigen Bonifazius. Mit furchtbarem Ernst und eiserner Strenge trat Karl der Große auf; er war der Mann, um den so oft verkündeten kirchlichen Canones gegen das deutsche Heidenthum den erforderlichen Nachdruck zu geben, aber auch der Mann, um den Klerus zur Erfüllung seiner Pflichten in Hinsicht auf Erziehung des Volkes zu drängen. Zu diesem Zwecke mußte der Klerus selbst zum Theil erst mit der Volkssprache vertraut gemacht und das Volk mit den nöthigen Formularien versehen werden. Was uns nach dieser Richtung hin, allerdings vielfach nur fragmentarisch, erhalten und durch den Sammelfleiß W. Grimms, Hoffmanns, Graffs, Maßmanns, Hattemers u. A. zugänglich geworden ist, das hat natürlich, selbst die Umdichtungen lateinischer Hymnen nicht ausgenommen, keinen dichterischen Werth, aber die große Wichtigkeit altersgrauer, selbst in ihrer Dunkelheit Licht bringender Denkmäler.

Da sind zunächst deutsch-lateinische *Wörterbücher*, die Wörter des täglichen Lebens zum häuslichen Gebrauch enthaltend; daneben lateinisch-deutsche *Vocabularien*, vielleicht für reisende Kleriker bestimmt; *Glossen*, an den Rand lateinischer Autoren zur Erklärung gesetzt. Solche Glossen werden auf die Namen eines *Kero*, der auch die Benediktinerregel in's Deutsche übersetzte, eines *Rhabanus Maurus*, des berühmten Abtes zu Fulda, um den sich seit 804 viele wiß-

begierige Jünglinge schaarten und dann die Liebe und das Studium deutscher Sprache und Literatur auch in andere Klöster verpflanzten, sodann eines Bischofs Salomon zu Konstanz (920, Salomonische Glossen) zurückgeführt.

Schon die Statuten des hl. Bonifazius schreiben bei der Spendung der Taufe den theilweisen Gebrauch der deutschen Sprache vor, damit man wisse, wem man entsage und was man zu glauben bekenne. Der Täufling widersagt gemäß den Fragen des Taufenden — abrenuntiatio, — er bekennt danach seinen Glauben — confessio, — dann wurde noch vielfach von Seiten des Taufenden eine Anrede an den Täufling, die Pathen und die Umstehenden gehalten, — exhortatio ad plebem christianam — daß sie das Gebet des Herrn und das apostolische Glaubensbekenntniß fleißig lernen, daß insbesondere der Pathe seinen geistlichen Sohn (‚Filleol, Fillol') im Glauben unterrichten sollte. Formulare dieser Culthandlungen sind uns erhalten; die Abschwörungsformeln für die alten Sachsen bezeichnen als Mächte, denen entsagt werden soll, ausdrücklich Wodan, Donar, Sachsnot ‚und all' die Teufel, die ihre Genossen sind'.

Ein Edict Karls des Großen vom Jahre 789 machte den Bischöfen und Priestern eifrige Predigt zur Pflicht und stellte ihnen als Thema dafür das Vaterunser, das apostolische und athanasianische Glaubensbekenntniß und ein dem Galaterbrief entnommenes Sündenverzeichniß. Jetzt entstanden Musterpredigten und Blumenlesen aus den Kirchenvätern; im Kloster Weißenburg kam ein ganzer Katechismus zu Stande, der alle im Edict aufgezählten Stücke umfaßte. Liudger entschied durch deutsche Predigt die Bekehrung der Friesen. Beichtformeln enthalten eine Aufzählung der Sündengattungen und gehen dann wohl in ein Beichtgebet über. Das Evangelium Matthäi wurde in trefflicher Weise übersetzt, aus Isidors Werk ‚gegen die Juden' das erste Buch ‚von der Geburt des Herrn' übertragen; ein Traktat von der Berufung aller Völker zum Christenthum erinnert die Deutschen an die ihnen als Heidenchristen zu Theil gewordene Ehre. Eine Verordnung vom Jahre 794 nimmt die deutsche Sprache in Schutz gegen das Vorurtheil, sie sei zum Gebete weniger geeignet als die lateinische, griechische und hebräische. Daraus läßt sich auf das Vorhandensein oder die Entstehung deutscher Gebete ein Schluß machen. Diese Gebete, aus freiem Herzen ergossen, nehmen sofort poetische Formen an. Ein kurzes, von Maßmann edirtes (‚Truhtin god, thu mir hilp', Herre Gott, du hilf mir!) spricht in Innigkeit des Herzens die nächstliegenden Bitten aus. Von größerem Interesse ist das Wessobrunner Gebet, also genannt nach seinem Fundort, dem bayerischen Kloster Wessobrunn. Es gibt eine Art von Kosmogonie: ‚Das hörte ich als der Weisheiten größte, da die Erde

nicht war, noch der Himmel, noch Baum, noch Berg, noch Quell, da die Sonne nicht schien, der Mond nicht leuchtete, noch der Meersee, da nichts da war, Ende noch Grenze, da war der eine allmächtige Gott'. Dieser allmächtige Gott wird nach heidnischer Weise noch der mildeste Mann (‚manno miltisto') genannt. — Eine Interlinear-Version von 26 lateinischen Hymnen hat J. Grimm herausgegeben; sie können wegen ihres sklavischen Anschließens an den lateinischen Text sicherlich nicht als Kirchenlieder gedient haben und sollten wohl nur das Verständniß vermitteln. — Wie das Wessobrunner Gebet alliterirt ein Gedicht vom Untergang der Welt, das J. Schmeller unter dem Titel Muspilli herausgegeben hat. Dieses, auch im Heliand wiederkehrende Wort bezeichnete im germanischen Heidenthum den Weltbrand. Das Gedicht führt in ungemein kräftigen Zügen aus, wie Elias mit Himmelsgewalt gegen den Antichrist streitet, der bei dem Altfeinde, dem Satanas, steht; wenn Elias' Blut auf die Erde träufelt, dann brennen die Berge, dann vertrocknen die Gewässer, der Mond fällt hernieder, der Mittelgarten brennt; Keiner mag dem Andern helfen vor dem Muspilli. Dann erschallt das himmlische Horn, ruft Lebende und Todte zu der Malstätte; Engel fahren über die Erde, wecken die Todten und weisen sie zu dem Thing. Engel bringen die Gerechten in den Himmel, da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsterniß, Seligkeit ohne Sorgen, da ist Niemand siech. Aber in der Hölle beut der Satan des Peches Pein, heiße Lauge. Das ist ein schrecklich Ding, daß der Mensch auf Gott harrt und ihm Hülfe nicht kommt.

Es wird hier sichtbar, wie für alle wesentlichen Begriffe des Christenthums erst deutsche Worte gefunden werden mußten. Diese wurden zum Theil aus den liturgischen Büchern einfach herüber genommen (wie Teufel, Engel), hie und da mochte das Angelsächsische aushelfen (Heiland), nicht selten, wie wir im Vorhergehenden sahen, blieben die alten einheimischen Bezeichnungen (Hölle, Muspille, Mittelgarten). In einem einzelnen Falle wandte man zuweilen zwei, selbst alle drei Methoden an, um die neuen Begriffe einzuführen[1].

Indem wir im Vorbeigehen den in den meisten Geschichtsbüchern aufgeführten Eid der Könige und Völker, bei Straßburg im Jahre 842 geschworen (‚In godes minna' etc.), erwähnen, wenden wir uns zu dem ersten christlichen Hauptgedicht.

---

[1] Zum Vorhergehenden unter andern: Maßmann, die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom 8.— 12. Jahrhundert. Quedlinburg 1839. — Graff, althochdeutscher Sprachschatz. — Haupt's Zeitschrift. — Geistreiche, aber gewagte Combinationen enthält das Schriftchen von W. Scherer: „Ueber den Ursprung der deutschen Literatur". Berl. 1864. — R. v. Raumer, Einwirkung des Christenthums auf die althochd. Sprache. Stuttg. 1845.

Was im vorigen Jahrhundert Klopstock mit allem Aufwand seines Genius versuchte, aber nicht zu Stande brachte, das christliche Epos zu dichten, das ist vor tausend Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen. Wollte man noch ferner die banale Phrase aussprechen, die Bekehrung der Sachsen durch Karl den Großen habe wegen ihrer theilweisen Gewaltthätigkeit nur eine oberflächliche Annahme des Christenthums erzielt, das Gedicht ‚Heliand' würde zur Widerlegung ausreichen. Es sind nicht die bekehrenden Mönche, die christliche Ideen oder Legenden in selbstgeschaffenen Versen vortragen; es ist das Volk selbst, genährt an seinen alten Sagen, eindringend in die neu gebotenen Wahrheiten, das sofort das Leben des höchsten Helden, des göttlichen Friedenskindes, episch zu gestalten versucht. Nach einer Dichtersage hat Ludwig der Fromme einen Sachsen, der von seinen Landsleuten für einen edlen Seher gehalten wurde, beauftragt, das alte und neue Testament deutsch zu singen. In ächt epischer Art werden hier keine künstlichen Mittel zugezogen, nicht durch eigene Zuthaten der Erzählung Gang zurecht gemacht, nicht durch Hinzuziehung neuer, der Geschichte fremder Persönlichkeiten oder Verdichtung himmlischer und höllischer Geister in Klopstocks Manier das Interesse getheilt und der Eindruck abgeschwächt, sondern hier wird erzählt nach dem Berichte jener vier Männer, ‚denen der waltende Gott weise Worte verliehen und großes Wissen, daß sie erheben möchten mit heiligen Stimmen die gute Gotteskunde', jener Vier, die da ‚sollten setzen und singen und gründlich sagen, was sie von Christi Kraft der großen gesehen und gehört.' Das ist also eine viel gute Märe, die untrügliche Sage von dem göttlichen Helden, der Frieden und Versöhnung allen seinen Getreuen, seinem ‚Gesinde', brachte. Was aber bei dem engen Anlehnen an der Evangelisten Bericht noch möglich war, das hat der sächsische Sänger geleistet; deutsches Blut und Leben hat er seinem immerhin fremden Stoff eingegossen; es ist in Wahrheit der Sachsen Heiland, der uns vorgeführt wird. Christus erscheint als der Herrscher der Völker, der Allwaltende, umgeben von seinen getreuen Schwertdegen, geboren zu jener Zeit, als ‚Gott den Römerleuten der Reiche größtes lieh, als er ihrem Heergeleit das Herz gestärkt hatte, daß sie Zins zu zahlen alle Völker zwangen.' Voraus geht ihm als Gottes Amtmann Johannes, der Erbwart des edlen Priesters, diesem verheißen im Weihthum des Herrn und gegen den Willen der Gesippten, der Edelgeborenen, also genannt. Und als nun ‚Bann und Botschaft von Octavian kam, dem mächtgen Mann so weit seine Herzoge über all' den Landen der Leute gewalteten, daß ihre Mahlstatt suchen sollten die Männer, da begaben sich Joseph und Maria in die Burg zu Bethlehem, wo der Menschen Mundherr geboren wurde. Die erste Kunde wurde den hütenden Hirten, die bei den Rossen hielten, daß Christ, der

Allwaltende, in diesem Mittelgarten erschienen sei. Und als Gottes eigen Kind zu sammeln begann begleitende Jünger, wortweise Helden, da traten unter sein Gesinde Petrus und Andreas und verließen Netze und genagelte Schiffe, da kam von der Kaufstätte Matthäus und gab Gold und Silber auf und theure Kleinode. Noch andere winkte er vor der Bergpredigt zu sich, um in Gefolgschaft ihm zu dienen, und

‚Die Zwölfe gingen mit ihm,
Die Recken, zur Versammlung, wo er zu Rathe saß,
Der Menge Mundherr.‘

Und nun beginnt der Landeshirt manch sinnvolles Wort zu lehren, preist selig, die nach Gerechtigkeit streben, die Menschen nicht täuschen am Mahlstein, selig die Friedfertigen, die nicht Fehde stiften, selig, die von Mächtigen Haß und Harmrede dulden; er lehrt beten und den Feind lieben. Dann sendet er aus seine Getreuen,

‚Eure Fahrt dann lenket über die Lande hin,
Ueber die weite Welt, wie die Wege führen,
Breite Burgstraßen.‘
‚Nach dreien Nächten dann ging der Völker Herr
Nach Galiläa, wo zum Gastmahl war
Gebeten Gottes Geborener. Eine Braut war zu geben,
Eine minnigliche Magd. — Wonne war da viel,
In Lusten sah man die Leute beisammen,
Gutgemuthe Gäste. Umher gingen Diener,
Schenken mit Schalen, trugen schieren Wein
In Krügen und Kannen.‘

Und als später der Geborenen Größter in Jerusalem seinen Einzug hält, da lobt den Landeswart der Leute Menge mit heiligen Worten:

‚Die Burg kam in Aufruhr,
Das Volk war in Fürchten und fragt' alsbald,
Wer es wär, der da käme mit kräftiger Schaar,
Mit der mächtigen Menge. Da gab ein Mann zur Antwort,
Daß da Jesus Christ von Galiläaland,
Von Nazarethburg, der Nothhelfer käme,
Der weise Wahrsager, zu wenden die Noth.‘

Mit ächter deutscher Mannestreue stehen die Zwölfboten dem Herrn zur Seite. Als Christus zur Erweckung des Lazarus wieder über den Jordan gehen will, erhebt sich Thomas, der treffliche Mann:

‚Tadeln wir sein Thun nicht, sprach der theure Degen,
Oder wehren seinem Willen, sondern weilen bei ihm,
Dulden mit dem Dienstherrn, das ist des Degens Ruhm,
Daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe
Und standhaft mit ihm sterbe. Stehen wir all ihm bei,
Folgen seiner Fahrt.‘

Eine andere Scene, Judas mit seinen Meingedanken:

‚Da entging ihm die Gotteskraft, Gramgeister fuhren
In seinen Leichnam, leidige Wichte,
Satanas selber umschnürte scharf
Sein hartes Herz, seit ihn des Herren Hülfe
Verließ in diesem Lichte. So wird den Leuten weh,
Die unter des Himmels Höhn den Herrn wechseln.‘ —

Dagegen der schnelle Schwertdegen Petrus, als der Judenleute Bischof Kaiphas mit seinen Weiganden den Herrn angreifen will, stellt sich vor seinen Dienstherrn und trifft mit Schwertes Schärfe den vordersten Feind, daß ihm Backen und Ohr borst im Gebein und das Volk, den Schwertbiß scheuend, zurückweicht. Und doch ist unnütz des Hörigen Hoffart, wie sehr er seine Stärke rühmt und seine schnelle Kraft, wie man es schauen mag an der Degen Bestem, da ihm gebrach des Herrn heilige Hülfe und er den Herrn dreimal verleugnete.

Das Gedicht, von dessen Schluß nur ein Fragment erhalten ist, hat noch nicht den Reim, sondern in seinen kurzen Halbversen die Alliteration. Wir staunen über die Würde in der ganzen Haltung, über die Kraft des Ausdrucks, über die Gediegenheit der Sprache und Gesinnung, kurz über den Adel der Volkspoesie, die hier den edelsten Stoff gefunden und sich angeeignet hat. So vollkommen hat der christliche Geist das Ganze durchdrungen, daß auch nicht der Rest eines heidnischen Gedankens stört, und nur einige ursprünglich der Heidenwelt entstammende Ausdrücke, die aber christlichen Begriff gewonnen haben, sichtbar werden. Hat das Gedicht für uns das höchste poetische sowohl als sprachliche Interesse, so erkennen wir nicht minder an demselben, so deutlich wie anders nirgendwo, das Walten der Volkspoesie. Hier fließt uns ja in den Aufzeichnungen der Evangelisten noch der ganze lebendige Strom, aus dem der Dichter zu schöpfen hatte; und wie treu leitet er diese Stromeswogen in sein sächsisches Heimatland. Da ist kein verfälschender Zusatz aus fremder Quelle, keine Trübung des klaren Stroms, aber der Jordan, an dem der Weltenkönig wandelte, wälzt sich durch deutsche Lande und sieht an seinen Ufern hochgehörnte Burgen, muthesfrohe, treufeste Helden und starke Weigande.

Ein Jahrtausend nach der Entstehung wurde das erste christliche Epos von dem verdienstvollen Schmeller herausgegeben (Stuttg. 1830), und von dem ersten Umdichter unserer classischen mittelalterlichen Poesien, von Karl Simrock, mit kunstreicher Hand in's Hochdeutsche übertragen (Elberfeld 1856). Aus Simrocks Bearbeitung haben wir im Vorhergehenden die kleinen Proben entnommen[1]. — Mehr als ein Zeichen

[1] Vilmar, deutsche Alterthümer im Heliand. Marb. 1845. — Heliand von

der Mundart scheint auf die Gegend zwischen Münster und Essen als auf den Ort der Abfassung hinzuweisen. Das Stift Essen hat in einer Heberolle wie in der Uebersetzung einer Homilie Beda's des Ehrwürdigen uns andere Proben (beide Stücke aus dem neunten Jahrh.) der altniederdeutschen Sprache erhalten.

Dem sächsischen Heliand steht ein jüngerer hochdeutscher Bruder zur Seite, Otfrieds Evangelienbuch. Otfried, ein Franke, Schüler des Rhabanus Maurus zu Fulda, schrieb bis gegen das Jahr 865 im Kloster Weissenburg, dem wahrscheinlichen Grenzpunkte der altdeutsch-fränkischen und alamannischen Heimat, eine poetische Geschichte des Erlösers mit Zugabe von Erklärungen und Anwendungen. Aerger über den fortdauernden anstößigen Gesang des Volkes, Bitten frommer Personen, seinerseits etwas zur Verdrängung der allzu weltlichen Gesänge beizutragen, bestimmten ihn zur Abfassung der Evangelien-Harmonie, die er in fünf Bücher nach dem Leben Jesu eintheilte. Das erste Buch und einen Theil des fünften hatte er bereits an den Bischof Salomon von Konstanz gesandt, da muß sein Werk einen bedeutenden Anklang gefunden haben, so daß er die mittleren Bücher sammt einer kunstreichen Widmung seinem Könige, dem bekannten Ludwig dem Deutschen, überreichen durfte[1]. Otfried hat in kühnem Sprunge die frühere alliterirende Dichtung hinter sich gelassen und dafür ein neues Element, den Reim, eingeführt. Aber mit der Alliteration war auch eine Fülle poetischer Wendungen dahin, und Otfried war nicht der Dichtergenius, der die also entstandene Lücke hätte ausfüllen können. Schlicht und einfach erzählt er die Begebenheiten, gern schließt er seine gutherzigen Bemerkungen an; nur zuweilen ist er von seinem Stoffe lebendig angeregt und dann erhebt er sich allerdings, wie bei der Darstellung von Christi Geburt, zu wahrer Poesie. Vom Weltgericht dichtet er also:

‚So hat er (Gott) über den Weltring verkündigt ein Tageding,
ein viel schweres Gericht; darum zu sorgen ist uns Pflicht.
Dir sag ich hier es überlaut: nirgends lebt ein Gottestraut,
der irgend was ersinne, daß fern er sei dem Ringe.
Dahin auch kommen dann die Unglückseligen alle,
die hier man sah erfüllen ihren Muthwillen.
Schwer ist es zu sagen: den je ein Weib getragen,
(es erschreckt das Herze mein) er muß bei dem Gerichte sein.‘

Auch eine lyrische Stelle mag hier Platz finden:

‚Weh, o weh, du Fremde, du bist gar zu herbe,
du bist schwer, ach sehr und gar, das kann ich sagen dir fürwahr.

M. Heyne. Paderb. 1865. — Windisch, der Heliand und seine Quellen. Leipz. 1867. — H. Middendorf, über die Zeit der Abfassung des Heliand. Münster 1862.

[1] Die Widmung enthält zweimal akrostichisch: „Luthouuico, orientalium regnorum regi, sit salus aeterna“.

Mit Kümmernissen werben, die der Heimath darben:
das erfand ich wohl an mir, nicht fand ich Liebes in dir.
Nicht fand ich in dir ander Gut außer kummervollem Muth,
im schwerbetrübten Herzen mannigfalte Schmerzen.'

Der Vers Otfrieds ist nach J. Grimm zugleich der des altdeutschen Heldengedichts. Nur die Hebungen werden gezählt, die Senkungen auf eine Sylbe beschränkt, je zwei Hebungen können sich unmittelbar ohne Senkung folgen, wenn die erste Hebung in einer langen Sylbe besteht. Der Vers zerfällt in zwei Versglieder, deren jedes vier Hebungen hat. Otfried hat in seinem Gedicht die beiden Verstheile miteinander reimen lassen und je zwei Verse zu einer Strophe zusammengestellt. Der Reim ist selbstredend erst in seiner Ausbildung begriffen und dem Dichter augenscheinlich beschwerlich; noch herrschen die stumpfen Reime, zweisylbige Reime erstrecken sich, wo sie vorkommen, über zwei Hebungen, so daß der klingende Reim noch gänzlich fehlt. Diese Vers- und Reimregeln blieben von da an lange Zeit in Geltung [1]. — Kirchenlieder, oft Gebete, erhielten bald die nämliche Form; nach jeder Strophe, die etwa vom Chore vorgesungen werden mochte, fiel die Gemeinde mit Kyrie Eleison ein. In dieser Art erschien ein Lobgesang auf den hl. Petrus. Solche Gesänge hat man bisher gewöhnlich Leiche genannt. (Beim Leiche ist, abweichend vom Lied, die Melodie die Hauptsache, der Text wird einer fertigen Melodie untergelegt, ähnlich also wie bei den Prosen oder Sequenzen im römischen Meßbuch.) Eine Art dieser Leiche, wie der vom hl. Georg, von der Samariterin am Jakobsbrunnen, besteht aus ungleichen Strophen von bald zwei, bald drei strenggemessenen Langzeilen. Aus Rücksicht auf die Melodie wurden in den späteren Leichen von Judith, von Salomo, von den drei Jünglingen im Feuerofen mehrere solcher Strophen zusammengefaßt, so daß endlich zehnzeilige Strophen entstanden. Andere Leiche, wie die Summa theologiae, der Paternosterleich und der Leich von der Siebenzahl, sind etwas jünger.

Siegreiche Schlachten haben ohne Zweifel Anlaß zu dichterischen Schilderungen und Liedern geboten. Eine Probe besitzen wir in dem Ludwigslied, welches den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) feiert, noch zu Ludwigs Lebzeiten († 882) gesungen und nach dessen Tod im Kloster St. Amand aufgezeichnet wurde. Hier begegnen wir wiederum einer wahrhaft poetischen Kraft im Verein mit volksmäßiger Frische und Kürze, die es bedauern lassen, daß dem Lied einige Verse und der Schluß fehlen.

---

[1] Die Ausgaben des Otfried, sowohl die ältere von Graff (Königsb. 1831) als die jüngere unvollendete von J. Kelle (Regensb. 1856. 1. Bd.) lassen viel zu wünschen übrig. Beiträge zur Otfried'schen Grammatik in Haupts Zeitschrift. Bd. 12.

Ein ganz eigenthümliches Gedicht behandelt eine Aussöhnung Otto's des Großen mit seinem Bruder Heinrich (wahrscheinlich Weihnachten 941). Es besteht aus abwechselnd lateinischen und deutschen, nothdürftig miteinander reimenden Versen. Sollten nicht etwa damals schon kirchliche Lieder in ähnlicher Weise verfaßt worden sein? [1]

Verweilen wir nun noch einen Augenblick bei der Prosa dieses Zeitraums. Noch war die deutsche Sprache nicht zu der Entwicklung gelangt, aber auch eine Reihe anderer Umstände verhinderte es, daß Geschichtschreiber sie gebrauchen konnten. Wer hätte dazumal deutsch geschriebene Chroniken lesen sollen? Unter der Geistlichkeit saßen die Schriftsteller, theilweise Ausländer; Geistliche oder doch von diesen Gebildete waren die Leser. Indeß haben wir uns der Chronisten aus jener Zeit durchaus nicht zu schämen. Ich darf hier nur erinnern an Einhard, dem der große Karl sein reiches Leben bot, an Theganus, den Biographen des frommen Ludwig, an die St. Galler Chronisten, an Liutprant, der bei aller Schmähsucht und Gespreiztheit durch die Art seiner Erzählung interessirt, an die reichhaltigen Biographien jener Zeit, besonders an Widukind, der getreu den gewaltigen Tritten seiner sächsischen Ottone erzählend nachgeht.

Indeß wurde doch von Einzelnen die Bedeutung des deutschen Sprachidioms festgehalten, und dasselbe, bis dahin für Prosadarstellung noch ungefüge, durch Fortbildung auch hiefür langsam befähigt. Das bedeutendste Buch blieb natürlich die hl. Schrift und in derselben besonders die Schöpfungs- und Erlösungsgeschichte. Eine Evangelien-Harmonie, früher auf Tatians Namen gesetzt, wahrscheinlich aber von Ammonius, dem berühmten Lehrer des Origenes, verfaßt, dann von Viktor, Bischof von Capua, im 6. Jahrhundert unter Anfügung der Vulgata umgeändert, wurde von unbekannter Hand (möglicher Weise durch Haimo von Halberstadt, † 853) deutsch wieder gegeben [2]. — Auch die Psalmen wurden in jener Zeit übertragen. Im folgenden Jahrhundert gab Notker dieselben mit Augustins Commentar. Vornotker'sche Psalmen fand Domherr Steichele in Augsburg, sie sind von Schmeller herausgegeben [3]. Unter den Mönchen von St. Gallen, die in literarischer Thätigkeit wetteiferten, begegnen uns mehrere Notker. Weithin berühmt durch seine trefflichen Hymnen war Notker balbulus (Stammler). Der Anblick der Werkleute, die beim Brückenbau über

[1] Diese letzteren und die früher behandelten Stücke fast alle vollständig in Gödeke's Mittelalter. — Ueber die Leiche handelt Wolf: „über die Lais, Sequenzen und Leiche". Heidelb. 1841.

[2] Herausg. von Schmeller. Wien 1841.

[3] Pfeiffers Germania 2, 102.

das Martinstobel in hoher Luft schwankten, begeisterte ihn zu dem tiefgefühlten ‚Media vita in morte sumus', das in den Kreuzzügen wie ein christliches Schlachtlied gesungen, dann als ein Zauberspegen angesehen wurde und dem Gedächtnisse des Volks selbst in der Reformationszeit nicht entschwand. Dieser Notker, die Zierde des Landes, der Ruhm der deutschen Gelehrten, wie ihn die Grabschrift im Kreuzgang des Klosters nannte, starb 912. Außerdem findet sich noch ein Notker der Arzt (Physicus) und ein späterer Bischof von Lüttich. Hier indeß interessirt uns besonders Notker labeo (wegen seiner großen Lippe so genannt), dem wir lieber den anderen Beinamen der Zeitgenossen, ‚Teutonicus', der Deutsche, beilegen wollen.

Dieser Notker war um die Mitte des 10. Jahrhunderts geboren und starb 1022 an der Pest, die das Heer Heinrichs II. aus Italien einschleppte. Der edle Mann, der auf dem Todesbette als größte Sünde bekannte, daß er einmal als Mönch einen Wolf getödtet, wurde mit der Kette, die er nach des hl. Gallus Beispiel immer um seine Lenden trug, eingesenkt. Ein Neffe und Schüler Eckehards, der die Waltherssage aufbewahrte, widmete er sein ganzes Leben der Pflege der deutschen Sprache. In der wohlbegründeten Meinung, daß schwierige Sachen durch Darstellung in der Muttersprache eine leichtere Auffassung zulassen, übersetzte er unablässig, suchte andere Geistliche für dieselbe Thätigkeit zu gewinnen und den Widerwillen gegen deutsche Bücher zu verbannen. Ja man hat, veranlaßt durch die große Zahl der von ihm übersetzten Schriften, an eine förmliche, durch Notker eingerichtete Uebersetzerschule zu St. Gallen gedacht. Nach den Psalmen unternahm es Notker, das Buch Hiob mit seinen schwierigen Wendungen zu übertragen, philosophische Schriften, wie Boethius de consolatione philosophiae, Martianus Capella de nuptiis Mercurii et philologiae, gab er deutsch wieder, ja er wagte es mit des Aristoteles Geist zu ringen und dessen Kategorien und Hermeneutik den Weisheitsbeflissenen in deutscher Zunge zu bieten. Eine Rhetorik zeigt ihn als selbstständigen Denker, während eine Reihe anderer Schriften verloren gegangen ist[1]. Das Verdienst des unermüdlichen Mönchs um die syntaktische Ausbildung der deutschen Sprache, um ihre zur philosophischen Darstellung nöthige Fortbildung und Erweiterung kann nicht leicht zu hoch angeschlagen werden. In der Bewunderung der Zeitgenossen und der Epigonen stand er als der gelehrteste Mann da; leider blieb es bei einer unthätigen Bewunderung; in seine Fußstapfen einzutreten, die gelichteten Wege auszubauen, dazu fehlte Muth und Geschick.

---

[1] Boethius, Martianus und Aristoteles von Graff edirt, die Rhetorik von Wackernagel in Haupts Zeitschr. 4.

Interessant ist es, daß auch der große Lanfrank, Prior zu Bec in der Normandie und endlich Erzbischof zu Canterbury, in einiger Beziehung zu unserer Literatur steht. Er hat als Lehrer den Franken Williram angezogen, der als Abt zu Ebersberg in Bayern im Jahre 1085 starb. Williram beklagt die theologische Unthätigkeit der Zeitgenossen und wendet sich seinerseits der paraphrasirenden Erklärung heiliger Schriften zu. Einen eigenthümlichen Griff, der sich indeß aus der Zeitrichtung leicht erklärt, that er, indem er das hohe Lied Salomons sich erwählte. Für die eigentliche Exegese des hohen Lieds hat er wenig oder nichts gethan, er sagt selbst, daß er seine Deutungen den Kirchenvätern entnommen habe, die Uebersetzung ist sein verdienstliches Eigenthum; die Erklärung wird in einer Mischung von lateinischen und deutschen Sätzen gegeben, wie es der Stoff nahe legte. Eine andere Erklärung des hohen Liedes wird von dem Herausgeber J. Haupt mit Unrecht den Abtissinnen Relind und Herrad zugeschrieben [1].

IV. Altdeutsche Dichtungsstoffe in lateinischer Sprache.

Zu derselben Zeit, da in St. Gallen ein so löbliches Streben der deutschen Prosa zu Theil wurde, entstanden in anderen deutschen Klöstern lateinische Gedichte, die zum Theil schon wegen ihres durch und durch deutschen Inhalts hier nicht übergangen werden dürfen.

Zu Gandersheim lebte im 10. Jahrhundert eine geistreiche Nonne Hrotsvitha, die den damals beliebten Komödiendichter Terenz durch christlich gehaltene Dramen aus den Händen ihrer Mitschwestern zu verdrängen suchte. Außer sechs in gereimter Prosa abgefaßten sogen. Komödien, die hauptsächlich Legendenstoffe behandeln (Gallicanus, Dulcitius, Callimachus, Abraham der Einsiedler, Paphnutius, Sapientia), und dem historisch nicht unwichtigen Gedichte vom Leben Otto's des Großen schrieb Hrotsvitha noch mehrere Legenden in Versen, unter denen die vom h. Gangolfus einen auch sonst bei der jungen Klosterfrau wahrnehmbaren Anflug von munterer Naivität besonders hervortreten läßt [2].

Steht die Nonne von Gandersheim als ein vereinzeltes Dichterbild da, so führen uns die lateinischen Gedichte aus dem 10. und

---

[1] Williram, herausg. von H. v. Fallersleben. Bresl. 1827. Leben W.'s von W. Scherer. Berl. 1866. Das hohe Lied von Rel.nd und Herrad, herausg. von J. Haupt. Wien 1863.

[2] Hrotsvitha's Werke herausg. von K. A. Barack (Nürnbg. 1858), in Taschenformat von Bendiren (Lübeck 1858).

11. Jahrhundert, die J. Grimm und A. Schmeller herausgegeben haben [1], wieder zu deutschen Sagenstoffen und Volksgesängen zurück. Einen Theil von den umfangreicheren Sagen, die das Volk von Mund zu Mund fortpflanzte, einen Theil von den Volksgesängen, die damals auf offenen Straßen und Wegscheiden erschollen und niemals niedergeschrieben dem nachlebenden Geschlechte nicht bekannt werden konnten, wollten die Mönche zu ihrer eigenen Unterhaltung und Erheiterung lateinisch behandeln. Unter der lateinischen Form ruht deutscher Inhalt, Inhalt des frühen Mittelalters.

Weit verbreitet und beliebt muß die Sage von den Kämpfen Walthers von Aquitanien (Spanien) am Waskenstein gewesen sein. Was der Volksmund sang, das brachte ein St. Galler Mönch aus dem zehnten Jahrhundert, Eckehard, in lateinische Hexameter, mit treuem Festhalten am Ueberlieferten, ja möglicher Weise in unmittelbarer Uebertragung eines vorliegenden Gedichtes. So konnte es dem feinen Kenner der mittelalterlichen Sagenwelt K. Simrock gelingen, nach dem lateinischen Mönchsgedicht eine Bearbeitung der Sage herzustellen, die sich wie die Uebertragung eines altdeutschen Gedichtes liest. Die Sage erzählt: Die Hunnen (Avari) drangen unter Attila gegen den Rhein vor und bezwangen Gibicho den Frankenkönig, Heririch von Burgund und Alphari von Aquitanien. Geiseln wurden gegeben, statt des noch zu jungen Frankenprinzen Gunther der Held Hagen von Troja, Hildegund von Burgund und Walther der Königssohn von Aquitanien. Die Sieger kehrten nach Pannonien heim, Hagen gelang die Flucht. Walther und Hildegund, von ihren Vätern bereits mit einander verlobt, erwarben sich die Gunst Attila's und der Königin Ospirin. Da beredeten die Königskinder gemeinsame Flucht. Mit Goldspangen als Ersatz für den erzwungenen Tribut der Besiegten mußte Hildegund zwei Schreine anfüllen und krumme Angeln zum Fisch- und Vogelfang bestellen. Bei einem Gelag der Hunnen gelang die Flucht auf einem dem königlichen Marstall entwendeten Roß. Mit gefangenen Vögeln und Fischen sich nährend erreichten die Flüchtigen Worms am Rhein. Dort herrschte jetzt Gunther, Gibichs Sohn. Der Ferge, der die Königskinder übersetzte, erzählte dem König von dem starken Roß und den klingenden Schreinen. ‚Walther, mein Geselle, kehrt heim vom Hunnenland', so rief da Hagen. ‚Der Schatz, den mein Vater hinsandte, kehrt heim!' setzte Gunther habsüchtig hinzu und beschloß trotz Hagens Abrathen dem Helden nachzusetzen und die Schätze zu erbeuten.

Am Wasgenwald (Vosagus) hatte Walther eine schützende Schlucht zwischen hoch ragenden Bergen gefunden. Er, der bisher nur auf

[1] Göttingen 1838.

Pferdesrücken, gelehnt auf den Schildrand, kärglichen Schlummer gekostet hatte, legte ermattet sein Haupt in den Schooß der Jungfrau und hieß sie wachsam mit ihren reinen Augen umherspähen. Staubwolken stiegen auf, ängstlich weckte Hildegund den Verlobten, sie meinte, es seien die verfolgenden Hunnen. ‚Nicht Hunnen sind es', entgegnete Walther, ‚Franken-Nibelungen (Nebulones), die das Land hier bewohnen, und dort ist auch Hagen, mein Geselle.' Und höher seinen Standpunkt nehmend gelobte er sich: kein Franke soll von Walthers Schätzen etwas davon tragen. Da kam als Bote Gunthers Gamelo von Metz und verlangte die Auslieferung der Jungfrau und der Schätze. Nur des Friedens halber bot Walther hundert, dann zweihundert Goldspangen. Hagen rieth zur Annahme; umsonst! ‚Dann fechtet euren Streit allein!' sagte der Recke und setzte sich abseits auf einen Stein [1]. Den Kampf eröffnete Gamelo, aber er sowohl als sein Neffe Skaramund und der blonde niederrheinische Held Werinhard von Santen fanden den bitteren Tod. Zornig erhob sich da der Sachse Eckefried: ‚Ist dein Leib auch berührbar oder bist du ein täuschendes Luftgebild? Ein Waldmann, ein Schrat scheinst du mir zu sein.' ‚Und dich', entgegnete Walther lachend, ‚verräth deine Celtensprache, du entstammst trügerischem Volke. Der Waldschrat schickt dir diesen Schaft zum Geschenke zurück.' So fielen außer Eckefried auch die anderen Genossen Gunthers, und nur dieser nebst Hagen blieben übrig.

Der in allen Listen erfahrene Hagen rieth nunmehr versteckten Abzug und heimlichen Ueberfall. Und so begann am nächsten Tage der unredliche Kampf Zweier gegen Einen. Blutig verlief für alle Drei der Streit, dem König wurde ein Schenkel abgehauen, Hagen verlor ein Auge, der aquitanische Held die Rechte. Darnach verband Hildegund die Wunden, die Helden scherzten beim Wein über ihre Wunden und erneuten im Blut den alten Bund. Walther kam nach Aquitanien, hielt Hochzeit mit Hildegund und herrschte glücklich über das Gothenvolk.

Hier darf ich nun hinzufügen, daß auch die Vilkinasaga, die im 13. Jahrhundert von einem Isländer nach den Erzählungen von Männern aus Bremen und Münster niedergeschrieben wurde, unsere Erzählung mit einigen Abweichungen hat, und daß in demselben Jahrhundert ein deutscher Dichter die Waltherſage zu einem weitschweifigen Gedicht in Nibelungenstrophen ausspann, das für uns bis auf einige (von Karajan aufgefundene) Strophen verloren gegangen ist.

Ein zweites merkwürdiges Gedicht stammt aus dem Kloster Tegernsee und hat wahrscheinlich den Mönch Froumund zum Verfasser. Es

[1] Anspielung darauf im Nibelungenlied Str. 2281.

heißt nach dem Namen des Helden Ruodlieb und ist leider nur in Fragmenten erhalten. Ruodlieb ist der Dienstmann einiger Herren, zuletzt der treue Helfer eines großen Königs in Afrika. Von diesem erhält er bei der Abreise zu seiner alten Mutter zwei Brode, die er erst in der Heimat anschneiden soll, und zwölf goldene Lehren. Darunter folgende: keinem Rothkopf zu trauen, sich bei der Brautwahl von der Mutter nichts einreden zu lassen, jede Nacht über Nacht zu verschieben, an keiner Kirche ohne Gebet vorüber zu reiten. Alle zwölf Lehren kommen nun im Laufe der Erzählung zur Anwendung, doch weisen die erhaltenen Fragmente nur einige derselben auf. Als der Held zu Hause ankommt und die in Afrika erhaltenen Brode anschneiden will, findet er, daß dieselben mit Gold und Silber angefüllt sind. Die weiter erhaltenen Bruchstücke weisen auf den Kampf mit einem starken Zwerge und auf die Verehelichung mit einer reichen Königstochter hin. Wir haben wiederum eine volksthümliche Erzählung vor uns, bei der das Verdienst des Dichters hauptsächlich in der wirklich geschickten Durchführung der Charaktere wie in den reizenden idyllischen Ausführungen liegt.

Auch die im Volke lebende Thiersage wurde von der Klosterdichtung herangezogen. Die erste schriftliche Erwähnung derselben findet sich bei dem fränkischen Chronisten Fredegar. Der Fuchs hat des Hirsches Herz verzehrt, betheuert aber vor dem Könige, der Hirsch habe kein Herz. Der eben erwähnte Froumund hat diese Sage poetisch dargestellt. Damals erscheint noch der braune Bär als König unter den Thieren des Waldes, er steht aber schon im Begriff dem Ausländer Nobel den Königsthron einzuräumen. Einen bedeutenden Fortschritt in der Gruppirung der einzelnen kleineren Thiersagen zeigt das in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts verfaßte lateinische Gedicht Ecbasis (Ausgang). Fröhlich gingen im Frühling des Jahres 912 alle Thiere auf die Weide; ein Kalb blieb zurück und fiel in des Wolfes Gewalt. Dieser hatte zwei getreue Dienstmannen, den Igel, der die Aemter eines Erzkaplans, Küchenmeisters, Kämmerers, Rathgebers und Richters zumal besorgte, und die Otter. Als Klausner hatte der Wolf sich das Fleischessen abgethan; jetzt reizten ihn böse Begierden, das Kalb zum Morgenimbiß zu bestimmen. Doch schwere Träume schreckten ihn in der Nacht, und in der That, man hatte den Friedensbrecher ausgespürt und es nahte ein Heer zur Befreiung des Gefangenen. Inzwischen wünschten die beiden Dienstmannen zum Zeitvertreib den Ursprung der Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf zu vernehmen. Da erzählte der Wolf die Geschichte von der Krankheit des Löwen, die der listige Fuchs durch ein vom Viehdoktor Storch erhaltenes Arzneimittel zum großen Schaden des Wolfes geheilt habe. Darauf kehrt das Gedicht zur ersten Fabel zurück: die Belagerer rücken an, der Fuchs lockt den Wolf durch List aus seinem

festen Verließ, worauf der Stier ihn niederstößt und der Fuchs ihm eine schimpfliche Grabschrift setzt.

Die Sammlung von Grimm und Schmeller bringt außerdem noch eine Reihe von kleineren erzählenden Gedichten, die offenbar wieder auf volksthümlicher Tradition beruhen: einige Thierfabeln, darunter die von dem Priester, der zu einem Wolf in die Grube fiel, den Schwank von einem Abenteurer, der im Himmel gewesen sein will, sodann die muntere Geschichte vom Bauern Unibos (Einochs), die noch immer als Sage vom klugen Bauern Kiebitz oder Hick in unseren Kinderstuben erzählt wird [1].

Etwas später als diese epische Dichtung zeigt sich die lateinische Lyrik und sie geht unmittelbar dem deutschen Minnegesang voraus, ja theilweise noch neben ihm her. Mit Kaiser Friedrich Barbarossa wanderte als Begleiter des kriegerischen Erzbischofs Reinald von Köln durch Deutschland und Italien umher ein munterer fahrender Schüler, der auch gelegentlich die Klöster aufsuchte, seine frischen Lieder vortrug, auch wohl in ernsten Augenblicken selbst zum Klosterleben sich entschloß, aber niemals bis zum Profeß aushielt, sondern mit dem neuen Frühling davon flog. Es war der Archipoeta Nicolaus, ein würdiges Seitenstück zu seinem englischen Zeitgenossen Walther Mapes. Grimm fand in Göttingen mehrere von seinen Liedern auf. Ohne Zweifel sind aber die beliebtesten und gewiß zur Zeit viel verbreiteten Lieder des Archipoeten mit in die Sammlung aufgenommen, die ein sangeslustiger Mönch des 13. Jahrhunderts im Kloster Benediktbeuren anfertigte und die Schmeller herausgegeben hat [2]. Da findet sich zuerst geistliche Dichtung, Nachahmung der Kirchenhymnen, leicht und gefällig, zum Gesange wohl geeignet, dann ein Weihnachts- und ein Osterspiel. Daneben aber treten nun unbedenklich Liebeslieder, Trink- und Schalkslieder, eben so leicht gereimt und gewiß überall, wo man zu jener Zeit Latein und Scherz verstand, gern gesungen. Manche allerdings sind von ebenso übermüthiger Art wie das wohlbekannte Mihi est propositum. Einige der Frühlings- und Minnelieder stimmen in den Gedanken vollständig mit deutschen Liedern aus der ersten Zeit des Minnegesangs. Und nicht selten kam es vor — vereinzelte Beispiele davon sind uns erhalten —, daß lateinische Verse mit deutschen abwechselten oder als Kehrreim am Schluß der einzelnen Strophen beibehalten, dann aber begreiflicher Weise im Volksgesange zuweilen arg verdorben wurden. Aus diesen lateinischen Liedern können wir nun mit ziemlicher Sicherheit auf Inhalt und Fassung der sogen. Winilieder (winileodes, d. i. wahrscheinlich Mädchen-

[1] Gebr. Grimm, Märchen. 61.

[2] Carmina Burana (Bibl. des Stuttg. lit. V.) 1847.

lieder) schließen, die man zur Zeit des hl. Bonifaz sogar in den Kirchen zu singen versuchte und die noch Karl der Große den Klosterfrauen zu schreiben und zu singen verbot.

V. Reden. Reimprosa.

Auch die Literatur hat ihre Wanderung. Hat uns bis in's 11. Jahrhundert hinein besonders der Südwesten von Deutschland literarische Thätigkeit gezeigt, so weist von da ab die Literatur vorzüglich gegen Südosten. Bayern, Kärnthen, Oesterreich, Steiermark mit ihren geistlichen Stiften bieten eine Reihe von Gedichten, die einer und derselben Strömung angehören, zunächst zwar unter geistlicher Hand sich gestalten, alsbald aber auch die Laienwelt in Thätigkeit setzen. Diemer hat in seinen ‚Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts' (Wien 1849) nach scharfsinniger Durchforschung diesen bis dahin wenig beachteten Zweig unserer Literatur aufgehellt.

Die Wahrheit, daß das Schriftthum ein Spiegelbild des jeweiligen Lebens ist, tritt uns in der jetzt zu betrachtenden Literatur eines Jahrhunderts (1050—1150) recht klar entgegen. Und es war keine glückliche, wonnevolle Zeit. Die Stämme des deutschen Volks im Kampf untereinander, ein wankelmüthiger oder gar ein hinterlistiger, grausamer König an der Spitze, Kampf bis auf's Blut zwischen Kirche und Staat, ungeheuerliche Verbrechen in Rohheit und Uebermuth vollbracht, daneben auffallende Züchtigungen der Vorsehung, daher neben der Verwirrung im Aeußern Hülflosigkeit und Furcht im Innern, Auffrischung biblischer Drohungen von Gottes Strafgerichten, ängstliche Erwartung des jüngsten Tages mit seinem Endechrist und den Schrecken der Wiederkunft Christi — das ist das Bild der Zeit.

Daraus erklärt sich die Wahl der Stoffe, die Ausführung derselben wie die persönliche Haltung des Dichtenden zu seinen Werken. Geistliche Stoffe, Weltschöpfung, Erlösung, biblische Erzählungen, dann Endechrist, Weltgericht, Höllenqual, himmlisches Jerusalem, menschliche Verderbtheit, Bitten um Verzeihung, Hoffnung derselben, das sind die Anfangs- und Endpunkte dieser Poesie. Ungebrochen zieht sich ein Faden durch: demüthiges Bewußtsein der Sündhaftigkeit und reuige Zerknirschung. Aber fast maßlos will uns diese Verdemüthigung erscheinen, fast übertrieben die Klagen. Endlos werden die begangenen Unthaten aufgezählt, jeder der Verfasser bekennt sich als den sündigsten, elendesten Mann, der Priesters-, Christennamen je gewann, mit einer gewissen Unersättlichkeit malt er für sich und Andere die grausen Höllenqualen aus. Bei der Selbstverurtheilung, bei der Durchmalung der Sünden-

strafen scheint Geistlicher, Recluse und Laie gern zu verweilen, damit er eben darin die Hoffnung auf die Versöhnung mit dem himmlischen Kaiser und auf das ‚frohne' Himmelreich gewinne.

So spiegelt sich die Zeit der unversöhnten Gegensätze ab, die Zeit, die Ritter- und Mönchthum, Ausgelassenheit und Asceſe, unmenschliche Verbrechen und übermenschliche Buße unversöhnt in sich trug, während nach dem geltenden Erfahrungssatze dennoch die Enden vielfach sich berührten, und im plötzlichen Umschwung der wilde Ritter zum büßenden Mönch, die leichtfertige Weltmaid zur verschollenen Recluse wurde.

Die hier in Betracht kommenden Gedichte sind in Verspaaren ausgeführt, die, bald lang bald kurz, sich jeder Messung der Hebungen entziehen, bald durch tadellosen Reim, bald durch nachlässigen Anklang miteinander verbunden sind, in einem Satzbau, der hier beispiellose Einfachheit, dort bis zur Unverständlichkeit gehende Gefüge bietet. Wackernagel hat deßhalb für diese Art von Gedichten den Namen Reimprosa vorgeschlagen.

Durch Bischof Günther von Bamberg, der im Jahre 1065 eine Wallfahrt zum hl. Grabe unternahm, wurden zwei Gedichte veranlaßt, von denen das eine die Schöpfungsgeschichte vorträgt und wahrscheinlich von dem Scholastikus Ezzo abgefaßt ist, das andere nach kurz vorausgeschickter Schöpfung das Leben und Leiden des Erlösers erzählt und mit einer Apostrophe an das Kreuz schließt. Die gute Aufnahme, die dem ersten Gedichte zu Theil wurde, veranlaßte zur Abfassung des zweiten. Wir vernehmen hier zugleich, daß man für Ezzo's Gedicht eine Singweise fand (‚Wille fand die Weise'), so haben wir also einen Leich Ezzo's[1]. Aehnliche Bearbeitungen der Mosaischen Geschichten sind in Handschriften des Stiftes Vorau in Steiermark erhalten. Diemer gab nach einer Milstätter Handschrift Erklärungen der Genesis und des Exodus heraus (1862), die durch altehrwürdige Anschauungen und Sprachformen wie durch die mannigfachen, dem ältesten Epos entstammenden Züge einen bedeutenden Werth behaupten. Interessant ist das nach einer Handschrift des Stiftes Vorau von Diemer herausgegebene Werk einer Frau Ava. Hier haben wir demnach die erste deutsche Dichterin gefunden, eine Recluse (eine Büßerin, die in einem vermauerten Raum ohne Ausgang ihr Leben verbrachte). Sie behandelt im Anschluß an Christi Leben seine Wiederkehr zum Weltgericht und die Gräuel des Antichrist. Diemer will in ihr eine frühere Sünderin erkennen, die in Reue der Welt sich abgethan und in Göttweih oder einem

[1] Ezzo's Rede von dem rechten Anegenge oder Lied von den Wundern Christi aus dem J. 1065 von J. Diemer, Wien 1867. — Bei Müllenhoff und Scherer a. a. O. S. 56.

nahe gelegenen Kloster im Jahre 1127 gestorben sei. Fünfzehn Schreckenszeichen, sagt sie, werden an der Welt Ende geschehen; sie vertheilt dieselben auf fünfzehn Tage (wohl nach älteren ascetischen Schriften). Am fünfzehnten Tage entsteht der Weltbrand. Dann kommen die vier Evangelisten, besehen die Gebeine der Verstorbenen und wecken die Todten auf. Engel tragen gar schön das Kreuz und die Krone vor Christo her; dann ist Reue zu spät; die aber sich hier von der Welt abkehrten, die sitzen dann neben Gott unter den Zwölfboten. Den Bösen zeigt der Herr seine Wunden, die bluten sehr; die Verbrecher fallen den Teufeln anheim. Dieses Buch dichtete zweier Kinder Mutter; die Kinder waren der Mutter lieb; der eine von der Welt schied. Nun bitte ich euch, wer das Buch liest, daß er Gottes Gnade herab wünsche auf den einen, der noch lebt und in Mühsalen strebt. Dem wünscht Gnade die Mutter, das ist Ava.

Sind Diemers Vermuthungen richtig, so besitzen wir von jedem der beiden Söhne Ava's ähnliche Gedichte. Demnach wäre der älteste, von der Mutter bereits als abgeschieden bezeichnete Hartman, in St. Blasien Prior, sodann in Göttweih hochgeachteter und kunstanregender Abt gewesen. Seine Rede vom Glauben bietet eine Erklärung des Glaubensbekenntnisses. Der Verfasser nennt sich den armen Hartman; gern hätte er bessere Rede geboten zum Ruhme des allwaltenden Gottes. Zwei andere Gedichte in Reimprosa schreibt Diemer dem Bruder Hartmans, Gottes armem Knecht Heinrich, zu. Der neueste Herausgeber derselben, R. Heinzel, nennt denselben Heinrich von Melk, indem er es wahrscheinlich zu machen sucht, daß der Verfasser ein Adliger gewesen, der nach trüben Erfahrungen sich in das Kloster Melk als Laienbruder zurückgezogen und dort um das J. 1150—60 in strafenden Versen seinem gerechten Unmuth Luft gemacht habe[1]. Das eine dieser Gedichte handelt vom Pfaffenleben. Scharfen Tadel erhalten die blinden Führer, die an der Warte stehen, ohne den Feind zu sehen, der mit blutiger Hand führt das scharfe Schwert ins Land. Diese Führer pflegen nur ihres Bauches; vergebens klopft der wegemüde Wanderer an ihre Thüre, während drinnen leichtfertige Gesellschaft bis in die tiefe Nacht hinein schwelgt. Durch Gregors VII. Verordnung, von verehelichten oder unenthaltsamen Priestern die Sakramente nicht zu empfangen, wurde die Streitfrage angeregt, ob die Gültigkeit und Wirksamkeit der kirchlichen Cultakte nicht etwa von der Würdigkeit des Priesters abhange. Unser Dichter entscheidet sich dogmatisch richtig für das Nein. Spätere Gedichte führen gleichnißweise vor, wie ein Zweifler sich an einem wohlschmeckenden Brunnen erquickt, demselben nachgehend aber in dem Quell einen todten Hund findet, durch welchen

[1] R. Heinzel, Heinrich von Melk. Berlin 1867.

dennoch das Wasser nicht verunreinigt ward; oder wie ein Waldbruder in der Verzückung einen goldenen Born sieht, aus dem ein Aussätziger lauteres Wasser schöpft. Zu Grunde liegt die kirchliche Auffassung von den Sakramenten als Kanälen der Gnade. — Das zweite Strafgedicht trägt die Bezeichnung von des todes gehügede (Erinnerung) und zerfällt in zwei Theile, deren erster ‚vom gemeinen Leben' eine scharfe Kritik der Zeitgebrechen enthält. ‚Omnes declinaverunt, macht uns der Weissager kund', voran die Geistlichkeit, auch jene, denen Handschuh und Stab gegeben ist, ‚die Alles bringen zu Kaufe, es sei der Chrisam oder die Taufe.' Aber nun höret auch einen andern Sturmschall von unserm Heerhorn ertönen. Frauen sinnen auf neue Sitten und Hoffart, tragen überlange Schleppkleider; Ritter gehen nur auf Sinnenlust und rohe Blutthaten aus. Den zweiten Theil füllt dann die eigentliche Erinnerung an den Tod. Hier erhebt sich der Dichter zu der feierlich-ernsten Haltung, wie sie der reichliche Gebrauch biblischer Gleichnisse und Mahnreden nahe legt. Der Sohn wird hier an das Grab des Vaters geführt und hat mit dem Verstorbenen eine lange Unterredung, ein Passus ganz ähnlich dem, was man im Mittelalter eine visio oder conflictus nannte und in lateinischen Schriftstellern nicht selten angewendet findet. Selig und weise, so schließt er, wer das ewige Paradies, unser Erbe, in seinem Sinne trägt. Dahin möge Gott seinen armen Knecht Heinrich und den Abt Erkenfried bringen und Alle, die ihm treu sind.

Ein besonders reuiges Gebet, beginnend mit dem Brevierspruch: domine labia mea aperies, ruft zunächst die Hülfe der hl. Jungfrau an, erinnert sie kindlich-wehmüthig an die Empfängniß, die Geburt, die Windeln und die Pflege des göttlichen Kindes, an ihre Trauer unter dem Kreuze, an ihre himmlische Verklärung. Der Schöpfer aller Dinge möge des Armen Stimme durch St. Peter hören, der in Liebe so gern den Herrn sah. Dann folgt ein ausführliches, im Einzelnen wohl übertriebenes Sündenbekenntniß, das der Dichter ohne Zweifel zugleich im Namen seiner Leser ablegt; darauf innige Bitte um Vergebung. Und fortan soll die Brustwehr gegen das Böse sein nicht Horn oder Bein, nicht Stahl oder Stein, sondern rechter Glaube und wahre Reue, gute Treue und stetige Hoffnung, christliche Minne, Geduld und Demuth; die Gewaffen wären wohl gut.

Von einem Dichter Heinrich, der möglicher Weise mit dem eben erwähnten identisch sein mag, ist noch eine Anrufung verschiedener Heiligen vorhanden. ‚Dieß Gebet,' schließt der Verfasser, ‚heißt Litanie, das empfange du Frau Sankt Marie mit allem himmlischen Heere, damit uns Gott all' das gewähre, das wir gesprochen mit der Zunge oder deß wir nicht gedenken konnten.'

Unter der Bezeichnung ‚daz anegenge' existirt von einem ungenannten Verfasser aus dem 12. Jahrhundert eine gereimte, mit vieler Bescheidenheit abgefaßte Rede über Schöpfung, Sündenfall und Erlösung. Das Gedicht vom himmlischen Jerusalem entnimmt der Apokalypse lebhafte Schilderungen.

Von biblischen Stoffen ist sodann die Geschichte der Judith in einer zweifachen Bearbeitung als Leich vorhanden. Orientalischer Einfluß gibt sich auch in dem unter den Leichen bereits erwähnten Lobgedicht auf König Salomo kund. Im Anschluß an 1 Kön. 6, 7, wonach der Tempelbau ohne Hammerschlag und Eisenwerkzeug durchgeführt wurde, erzählt uns der Dichter eine morgenländische Sage. Ein Drache, der zu Jerusalem alle Brunnen austrank, wurde von dem weisen König überlistet und gefangen. Der zeigte nun im Libanon das Thier, aus dessen Eingeweiden man eine Schnur herstellen könne, welche die härtesten Steine zerschneide. Es wird nach dem Tempelbau noch die Pracht an Salomo's Hofe und der Besuch von Saba's Königin geschildert; mit allegorischer Deutung auf Gott, Kirche und Geistlichkeit schließt das Ganze.

Fragmente eines beschreibenden Gedichtes aus dem elften Jahrhundert fand Hoffmann von Fallersleben auf der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Prag und gab sie unter dem Titel Merigarto heraus (Merigarte bezeichnet in Gedichten des 12. Jahrhunderts den Erdkreis, den vom Meer umflossenen Garten). Nach wahrscheinlicher Annahme beschrieb der Dichter die vier Elemente, die Naturreiche, die Länder und Völker. Die Erwähnung eines Bischofs Reginbrecht, der nach Island gekommen, schien Anhaltspunkte für die Bestimmung des Alters zu bieten, die dennoch wieder unter den Händen zerfließen.

Zweites Buch.

1150—1300.

Volks- und Kunstdichtung in Blüthe.

Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Thaten wird sie groß.
Goethe.

I. Zur Orientirung.

So treten wir nun in jenen Wunderbau der edlen mittelalterlichen Poesie ein, der auch zeitlich den Prachtblumen der Baukunst nahe steht, die wir noch immer anstaunen. Wir möchten die nun zu betrachtende Entfaltung der deutschen Dichtkunst einem solchen romantischen Burgbau vergleichen, der in reizender Umgebung gelegen, die Mühe des Aufsteigens durch die Pracht der Fernsicht reichlich lohnt, in seinen weiten Sälen Gast- und Kampfgenossen freundlich aufnimmt, den theuren sagenreichen Nachlaß der Ahnen treu bewahrt, während im Schloßgarten die Brunnen rauschen und die Lauben sich wölben, im Hofe die Knappen im Waffenspiel sich tummeln, während in einsamer Kemenate der Burgkaplan die großen messingbeschlagenen Bücher durchblättert oder die Abenteuer des Pilgrims niederschreibt, und von der Seite die Burgkapelle mit dem Heiligenbild winkt. Wie nun der Entfaltung des reichen gothischen Baustyls ein sogenannter Uebergangsstyl voraus ging, so können wir auch bei der deutschen Poesie einen ähnlichen Uebergang in die Blüthenperiode annehmen und dafür etwa die Jahre 1150—1190 ansetzen. Wir wollen indeß diese Uebergangszeit nicht von der Blüthezeit unserer mittelalterlichen Dichtung trennen, sondern einfach hier die Unterschiede und Uebergänge kennzeichnen.

Statt des Südostens von Deutschland tritt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf einmal der Mittel- und Niederrhein als das Land der Dichter hervor. Auf diese Gegenden weisen fast alle Stücke, die aus jener Periode uns erhalten sind, hin: die fragmentarisch vorhandene Bearbeitung der Thiersage von Heinrich dem Gleißner, der

Alexander, das Annolied, das Rolandslied, die sogenannte Kaiserchronik, Graf Rudolf. Wie weit in dieser treibenden Zeit die Nationalsagen, die bald in den herrlichsten Gesängen hervortreten sollten, Gegenstand der Dichtung waren, das läßt sich nicht bestimmen. Während die eigentlichen Dichter anderen Stoffen sich hingaben, werden gewiß die alten Heldenlieder nicht ganz geschlafen haben.

Wenden wir uns zu der eigentlichen Blüthezeit der mittelalterlichen Poesie. Sie reicht etwa vom J. 1190 bis kurze Zeit über das J. 1300 hinaus. Die Musen haben abermals eine Wanderung nach dem Süden angetreten: Oesterreich, Tyrol, Bayern, sodann Schwaben, die Schweiz und Franken sind ihr Lieblingsaufenthalt. Das Hochdeutsch, von dem nachher des Ausführlicheren zu sprechen sein wird, gibt das bindende Glied ab; die Niederdeutschen beklagen sich, daß sie nicht singen können, wie ein Schwabe oder Bayer, daß die Oberdeutschen die niederrheinischen Mundarten mit dem Fröschgequack im Graben vergleichen dürfen. Zu gleicher Zeit ging das Bestreben dahin, Vers und Reim zum rhythmischen und harmonischen Wohlklange durchzubilden. Dieses Verdienst wird von den Zeitgenossen ziemlich übereinstimmend dem Dichter Heinrich von Veldeke zugeschrieben. Er lehrte den gleichzeitig und später Lebenden die Kunst „rîme ze rihten“ (Reime einzurichten); ohne auf Otfried zurück zu gehen, schöpften fortan die Dichter aus dem richtigen Gefühl für Sprache, Wohlklang und Rhythmus die Vers- und Reimregeln, — und die Dichter des 13. Jahrhunderts sind in der Reinheit und dem Klange des Reims bis zu unserer Zeit unerreicht geblieben, in dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit des Vers- und Strophenbaues stehen sie wahrlich unseren neueren Dichtern nicht nach.

Das ist die äußere Form; betrachten wir nun in der Kürze den beseelenden Inhalt dieser mittelalterlichen Poesie, die Dichtung wurzelt unablöslich in ihrer Zeit und spiegelt dieselbe getreu wieder. Für jene Blüthe der Poesie aber war zunächst die *christliche Kirche* von der tiefgreifendsten Bedeutung. Seit der Gnadenthau der christlichen Lehre sich erquickend und neubelebend über die deutschen Lande herabgesenkt hatte, war, wenn auch unter manchen Störungen und stellenweisen Rückschritten, christliche Gesinnung und christliches Leben in reicher Blüthe emporgetrieben. Der Glanz der Kirche erfreute das deutsche Gemüth; durch Androhung und Verhängung schwerer Strafen von den heidnischen Gebräuchen abgezogen, lernte der Deutsche nach und nach die Segnungen der christlichen Religion schätzen. Ein reines Gemüth fand in den Lehren der Kirche seine Befriedigung, in dem Besitz der christlichen Wahrheit und Zuversicht das schätzbarste Gut. Darum warnen die Dichter vor dem Zweifel, der den schönen Besitz schonungslos zerstört. „Wo Zweifel nah dem Herzen wohnt, da wird der Seele schlimm ge-

lohnt", so singt Wolfram und führt seinen Parzival durch die Irrfahrten des Zweifels endlich wieder zum beglückenden Glauben hin. — Und doch war der vorliegende Zeitraum zugleich die Periode des erbittertsten Kampfes zwischen Kaiser und Papst, in dem die Dichter durchweg auf Seite ihrer Kaiser stehen und den sie gelegentlich zur Polemik gegen den gesammten Klerus ausdehnen. Und doch pochte auch an Deutschlands Thore die in Frankreich vorschreitende manichäisirende Irrlehre und schickte ihre im Dunkel hausenden Adepten herüber. Aber im Allgemeinen erlitt die Glaubensfreudigkeit und Glaubenseinheit keinen Stoß. Auch die nicht geringe Anzahl jener Sänger, die mit den kirchlichen Zuständen heftig grollten, ließ es sich nicht beikommen, an der religiösen Einheit zu rütteln. Durfte ja selbst ein hl. Bernhard mit dem zündendsten Glüheifer für kirchliche Reform eintreten, während er in unbeugsamer Strenge das Glaubensgebiet als kräftigster Vorkämpfer deckte.

Aus Glaubenskraft und Glaubenseinheit erwuchsen die Kreuzzüge. Als Friedrich Barbarossa seinen früheren treuen Mitkämpfer in den italienischen Feldzügen, den Erzbischof Philipp von Köln, mit Krieg überziehen wollte, da erscholl versöhnend dazwischen der Klageruf des bedrängten heiligen Landes. So traten wohl mehrfach die Kreuzzüge beschwichtigend, den Blick ablenkend auf; sie lenkten ab von den Kleinlichkeiten des Tages, von dem unseligen Zwist, der Päpste und Könige, Klerus und Laien zerklüftete; sie zeigten ein höheres, edleres Ziel, wohl der Begeisterung und des Schweißes der Edlen werth. Die Privatrache vergessend, suchte der deutsche Mann dem Erlöser Rache zu verschaffen an seinen unversöhnlichen Gegnern; er brachte dem Herrn die Mühsale der Pilgerschaft, die Kraft seines Armes, das Opfer seines Blutes dar, er schirmte den pilgernden Bruder gegen das Schwert des Saracenen, er pflegte ihn in der Krankheit um Gotteslohn. Und welch' ein reizendes Ziel! Das aufblühende Ritterthum, gierig nach Thaten, Ruhm und edler Beute, es war fortan nicht mehr in Gefahr sich zu „verliegen" (eine Bezeichnung, die wir den Rittergedichten dieser Zeit entnehmen, die das Thatenlose, Zielverfehlende gar sinnig wiedergibt). In stiller Beschränkung hatten die deutschen Völkerschaften sich ein halbes Jahrtausend ruhig in ihren Wohnsitzen gehalten; nur Ritter, Knappen und Kriegsknechte waren von Zeit zu Zeit mit ihren Kaisern über die Alpen nach Welschland gestiegen. Dieses ruhige, genügsame Leben, so wohlthuend es für stille Entwicklung sein mag, es bietet doch in steter Fortdauer für eine Nation nicht das Höchste; auch eine Nation kann sich „verliegen", besonders eine in der Völkerwanderung so umher gewürfelte. Und wäre das auch nicht eingetreten, zur Blüthe des Daseins wäre die Nation nicht gelangt. Nun aber öffnete sich mit den Kreuzzügen eine neue, bisher ungekannte, nie geahnte Welt. Da zogen die französischen Kreuz-

heere in glänzender Waffentracht, von frohen Hoffnungen getragen, durch das deutsche Land. Ueberrascht blickten die Deutschen ihnen nach und erwogen einstweilen in ruhiger Bedenklichkeit die hohen, gefahrvollen Ziele. Aber bald erwachte auch in ihrer Brust der Drang zum langentbehrten Wandern; die zum Morgenland führenden Straßen sahen bald auch Fähnlein von deutschen Rittern und Knechten und Heeresmassen unter kaiserlicher Führung; von deutschem Schlachtruf ertönte der Orient, an Christi Grabe wachten deutsche Ordensritter, die später ihre Schwerter zur Eroberung des Preußenlandes zogen und unter dem südlichen wie dem nördlichen Himmel deutsche Cultur verbreiteten. Das Morgenland mit seinen Wundern, Palästina mit seinen heiligen Stätten, sie lagen fürder nicht mehr in unerreichbarer, unbekannter Ferne. Auf der Kreuzfahrt zum hl. Lande, unter Kleinasiens und Spaniens Himmel hatten die Besten unter den germanischen und romanischen Nationen sich gefunden in der Einheit des edlen Strebens, ob auch zuweilen getrennt durch Eifersucht und Meinungsverschiedenheit. Fortan blieben auch die geistigen Errungenschaften des fortgeschrittenen Provençalen, die Stammessagen des Kelten wie die Dichtung des Normannen für den Deutschen kein verschlossenes Buch mehr. Liegt in dem deutschen Gemüthe von je die sinnige Liebe zur Natur, die Kreuzzüge mit ihrem Gefolge haben dieselbe ohne Zweifel zum hellen Leben erweckt; besitzt der deutsche Geist von je die eigenthümliche Kraft, das geistige Leben eines anderen Individuums, eines ganzen Volkes zu würdigen, zu durchdringen und sich anzueignen, so mußten auch hier die Kreuzzüge durchschlagend wirken. Und wenn dann Walther, der ‚viele der Lande gesehen und der besten gerne wahrnahm', doch zum Lobe des Vaterlandes es aussprechen durfte, ‚daß deutsche Zucht vor Allem gehe': so finden wir hier das auf Wahrheit basirende Bewußtsein von dem Werthe des eigenen Volks, ein Bewußtsein, das für die Poesie von hoher Wichtigkeit, uns aber leider in hohem Maße entschwunden ist.

Und allerdings mochte das Gemüth des Deutschen dazumal wohl mit stillem Entzücken und hoher Liebe dem Vaterlande ergeben sein. Schaut ja noch jetzt manches Auge mit Bewunderung nach jener Zeit der Hohenstaufen zurück; und wenn auch bei unparteiischer Scharfsicht auf die Unternehmungen der Hohenstaufen und die politischen Verhältnisse jener Zeit der frühere Enthusiasmus sich vielleicht sehr abkühlt, so öffnet sich doch für ein anderes Auge hinwiederum die blendende Perspective der gothischen Baukunst mit ihren Schwesterkünsten. Ein Kranz von herrlichen Fürsten, die kampfeskühnen Welfen, die ruhmreichen Oesterreicher, die sangesfrohen Thüringer, die kühnen Kanzler des welschen Reiches, ein Philipp von Heinsberg, ein hl. Engelbert, zierten das deutsche Land. Das Volk war einig in seinem staatlichen Leben,

einig in der religiösen Gesinnung; ein Gemeingut waren noch die in Lieder gefaßten Sagen einer vergangenen Heldenwelt, die Grundlagen des nationalen Epos, das sich eben jetzt in herrlicher Blüthe entfalten sollte.

Unter solchen Einflüssen entwickelte sich die erste Blüthenperiode unserer Literatur. Reicher, volltönender ist der Gesang nie in Deutschland erklungen. Unter den Minnesängern begegnet uns ein römischer Kaiser; Herzoge und Fürsten wandten sich der heiteren Kunst zu; auf den Burgen der Großen, an den Höfen der Fürsten ließen die Sänger ihre Lieder ertönen und wurden mit reichen Geschenken oder dem Habedank edler Frauen erfreut; auf den Kreuzfahrten sang der Spielmann seine abenteuerlichen Weisen; vor dem lauschenden Volk wurden die Thaten der Heldenkönige, die nie vergessenen, ewig jungen, von fahrenden Sängern erneut; die jubelnde Volkslust fand im Liede den munteren Tanzreigen, während in der Klosterzelle der einsame Mönch der Heiligen Thaten und Leiden verherrlichte, dießmal wetteifernd mit den ritterlichen Dichtern, die auch den frommen Stoff nicht abwiesen.

Wenn wir nun zur Sonderung und Klassifizirung der verschiedenen literarischen Erzeugnisse übergehen, so haben wir zunächst einen durchgreifenden Unterschied näher zu charakterisiren, *Volkspoesie* und *Kunstpoesie* einander gegenüber zu stellen.

Die Poesie ist eine kostbare Mitgabe, deren nicht etwa nur einzelne bevorzugte Individuen, sondern ganze Völker sich zu erfreuen haben. Wie das Kind in seinen Spielen das Lebloſe belebt, fremde Gegenstände zu einander in Beziehung bringt, die mannigfaltigsten Zustände erdenkt und sodann zu einem Gesammtbilde vereinigt, kurzum also fortwährend *dichtet* und daher auch gern statt der einfachen Sprache den Gesang anwendet, so ist auch in der Jugendzeit eines Volkes die dichterische Kraft besonders regsam, und ehe das Volk eine Prosa besitzt, hat es schon lange eine poetische Sprache. In dieser jugendlich-kühnen Sprache gestaltet sich zunächst Alles poetisch; der Lappländer singt, wenn ihm auf dem Zuge mit seinen Rennthieren etwas Merkwürdiges aufstößt: ‚Da hab' ich einen Baum geseh'n' wiederholt fort, bis ein anderes Ding die Aufmerksamkeit auf sich zieht und der neue Gesang beginnt: ‚Da ist ein Vogel hergeflogen!' So ist die dichterische Form in gewissem Grade mit der Sprache selbst gegeben; in der Volkspoesie kann nicht ein Einzelner Eigenthumsrechte darauf geltend machen. Aber noch viel weniger auf den Stoff. Der ist nicht von Einzelnen erfunden oder ersonnen, er ist gegeben, ein ganzes Volk hat ihn erlebt und erfahren. Und diese Stoffe, die Erzählungen von den alten Volkshelden, die Allen gemeinsamen Empfindungen, die Züge des religiösen Glaubens wie Aberglaubens, erben sich im Volke fort, erzählt d. h. gesungen bei den Versammlungen, vom

Vater auf den Sohn überliefert, aufgefrischt durch Einzelne, die da haben singen und sagen hören und des Volkes Eigenthum in treuem Gemüth bewahren, die als Repräsentanten des ganzen Volkes die alten Lieder vortragen. Die Volkspoesie ist ein ächtes Naturkind, sie erzählt raschen Ganges Geschichte auf Geschichte, ohne Reflexion, ohne Rückblick, ohne ausmalende Schilderungen, ohne künstliche Wendungen; es ist nur die Freude am Stoff selbst, die zum Gesange treibt. Die Volkspoesie springt von Moment zu Moment rasch hinüber, nur die Hauptsache streift sie mit raschem Finger, das Zwischenliegende wird vollständig übersprungen. Ganz natürlich! Das frische jugendliche Gemüth zieht Freude und Leid stoßweise ein, es legt sich die verbindenden Mittelglieder keineswegs zurecht, darum spricht es sie auch nicht aus.

Anders die Kunstpoesie. Hier ist die Seele des Dichters der Spiegel, in dem das Leben mit seinen Erscheinungen, besonders das eigene Leben, sich reflectirt. Und dieser Reflex richtet sich natürlich nach der Individualität des Dichters; ein stürmisch-wildes Gemüth gestaltet andere Bilder als ein ruhig-heiteres. Ja, die Phantasie des Dichters begnügt sich nicht mit dem wirklich Erlebten und Dagewesenen; ‚was sich nie und nirgends hat begeben, was uns die Zukunft verriegelt', der Dichter schaut es und sucht es darzustellen.

Wird ein Volk nicht zu früh und gewaltsam in seiner Entwicklung unterbrochen, so werden beide Arten der Dichtung sich bei ihm entfalten. Vielleicht wird es nie dazu kommen, daß die Volkspoesie niedergeschrieben wird; sie ist auf Schreiben und Lesen gar nicht berechnet, und bald kann sie in Verwilderung verkommen. Oder sie wird, wenn die Kunstpoesie in Einseitigkeit der Form und gemachten Empfindungen zu verknöchern droht, mit ihrem reichen Inhalt hervortreten und einen heilsamen Gegensatz hinstellen. Dem vorliegenden Zeitraum war es vergönnt, Volkspoesie und Kunstdichtung in schönster Blüthe neben einander zu besitzen.

Die Volkspoesie war durch fahrende Sänger (Spielleute) vertreten, die bei den Volksfesten auf den Märkten und Sammelplätzen, aber auch in den Sälen der Ritter und Herren den reichen Schatz ihrer Gesänge auslegten. Aber diese Schätze sind Eigenthum des Volks; dem fahrenden Mann sind in alten Mären die Wundersagen überliefert. Die Zuhörer wagen nicht an den alten Ueberlieferungen zu zweifeln, der Sänger wagt nicht an ihrem Inhalt zu ändern. Für die epischen Volksgesänge war endlich, nach dem Wegfall der Alliteration, in der Nibelungenstrophe und dem Berner Ton die rechte Form gefunden. Aber auch das lyrische Volkslied war bereits vorhanden, wenn auch nur sehr dürftige Ueberreste auf uns gekommen sind. Und an diese beiden Seiten der Volksdichtung mußte sich die Kunstpoesie zuerst anlehnen, um dann in gesondertem Wachsthum ihre Blüthe zu erreichen.

Der Adel hatte bisher, dem Volke an Bildung nicht wesentlich überlegen, ebenfalls den Mären der fahrenden Sänger gelauscht, die Lieder des Volks mitgesungen. Aber hier wurde bald etwas mehr begehrt, neue Stoffe, neue Formen. Von da ab haben wir Dichtkunst, Kunstpoesie. Ihre Vertreter waren sangesfrohe Ritterbürtige, der Kreis der Zuhörer bestand aus Standesgenossen, Rittern und edlen Frauen. In neuen, fremden Stoffen konnte des Dichters Kunst füglicher sich entfalten; nur wenige lyrische Dichter ließen das Volkslied auf sich einwirken. Auch von der Form der Volksdichtung entfernte sich die Kunstpoesie; für die Erzählung nahm sie die kurzen Reimpaare, für das Lied großentheils einen künstlichen, aus drei Theilen aufgeführten Strophenbau.

Da die Blüthe des eigentlichen Volksliedes jenseits unserer Periode in spätere Zeit fällt, so werden wir von der Volksdichtung hier nur das nationale Epos zu besprechen haben. Ehe wir jedoch darauf übergehen, möge uns die Legendendichtung einen Augenblick beschäftigen; als Ueberleitung mögen sich sodann jene Dichtungen anschließen, in denen die Legende mit abgebröckelten Sagenstoffen sich zu einer seltsamen Mischung unlöslich verbunden hat. Dann trete das nationale Epos auf, der eigentliche Gegenstand der Volksdichtung. — Die Kunstpoesie bietet uns eine fremde Sagenwelt: den Kerlingischen Sagenkreis, die Romane von Artus und vom Gral, sodann antike Sagen, Reimchroniken und kleinere Erzählungen. Noch einmal wenden wir uns dann zur heimischen Sage zurück, zu der Thiersage, die hinwiederum ungezwungen zur Fabel und von da zum Lehrgedicht hinüberführt.

Auf dem Felde der lyrischen Dichtung werden wir bei den Minnesängern uns der Kunstpoesie gegenüber befinden, und nur gelegentlich wird sich eine Durchsicht auf das Volkslied eröffnen, während die dramatische Dichtung billig für das folgende Buch aufgespart wird. Vorher aber beschäftigt uns noch für einige Augenblicke die Sprache dieses Zeitraums.

Das erste Drittheil des vorliegenden Zeitraums trägt noch bedeutende Spuren der altdeutschen Zeit an sich; das Ende desselben mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts bezeichnet schon das Morgenroth eines andern Tages, wenn er auch nicht mehr so viel verspricht, ich meine die Uebergangszeit vom Mittelhochdeutschen in's Neuhochdeutsche. Analog der sprachlichen Entwicklung sehen wir die der kirchlichen Baukunst. Den vollen, markirten, hoch- und tieftönigen Sylben des althochdeutschen Zeitraums entspricht genau der schwere romanische Würfelkapitälstyl; dem feiner zugestutzten mittelhochdeutschen Styl der tonlosen und stummen e entspricht der sogenannte Spitzbogenbau. Hauptkennzeichen der althoch-

deutschen Zeit ist, daß noch keine Abschwächung in den Vokalen der auf die Stammsylbe des Worts folgenden Sylben zur Regel geworden ist (ahd. untar, si lertun, Sang was gisungan, fiscum dat. plur. mhd. vischen). Uebergang zum Mittelhochdeutschen ist die durchgreifende Abschwächung in e oder auch in i. Dieses Gesetz der Abschwächung muß vor Allem der bayerischen und fränkischen Mundart angehaftet haben. Wo der Bayer das e der Verbalendungen verschluckt und komn, habn, der Franke vollends gar hab, streit als Infinitiv hat, spricht heute noch der Alemanne á, ə, ô. Darum waren der feineren mittelhochdeutschen Hofsprache, worüber gleich das Nähere, die bayerischen Endungen willkommener, die Reime konnten höfischer dargestellt werden als mit den alemannischen Endungen. Insofern hat F. Pfeiffer Recht, wenn er vom bayerisch-österreichischen Idiome die höfische Sprache entstehen läßt. Bis dahin war die Annahme allgemein, daß dieselbe auf dem schwäbischen Idiom beruhe, und es wurde dafür noch besonders der Einfluß der sangliebenden schwäbischen Kaiser geltend gemacht.

In den Wurzelsylben hat das Mittelhochdeutsch noch die ganze Mannigfaltigkeit einfacher und diphthongischer, kurzer und langer Vokale wie das Althochdeutsch. Die Schärfe der kurzen a, i, u, o, e ist noch in ächter Weise erhalten, obwohl sie am Ende des Zeitraums so herabkommt, daß ă und ā reimen. Die Umlaute werden dem Althochdeutschen gegenüber sehr häufig. Wo niederdeutsche Dialekte hereinragen, wie bei H. von Veldeke, da machen sie sich kenntlich durch die Armuth an Diphthongen und das Zurückbleiben in der Lautverschiebung (hêl = hail, lêve = liebe, mûder = muoter, vat = vaz). Aber auch das ganze Mittelhochdeutsch bietet die eigenthümliche, schon früher erwähnte Erscheinung, daß es bei den Lippen- und Gaumenlauten im An- und Inlaute von dem p und k des strengeren Althochdeutschen wieder zu den milderen b und g zurücktritt (kuot — guot, pein — bein, kepan — geben, liokan — ligen).

Die Dialekte hörten natürlich mit dem Altdeutschen nicht auf; Mundart ist Eigenart eines Volksstammes. Aber die schon mehrmals erwähnte höfische Sprache wurde in dem vorliegenden Zeitraum als Sprache der Literatur und des vornehmeren Lebens auch von denen gebraucht, deren heimatliche Mundart sie nicht war. Sie behauptete daher fast die nämliche Geltung, die jetzt unser Hochdeutsch hat; fast! — denn zunächst konnte das ganze große Niederdeutschland sich diese Sprache gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen aneignen, und dann behielten auch die Dichter, Schriftsteller und Höflinge hochdeutscher Zunge doch immer etwas von ihrem jedesmaligen heimischen Dialekte bei. Nachdem Grimm die mittelhochdeutsche Sprache wissenschaftlich begründet, Lachmann sie mit Schärfe festgestellt hat, sind von dem Letzteren und seinen Schülern

die mittelhochdeutschen Schriftsteller mit kritischer Genauigkeit, aber wohl mit zu großer Vernachlässigung und Beseitigung der mundartlichen Formen, herausgegeben worden. Es ist daher ein großes Verdienst Pfeiffers und seiner Genossen, dieser einseitigen Gleichmacherei und Uniformirung kräftig und geschickt entgegen getreten zu sein. Pfeiffer hat auch für das schon früher erwähnte Mitteldeutsch eine höhere Bedeutung als die eines bloßen Dialektes in Anspruch genommen und den auch urkundlich bezeugten Namen ‚Mitteldeutsch' eingeführt[1]. Zu dieser Sprachgruppe gehören unter Anderen: Graf Rudolph, Athis und Prophilias, Heinrich von Fritzlar, das alte Passional, die livländische Reimchronik, Frauenlob, das mitteldeutsche Kaiserrecht, das Marienleben von Bruder Philipp, Nicolaus von Jeroschin. Eine besondere Bedeutung gewinnt für uns dieses Mitteldeutsch, weil aus ihm, wie später zu zeigen, unsere jetzige hochdeutsche Sprache entsprossen ist. Uebrigens erkannten schon Grimm und Lachmann, daß sich manche Dichter des Mittelalters, wie Wernher, nicht in die Zwangsjacke des strengen Mittelhochdeutschen stecken ließen, und nahmen daher einen niederrheinischen Dialekt an, der denn freilich einen Theil des Mitteldeutschen darstellt.

II. Legenden-Dichtung.

Im Anschlusse an die geistliche Poesie des vorigen Buches werden wir hier zunächst die aus kirchlichen Sagen und Legenden geflossenen Dichtungen zu besprechen haben. Ihre Anzahl ist nicht gering; und wie viel mag für uns verloren sein? Wie reichlich lag hier der fertige, wahrhaft poetische Stoff in den apokryphen Evangelien über die Jugend des Erlösers und über das Leben Mariens, sodann in den Legendenbüchern vor, die zur Verherrlichung der lieben Heiligen in den Kirchen vorgelesen wurden und von diesem Vorlesen ihren Namen erhielten! Und welche Reihe von heiligen Gottesdienern und reinen Gottesmägden, angefangen von der hl. Jungfrau bis zu der duftenden Gottesblume jener Zeit, der hl. Elisabeth von Thüringen! Wir werden in diesen Legenden-Dichtungen allerdings nicht eine Fülle von Abenteuern und Heldenthaten, nicht eine neue Welt voll Handlung und Leidenschaft, ja zumeist auch nicht einen hohen Schwung dichterischer Kunst finden. Dieselbe sinnige bescheidene Begeisterung, die in den gothischen Tempeln ein ganzes Menschenleben daransetzte, um ein Sacramentshäuslein oder einen Figurenaltar auszumeißeln, und sich dann im Vertrauen auf den Gotteslohn

[1] Pfeiffers Germania 7, 226.

ohne Nennung des Namens zurückzog; dieselbe Sinnigkeit, die in den Miniaturen der mittelalterlichen Missale und Breviere hier die jungfräuliche Unschuld der Gottesmutter, dort das stille Dulden im Antlitz des Martyrers, dann wiederum die himmlische Klarheit des Engels darstellte, sie hat auch diese einfachen poetischen Gemälde geschaffen und ihre Freude daran gehabt, wie noch jetzt jedes sinnige Gemüth sie mit Rührung betrachtet. Der bescheidene Dichter aber begehrt keinen anderen Lohn, als daß die besungene Himmelskönigin oder der verherrlichte Heilige sich des armen Pilgers auf dieser Erde erinnern, daß der fromme Leser gleichfalls einen Lobspruch oder auch ein Gebet für den Verfasser sprechen, und wenn er vielleicht neue Quellen der frommen Sage kenne, dieselben dem Dichter nicht vorenthalten möge, damit Mariens und der Heiligen Lob stets sich mehre. Neben die ritterlichen Kreuzfahrten stellt sich die Wanderung des armen Pilgrims, der mit Muschelhut und Sandelschuhen unter leisem Gebet die heiligen Orte aufsucht, sich erzählen läßt von den geschehenen Wunderthaten, die ehrwürdigen Ueberreste verehrt und alsdann mit dem Schatze seiner Legenden, das Herz erquickt durch die segensreiche Nähe des Heiligen, heimkehrt. So steht neben den weltlichen Sagen, die uns bald beschäftigen werden, die heilige Sage. Der Dichter mittelalterlicher Sagen gibt sich gläubig der Ueberlieferung hin und duldet beim Zuhörer keinen die Dichtung vernichtenden Zweifel; der kirchliche Dichter steht wohl noch mit mehr Recht so kindlich gläubig unter seinen Wundergestalten, daß der Leser sich gern von ihm fortreißen läßt.

Den Stoff fanden die Dichter fertig vor; die Evangelien Nicodemi und von der Kindheit des Herrn, die noch wenig gesichteten Martyrer-Acten, die im Volksmund bewahrten Legenden und Wunderwerke waren die Quellen. Zuweilen — warum sollten wir es läugnen — hat sich dem Dichter unbewußt ein heidnischer Zug, eine mythische Erzählung eingeschlichen; das schon lange getragene christliche Gewand hatte den Eindringling unkenntlich gemacht. Einige Male hat sich die Legende an den Ueberrest einer alten weltlichen Sage so fest angeschlossen, daß das Ganze uns in Zweifel läßt, ob es zur Legenden- oder zur Sagenpoesie zu ziehen sei. Wir werden diese Mischgattung als Ueberleitung zu den deutschen Sagenkreisen benutzen. Ein ähnliches altes Gedicht möge denn hier als Vorspiel der eigentlichen Legende stehen. Es ist die Sage von Pilatus, schon früh, nach Mone's Vermuthung vom Pfaffen Lamprecht, dem Dichter des Alexander, bearbeitet.

‚Man sagt von deutscher Zunge', so beginnt der Dichter, ‚sie sei unbezwungen und ungefüge; würde man sie nur hämmern, sie sollte wohl biegsam werden, wie dem Stahl geschieht auf dem Ambos.' Mit Hülfe Gottes und der hl. Jungfrau, die aus jüdischem Stamm wie vom

Dorn, aber eine dornenlose Rose, entsproß, will der Dichter die Rede von Pilatus sprechen. Im Latein ist uns berichtet, wie zu Mainz ein König Tyrus saß, der über Maas, Main und Rhein gebot. Der sah in den Sternen, daß ein Kind, in dieser Nacht erzeugt, klug und berühmt werden sollte. In dieser Nacht ward Pilatus erzeugt; das Kind ward in einsamer Waldmühle ernährt, dann an den Königshof des Vaters gezogen. Dort erschlug Pilatus den Erben des Reiches, kam, als Geisel an Julius Cäsar übergeben, nach Rom und wurde später in eine gefährliche Provinz, Pontus, als Statthalter gesandt, davon hieß er Pontius. Die wilden Bewohner der Provinz bändigte Pilatus; mit dem Zucken seines Auges gebot er über Leben und Tod. Daher ließ Herodes, der wegen des Messias einen Aufruhr der Juden fürchtete, ihn nach Palästina kommen. — Hier bricht das alte Gedicht ab. Eine spätere Bearbeitung erzählt dann die Verurtheilung Christi und Pilati Selbstmord zu Rom. Sein Leichnam, in die Tiber geworfen, regt den Fluß auf; in die Rhone versenkt, findet er keine Ruhe; da wirft man ihn in den See des Pilatusberges, wo er bis zum jüngsten Tage liegt und als Wettergeist Schaden anrichtet [1].

Gehen wir zu lieblicheren Bildern über. Wernher von Tegernsee, vielleicht ein Augsburger Priester, verfaßte im Jahr 1173 (‚dreizehn Jahr, nachdem das Schisma entstanden war') ein Marienleben, das seine kunstreiche Hand mit Miniaturen schmückte. Es ist in drei Lieder getheilt, deren erstes die Geschichte der hl. Anna, das zweite die Jugend und Vermählung Mariens, das dritte die Geburt und Jugend des Heilands umfaßt. Das Gedicht gemahnt uns an die Gemälde der altdeutschen Schule, strenge und keusch, steif und hart in der Ausführung, mild und innig in den charakterisirenden Partien. ‚Wie gnädig', beginnt es, ‚muß die Magd sein, der ihr Kind sitzet bei, das da beides, Löwe und Lamm ist, ob allen Dingen zu oberist, beides Leben und Tod, Hirt und Lebensbrod, Thau und Blume.' Da singt Maria im Tempel Salomonis die Tagzeiten, Gabriel bietet der Königin das Himmelsbrod. Selige Schwestern wohnten damals am Tempel, jetzt sind sie gar zerstreut; aber Ritter, muthige, haben ihn jetzt in Besitz und vertheidigen ihn gegen die Heidenschaft. Maria dachte nicht an Vermählung, aber der Judenbischof beschied die Jünglinge aus Davids Stamm; da kam aus Gehorsam auch ein greiser Mann. Der Bischof legte die Stäbe der Einzelnen auf den Altar, Josephs Gerte erblühte. Da rief der Bischof

[1] Diese Erzählung kommt noch im 15. und 16. Jahrh. als beliebte Lectüre in den Manns- und Frauenklöstern als Prosawerk handschriftlich häufig vor. Untersucht hat die Pilatussage der kenntnißreiche Sagensammler der Urkantone Lütolf, Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten. Luzern 1865.

aus: Joseph, Gottes Kind, die Engel dir gnädig sind; nun säume dich nicht mehr, wir empfehlen dir die Magd so hehr. Und als Joseph seine Gerte herwieder nahm, da schwang sich eine Taube empor, ein Vogel so wohlgethan. So wurde Maria Josephs Gattin[1]. Das Gedicht ist nur in einer späteren Ueberarbeitung erhalten.

Ein Gedicht von unserer Frauen Hinfahrt scheint zu Anfang des 13. Jahrhunderts von einem Geistlichen Konrad von Heimesfurt verfaßt zu sein. Mit christlich frommer Wärme verbindet Konrad einen Anflug von gutmüthigem Humor, der indeß der gehobenen Stimmung nicht widerstreitet. ‚Ein Jäger', beginnt er, ‚der noch des Wildes List nicht kennt, der folget dem Gewilde durch Ebene, Berg und Thal und läßt sich durch Rauhes nicht abschrecken. So ist jegliche Kunst; man versuche es nur die Länge; denn nach traurigem Anfang oft ein frohes Ende kommt, Stätigkeit in allen Dingen frommt.' Als die Zwölfboten sich in die Lande vertheilt hatten, erhielt Johannes Asien; von ihm haben wir die Märe von der Hinfahrt unserer lieben Frau; Milto, Bischof von Sardania, schrieb sie an die Chorherrn von Lodica. Der Jünger hatte ihr Herberge zu Sion geschaffen; in Leid verlebte sie dort zwei Jahre. Da verkündete ihr Gabriel den nahenden Tod und reichte ihr eine Palme aus dem Paradiese, die vor ihrer Bahre hergetragen werden sollte. Die Zwölfboten fanden sich zu Sion ein, statt des fehlenden Thomas war Paulus erschienen, Gottes jüngstes und darum allerliebstes Kind. Christus selbst holte die Seele seiner Mutter ab, dem jungfräulichen Johannes ward die Palme zuerkannt. Unter dem Psalmengesange In exitu Israel ward die Leiche bestattet. Der Judenbischof legte frevelnd Hand an den Sarg; die Hände blieben haften, bis Petrus sie löste, worauf denn alle Juden bis auf fünf sich bekehrten. Am Grabe wachten die Jünger, bis der Herr auch den Leib Mariens hinwegnahm. Thomas erschien, er hatte die Himmelfahrt Mariens gesehen und ihren Gürtel erhalten. ‚So ist die Märe vollendet. Nun hilf uns, heilige Frau, die mit dem himmlischen Thaue der hl. Geist begoß'[2].

Die Kindheit Jesu erzählt uns in der anschaulichsten Weise Konrad von Fußesbrunn, wahrscheinlich aus Niederösterreich gebürtig, wo Pfeiffer ein Fuezbrunn nachweist. Nachdem Christi Geburt mitgetheilt ist, beginnt sofort mit der Flucht nach Aegypten das Reich der Wunder. In wüster Gegend spielen Drachen und Löwen mit dem Gotteskinde, Bäume neigen sich zum Schatten und zur Erquickung, ein

[1] Herausg. von Hoffmann, Fundgruben 2, 147—202. — F. Kugler de Werinh. Tegernseensi. Berol. 1831.

[2] Herausg. von F. Pfeiffer in Haupts Zeitschrift VIII.

Räuber, der die Wanderer anfallen will, wird plötzlich gerührt, geleitet die heilige Familie in seine Wohnung und bewirthet sie in seinem wonniglichen Garten. Als das Kind gebadet wurde, brauste das Wasser auf; die gute Wirthin bewahrte davon und heilte damit später ihren Mann, der von anderen Schächern übel zugerichtet war. In einem heidnischen Tempel stürzen die 140 Götzenbilder alsbald um, worauf das Volk gläubig wird. An einem Samstag bildet das Jesuskind mit seinen Gespielen Vögel aus Letten; ein Jude schilt den Kleinen als Sabbathschänder; als er die Vögel zertreten will, klatscht Jesus, ‚der Wunderer', in die Hände, da fliegen die Vögelein lebend von dannen. Ein Schulmeister der Juden, Zacharias, will das Kind in Unterricht nehmen, die Reden und Fragen Christi zeigen ein übermenschliches Wissen [1]. — Aehnliche Legenden berichtet uns Walther von Rheinau — wiewohl eher Reichenau angenommen werden dürfte; denn Rheinau weist keinen Mönch dieses Namens in der damaligen Zeit auf — wie er selbst sagt, ‚von Bremgarten bi der Rus geboren'.

In derselben frommen, anmuthigen Weise hat der Karthäuser Philipp ein Marienleben verfaßt und es den Brüdern vom deutschen Hause, die Maria ehren und den Christenglauben ausbreiten, gewidmet. Nach göttlicher Verheißung ward Maria den betagten Eheleuten Joachim und Anna geboren und im Tempel erzogen. Dort pflegten Priester die Frauenarbeiten zu verloosen; diejenige, der die Stickereien in Gold und Silber zufielen, hieß Königin; das Loos traf Maria. Ihre Armuth wird nach St. Epiphanius geschildert. Bei Christi Geburt geschahen Wunder in Rom: ein Brunnen gab Oel, der Friedenstempel stürzte ein, es regnete Honig, alle Gewässer standen drei Stunden lang still, drei Sonnen zeigten sich am Himmel. Es folgen dann Kindheitslegenden in der bezeichneten Art, bis der Herr mit seinem Lehramte wollte anheben in der Welt ein neues Leben. Die große Anzahl von erhaltenen Handschriften spricht für den Anklang und die Verbreitung, die das Gedicht gefunden hat [2]. Die Sprache ist mitteldeutsch (S. 55).

Wie viele fromme Erzählungen von rettenden Wundern, auf die Fürbitte Mariens geschehen, das Mittelalter kannte, zeigt uns das siebente Buch in dem für die Culturgeschichte jener Zeit so wichtigen Dialogus des Cäsar von Heisterbach. Die meisten dieser Wunder-Legenden erhielten im 13. Jahrhundert von unbekannten Händen dichterische Fassung.

---

[1] Gedr. bei Hahn, Gedichte des 12. und 13. Jahrh. S. 137. Eine andere Redaction: Kindheit Jesu, Gedicht des 12. Jahrh. herausg. von Feifalik. Wien 1859. — Walther von Rheinau ist durch Keller im Programm der Tübinger Hochschule herausgegeben.

[2] Herausg. von H. Rückert. Quedlinbg. 1853.

F. Pfeiffer hat in seinen Marien-Legenden den größten Theil zugänglich gemacht[1]. Da wird ein ‚Jüdel' (Judenknabe), der ein Marienbild von Spinngeweben säuberte, durch die hl. Jungfrau beschützt und für das Christenthum gewonnen; ein ungelehrter Cleriker, der nur das salve sancta parens singen kann, und deßhalb von seinem Bischof abgesetzt wurde, muß auf Mariens Befehl wieder eingesetzt werden. Als die Mannschaft eines Schiffes im Sturm vergebens zu allen Wasserheiligen (St. Nicolaus und Petrus, Andreas und Katharina) betete, hilft das Gebet zur hl. Jungfrau; ein helles Fackellicht am Mastbaum zeigt die Wege. Maria heißt einen ihrer Verehrer, den man seiner Laster wegen an ungeweihter Stätte eingescharrt hatte, ausgraben; eine frische Blume liegt in seinem Munde. Ein Edelmann, der in den grauen Orden trat, wird vergebens unterrichtet; nur die Worte Ave Maria kann er behalten; aus seinem Grabe wächst eine Lilie, deren Blätter in goldenen Buchstaben diesen Gruß tragen. Vor Gottes Richterstuhl werden Tugenden und Vergehen eines Sterbenden abgewogen; Maria legt ihre Hand auf die Schale der guten Werke, vergebens hängt sich die Hölle an die andere Wagschale. Eine Mutter, deren Sohn gefangen liegt, nimmt einem Marienbilde das Christkindlein; Maria, die mütterliche Liebe wohl kennt, löst des Gefangenen Bande. Zwölf Schüler rühmen sich der Frauengunst; jeder soll ein Kleinod von seiner Verehrten vorzeigen; einer von ihnen, der bisher nur Marien als Herrin gedient, geräth darob in Verlegenheit, aber die himmlische Gebieterin gibt ihm ein kostbares Büchslein, süßer Paradiesesduft strömt aus demselben, ein kostbares Priestergewand liegt darin. Das war Thomas von Kantelburg (Canterbury), von dem diese Mär geschrieben ist. Als graue Frau erscheinend hält die Jungfrau ein unglückliches Eheweib vom Selbstmord zurück. Wenn Maria für den zum Turnier reitenden Ritter, der im Münster zu Ehren der Heiligen Messe auf Messe hört, den Preis erkämpft, dann erinnert sie allerdings an Odins Walkyrien. Als Vorläufer der späteren Faustsage erscheint die Legende von Theophilus. In seinem Ehrgeiz hatte er sich mit Hülfe eines schwarzkünstlerischen Juden dem Teufel verschrieben und die Urkunde besiegelt. Da sich der Verbrecher reuevoll an Maria wandte und Gott an ihm zeigen wollte, daß man an der Heiligen Hülfe nicht irre werden soll, so wurde der Böse durch die hl. Jungfrau gezwungen, unter Heulen die Urkunde herauszugeben, Theophilus fand sie am Morgen neben sich und verschied getrost am dritten Tage darnach. Die Legende ist sehr alt, schon früh griechisch abgefaßt, von Hroswitha lateinisch wiedergegeben, von Cäsar von Heisterbach in seine Zeit und in die Gegend von Lüttich

[1] Stuttg. 1846. Neue Ausgabe. Wien 1864.

verlegt. — Die Marien-Legenden haben durchweg den frommen Schluß-vers: ‚Deß sei gelobt die Königin!‘

K. Gödeke hat das Verdienst, in seiner ‚deutschen Dichtung des Mittelalters‘ die Heiligenlegende in der rechten Weise gewürdigt und in entsprechender Ausführlichkeit behandelt zu haben, nicht zwar, wie er gesteht, aus besonderer Vorliebe oder als ob eine Wiederbelebung derselben beabsichtigt wäre, sondern in der Ueberzeugung, daß ohne eine genauere Kunde von der auf diesem Gebiete thätigen dichterischen Kraft ein entsprechendes Bild der Poesie des Mittelalters sich überhaupt nicht gewinnen lasse. Er hebt mit Grund hervor, daß die Legenden-Dichtung für den höfischen Dichter, der in den abenteuerlichen Heldengedichten Thaten darstelle, die aus dem feindlichen Zusammenstoß verschiedener Religionen hervorgingen, noch eine andere Bedeutung gewann, als für den Geistlichen, dem die Bearbeitung hl. Geschichten ein gottgefälliges Werk war. Was nämlich in den Rittergedichten mehr oder minder vorausgesetzt wurde, das konnte in der Legende erörtert und klar gelegt werden. In der Legende fragte sich das Zeitalter nach den Gründen, die für Christus gegen die Heiden im Morgen- und Abendlande auf Leben und Tod in den Kampf trieben. Keine Marter war da gewaltig, kein Tyrann grimmig genug gewesen, die Christen vom Glauben abzubringen. Aber ächt poetisch verlieren die Marterwerkzeuge meistens ihre Kraft gegen die Christen, die wilden Thiere ihre angeborene Grausamkeit, Feuer und Wasser ihre schädigende Gewalt; erst der Mensch mit seiner freien, aber hier ungerührten Macht vermag den Bekennern den Leib zu nehmen. Mit der Ruthe treibt das Kind den Abgott vor sich her in den Königssaal, damit er dort bekenne, daß er vom Teufel bewohnt sei, und dann zerfalle. Gottesurtheile sollen ächt ritterlich die Streitfragen von der Wahrheit der verschiedenen Religionen entscheiden; man einigt sich, den mächtigeren Gott als den allein wahren anzuerkennen; vergebens rufen die Götzenpriester zu ihren Idolen, der Christengott zeigt sich übermächtig in Wundern; die Gräber der Blutzeugen selbst verherrlicht er durch Wunderzeichen zur Belehrung der Zuschauer. So ist die Legende die Apologetik und die poetische Polemik des Christenthums in jener Zeit. — Wir können aus dem überreichen Legendenschatz natürlich nur einen Theil ausheben.

Die Geschichte der hl. Crescentia, die den König Dietrich zu Rom ehelichte, erinnert in ihrem Verlaufe stark an die Legende von der hl. Genovefa. Sie ist in der Kaiserchronik und nach derselben selbstständig bearbeitet[1]. — Das Martyrium der hl. Margaretha ist mehrfach in Gedichten behandelt. Der Wütherich Olibrius versuchte ver-

[1] Herausg. von O. Schade. Berl. 1853.

gebens an ihr jegliche Marter und Beschämung; sogar den üblen Valant (Teufel) besiegte sie durch das Kreuzzeichen und zwang ihn zum Geständniß seiner Ränke. Als endlich auf ihre eigene Aufforderung der Henker den tödtlichen Streich geführt hatte, da vernahm man ‚laute Leiche' vom Himmel[1]. — Ein deutscher Heiliger, Bischof Ulrich von Augsburg, wurde durch einen Dichter Albertus verherrlicht. Anschaulich wird hier nebenbei der Kampf geschildert, den Liutolf gegen seinen Vater Otto den Großen anregte und in welchem Ulrich als Versöhner wirkte[2]. — Wernher, ein Cleriker vom Niederrhein, führt die Veronika-Legende vor. Dreimal hatte St. Lucas sich vergebens an der Darstellung des Christusbildes abgemüht. Kaiser Titus erfuhr von dem wunderthätigen Jesusbilde, das im Besitze Veronika's sei. Diese heilte dann den kranken Kaiser, der sofort die Juden vertrieb[3]. — Ein weiter Legendenkreis bildete sich um die ersten niederrheinischen Bischöfe, Maternus von Köln, Agritius von Trier, Servatius von Tongern. Des letzteren Leben hat Heinrich von Veldeke poetisch behandelt; wir besitzen aber auch noch eine andere Bearbeitung aus derselben Zeit. In der prächtigen Stadt Tunger hatte Maternus, ein Jünger des hl. Petrus, den Christenglauben verbreitet und manchen Gottessaal gestiftet. Nach seinem Tode stand das Bisthum sieben Jahre verwaist, bis ein Engel den Armenier Servatius, von königlichem Blute, herbei holte und ihm die zweiundsiebenzig Sprachen, die im Bisthum Tunger gesprochen wurden, beibrachte. Aber Irrlehrer, von denen hier Arius, Manichäus, Collutus und Machmet genannt werden, verfolgten den hl. Bischof und gaben seinen Glauben für Frömmelei (‚credisheit') aus. Er zog sich nach Mastricht zurück und lebte als Einsiedler. Später holten die Tungrer ihn wieder herbei: Eufratas in Köln wurde dazumal abgesetzt. Der Heilige wallfahrtete nach Rom; als er rasten wollte, erhob sich der Erdboden zu einem Stuhl. Ein Engel verkündete sein Ende, zum Begräbniß brachten himmlische Geister ein Todtenlaken (‚uberdon'). Der zweite Theil führt dann aus, wie der Heilige sein Bisthum gegen den Sturm der Hiunen unter Etzel und der Ungarn schützte[4].

Hartmann von Owe (Aue) machte als der erste die Legende hoffähig. Sorgfalt in Bezug auf die äußere Form, die Reinheit der Sprache und des Reims ist nur die eine Seite des Fortschritts; dichte-

---

[1] Gedruckt in Haupts Zeitschr. I.; Margarethenleben in vielen spätern deutschen und altfranzösischen Bearbeitungen.

[2] Schmeller, St. Ulrichs Leben. München 1844.

[3] W. Grimm, Wernher vom Niederrhein. Gött. 1830. Die Sage vom Ursprung der Christusbilder. Berl. 1843.

[4] In Haupts Zeitschr. V.

rische Ordnung und Belebung des Stoffes in Durchführung eines dem Inhalt entsprechenden Gedankens, sodann Ausmalung der einzelnen Scenen bilden die Hauptseite. Hartmann hob sich in der damals verbreiteten Legende des Gregorius von dem Steine, ‚eine seltsame Märe von dem guten Sünder', gewissermaßen eine christliche Oedipodie heraus. Gregorius ist die Frucht einer blutschänderischen Liebe, seine Mutter ist seine Base, sein Vater sein Oheim. Ausgesetzt und gerettet, bei einem Fischer erzogen, erfährt er später das Grauengeheimniß seiner Geburt. Nachdem ihm so sein unbefangener Sinn (‚tumpheit') geschwunden ist, steht sein Begehren nach Ritterthum; er rettet das bedrängte Reich seiner Mutter und vermählt sich ohne Vorwissen mit ihr. Seine tägliche Buße wegen seiner befleckten Geburt führt zur Entdeckung des neuen Gräuelgeheimnisses. Ein Fischer führt den Büßenden zu einem öden Felsen, schließt ihn mit Ketten daran und wirft den Schlüssel in die See. ‚Wenn ich den Schlüssel wieder finde aus tiefer See, dann bist du ohne Sünde und ein heiliger Mann.' Siebenzehn Jahre sind in der strengsten Buße verflossen, da stirbt der Papst; Gott gebietet, den Gregorius an seine Stelle zu setzen. Die Abgesandten kehren bei dem Fischer ein, da findet sich der Schlüssel im Bauche eines Fisches. Gregorius als Papst wirkt zahlreiche Wunder, davon der Ruf auch nach Aquitanien dringt. Die Mutter begibt sich nach Rom, wird von ihrem Sohn erkannt und der alten Schuld entledigt. ‚An diesen guten Mären soll kein sündiger Mann böses Bilde nehmen, sondern vielmehr selig Bilde, wie viel er auch gesündigt hat, daß sein doch wird guter Rath, so er die Reue begeht und fest zur Buße steht' [1].

Die schöne Legende von Barlaam und Josaphat, deren griechische Fassung von Einigen dem hl. Johannes von Damascus beigelegt, von Andern ihm abgesprochen wird, bot dem sinnigen Rudolf von Ems den Stoff zu einem allerdings sehr ausgedehnten, aber mit Recht beliebten Gedicht. Der Dichter gesteht, vielleicht etwas übertrieben, er habe in seinen Tagen leider viel gelogen und die Leute betrogen mit trügerischen Mären. ‚Diese Märe aber handelt nicht von Ritterschaft, noch von der Minne, auch nicht von Abenteuern oder von der lichten Sommerzeit; es ist der Welt Widerstreit mit ganzer Wahrheit ohne Lug, sonder Spott und ohne Trug, ist es in deutscher Lehre der Christenheit eine Ehre.' Josaphat ist der Sohn des heidnischen indischen Königs Avernier; Sterndeuter haben die Bekehrung des Königssohns vorausgesehen, darum verschließt ihn der Vater in einen eigens erbauten Palast. Aber eben dieß bringt den Jüngling zu ernstem Nachdenken; in seiner

[1] Herausg. von K. Lachmann. Berl. 1838. — H.'s Werke von F. Bech. (Pfeiffers mittelhochd. Classiker Bd. 5.) Leipz. 1867.

Gefangenschaft erleichtert, macht er viele Erfahrungen; der Gedanke eines künftigen Lebens dämmert ihm auf, und staunend muß er hören, daß eben deßhalb die Christen verfolgt werden, weil sie über das Jenseits so Manches zu wissen vorgäben. Dem also vorbereiteten Josaphat sendet nun der Herr den Barlaam, einen priesterlichen Einsiedler von der Insel Sennaar. Der kommt als Kaufmann mit Edelsteinen; den edelsten Stein aber kann er nur dem zeigen, der sein Herz von allem Falsch reinigt. Josaphat wird nun im Christenthum unterwiesen, sein Lehrer erzählt ihm unter anderm auch die herrliche Parabel (bispel) von dem Manne in der Grube, die in unseren Tagen Rückert so meisterhaft, aber nicht schöner als der mittelalterliche Dichter, erneut hat. Vergebens versucht der König den Sohn zum Heidenthum zurück zu führen, die Heidenpriester werden widerlegt, der Zauberer Theodas sogar bekehrt, sinnliche Versuchungen überwunden. Da gibt der Vater dem Sohne die Hälfte des Reiches, damit die Politik ihn entchristliche. Aber die Regierung Josaphats zeigt eben des Christenthums Allgewalt. Rührend ist es, wie nun der greise Vater selbst sich brieflich an den Sohn wendet und um Belehrung bittet. Auch ihm wird die Gnade des Christenthums zu Theil. Nach des Vaters Tode zieht Josaphat sich gegen den Willen seiner Unterthanen in die Einsamkeit zurück, er findet seinen Lehrer Barlaam wieder. Die Leichen der hl. Barlaam und Josaphat werden später feierlich von Sennaar nach Indien gebracht. Die Sage, an den Ufern des Ganges daheim, erscheint schon früh in griechischem und semitischem Gewande und genoß bei den Jakobiten und Melchiten großes Ansehen. Die abendländische Christenheit bekam das Buch im elften und zwölften Jahrhundert, faßte es zuerst lateinisch — nach dem lateinischen Buche arbeitete Rudolf von Ems — dann in fast alle europäischen Sprachen. — Nach eigener Angabe hat Rudolf von Ems auch die Legende des hl. Eustachius bearbeitet[1].

Der ritterliche Heilige St. Georg, im Morgenlande schon früh verehrt, war durch Wallfahrer auch im Abendland zu großem Ansehen gelangt; an die Legende hatten sich indeß so viele fremde, abenteuerliche, ja fabelhafte Elemente angesetzt, daß die Ausscheidung derselben noch bis jetzt nicht hat geschehen können. Um so willkommener mußte dieser Stoff den höfischen Dichtern sein. Nach einem bis jetzt noch unbekannten französischen Vorbilde hat Reinbot von Durne, früher fälschlich nach Düren verlegt, wahrscheinlich in Walldürn heimisch, Dichter und Schreiber des Herzogs Otto des Erlauchten von Bayern (1231—53), das ‚Leben des hl. Georis'

[1] Barlaam und Josaphat herausg. von F. Pfeiffer. Leipz. 1843. — Das französische Gedicht von Gui von Cambrai mit wichtigen Excursen ist in den Publicationen des Stuttg. lit. Vereins von H. Zotenberg und P. Meyer (1864) herausgegeben.

dichterisch dargestellt. Das Ausschreitende und Maßlose des Stoffes in Wundern, Martern und Abenteuern hat er durchaus nicht zu mildern versucht; dagegen erzählt er lebendig und durchwebt die Märe mit innigen Gebeten. Es fehlt auch nicht, was man hier nicht suchen möchte, an anmuthigem Humor, der hie und da an Wolfram von Eschenbach erinnert; Frau Aventüre hat mit ihrem lieben Reinbot viel zu plaudern, der Dichter Manches zu fragen, der Leser selbst findet sich in das fremde Leben mit hineingezogen.

Früher als die gothische Baukunst glitt die mittelalterliche Dichtkunst von der Kraft und der Würde der Erfindung zu der kunstreichen Ausführung der Einzelheiten als zu ihrem Ideal herab. Deß ist ein Beispiel Konrad von Würzburg, bürgerlicher wandernder Sänger, zu Basel im Jahr 1287 mit Frau und Töchtern gestorben. Mit dem schillernden Glanz seines Talents wandte Konrad sich auch der Legende zu. Das römische Brevier erzählt in Kürze die herrliche Legende vom hl. Alexius. Konrad ward von der hl. Sage, die im Psychologischen ihre Wunder findet, angezogen. Alexius verläßt in der Brautnacht, um keusch zu bleiben, die Vermählte und besucht als armer, bettelnder Pilgrim die hl. Orte. Um einer drohenden Auszeichnung zu entgehen, will der Heilige sich nach Cilicien begeben, wird aber in die Heimat Rom verschlagen. Dort bittet er den Vater um seines Sohnes willen um Obdach. Es wird ihm; aber zugleich Verachtung und Mißhandlung seitens der Diener, Spott der Kinder. So lebt er 17 Jahre. Vor seinem Ende fordert er Schreibzeug und bringt sein Leben zu Papier; mit dem Brief in der Hand findet man ihn entseelt. Nur der Papst vermag der Hand des Entseelten das Schreiben zu entwinden. Bewundernd liest man das Leben; Wunder bestätigen die Heiligkeit. — Göthe, der mit so feinem, sicherem Gefühl die ächt poetischen Stoffe, wo sie ihm auch begegneten, sofort erkannte, meinte in der Alexius-Legende eine Tiefe der Poesie zu finden, die zur dramatischen Bearbeitung einlade. Der englische Cardinal Wiseman hat unter dem Titel ‚der verborgene Edelstein' den dramatischen Versuch gemacht.

Die zweite, in ebenso meisterhafter Weise durchgeführte Legende ist die vom hl. Silvester, deren Mittelpunkt der siegreiche Kampf des Christenthums gegen das Judenthum bildet. Kaiser Konstantin, der vom Aussatz befallen ist, will sich durch ein Bad heilen, das aus dem Blut von 3000 Kindern bereitet werden soll. Im Traumgesicht weisen ihn Petrus und Paulus an Silvester, der ihm ein anderes Bad bereiten werde. Silvester unterrichtet den Kaiser und nachdem derselbe ‚dem argen tiufel und aller der gezierde sîn' widersagt hat, erfolgt die Heilung und des Christenthums Sieg. Aber Helena, die zu Bethania als jüdische Proselytin lebt, versucht den Neubekehrten für die Synagoge

zu gewinnen. Demüthig antwortet der noch glaubensschwache Kaiser, daß er nicht zu entscheiden wage, eine Disputation zwischen jüdischen und christlichen Weisen solle zu Rom den Ausschlag geben. Den zwölf weisesten Juden stellt sich, da es nicht auf die Menge ankomme, Silvester allein entgegen. Es beginnt nun ein Meisterwerk der Apologetik auf dem Standpunkt jener Zeit; die prophetischen Stellen des alten Testaments werden sinnreich gegen das Judenthum verwerthet. Dem einen Juden gegenüber, der nicht begreifen mag, wie die Gottheit beim Leiden Christi leidensfrei habe bleiben können, tritt Silvester mit dem Gleichniß (bischaft) von dem Baum und dem Sonnenschein entgegen, dem selbst die Juden Beifall schenken müssen. Als endlich der letzte Jude durch den geheimnißvollen alttestamentlichen Namen Gottes einen Stier todt niederstreckt, verrichtet Silvester das größere Wunder und erweckt das Thier mit einem Worte wieder zum Leben. Darauf bekehren sich Helena wie auch die besiegten Juden[1]. Auch die Legende vom hl. Knaben Pantaleon hat M. Haupt demselben Dichter zugetheilt, vielleicht mit Unrecht. Pantaleon, der die Arzneiwissenschaft erlernen soll, erhält von einem Christen eine weit vollkommenere Heilkunde; der Knabe heilt einen Gichtbrüchigen, für den heidnische Priester umsonst zu Gallien, Ypokras und Asklepius gerufen haben. Im Circus (ring) lecken die wilden Thiere dem Heiligen die Hände; erst als der Knabe die Hinrichtung gestattet, fährt das Schlachtschwert durch den zarten Hals, aus dem statt rothen Blutes weiße Milch strömt[2].

Unter dem Namen Passional existirt in vielen Handschriften eine sehr umfangreiche Legenden-Sammlung (gegen 100,000 Verse), wahrscheinlich zu kirchlichem Gebrauch abgefaßt, mit Geschmack geordnet, geschickt und gleichmäßig durchgeführt und trotz des großen Umfangs weder verworren, noch die Aufmerksamkeit des Lesers abschreckend. Nach dem Prolog handelt der erste Theil ‚von unser Vrowen', des Herrn Kindheit, die Pilatus-Sage, die Veronika-Legende und die Marien-Wunder in der früher vorgeführten Art hinzunehmend; der zweite Theil ‚der apostel buoch' zieht auch die Geschichte des eingemauerten Joseph von Arimathäa, die Sagen von Julian dem Bösen u. dgl. herbei; der dritte Theil enthält die Legenden einer großen Schaar von Heiligen. Die beiden ersten Theile hat Hahn (Frankf. 1845) ohne die Marien-Legenden herausgegeben; letztere hat Pfeiffer in seine Sammlung aufgenommen; den dritten Theil ließ Köpke in der großen Quedlinburger ‚Bibliothek der National-Literatur' abdrucken.

---

[1] Alexius herausg. von Maßmann, Quedlinbg. 1843 und in Haupts Zeitschr. Bd. 3. S. 534. — Silvester von W. Grimm. Gött. 1841.

[2] In Haupts Zeitschr. Bd. 6. S. 193 ff.

Den Uebergang in die allegorisirende Legenden-Dichtung bringt Hugo von Langenstein, der mit seinen Verwandten in den Deutsch-ritter-Orden eintrat und demselben die Insel Meinau im Bodensee zu einer Ordens-Comthurei mitbrachte. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfaßte er die Legende von der hl. Martina, ein umfangreiches Werk, das der Stuttgarter Verein durch A. v. Keller herausgeben ließ (1856). Dadurch ist endlich ein Urtheil ermöglicht, das zwar Wackernagel's weg-werfendes Herabsetzen mißbilligen muß, indeß auch Gervinus' reiches Lob etwas modifiziren wird. Für die paränetische Benutzung der Legende mag die Wendung zur Allegorie ein glücklicher Gedanke sein, ob aber für die dichterische, das ließe sich stark anzweifeln. Hugo hat aus zwanzig Martern der Heiligen elf ausgewählt; diese geben zu gelehrten Abschweifungen, z. B. über die Natur des Panthers, des Löwen, des Adlers, über Hölle, Himmel, Engel u. dgl., sodann aber zu zahlreichen allegorischen Anwendungen ungezwungenen Anlaß. Der Dichter gibt sich seinem Stoffe mit reiner Begeisterung hin und führt ihn in klarer, bilderreicher Sprache und klangreichen Versen durch. Ich erwähne hier die fünf Weisheiten der Schlange, die in späteren Büchern mehrfach wiederkehren: sie gibt alle Glieder um ihren Kopf, sie häutet sich, sie verstopft die Ohren gegen die Besprecher, indem sie das eine auf den Boden und den Schwanz auf das andere drückt, sie lauert am Wege, sie wohnt in Brombeerstauden und Mauerritzen.

Die liebenswürdige Heilige des 13. Jahrhunderts, Elisabeth von Thüringen, mußte in ihrer kindlichen Unschuld, in ihrer ungetrübten Gottseligkeit, in ihrem schweren Leiden, kurz als das edelste Frauenbild, vor dem selbst Kaiser Friedrich II. verehrend sich beugte, willkommenen Anlaß zur Dichtung bieten. Bereits am Schlusse des Jahrhunderts verfaßte ein Unbekannter ihre Lebensgeschichte, aus der wahrscheinlich im 15. Jahrhundert der Domherr Johannes Rothe zu Eisenach schöpfte.

Erwähnen wir zum Schluß noch zwei Legenden von etwas zweifel-hafter, bis jetzt noch nicht ganz aufgehellter Natur. In der Geschichte des hl. Christophorus haben sich um den eigentlichen Kern so viel ungeschichtliche, vielleicht ursprünglich heidnische Elemente angesetzt, daß keine Kritik sich so bald der Trennung mit Aussicht auf Erfolg unter-ziehen mag; die ganze Sage aber hat im Mittelalter wie in unseren Tagen zur poetischen Gestaltung gereizt. Die schon in der Kaiserchronik erzählte, später auch selbstständig durchgeführte Legende von den Sieben-schläfern besitzt ein mindestens gleichzeitiges, wahrscheinlich aber älteres Gegenstück in der talmudischen Geschichte von Chuni Hamaagal[1].

[1] Herausg. von Karajan: ‚von den siben slafaeren'. Heidelb. 1839. — Vgl. Freiburger Kirchen-Lex. s. v. Decius.

III. Legenden-Mischung. Spielmanns-Dichtung.

An dem ersten Kreuzzug hatte sich das in inneren Kämpfen zuckende Deutschland wenig betheiligt, dem Einflusse desselben sich jedoch auf die Dauer nicht entziehen können. Der zweite Kreuzzug sah an seiner Spitze einen deutschen König, in seinem Gefolge die Blüthe des deutschen Ritterthums, sodann aber auch Elemente jeder Art, die Walther von der Vogelweide wie am Hofe des Thüringischen Landgrafen mit ‚Gegrüßt ihr Bösen und ihr Guten' hätte anreden können. Den Wanderzügen fehlte auch der erheiternde, rührende Sänger nicht, jene Zeit aber sah ihn am liebsten noch in der Jacke des Jongleurs. Das heiter-fromme Spielmannsleben, so zwieschlächtiger Natur wie die Kreuzzüge selbst nicht zwar in der Theorie, aber in der Praxis, gestaltete sich seine Stoffe nach dem eigenen Geschmack, wie nach dem Bedürfniß der Zuhörer. Das neue Heimweh der abendländischen Welt nach dem Orient forderte Verlegung des Schauplatzes der Gedichte nach dem Morgenland; der fromme Pilgersinn wünschte Thaten, Wunder und Leiden heiliger Personen; der tapfere Kampf- und Eroberungsmuth erwartete Schlacht, Belagerung, Brautwerbung, Entführung, Versöhnung; dem gemeinen Zuhörer konnte nichts Willkommeneres geboten werden als Ueberschwänglichkeit, Spuck, Zauber, alles überbietende List, humoristische Schalksstreiche. Nun waren viele der alten Heldensagen zwar zerbröckelt und dem Verständniß entrückt, aber noch nicht vergessen, abenteuerliche Geschichten lagen vor und erreigneten sich täglich wenigstens in der übertreibenden Erzählung, der Schatz der Legenden wurde mehr und mehr zu Tage gefördert. Da hatten die fahrenden Leute den Lieblingsstoff; strengen Zusammenhang, gleichmäßige Behandlung und reine Form verlangten die Zuhörer nicht. So vereinigen sich in der Spielmanns-Poesie heidnische Sage und christliche Legende, alte ungeschlachte Art und neuere Ueberfeinerung, ernsthafte Auffassung und bänkelsängerische Darstellung, so daß man früher diese Gedichte als Ironie gegen die Legende und das Ritterthum aufzufassen geneigt war. Die äußere Form in mühelos reimenden, durch kein Gesetz der Füße beschränkten Versen entspricht dem inneren Gehalt. Eine Masse von Alliterationen ist haften geblieben, ein Beweis für das Alter einzelner Theile wie für die geringe Kunst der Ueberarbeitung. Gemeinsam ist außerdem dieser Art von Poesie die Vorliebe für die Zahl zweiundsiebenzig und die Brautwerbung im Morgenlande, mehreren auch der ascetische Schluß. Eine genaue Untersuchung und allseitige Würdigung dieser eigenthümlichen Gedichte wird dadurch erschwert, daß sie nur in späteren, theilweise umgeschriebenen Handschriften vorliegen.

Das Gedicht vom König Oswald, in einer Handschrift vom Jahre 1472 vorhanden, erzählt: König Oswald von England hieß seine Diener für eine Gemahlin sorgen. Da kam an seinen Hof ein Pilgrim, der war geheißen Warmund, zweiundsiebenzig Länder waren ihm kund (nach einer späteren Bearbeitung hieß er Traugemund, d. i. Dolmetscher). Der räth dem Könige zu der schönen Pang (Spange), der Tochter des Königs Aaron. Aber dieser König weist alle Werbungen um die Tochter in der grausamsten Weise ab; denn der Heide will die eigene Tochter heirathen, sobald ihm seine ‚heidenîn' gestorben ist. Daher mag Keiner die Brautwerbung unternehmen, bis Warmund dazu einen Raben vorschlägt, den der König an seinem Hof erzogen hat; der ist auch bereit, sofern man ihm sein Gefieder ganz mit Gold beschlägt. Unterwegs zieht ein Meerweib den Raben in die Tiefe, nur durch List entrinnt er dem buhlerischen Weib. Am Hofe Aarons droht ihm wie den früheren Werbern der Galgen; die Königstochter aber erbittet sich den klugen Vogel und erhält ihn durch die seltsame Drohung, sie werde sonst zur Schande des Vaters mit einem Spielmann davon gehen. Dem Raben wird nun ein Schreiben und ein Ring übergeben, mit 72 Schiffen und 72,000 Mann soll Oswald zur Entführung erscheinen. Also geschieht's, und durch mannigfache List, auch durch Wunder, die auf Mariens Fürbitte geschehen, entkommt die Königstochter sammt drei Dienerinnen. Aaron verfolgt die Flüchtigen. In der großen Noth gelobt Oswald, jede Bitte, die in Gottes Namen an ihn gerichtet würde, zu gewähren. Alle Heiden werden erschlagen; um Aaron zur Taufe zu bewegen, erweckt Oswald die Erschlagenen. Da will der Heide den Kampf erneuen; aber seine Krieger, welche die Hölle geschaut haben, weigern sich. Drei sommerlange Tage währt die Taufe; die Getauften aber verfallen sofort wieder dem Tode. Als Oswald in England feierliche Hochzeit hält, erscheint als Pilgrim Christus, und an das Gelübde erinnernd verlangt er die Braut. Traurig gibt der Bräutigam sie hin; da zeigt sich der Pilger als Erlöser, ermahnt die Beiden zu keuschem Leben und kündigt ihnen ihr Hinscheiden nach zwei Jahren an. Engel empfingen die Seele zur Zeit von ihrem Munde und führten sie in das ewige Himmelreich.

Ueber die besonders in Tyrol lebendige Oswald-Legende hat Zingerle eine treffliche Monographie geschrieben[1]. Oswalds Raben bringt er mit dem Vogel Odins zusammen; dieser Rabe ist aber ein so räthselhaftes Wesen, daß man wohl an eine Zwerggestalt der ältesten Sage denken mag, die damals etwa bloß den Rabennamen trug, hier aber auch die Gestalt desselben, daneben die Kraft eines schützenden Engels und das

[1] Stuttg. 1856. Das Gedicht selbst in der älteren Bearbeitung gab Ettmüller. Zürich 1835.

Neckische der Zwergnatur erhalten hat. In dem Gedichte, das wohl einen fahrenden Geistlichen zum Verfasser haben mag, liegt Legende und Schwank nebeneinander.

Das Gedicht vom König Orendel oder vom Graurock bringt eine vorchristliche Sage mit der Legende vom hl. Rock in Trier in untrennbare Verbindung. Jedenfalls haben wir eine altehrwürdige, in der Streitgeschichte wegen der Aechtheit der Trierer Reliquie auch nicht vernachlässigte Tradition vor uns; das Gedicht, wenn auch nur in einer Ueberarbeitung aus dem 14. Jahrhundert vorhanden, gehört noch in das 12. Jahrhundert.

Der Heiland hat für uns vierzig Tage in dem Rock gefastet, von dem der Dichter singen will; Maria hat ihn gesponnen, St. Helena auf dem Oelberg ohne Naht gewirkt. Nach der Kreuzigung erhielt ihn ein alter Jude, konnte aber die Blutflecken nicht heraus bringen und warf ihn in einem Steinsarge in's Meer. Nach verschiedenen Abenteuern im Meeresgrunde, neun Klafter tief unter der Erde, im Besitz des Wallers Tragemund, wird das hl. Gewand von einem Walfisch verschlungen. Jetzt tritt Orendel in die Sage ein. Er ist der Sohn des Königs Eigel von Trier — man denke hier an die Eigelsteine, die am Rhein und an der Mosel vorkommen. Orendels Gattin soll die schönste aller Frauen, die von Tempelherrn bediente Königin Bride (Breida) am hl. Grab werden. Mit 72 Schiffskielen fährt der Held Mosel und Rhein abwärts in die ‚wetterische' See, erleidet Schiffbruch, gräbt sich gegen die Vögel drei Tage in den Sand, kommt zu dem Fischermeister Eise und fängt als Gehülfe desselben den Walfisch mit dem verschlungenen Graurock. Dieses Gewand, von Orendel fernerhin getragen, macht unverwundbar, und der Held selbst trägt von dem gefeiten Kleid fortan den Namen Graurock. Uebermenschliche Kämpfe werden durchgemacht, der Riese Metwin, der auf einem Elephanten reitet, einen Helm mit neunzehn Ecken und einen Schild mit goldenen Schellen und vollständigen musikalischen Vorrichtungen trägt, wird abgethan, die Beute den fahrenden Leuten geschenkt; ‚die trugen sie bald hin zum Wein.' Nach der Vermählung mit Bride, der schlachtenfähigen Jungfrau, ruft Engelsbotschaft den Graurock nach Trier, das von Heiden bedrängt ist. Die Heiden lassen sich ohne Kampf taufen; Orendel legt dort den Graurock in einen Steinsarg. Noch hat der Held eine Fülle von Abenteuern zu bestehen, bis ein Engel die Botschaft bringt, Orendel und seine Braut würden nach zwei Tagen und einem halben Jahre durch einen seligen Tod in das ‚frone Himmelreich' eingehen. Da thun sie sich sammt Meister Eise der Welt ab.

Man könnte diese seltsame Märe als einen christlichen Argonautenzug bezeichnen; der abendländische König holt im Morgenlande das

werthvollste Kleinod, die kostbarste Reliquie und die beste Schutzwaffe zumal, dazu die streitbare, heldenhafte Braut. König Orendel scheint aber unter dem Namen Oervandil auch der nordischen Sage anzugehören. Die jüngere Edda, der Annalist Saxo Grammatikus erzählen seine Abenteuer, die von Uhland als mythische Darstellung von dem Schicksale des Samenkorns aufgefaßt werden; Ettmüller hat diese Deutung im Einzelnen durchgeführt [1].

Das Gedicht vom König Rother, welches in der uns erhaltenen Fassung wie in seinem Inhalte der Spielmanns-Poesie angehört, habe ich aus dem Zusammenhang des lombardischen Sagenkreises nicht herausreißen mögen.

Der Leser möge verzeihen, wenn ich hier noch ein Gedicht anfüge, das der Legende sehr fern zu stehen scheint, ein ächtes Spielmannsprodukt: Salman (Salomon) und Morolt. Zu Jerusalem gebot als Vogt über die ganze Christenheit der weise Salman mit seiner Gattin, der Tochter Cyprians von India. Zur selben Zeit herrschte auf der anderen Seite des Wendelsee's König Pharao. Der strebte nach Salmans Gattin, deren Erwerb ihm erlaubt dünkte, weil Salman sie ihrem Vater geraubt hatte. Pharao wurde mit seinem Heereszuge geschlagen und gefangen. Gegen den Rath Morolts, des weisen Bruders vom Könige Salman, wurde da Pharao der Königin zur Hut übergeben. Morolt meinte:

Das dünket mich nicht gut;
Wer Stroh noch zu dem Feuer thut,
Leicht zündet Beides sich da an,
Also geschieht dir mit König Pharao,
Willst du deine Frau ihn hüten lan.

Also geschah's, Pharao flüchtete. Nach einem halben Jahre kam ein Spielmann von Pharao und brachte der Königin eine Zauberwurzel; die legte sie unter ihre Zunge und fiel alsbald wie todt nieder. Sie wurde beigesetzt und war nach fünf Tagen verschwunden, von dem Spielmann dem Pharao zugeführt. Nun beginnen Morolts Listen. In der Haut eines alten Juden fährt er in einem ledernen Schifflein an Pharao's Hof. Dort spielt er lustige Schwänke, legt die heidnischen Kapläne, die den König vor dem Schlafengehen einsegneten, auf einen Haufen, schimpft den heidnischen Pfaffen, ‚daß seine Messe so lang was', muß, weil er erkannt wird, flüchten und senkt sich mit seinem Schifflein auf den Meeresgrund. Nachdem er dem Salman Botschaft gebracht,

[1] Das Gedicht ist herausgegeben von F. L. v. d. Hagen, Berl. 1844, übersetzt von Ph. Laven und K. Simrock. — Orendel und Bride, eine Rune des deutschen Heidenthums von Ettmüller. Zürich 1858.

beginnt der Heereszug. Salman, der sich heimlich in Pharao's Burg geschlichen, wird erkannt und soll gehängt werden. Sein Horn ruft zur rechten Zeit die Heergenossen mit Morolt an der Spitze herbei, und Pharao wird getödtet. Nach Morolts Rath sollte auch die ungetreue Salome dem Tode geweiht werden; Salmans Liebe rettet sie. Daher eine zweite Entführung durch den König Princian, bis Morolt solchen Geschichten durch die Ermordung des leichtsinnigen Weibes ein Ende macht.

Das Gedicht sieht sich allerdings ganz morgenländisch an, besonders da die jüngere Fassung, in der es uns erhalten ist, geradezu den Namen Salomon vorbringt. Und doch ist es gut abendländisch in Personen wie in Abenteuern, und nur die Lokalität orientalisch. Die nordische Wilkina- und Niflungensage kennt einen fränkischen König Salman. Die Aehnlichkeit des Namens, dazu die Verdunkelung dieses Frankenkönigs haben wohl an seine Stelle den durch das Christenthum und die reiche jüdische Sage berühmt gewordenen König Salomon treten lassen und damit den Wechsel der Oertlichkeiten veranlaßt. Der kluge Bruder des hier nicht allzu weisen Salomon könnte aus dem alten, später zu erwähnenden Schwankbuch ‚Salomon und Morolt' herüber genommen sein. Auch unser Gedicht ist nur in einer Ueberarbeitung aus dem vierzehnten Jahrhundert erhalten, während das ursprüngliche Gedicht sicher dem zwölften Jahrhundert zufällt. Wir haben darin zugleich, wie die kleine Probe darthut, das frühe Beispiel einer eigenthümlichen, ächt volksmäßigen Strophe. Diese schiebt zwischen vier Reimzeilen von verschiedener Länge einen reimlosen Vers (Waise) und erhält dadurch einen ungemein frischen Gang. Sie war später als Jakobston oder Lindenschmied beliebt. Leider hat der Ueberarbeiter öfters diese Strophenform ganz verwischt; an ein Herstellen derselben ist natürlich nicht zu denken [1].

IV. Die deutsche Heldensage.

(Biterolf und Dietleib.)

Die Deutschen sangen den Ruhm ihrer Ahnen, so erzählt uns Ammianus Marcellinus. Ihre Ahnen aber stiegen in langer Reihe durch die Schaar der Helden und Halbgötter bis zu den Göttern selbst hinauf. Wo also die Göttersage auf irdischen Boden hinüber tritt und in kühner Vermischung des Sinnlichen und Uebersinnlichen mit geschichtlichen Erinnerungen verschmilzt,

[1] Salomon und Morolf in v. d. Hagen Gedichten des Mittelalters, Bd. 1. — Kemble, Salman and Saturnus. Lond. 1848.

da ist der Ausgangspunkt fast aller ächt-epischen Ueberlieferungen. Verfolgt man den Fortgang dieser nationalen Sagen, so verschwinden die Göttergestalten mehr und mehr hinter menschlichen Helden und thatsächliche Verhältnisse treten in den Vordergrund. Aber auch diese, vom Anfang an umspielt von mythischen Erinnerungen, umkleiden sich langsam und von Mund zu Mund getragen mit einem wunderbaren Halbdunkel, in welchem leicht auf historische Persönlichkeiten mythische Züge aus älterer Tradition übertragen werden. Die mündliche Ueberlieferung, die einzige jener frühen Zeiten, hält die Sage noch in stetem Fluß und läßt sie nicht erstarren; so unterliegt der ursprüngliche Stoff mancherlei Aenderungen, sei es, daß hier harte Ecken abzuschleifen sind, dort Getrenntes durch Mittelglieder zu verbinden ist, sei es auch, daß dem Zufälligen eine innere Bedeutung gegeben werden soll. Meistens gefaßt in Vers und Lied, die als Hülfsmittel für das Gedächtniß dienen, auch wohl von Volkssängern umgetragen, bleiben die Sagen nicht ferner in ihrer Vereinzelung, sondern krystallisiren um einzelne hervorragende Kerne: es entstehen *Sagenkreise*. Doch immer noch ist das Vollkommene nicht erreicht; das geschieht, wenn zur rechten Zeit durch ein günstiges Geschick der Sagenstoff einem Dichter anheim fällt, der, ohne die alten Traditionen und Lieder zu fälschen, mit schöpferischer Thätigkeit das Gleichgewicht für die einzelnen Theile findet, *einen* Geist dem Ganzen verleiht und das Gebilde mit dem Hauche seines Genius belebt.

Es ist hier nicht der Ort, das Gesagte auf die Sagenwelt des griechischen Volks, die in den homerischen Gedichten einen so glücklichen Abschluß fand, oder auf andere nationale Sagengestaltungen anzuwenden. Bleiben wir bei unsern deutschen Heldensagen stehen, so dürfen wir mit Grund bedauern, daß nicht alle Kreise derselben im rechten Augenblick die letzte gestaltende und vereinigende Dichterhand gefunden haben; das ist nur beim Nibelungenlied und der Gudrun geschehen. So stehen viele Heldensagen vereinzelt, bald wie Rhapsodien verschollener Volkssänger, bald sogar als nationale Dichtungen verloren und nur in den reichen nordischen Sagensammlungen erhalten. Hier muß ich nun zunächst die deutsche Sage nach Kreisen gruppiren, die auf die einzelnen deutschen Volksstämme als ihre hauptsächlichen Träger hinweisen.

Der erste ist der *fränkisch-burgundische* Sagenkreis. Der Held ist Siegfried mit Drachenkämpfen, Nibelungenhort und Tarnkappe, neben ihm stehen Gunther und Hagen; die Hauptbegebenheit ist die Befreiung Kriemhildens.

Es folgt der *gothische* Sagenkreis, in dessen Mitte Dietrich von Bern steht, der mythische und zugleich geschichtliche Held, ihm zur Seite die kampfesfrohen Wölfinge, vor allen Meister Hildebrand.

In dem großen Gedichte der Nibelungen sind die burgundischen mit den gothischen Sagen zusammengeflossen, haben noch die Sagen vom König Etzel und seinen Dienstmannen an sich gezogen und blicken dabei auf den fränkischen Sagenkreis zurück, indem für den ersten Theil des Gedichtes Siegfried in den Mittelpunkt gestellt wird.

Der lombardische Sagenkreis kennt als Helden König Rother, Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Den Schluß bildet der norddeutsche Sagenkreis, in der Mannigfaltigkeit der Sagen hinter den andern zurückstehend, doch durch das schöne Gedicht von Gudrun einigermaßen geeinigt.

In Rücksicht auf das, was ich oben über die Entwicklung der Heldensagen aufführte, darf man in derselben zunächst mythische, sodann historische und endlich auch ethische Beziehungen unterscheiden. Zu den ersten zählen Kämpfe mit Riesen und Zwergen, die Schwanjungfrauen, die unsichtbar machende Tarnkappe; auch der Feuerathem Dietrichs ist mythischer Natur, sowie die Nibelungen im ersten Grunde nichts anders sind als Schwarzelben, die im Dunkel der Erde den goldenen Hort sammeln. Die geschichtlichen Beziehungen, die in den berühmten Namen Theodorichs, Attila's, Rothari's und in den großen Kämpfen der Völkerwanderung wurzeln, dürfen um so weniger gering angeschlagen werden, als ja die Chroniken und Geschichtsbücher aus jenen Zeiten einen nicht geringen Theil der Sagengebilde aufgenommen haben. Die ethische Seite, auf die einzugehen wir bei den einzelnen Sagen noch Gelegenheit haben werden, tritt fast unbewußt, aber darum doch ebenso bedeutsam, besonders in der Mannen- und Herrschertreue, in der Waffenverbrüderung, im Familienleben hervor.

Lassen wir denn die Gestalten unserer nationalen Sagen rasch vorüber ziehen. Da sind zuerst die Könige, hervorragend durch Kraft und Muth, zumeist in jugendlicher Schönheit und von wunderbarem Ursprung, dem dann wunderbare Jugendschicksale folgen. Die Ergebenheit ihrer Recken wird durch Milde und Treue der Herrscher bedingt. Weil die Könige jung sind, so stehen ihnen mit Rath und Unterweisung die Meister zur Seite, verschieden in Charakter und Schicksalen: Meister Berchtung bei Wolfdietrich, der unglückliche Meister Ylsan, dem die anvertrauten Könige vor Ravenna erschlagen werden, Hildebrand der Alte, der sich selbst den Lehrproben seiner Schüler aussetzt, endlich Sibich der ungetreue Rathgeber. Die Recken erinnern deutlich an die altdeutschen Gefolgschaften; ein besonderes Verhältniß ist das der Heergesellen, sie haben durch Blutmischung das Verwandtschaftsverhältniß zum gegenseitigen Schutz und Trutz nachgebildet.

Von den einzelnen Heldenfiguren stellt Wolfhart den freudigen Kriegsmuth dar, dem aber unter den eisernen Waffen die feine Sitte

gegen Frauen unbekannt geblieben ist, es ist der Recke ohne allen Anflug des Ritters. Originelle Figuren sind der Spielmann und der streitbare Mönch. Der Spielmann (Horant in der Gudrun, Volker von Alzey in den Nibelungen) spielt zauberhafte Musik, die er von den Wassernixen erlernte; der Zauber löst sich nur, wenn er versteht das Lied rückwärts zu spielen oder man ihm von hinten die Saiten zerschneidet. Das ist natürlich eine Lieblingsfigur der Sänger, die sich hier selbst abschildern. Gewaffnete Geistlichkeit verstößt gegen Recht und Gebrauch, so romantisch sie sich auch ausnehmen mag. Aber die Helden gehen wohl im Alter in Klöster, thun sich jedoch des Kampfes noch nicht gern ab, sondern schlagen wie Rother auf die Heiden los, die das Kloster berennen, kämpfen den furchtbarsten Streit mit den Geistern der Abgeschiedenen wie Wolfdietrich, oder haben sich wie Mönch Ylsan bei ihrem Eintritt in den Orden noch eine einzige Waffenfahrt vorbehalten. Zu dem Waffendienst fügt Rumold noch den Hofdienst eines Schenken oder Küchenmeisters; an ihn setzt sich, besonders im Biterolf, der Humor an: Besser gut Essen und Gewand als harte Kämpfe und Stöße. In dem liebenswürdigen Bilde Rüdigers eint sich mit dem Heldenthum die edle Häuslichkeit. Der düstere Hagen vereinigt Eigenschaften, die unverträglich scheinen, er wird in den Widerstreit der Pflichten gestellt und erscheint so als der getreueste und zugleich ungetreueste Mann. Die Untreue, der häßlichste Flecken an dem Helden, hat ihre besonderen Figuren: der ungetreue König ist Ermenrich, der ungetreue Rathgeber Sibich; er ist es geworden, weil Ermenrich ihm sein Weib verführte; ungetreue Recken sind Wittich und Heime, zwei Schildgesellen, trotz ihrer sonstigen Untreue einander durch gleiche Gesinnung wandellos verbunden.

Unzertrennlich von den Helden sind Waffen und Rosse. Die Waffen, besonders die Schwerter, sind Zeugen und Symbole der wichtigsten Handlungen des Lebens, befreundete Gefährten in Noth und Tod, oft auch von dämonischen Kräften beseelt. Dem Tyrfingschwert der nordischen Sage ist angewünscht, daß es gezogen jedesmal seinen Mann fälle, zu den drei größten Schandthaten Veranlassung werde und dem Besitzer den Tod gebe. Balmung, Siegfrieds Schwert, wendet sich sogleich gegen den Geber, bringt aber auch Hagen den Tod. Gute Schwerter werden in Zauberquellen gehärtet; Wieland der Schmied bereitet solche Waffen, die Wollflocken im Wasser und auf leisen Druck die schwere Panzerrüstung sammt dem darin steckenden Mann in zwei Hälften zerschneiden. Darum sind solche Schwerter, die oft in wunderbarer Weise erworben wurden, den Besitzern so lieb als Frauenhuld; „ich minne Schild und Speer," sagt Wolfdietrich. — Und den edlen Rossen wohnt Verstand inne, sie retten den Herrn, sie beweinen sein Unglück; darum

sind sie seine Lieblinge und sie verstehen seine Worte; Schemming, Wittichs Roß, erhält Oehmde und lindes Heu versprochen.

„Was Leides leiden die Männer, das beweinen Alles die Weiber," sagt das Lied von Dietrichs Flucht. In der Edda stößt sich Brunhild nach Sigurds Tod das Schwert in's Herz. Kriemhild ist der Typus treuer Frauenliebe, die beim Verlust zur grausamsten Rache aufflammt; Helche das vollkommene Bild der Königin, klug, liebevoll, Fürsprecherin der Besiegten, Trost der Heimatlosen; Ute, die Hausfrau des Meisters Hildebrand, ist die sorgsame Pflegemutter der Helden, sie bleibt dem lang abwesenden Gatten treu und erkennt ihn wieder an dem Ringe, den er bei der Rückkehr in den Becher senkt. Gudrun stellt die Ausdauer der Frau in Kummer und Leid dar [1].

Eine ganze Reihe von Helden bringt das Kunstgedicht Biterolf und Dietleib zusammen, dessen Inhalt ich daher hier in der Kürze vor dem Uebergange zu den einzelnen Sagenkreisen anfüge. Es wurde vielfach dem Dichter der Klage zugeschrieben.

Mit seiner Gemahlin Dietlinde hält Biterolf Hof zu Toled, das in der Nähe den Berg hat, auf dem die Zauberei erfunden wurde, die man noch übt. Biterolfs Schwert Schrit wurde zu Azzaria geschmiedet; ‚den Meister will ich euch sagen, er hieß Mime der Alte.' Ein Waller erzählte an Biterolfs Hofe von der Herrlichkeit des Hunnenreichs unter Etzel und Frau Helche, ‚an der zwar die Taufe verloren sei', die aber ganz christlich lebe und viele Christen an ihrem Hofe habe. Verlockt von solcher Herrlichkeit verließ da Biterolf Reich, Weib und Kind, den dritthalbjährigen Dietleib. Feindlich traf Biterolf zuerst auf Walther von Spanien, ‚von dem ihr wohl früher schon vernommen habt', der aus hunnischen Landen heimkehrte. Den Kampf scheidet das Erkennen, Walther ist ja der Onkel Biterolfs, es wird ihm darum die Hut über Toledoland übertragen. Beim Zuge durch Bayern will man den Biterolf zur Maute zwingen, in Bechlarn wird er in Rüdegers Abwesenheit von Frau Gotelind gastlich beherbergt. So gelangt er gen Etzelenburg und findet da manchen guten Helden, als Schruthan von Meran, Irnfried von Thüringen, Irink von Lothringen. Die Helden machen ruhmvolle Züge gegen die Preußen, Biterolf führt den König Bodeslav gefangen mit sich, bei Frau Helche nennt er sich Diete aus Teneland.

Als hübe ein neues Gedicht an, beginnt nun das dritte Abenteuer. Dietlinde, eine Königin, hatte einen Sohn Dietleib, der wurde fleißig

---

[1] W. Grimm, die deutsche Heldensage. Gött. 1829. 2. Aufl. 1868. — Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, herausg. von F. Pfeiffer. 2 Bde. Stuttg. 1865.

unterrichtet, ‚seine Lehrer setzten ihn selten auf den Regenbogen‘ [1]. Er fragte nach seinem Vater, die Mutter verkündete die traurige Mär. Da beschloß der dreizehnjährige Knabe den Vater aufzusuchen; heimlich, als ging es zur Falkenbeize, zog er von dannen. An Hagens Burg Troja besiegte er die Burgmänner, ohne nur das Speereisen an den Schaft gesteckt zu haben. Im Wasichenwald fürchtete er Räuber, ‚an denen Niemand Lob erwerben kann, es sei denn, daß er sie Land und Leuten zum Heile todt schlüge.‘ Die Wormser Helden, die von dem Heereszug gegen die Sachsen eben heimfuhren, besiegte er. Zu Etzelnburg wurde seine jugendliche Schönheit sehr bewundert, Biterolf fühlte sich zu dem Knaben hingezogen: ‚wo Jemand Verwandte sieht ohne sie zu kennen, sein Herz trägt ihn dahin.‘ Bei einem Zuge gegen die Polen wird der Knabe zurückgelassen, verkleidet zieht er hinterdrein und hat einen Zweikampf mit Biterolf, der an dem Klange fast das gute Schwert Schrit erkannt hätte. Held Rüdiger hatte indeß Biterolf erkannt, vor dem er ‚bei Arjas im Streite mit genauer Noth genas.‘ Indeß versprach er vor allen Männern und Frauen Schweigen zu beobachten. Aber weil er nicht gelobt hatte vor Mädchen zu schweigen, durfte er Alles der Nistel von Frau Helchen, Herrad, mittheilen. So folgte denn die Erkennung zwischen Vater und Sohn. Dietleib wurde zum Ritter geschlagen und begehrte das von den Burgunden ihm angethane Leid zu rächen. Da ward den Burgunden durch Rüdiger für die nächste Sonnenwende abgesagt. Der edle Herold hatte die Ehre zwischen den Frauen Brunhild und Kriemhild zu sitzen und wurde trotz seiner absagenden Botschaft reich beschenkt.

Es folgt nun der Heereszug der Heunen an den Rhein, furchtbare Streiche werden ausgetheilt, eine ganze Heldenwelt wird vorgeführt. Die Königinnen geboten endlich Waffenruhe, und beim Friedensmahle ward viel über die Beulen und Hiebe gescherzt, die jeder davon getragen. Etzel belehnte später den Helden von Toled mit dem schönen Lande Steier und erbaute selbst Treisenmure; hier sahen sich die Frauen Helche, Dietlind und Gotelind häufig.

Der Dichter des Biterolf gebot über einen reichen Sagenschatz; er kennt z. B. außer dem kunstreichen Schmiede des Schwertes Schrit noch zwei andere Meister: Wieland und Hertrich aus Wasconienland; seine Sagenkenntniß mag ihn veranlaßt haben, alles nur immerhin für sein Gedicht Brauchbare zusammen zu fügen. Die Sprache weist auf Oesterreich, das Lob des schönen Steierlandes möchte des Dichters Heimat noch näher bestimmen lassen. Wenn der Dichter hie und da seine Hörer um Schweigen bittet, von dem Waller erzählt, und sich oft auf das Buch

[1] ‚Uf den regenbogen bouwen‘ (Klage 1095) = Luftschlösser bauen.

(die alte Erzählung) beruft, so verräth er sich als einen fahrenden Sänger; auf einen solchen deuten auch die Formeln der volksthümlichen Poesie hin. Der Spielmann kennt indeß auch gar wohl höfische Zucht und Sitte und mag demnach um 1200 sein Gedicht verfaßt haben [1].

V. Das Nibelungenlied. Die Klage.

Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit
Von preisenswerthen Helden und großer Kühnheit;
Von Freuden und Hochzeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Nach solchem Eingang, der die Quellen und den Inhalt des Sanges bezeichnet, beginnt der Sagenkranz. Es wuchs in Burgund eine schöne Jungfrau, Kriemhild; ihretwegen mußten viel Helden das Leben verlieren. Drei Könige hatten sie in Hut, Gunther, Gernot und Giselher, die Frau war ihre Schwester. Zu Worms am Rhein wohnten sie mit ihrer Kraft, ihnen dienten viele Ritter, als da waren Hagen von Tronje und sein Bruder, der schnelle Dankwart, Ortwin von Metz, die Markgrafen Gere und Eckewart und der starke Volker von Alzei. Nun träumte Kriemhild, wie sie einen wilden Falken sich zöge, den ihr zu großem Leide zwei Adler zerrissen. Der Falke, so deutete die Mutter, Frau Ute, das ist ein edler Mann; möge ihn Gott behüten, er muß für dich verloren gehen. ‚Was sprecht ihr mir vom Mann, lieb Mutter? Ich will bis an meinen Tod ohne Minne bleiben; es ist an manchem Weibe deutlich geworden, wie Liebe zuletzt mit Leid belohnt.‘ So lebte sie in hohen Tugenden, bis ein edler Ritter um sie warb; das war der edle Falk, den sie im Traume sah.

Nun wuchs am Niederrhein eines reichen Königs Kind, sein Vater hieß Siegmund, die Mutter Sieglind, sie wohnten auf der Burg Xanten genannt. Siegfried hieß das edle Königskind. Zu einer Sonnenwende erhielt der junge Held mit seinen Altersgenossen das Schwert; nach der Messe im Münster begann das Ritterspiel (buhurt). Siegfried vernahm von der schönen Jungfrau in Burgund und beschloß um sie zu werben. Großes Gefolge wollte der Vater ihm mitgeben, da er wohl den stolzen Muth der Burgundenkönige kenne, besonders aber den übermüthigen Dienstmann Hagen. Aber Siegfried getraute sich ohne königliche Pracht die Jungfrau zu gewinnen; nur von zwölf Gefährten, aber auch von den Sorgen und schlimmen Ahnungen der Heimgebliebenen begleitet, zog

[1] In v. d. Hagens Heldenbuch abgedruckt; mit Einleitung herausg. v. O. Jänicke im ‚Deutschen Heldenbuch‘. Bd. 1. Berl. 1867.

er gen Worms. König Gunther staunte ob der Helden in ihren reichen Brünnen und Prachtgewändern. Niemand kannte sie; erst Hagen, zu dem man sandte und ‚dem die Reiche und alle fremden Länder kund sind', wußte Siegfried zu nennen und von ihm zu berichten, wie der junge Held die kühnen Nibelungen, Schilbung und Nibelung, sammt ihren Mannen erschlagen und ihren im hohlen Steine verwahrten Schatz gewonnen, wie er sodann den starken Zwerg Alberich bestanden und ihm die unsichtbar machende Tarnkappe abgewonnen, wie er endlich einen Linddrachen tödtete und in dessen Blut sich badete, wodurch ihm die Haut hörnern wurde, so daß ihn kein Gewaffen verwunden mag. Da empfing man den Helden mit hohen Ehren; mit Heldenspielen, Steinwerfen und Schaftschießen kürzte man sich die Zeit. Aber die liebliche Jungfrau bekam er nicht zu Gesicht, doch schaute sie oft verhohlen durch's Fenster auf ihn. So verging ein Jahr. Da kam neue Märe in Gunthers Land. Liudger, König im Sachsenlande, und Liudgast von Dänemark (Ardennen) kündeten durch Boten Heeresfahrt gen Worms binnen zwölf Wochen, wofern man nicht vorziehe mit ihnen zu unterhandeln. Siegfried bot dem zagenden Gunther seine Hülfe an und besiegte in hartem Kampfe die Feinde. Und bei dem Siegesfeste erschien zuerst die Königstochter in Mitten der höfischen Frauen, ‚wie der lichte Mond vor den Sternen schwebt'. Staunend stand da Siegfried, ‚als hätte ein guter Meister sein Bild auf Pergament entworfen'. Da war es Kriemhild gestattet den Helden zu grüßen, mit lieben Augen blickten sich die Beiden an.

Nun erhebt sich neue Märe über Rhein. Eine Königin war gesessen über See, schön ohne Gleichen, von übermenschlicher Kraft. Sie rang mit den Helden im Waffenkampf; wer ihre Minne begehrte, der mußte in dreifachem Wettkampfe mit ihr ringen, der Besiegte verlor sein Haupt. Zu dieser Brunhilde (Prünhilt) beschloß Gunther den Werbezug zu unternehmen. Siegfried wurde als Reisegenosse gewonnen und ihm dafür die edle Kriemhild zugesagt. Er kannte bereits den Weg gen Isenland und führte mit sich die Tarnkappe, die unsichtbar macht und die Kraft von zwölf Männern verleiht. Nach zwölf Tagen auf Isenstein angekommen, erblicken sie Brunhild, Siegfried erkennt sie. Aber auch die Jungfrau erkennt ihn und meint, er sei ihrer Minne wegen gekommen. ‚Gunther ist mein Herr und begehrt dich', erwiedert Siegfried. Erschreckt sehen Gunthers Mannen die Zurüstungen zum Kampfe; selbst Hagen ruft aus: ‚Die ihr minnen wollet, die ist des Teufels Weib!' Siegfried in seiner Tarnkappe indeß steht Gunthern zur Seite, so daß die starke Jungfrau im Gerschießen wie im Steinwerfen und Springen besiegt wird. Sie unterwirft sich mit ihren Mannen dem Könige Gunther und folgt ihm an den Rhein. Da empfängt Siegfried,

der voraus gefahren war, guten Botenlohn; Kriemhild vernimmt mit mädchenhafter Freude ihr gutes Geschick, das sie dem edelsten Helden bestimmt.

Nicht so die stolze Brunhild, sie beginnt zu weinen und sagt dem tröstenden Gatten: ‚Wohl weinen mag ich deiner Schwester wegen, die ich bei deinem Eigenholden sitzen sehe.‘ Vergebens eröffnet Gunther für jetzt nur, daß Siegfried ein reicher König sei und Burgen und ein weites Land besitze. Ein schlimmer Argwohn hat sich in das Herz der Königin eingeschlichen. Und sie, die als Jungfrau überirdische Kraft besitzt, benutzt diese noch einmal gegen den Gemahl, bis abermals Siegfried in der Tarnkappe sie bezwingt. Er nimmt ihr den Fingerring und den Gürtel; beides gab er später seiner Frau. ‚Wollte Gott, er hätte das nimmer gethan!‘ Nach Beendigung des Hochzeitsfestes kehrte Siegfried mit seiner Frau heim gen Xanten und herrschte dort über Land und Leute, auch über das Land der Nibelungen und Schilbungs Recken bis in's zehnte Jahr. Ein Söhnlein ward ihm geboren und nach dem Oheim Gunther genannt, Brunhildens Sprößling erhielt den Namen Siegfried.

‚Wie stolz ist doch Frau Kriemhild, und ihr Mann ist nur unser eigen; er hat uns lange keine Dienste gethan‘, so dachte täglich König Gunthers Weib. Auf ihre Bitten wurden Boten zur Einladung gesandt an Siegfried nach Nibelunges Burg in der Mark zu Norweg. Siegfried und Kriemhilde kamen gen Worms, und Brunhild wunderte sich über den prächtigen Aufzug Siegfrieds, den sie immer noch für Gunthers Dienstmann ansah. Vor einer Vesperzeit erhob sich da groß Ungemach wegen zweier Frauen Zürnen. Kriemhild begann: ‚Ich habe einen Mann; ihm wären billig alle diese Reiche unterthan!‘ Da zürnte Brunhild und nannte abermals Siegfried ihren Dienstmann. ‚Ist er denn euer Dienstmann, wie kommt's, daß er dir so lange den Zins versessen hat? Deines Uebermuthes bin ich wahrlich jetzt satt‘, so entgegnete zürnend Kriemhild, ‚und heute noch sollen es beider Könige Mannen sehen, wie ich vor des Königs Weib zur Kirche gehen werde.‘ In großem Zorn schieden die Frauen; und als Kriemhild, was sie gedroht, auszuführen sich unterfing, da griff des Königs Hausfrau sie mit bitteren Worten an: ‚Die Eigenholdin soll nicht vor Königsweibe gehen!‘ Aber Kriemhild enthüllt das verhängnißvolle Geheimniß, nennt Brunhilden Siegfrieds Kebse und vor ihr geht sie in's Münster. Beim Hinausgehen fordert die Königin Beweis für das Gesagte. ‚Ich bezeuge es mit dem Golde, das an meiner Hand zu seh'n; ich bezeuge es mit dem Gürtel, den ich umgethan‘, und Kriemhild zeigt die seidene Borte von Ninive. Jetzt ist Brunhildens Hochmuth gebrochen, weinend klagt sie dem Gemahl den Schimpf; der weiß nichts Besseres als den Frauen Stillschweigen aufzulegen.

Brunhildens Jammer erregt tiefes Mitgefühl bei Gunthers Getreuen; der finstere Hagen beschließt seine Herrin zu rächen; Ortwin und Gernot stimmen für Siegfrieds Tod. Eine Zeit lang widerstreben der edle Giselher und Gunther im Gefühle des schuldigen Dankes. Falsche Botschaft von drohendem Kriege soll verbreitet werden, damit Siegfried seine Hülfe anbiete und dem Tode geweiht werde. Unterdeß entlockt der auch in Listen gewandte Hagen unter dem Vorwande der Sorge für Siegfrieds Leben Kriemhilden das Geheimniß seiner Unverwundbarkeit. Als Siegfried im Drachenblut badete, fiel ihm ein Lindenblatt zwischen die Schultern; da ist seine Haut nicht hörnern. Diese Stelle soll Kriemhild durch ein angeheftetes Zeichen auf Siegfrieds Gewand kenntlich machen, damit Hagen sie vorsorglich beschütze. Kriemhild — und das ist der ächt tragische Zug — Kriemhild, die ihren Gatten über alles Maß liebt, für denselben übermäßig fürchtet, muß eben durch solche Furcht den Theuren verrathen. Die Kriegsbotschaft geht vorüber, dafür beschließt man einen Jagdzug mit kundigen Spürhunden und Bracken in den Wasgenwald.

Mit Untreuen hatten Gunther und Hagen ein Birschen im Wald berathen. Siegfried errang den Preis der Jagd, er erlegte einen Löwen, ein Wisent und einen Elch, dazu vier starke Ure und einen grimmen Schelch (Bockhirsch); einen Bären fing er gar lebendig und brachte ihn zum Schrecken der Jäger und Hunde an die Feuerstätte, wo man den Imbiß bereitete. Beim Mahl ward spärlich eingeschenkt; Hagen, dem das Schenkenamt anvertraut war, entschuldigte sich; doch sei ein klarer Quell in der Nähe, dort könne man den Durst löschen. Und Siegfried, der in Allem den Preis errungen hatte, trug ihn auch in der Bescheidenheit davon. Wie sehr ihn auch dürstete, und ob er auch zuerst an dem kühlen Quell angekommen war, so harrte er doch, bis König Gunther getrunken. Das ward ihm schlecht vergolten. Als der Held sich zum Trinken niederbückte, stieß ihm Hagen den Speer an der auf dem Gewand bezeichneten Stelle durch das Kreuz. Aber der zum Tod Verwundete ergriff seinen Schild — die andern Waffen hatte Hagen vorsichtig entfernt — und schlug mit Macht auf den Mörder los. Doch schon trug der Held des Todes Farbe, nieder fiel er in die Blumen, und sein letztes Wort war die Bitte für seine Gattin: ‚Laßt sie des genießen, daß sie eure Schwester ist!‘ So erblich Siegfried; man ward Raths, es solle verbreitet werden: als er allein jagen ging, da erschlugen ihn Räuber (schâchaere). Da sprach Hagen: ‚Ich bringe ihn in das Land, und wenig kümmert es mich, ob es bekannt werde!‘ So fuhren sie am andern Tage über Rhein, nachdem sie in böser Jagd ein edles Thier erlegt. Vor Kriemhildens Kemenate ließ Hagen Nächtens den Todten legen. Am Morgen fand sie die theure Leiche: ‚Wehe!‘ rief sie,

‚nun ist doch dein Schild nicht verhauen; du bist ermordet. Wüßte ich, wer es gethan, ich schüfe ihm den Tod!‘ An der Bahre ward Gottesgericht gehalten; denn ‚es ist ein großes Wunder und noch oft geschieht's: wenn der Mordbefleckte dem Todten naht, so bluten die Wunden‘. Also geschah es mit Hagen. Prächtig war die Bestattung. Vergebens bat Siegmund nach dem Begräbniß Kriemhilden, wieder nach Xanten zu ziehen, vergebens erinnerte er sie an ihr Kindlein, sie blieb in Worms in der Nähe des lieben Todten. Endlich kam eine Sühne mit den Brüdern zu Stande. Als aber Kriemhild mit dem Nibelungenhort, den sie gen Worms hatte bringen lassen, fremde Recken zu werben anfing, da erwachte die Besorgniß Hagens, des übergetreuen Lehnsmanns. Abermals erbot er sich der Schuldige zu werden und senkte den Hort zu Lochheim in den Rhein. Wohl dreizehn Jahre lebte Kriemhild in stetem Leid. (Eine reiche Abtei stiftete die Königsmutter Ute zu Lorsch am Rhein. Dorthin zog auch Kriemhild und nahm Siegfrieds Leiche mit.

Zu Lorsch bei dem Münster mit Ehren mannigfalt,
Da liegt im langen Sarge noch der Degen wohlgestalt.)

Das Verderben bringende, der Unterwelt entstammende Gold ist zwar den Mächten der Unterwelt zurückgegeben; doch Jenen, die den jugendlichen Helden vertilgten, soll in der Rache Kriemhilds der Untergang bereitet werden. Das früher nur Liebe athmende Herz des Weibes verhärtet sich langsam im finstern Haß. Es beginnt das Lied der Rache und damit der Nibelungen Noth (Nibelungen heißen fortan die Wormser, seitdem der Hort zu ihnen gekommen).

Damals war Frau Helche, König Etzels Gattin, gestorben. Markgraf Rüdiger von Bechlarn wurde als Brautwerber zu Kriemhilden gesandt, Hagen erkannte den Helden und widerrieth die verhängnißvolle Hochzeit. Als aber Rüdiger Kriemhilden Treue und Rache schwor, da entschloß sie sich in glühender Rachbegier den Bund einzugehen mit dem Heiden, den sie doch nicht lieben konnte. Die Brautfahrt ging über Passau, wo Bischof Pilegrim seiner Schwester Kind empfing. In Zeisenmuren fand sich Etzel mit manchem breiten Heer ein, bei Tulna ward Hochzeit gehalten; an Etzels Seite gedachte Kriemhild des Rheins, und ihr Auge wurde naß.

So vergingen sieben Jahre; Kriemhild war ihrer Lehnsleute sicher, sie hatte ein Söhnlein geboren, das getauft und Ortlieb genannt wurde. Auf ihr Zureden sandte Etzel Boten an den Rhein, die Nibelungen möchten zum Besuch gen Heunenland kommen. Froh vernahm Kriemhild die Kunde der Gewährung, am meisten erfreut, daß auch Hagen nicht ausbleiben werde. ‚Hagen bin ich gewogen, er ist ein Degen gut; daß wir ihn schauen sollen, deß hab ich fröhlichen Muth.‘ Mit tausend sechszig Mannen und neun tausend Knechten fuhren die Könige ab. Als

Hagen an der Donau einen Fergen suchte, fand er weise Weiber (Meerweiber) beim Baden. Er entwandte ihnen ihre Gewänder und erhielt dafür Kunde der Zukunft: Alle die gen Etzelen-Land reiten, die haben den Tod an der Hand. Nur der Kaplan solle lebend heimkehren. Da riß der finstere Hagen den Kaplan von seinem Weihgeräthe (kapelsoume) und schleuderte ihn in die Donau. Der schwamm glücklich auf die andere Seite. Jetzt erkannte Hagen, daß die Meerfrau unvermeidliche Wahrheit gesprochen; er zerschlug das Boot, das sie hinübergebracht und verschloß das Geheimniß in trotziger Brust. Bei Rüdiger und Götelind in Bechlarn fanden die Helden Gastfreundschaft; der junge Giselher wurde mit Rüdigers Tochter verlobt; Gernot erhielt als Geschenk ein gutes Schwert. So langten sie endlich im Heunenland an.

Den Heereszug erblickten zuerst der alte Hildebrand und Dietrich von Bern, die Amelungenhelden; sie warnten Hagen, den ‚Trost der Nibelungen', da Kriemhild noch immer Siegfried beweine. ‚Da mag sie lange weinen!' erwiederte der rauhe Hagen. Mit bösem Gruß empfing die Königin den Helden von Tronje: ‚Was bringt ihr mir vom Rhein? Ihr hättet mir den Hort der Nibelungen bringen sollen, der doch mein eigen ist.' — ‚Ich bringe euch den Teufel', sprach da Hagen; ‚ich habe an meinem Schilde, meiner Brünne, dem lichten Helm und dem Schwert genug zu tragen.' Jetzt merkte Kriemhild, daß die Nibelungen gewarnt seien und klagte über Verrath. ‚Ich bin's der sie gewarnt hat', sagte Dietrich von Bern; da drückten sich zwei Helden die Hände, das waren Hagen und Dietrich; sie gedachten früherer Kämpfe.

In ihrer Königstracht, von den Heunenrittern umgeben, ging Kriemhild, wo sie Hagen und Volker fand. Hagen erhob sich nicht zum Gruß, trotzig legte er Siegfrieds Schwert quer über seine Knie. Wohl erkannte es Kriemhild. ‚Nun sagt mir Hagen, wer hat nach euch gesandt, daß ihr es wagtet zu reiten in dieses Land?' — ‚Nach mir hat Niemand gesandt; drei Helden wurden geladen, es sind meine Lehensherrn; bei keiner Hofreise pflege ich daheim zu bleiben.' — Und als ihn Kriemhild des Mordes an Siegfried zieh, da gestand Hagen die That; doch kein Heunenheld wagte sich an ihn. In der Nacht pflagen die Getreuen der Schildwacht; der Fidelspieler Volker ließ seine Saiten erklingen, daß mancher sorgende Mann in süßen Schlummer fiel.

Am Morgen ging man zur Messe, darnach erhob sich ein Tjostiren. Zum Mittagsmahl brachte Etzel auch sein Söhnchen Ortlieb, den Kleinen sollten die Burgunden mit an den Rhein nehmen, damit er dort in allen Ehren erwachse. Finsteren Muthes meinte Hagen, der junge König sehe nicht nach langem Leben aus. Unterdeß war auf Kriemhilds Betrieb das Ingesinde vom Rhein durch Blödel überfallen und getödtet worden; nur Hagens starker Bruder Dankwart entging dem

Gemetzel und erschien plötzlich blutüberronnen an der Thüre des Saals. Als Hagen das Geschehene erfuhr, bat er Dankwart der Thüre zu hüten, so wollte er unterweilen mit den Recken reden. Froh übernahm Dankwart das Kämmeramt bei so reichen Königen. — ‚Schon lange hörte ich von Kriemhilden', fing der furchtbare Hagen an, ‚daß sie ihr Herzeleid nicht vergessen mag. Nun trinken wir die Minne und zahlen des Königs Wein; der junge Vogt der Heunen muß der allererste sein'[1]. Und mit furchtbarem Schwertesschlag traf er das Kind Ortlieb, daß Kriemhilden das Haupt in den Schooß flog. Ein furchtbares Morden begann; vergebens strebten die Heunenhelden nach außen, vergebens die Aeußeren hinein, der Pförtner Dankwart und Volker ließen keinen hinauf noch zu Thal. Erst dem drohenden Ruf Dietrichs gelang es für den Augenblick Einhalt zu gebieten; er führte die zitternde Kriemhild und Etzeln hinaus, auch Rüdiger erhielt Abzug; als aber neben Etzeln ein Heunenrecke hinausschleichen wollte, traf ihn Volker so, daß sein Haupt vor des Königs Füßen hinrollte. Schmerzlich scherzte Etzel: ‚O weh mir dieser Gäste: Da ficht einer gleich einem wilden Eber und ist ein Spielmann. Seine Weisen lauten übel, seine Streiche sind roth, ja seine Töne fällen wohl manchen Helden zu Tod.' Drinnen aber ruhten die Nibelungen nicht, bis sie den letzten Heunen erschlagen hatten; dann höhnten sie den entflohenen Etzel. Große Schätze bot Kriemhild, wer ihr Hagens Haupt brächte.

Von Etzels Helden wagte zuerst Iring aus Dänenland, mit dem guten Schwert Waske bewaffnet, den Kampf. Er mußte mit allen seinen Dänenhelden zum großen Leid Etzels erliegen, ohne daß einer der hervorragenden Burgunden gefällt wurde. Am Abend bat Giselher die erzürnte Schwester um Frieden und Sühne. ‚Wollt ihr mir Hagen übergeben, dann will ich's nicht verweigern', eröffnete Kriemhild. Doch die Könige vom Rhein bedachten sich keinen Augenblick, Hagens wankelloser Mannestreue brachten sie jetzt dieselbe Treue entgegen; die Bedingung ward verworfen. Da ließ das grimme Weib den Palast anzünden; die Helden schützten sich mit ihren Schilden vor der Gluth und tranken todesmüde auf Hagens Rath das Blut der Erschlagenen.

Jetzt beginnt das Lied in hochtragischer Weise. Keiner von den Heunenhelden war den Nibelungen gewachsen; die einzigen aber, die hier mit Erfolg kämpfen konnten, Rüdiger und Dietrich, hielten sich bisher

---

[1] Minne trinken war ein alter heidnischer Gebrauch, der auch in's Christenthum sich hineinzog. Einen Abwesenden oder Verstorbenen ehrte man, indem man seiner beim Mahle erwähnte und auf sein Andenken einen Becher leerte. Der Trunk hieß die Minne. Hier wurde also Siegfrieds Minne getrunken, den Kriemhild nicht vergessen konnte, aber die Minne ward in Blut geschenkt.

zurück, weil sie, ob zwar in Etzels Bann, mit den Burgunden in Freundschaft standen. Schon erkannte der edle Markgraf Rüdiger sein drohendes Geschick: ‚O weh mir Gottesarmen! Aller meiner Ehren muß ich mich heute begeben. Welches ich nun lasse, das andere zu begehn, so ist doch immer böslich und arg von mir geschehn.‘ Sein Land und seine Burgen bot er dem Lehnsherrn zurück, auf seinen Füßen wollte er in's Elend gehen. Aber die Königin wollte ihn seiner Treue nicht entbinden. Da empfahl der Getreue Weib und Kind und die Verlassenen zu Bechlarn der königlichen Huld; mit aufgebundenem Helm nahte er sich den Nibelungen, er mußte seinen Freunden versagen Dienst und Gunst. Die nothhaften Männer erschracken, daß sie den bekämpfen sollten, zu dem jeder Liebe trug. ‚Wollte Gott, ihr wäret am Rheine und ich wäre todt, so hätte ich doch meine Ehre gerettet!‘ seufzte Rüdiger. Als letzte Gabe der Freundschaft bot er Hagen seinen Schild, da wurde manches Auge von heißen Thränen roth. In dem nun folgenden Kampfe erschlug der Held von Bechlarn manchen Nibelungen, das schmerzte Gernot; mit dem von Rüdiger geschenkten Schwerte wandte er sich gegen den Geber. Da schlug Rüdiger dem Burgunden durch den flinsharten Helm, aber der todtwunde Gernot traf auch Rüdigern zum Tode. Alle Helden von Bechlarn fielen durch die grimmigen Schläge der Burgunden.

Etzels Weheruf vernahmen auch die Berner; gewaffnet wandten sich die Wölfinge gegen den Saal der Nibelungen, um die Ursache von Rüdigers Tod zu erkunden. Die Spottreden der Burgunden führten bald zum furchtbaren Kampf, aus harten Ringen wurden Bäche des Bluts gehauen und rothes Feuer aus den Panzern. Da fielen alle Nibelungen bis auf Gunther und Hagen, aber auch alle Wölfinge bis auf Hildebrand. Gewaltig erschrack Dietrich von Bern, als er die Märe vernahm, er nahm selbst sein Eisengewand, unter großen Klagen gewann er wieder den rechten Heldenmuth. Vergebens verlangte er, daß die beiden Helden vom Rhein unter Zusicherung des Lebens sich ihm ergeben sollten; es kam zum Kampfe, der müde Hagen empfing eine tiefe Wunde. Mit ganzer Stärke umschloß Dietrich den Verwundeten, band ihn und führte ihn zu Kriemhilden. ‚Nach ihrem tiefen Leide da ward sie froh genug.‘ In gleicher Weise überwand Dietrich den König Gunther und übergab ihn Kriemhilden: ‚Nie brachte man so gute Ritter als Geiseln; so komme denn meine Freundschaft den Heimatlosen zu gut.‘ — Weinend ging Dietrich von dannen. König Etzels Weib aber rächte sich furchtbar. Von Hagen verlangte sie den Nibelungenhort; ‚die Bitte ist gar verloren‘, sagte der Held, ‚so lange meiner Herrn noch einer lebt, darf ich den Hort nicht zeigen.‘ ‚Wohl, ich bringe es an ein Ende‘, sprach die Ergrimmte, sie ließ Gunther das Haupt abschlagen und trug es vor den gefesselten Hagen. Ungebrochen sprach der Held: ‚Nun hast du es

ja nach deinem Willen zu Ende gebracht; die Burgunden sind todt, den Schatz weiß nun Niemand als Gott und ich allein; der soll dir, Unholdin (vâlentinne), auf immer verhohlen sein.' Da schwang sie das Siegfrieds-Schwert und schlug Hagen das Haupt ab. Das sah der alte Hildebrand und rächte des Kampfgesellen Tod, er tödtete das rachegesättigte Weib. So lagen nun rings herum die Leichen der Erschlagenen; Kriemhildens mädchenhaftes Wort von der Liebe Leid war erfüllt. Nun kann ich Euch nicht weiter bescheiden, als daß man Ritter und Frauen weinen sah über lieber Freunde Tod. Hier hat die Mär ein Ende; das ist der Nibelungen Noth. —

Die im Nibelungenliede vereinigten Sagen (burgundisch-gothische) sind von dem oder den Dichtern nicht erfunden. Selbst der germanische Norden besitzt sie in den Eddaliedern. Die ältere, mindestens aus dem achten Jahrhundert stammende Edda erzählt im Fafnismal, wie der Held Sigurd den Fafnir tödtete und dessen reichen, aber mit dem Fluch der Asen beladenen Schatz sich zueignete; aus anderen Sagen erfahren wir, wie der Drachentödter die in Zauberschlaf versenkte, von der Waberlohe umgebene Walkyrie befreite, aber statt ihrer die schöne Gudrun, Kriemhilds Tochter, heimführte, während Brynhild dem Gunnar zu Theil wurde, und wie endlich auf Högni's Rath Sigurd den Tod erlitt. Die später aufgezeichnete Volsunga-Saga und die Wilkina-Saga, welche letztere die Thaten Thidreks enthält, führen die Schicksale Sigurds und der Niflungen weiter aus. In dem Thidrek des Nordens, dem Dietrich von Bern des Nibelungenliedes, erkennt man alsbald den Ostgothen Theoderich, in dem Atli des Nordens, dem Etzel der deutschen Dichtung, den Hunnenkönig Attila. Die Zeit der Völkerwanderung mit ihren großen Helden und Abenteuern hat mächtig auf die Gestaltung der annoch flüssigen Sagen eingewirkt und ihre Volkshelden hineingewoben. Dadurch ist der ursprünglich mythische Charakter verblaßt, doch nicht entschwunden.

Der mythische Gehalt, wie ihn Müller kurz darstellt, möchte folgender sein: Eine schöne Göttin (Walkyrie) ruht in Zauberschlaf versenkt auf einer von Waberlohe umgebenen Burg. Nur der kann sie erwecken, der ihren Bruder Fafnir tödtet, ihm das Gold, auf dem er in Wurmsgestalt liegt, nimmt und auf dem Götterrosse durch die wallende Lohe reitet. Diesem ist sie zur Gemahlin bestimmt. Siegfried, der jugendliche Gott, vollbringt die kühnen Thaten. Durch Erlegung des Drachen aber hat er eine Schuld auf sich geladen, die er durch Dienstbarkeit bei dem Verwandten desselben büßen muß. Nun verlangt ihn die finstere rauhe Schwester zum Gemahl. Nach vollendeter Dienstzeit kehrt er in seiner wahren Gestalt zurück, vermählt sich mit der schönen Braut und schenkt ihr den Hort. Die finstere Schwester aber reizt den

Verwandten auf, den Gott in der Jugendblüthe zu tödten und den Hort zu rauben. In Siegfried hätten wir den Gott Freyr, einst von den Burgunden an der Ostsee besonders verehrt. In der Brunhild des Nibelungenliedes ist die Walkyrien-Natur noch nicht verwischt; als Schildmädchen sträubt sie sich gegen die Vermählung, besonders mit einem minder Starken. Sie erkennt Siegfried sofort, sie hofft, dieser herrliche Held werde ihr beschieden sein; nur durch Vertauschung der Gestalten, die durch die Tarnkappe dargestellt wird, gelingt die Besiegung der Schlacht-Jungfrau. Aecht mythisch bleiben an Siegfried das Horn und die Tarnkappe, nicht minder der von Zwergen bewahrte Hort.

Aber die Götter sind bereits zu Menschen geworden, Heldengestalten, von deren früheren Riesen- und Drachenkämpfen wiederum nur noch eine ferne Erinnerung nachtönt. Unser Gedicht will bereits auf historischem, rein menschlichem Boden sich gründen. Da wird Siegfried zum Königssohn in Xanten, der den edlen Burgundenkönigen wie ein Lehnsmann folgt; auch Hagen, in den Eddasagen als königlicher Bruder dargestellt, wird zum Dienstmann der Wormser Könige. Die Helden, an die sich das Hauptinteresse knüpft, die entschieden im Liede die Hauptrolle spielen, nehmen im Leben eine untergeordnete Stellung ein.

Indem so unser Lied die Begebenheiten auf das rein menschliche Gebiet verpflanzt, gelingt es zwei Hauptmomente mittelalterlicher Zeit hineinzubringen. Das ist zunächst die bereits im Vorbeigehen erwähnte Treue des Lehensmanns, die hier zum tragischen Element wird. Für Siegfried schürzt dieses freiwillig gewählte Dienstmanns-Verhältniß den verhängnißvollen Knoten. Hagen mit seiner schrankenlosen Ergebenheit zieht eben durch die Kehrseite dieses auf wechselseitiger Treue ruhenden Verhältnisses auch seine Herren mit in's Verderben. Hier waltet nicht mehr ein blindes Verhängniß; eine Kette von sittlichen Verhältnissen fügt sich Reif um Reif zusammen und umschnürt Schuldige wie Unschuldige. Am ergreifendsten tritt dieß im Untergang des edlen Rüdiger hervor, der daher auch die letzte Katastrophe unabwendbar macht. — Das zweite, ächt menschlich hervortretende, nicht minder verhängnißvolle Moment ist die Liebesneigung, allerdings nur wie sie zwischen Siegfried und Kriemhild sich entwickelt und erhält. Und in dem schüchternen Werben Siegfrieds mag man wohl die Einwirkung von dem Frühling des Minnegesangs finden. Im Tode noch füllt diese Liebe das Herz des Helden aus. Aber welche Liebe wird ihm auch von Kriemhild entgegengebracht! Sie lebt nur in dem Getreuen, sie steht auf Wache für seine Ehre, in ihm allein sucht sie ihren Stolz. Diese Gattenliebe entlockt ihr nun das verhängnißvolle Wort, das die Rachegeister in Brunhildens Brust wach ruft und dem Gatten den Untergang bereitet. Seitdem ist Kriemhild todt, ihr Herz ruht bei dem besargten Geliebten,

sie kann es auch dem höchsten Helden als Brautgabe nicht zubringen. Aber diese unverwelkliche Liebe hat als Gegenbild den Haß erzeugt, den dann fortwährende Kränkungen groß zogen. Rachedurst erhält ihr Leben; endlich scheint der Augenblick der Rache gekommen zu sein, aber der Weg der Rache geht über die Leichname der Angehörigen, voran des eigenen Söhnleins. Einen kurzen Augenblick steht Kriemhild rachegesättigt vor uns, die in Liebe lebende Frau, die Siegfrieds nicht vergessen mag, wie Hagen ihr vorwirft, aber eine Niobe der herzversteinernden Rache.

Wer hat dieses unser National-Epos verfaßt oder wie ist es entstanden?

Den Stoff hat kein Dichter erfunden. Darum fallen die alten Hypothesen von Heinrich von Ofterdingen, von Wolfram dem Eschenbacher, von Walther von der Vogelweide als Erfindern hinweg.

Als Karl der Große in nationaler Begeisterung die alten Heldenlieder sammeln ließ, die doch sicher alle auf mythischer Grundlage ruhten, da waren unter den gesammelten zweifelsohne auch Siegfriedslieder. Minder tolerant als der große Vater ließ der fromme Ludwig die alten Lieder, die wohl allzu heidnisch klingen mochten, verbrennen. Wird er sie auch aus dem Gedächtniß des Volks haben tilgen können? Gewiß nicht. Aber mit den vor dem andringenden Kreuz nach Norden weichenden deutschen Männern trat auch die alte Stammsage ihre Wanderschaft an. Siegfried, der Drachenfels und Gnitaheide, Gunther und Hagen führten auf den nordischen Inseln ein sagenhaftes Leben fort. Ein Bischof sammelte in der Edda die alten Sagenstoffe, ehe sie einer weiteren Veränderung anheimfallen konnten. Wir haben also in den Eddaliedern die eine Hälfte von dem entzwei gebrochenen Ringe der Stammsage; die andere Hälfte war im deutschen Lande zurückgeblieben, und siehe, sie paßt vortrefflich zu der nordischen Hälfte.

Die in Deutschland gebliebenen Reste der alten Sagen wanderten auf und nieder. Wie die spärlichen Reste des Hildebrandsliedes mögen sie stabreimend, fragmentarisch im Besitz des Volkes geblieben sein. Sie konnten nicht von jeder Veränderung frei bleiben; neue Lokalisirungen erlebte die alte Sage. Es ist eine interessante Beobachtung, daß in den Zügen der Helden sich die Wanderung der Sage darstellt. Die Nibelungensage zieht mit den Burgundenhelden langsam vom Rheinesufer durch Bayern nach Oesterreich.

Ehe wir diesen Gang verfolgen, müssen wir ein Kunstgedicht erwähnen, das in den Handschriften sich an das Nibelungenlied anschließt. Es heißt die Klage und läßt allerdings in langhallenden Trauertönen die Klage um die Gefallenen fortklingen. Es klagen Dietrich und Hildebrand um die Berner Helden, Etzel um Weib, Kind und Bruder; in

Bechlarn erhebt sich die Klage von Neuem, in Passau klagt Bischof Pilegrim, am Rhein stirbt Frau Ute vor Leid. Zum Boten Schwemmelin aber sprach der Passauer Bischof: ‚Es soll nicht also bleiben; ich will heißen schreiben die Stürme und die große Noth, und wie sie sind gelegen todt, wie es sich anhub und wie es kam und wie das Alles ein Ende nahm.‘ — Der Dichter der Klage führt nun allerdings keine neuen Thatsachen vor; in ihm vermuthet man einen Geistlichen, der nach lateinischem Vorbilde arbeitete. Indeß scheinten manche haften gebliebene Alliterationen auch auf benutzte altdeutsche Lieder hinzuweisen.

So fällt wenigstens ein schwaches Streiflicht auf den Entwicklungsprozeß der Nibelungenlieder. Bischof Pilegrim von Passau ist natürlich kein Zeitgenosse der Helden des Epos. Die Geschichte weist ihm die Jahre 970—991 zu. In diesem zehnten Jahrhundert bemächtigte sich die lateinische Klosterpoesie in St. Gallen, in Tegernsee und andern Benediktinerstiften der alten nationalen Sagenstoffe. Meister Konrad, ein Schreiber oder Kaplan des Bischofs Pilegrim, soll einen solchen Versuch mit den Nibelungen-Sagen gemacht haben. So erklärt sich das lateinische Buch, dem der Dichter der Klage gefolgt sein will. Aber noch Anderes erklärt sich. Auch der Sagenstrom folgt dem Lauf der Donau. Der dankbare Kaplan wollte seinem Bischof ein Denkmal setzen; er hat ihn echt episch mitten unter die Helden der Sage gestellt. Und wenn der historische Bischof Pilegrim an der Bekehrung der Ungarn löblichen Antheil hatte, so hat ihm der Dichter das nicht vergessen: Kriemhild wird durch Bischof Pilegrim ermahnt, Etzeln für das Christenthum zu gewinnen. Gab der historische Bischof Anlaß die Nibelungensagen zu sammeln, so weiß der Dichter uns dies dadurch anzudeuten, daß der bischöfliche Bruder von Frau Ute die größte aller Geschichten durch Spielleute und Boten in allen Landen zusammensuchen läßt. Besäßen wir noch das lateinische Gedicht des Meisters Konrad, wir würden dann den Spuren des Christenthums im Nibelungenlied, die wohl sicher auf die Rechnung des lateinischen Umdichters zu setzen sind, weiter nachgehen können. Eine so tief greifende Aenderung, welche die Einwirkung christlicher Ideen in dem Charakter der handelnden Personen und in der Verknüpfung ihrer Schicksale hätte erscheinen lassen, konnte ein Dichter des zehnten Jahrhunderts wohl nicht zu Stande bringen.

Mit unverwüstlicher Lebenskraft rang sich das Lied von dem tragischen Ende der Nibelungen auch durch die lateinische Fassung hindurch, glücklicher als manche andere Sage. Aber das lateinische Buch wird doch die Grundlage unseres Gedichts gewesen sein. Indeß auch die alten deutschen Lieder waren wohl noch nicht ganz untergegangen. Die alten, wahrscheinlich nie aufgeschriebenen Heldenlieder waren gewiß im zwölften Jahrhundert so fragmentarisch, verworren und zusammenhanglos, daß

ein Bearbeiter in dieser Zeit die bis dahin vorgenommenen Umarbeitungen, wie die des Meisters Konrad, nicht entbehren konnte.

Wer möchte nun hier mit Säure und Scheidewasser den Zersetzungsprozeß vornehmen? K. Lachmann, der an dem Nibelungenlied ein kritischer Homeriden-Wolff werden wollte, hat mit großem Scharfsinn und lange Zeit blendender Gelehrsamkeit es versucht, die ursprünglichen Volkslieder — er nahm ihrer zwanzig an — als den Kern der Sage heraus zu heben. Doch erschien es schon seltsam, daß diese Lieder großentheils so verständnißlos anhuben, wie etwa das dritte: ‚Man sah sie täglich reiten an den Rhein', oder das zehnte: ‚Der Schwäher Kriemhildens ging hin, wo er sie fand.' Schon dieß machte Manchen bedenklich und zu der Annahme geneigt, die alten Lieder möchten wohl so von echter Dichterhand verhämmert, verarbeitet und verschmolzen sein, daß eine Auslösung derselben eine unlösbare Aufgabe sein dürfte. Der kühne Bau Lachmann'scher Hypothesen wurde dann durch Holtzmann gründlich erschüttert. Von den Handschriften des Gedichts sind drei besonders wichtig: A. Die Hohenems-Münchener (einst nebst der Laßberg'schen in Hohenems und mit dem Schluß: Ditze ist der Nibelunge nôt); B. Die St. Galler (Daz ist der Nibelunge nôt); C. Die Hohenems-Laßberg'sche (Daz ist der Nibelunge liet). Während Lachmann die Handschrift A. für die ursprüngliche Recension erklärte und C. zur spätern Bearbeitung erniedrigte, vertheidigte Holtzmann gerade die letzte Handschrift als die älteste und beste, bis in neuester Zeit die Untersuchung wiederum eine neue Wendung genommen hat.

Das Nibelungenlied zerfällt dem Inhalte nach deutlich in zwei Theile, deren erster vor der Werbung Attila's um die trauernde Siegfriedswittwe abschließt. Der zweite Theil, mit Fug der Nibelungen Noth genannt, steht in einzelnen Theilen in kaum oder gar nicht zu lösenden Abweichungen mit dem ersten; der Zusammenhang ist nur sehr lose. Selbst die Zeugnisse mittelalterlicher Dichter scheinen zwei gesonderte Gedichte anzunehmen; der Marner unterscheidet, wie man von Siegfriedens Tod und von Kriemhildens Rache gesungen, im Renner stehen die Gedichte von der Nibelungen Hort und von Kriemhildens Mord einander gegenüber. Es scheint, daß der erste Theil vorzugsweise am Rhein Gegenstand der dichterischen Arbeit war; hier hatte sich ja dieser (der burgundische) Theil der Sage lokalisirt. Was so zusammengetragen war, muß dann nebst dem übrigen Stoff in die umschaffende Hand eines Oesterreichers gefallen sein, dem wir die jetzige Gestalt des ganzen Gedichts zuschreiben dürfen. Für einen Oesterreicher sprechen die geographischen Eigenthümlichkeiten; während das Lied im Bereiche von Bayern nur wenigen und ungenauen Bescheid weiß, ist es im Lande zu Oesterreich gar wohl bekannt: von Passau an der Tonave abwärts ist die

Topographie durchaus richtig. Aber wo wäre denn unter den glänzenden Dichternamen des ‚Oesterriches' der Bearbeiter unseres Nationalepos zu finden, der wie die Erbauer unserer deutschen Dome seinen Namen verbirgt, weil er wie diese ein Werk gestaltete, dessen Schöpfung doch nie eine Einzelpersönlichkeit für sich in Anspruch nehmen kann?

Franz Pfeiffer hat das Verdienst, eine Antwort auf diese Frage in geistreicher Weise wenigstens versucht zu haben. Er zieht ein bis dahin zu wenig beobachtetes Moment in den Kreis der Betrachtung: Sprache und namentlich Versbau. Die Nibelungenstrophe ist bekannt, vier Langzeilen mit einfachen Reimen je der ersten und zweiten, sowie der dritten und vierten, sechs Hebungen in jedem Verse, für das letzte Glied des vierten Verses auch wohl vier Hebungen zum tönenden vollen Abschluß. Nun findet sich diese Strophenform auch bei einem Liederdichter aus dem Frühling des Minnegesangs, dem Kürenberger. Wir besitzen allerdings nur fünfzehn Strophen von diesem lieblichen Sänger, Strophen indeß, die zu dem Besten gehören, was der Minnegesang hervorgebracht hat, und darthun, wie der Dichter die Töne des Volksgesangs auf sich hat einwirken lassen. Kein anderer Minnesänger hat diese Strophe, ja ein Gedichtchen bezeichnet sie ausdrücklich als ‚des Kürenbergers Weise'; die Nibelungenstrophe ist also Eigenthum des Kürenbergers. An der Donau in Oesterreich muß der Dichter des Nibelungenliedes gelebt haben, an der Donau stand die Stammburg der Kürenberger, die jetzt auf einem von Linz sich stromaufwärts ziehenden Bergrücken in Trümmern liegt, während der Bergrücken der Kirnberg heißt. Einen Vornamen für den Liederdichter gibt die Manessische Sammlung der Minnesinger nicht. Da nun der Vornamen dieses ritterlichen Geschlechts im 12. Jahrhundert mehrere vorkommen, so steht hier einstweilen die Forschung still. Pfeiffer glaubt sich für einen Magenes von Kürenberg, der 1121—38 vorkommt, entscheiden zu sollen. An diese Untersuchung anknüpfend macht K. Bartsch es wahrscheinlich, daß aus dieser für uns verlorenen, noch theilweise mit Assonanzen statt des Reims versehenen Bearbeitung gegen Ende des zwölften Jahrhunderts durch Umarbeitung die obenerwähnten verschiedenen Textes-Recensionen entstanden sind. Bartsch stellt die St. Galler Handschrift am höchsten [1].

Das große National-Epos Deutschlands war mit der Reformation

[1] Zur Literatur: Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth. Berl. 1816. — v. d. Hagen, die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenw. und für immer. Berl. 1819. — W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Berl. 1841. — Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttg. 1841. — Zarncke, zur Nibelungenfrage. Leipz. 1854. — Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenlieds. Wien 1862. — Untersuchungen zum Nibelungenlied v. K. Bartsch. Wien 1865.

geradezu verschollen. Vor hundert Jahren entdeckte Bodmer auf Hohenems die bereits erwähnten Handschriften und publicirte den zweiten Theil als ‚Kriemhildens Rache'. Die Ausgabe ist natürlich jetzt so wenig mehr zu gebrauchen als die von Müller in Berlin besorgte, welche Friedrich II. zu der bekannten huldvollen Zuschrift veranlaßte, die heute noch auf der Zürcher Bibliothek unter Glas und Rahmen ist: ‚Hochgelahrter, lieber, getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhafft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden; sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht Euer sonst gnädiger König Frch. Potsdam den 22. Febr. 1784.' Fr. H. von der Hagen hat sich sodann mit rühmlichem Eifer des Nibelungenliedes angenommen und in zwei Ausgaben nach der St. Galler Handschrift mit Vergleichung und Zuziehung der übrigen Manuscripte dasselbe edirt (Berlin 1810. Breslau 1820). In mehreren Auflagen erschien Lachmanns Textes-Recension, natürlich gab er auch die durch Zahlenoperation herausgeschälten ‚zwanzig Lieder von den Nibelungen' besonders heraus (Berl. 1840). Reichsfreiherr von Laßberg (Liedersaal Bd. 4) bot sein Manuscript; Holtzmann hat dann die beste Ausgabe davon veranstaltet (Stuttg. 1857) und nach ihm Zarncke in seiner handlichen neuen Taschenausgabe 1865. Bartsch Ausgabe erschien 1866. Am besten übersetzt ist das Gedicht von K. Simrock und jüngsthin von K. Bartsch.

VI. Gudrun.

Die niederdeutschen Stämme der Angeln und Sachsen waren auf ihren Schiffskielen in das von den Römern aufgegebene Britannien gezogen. Bald sahen die in der deutschen Heimat Zurückgebliebenen, zum ruhigen Landleben und christlicher Gesittung Bekehrten, wie stammverwandte Normannen an ihren Küsten landeten, um Raub, Brand und Plünderung hinein zu tragen. Unter den gegenwärtigen Bedrängnissen erfrischte sich das Andenken an die eigenen früheren Raubzüge und Seeabenteuer und vermischte sich mit normannischen Sagen. Aus diesem sächsisch-nordischen Sagenkreis ist uns nur ein größeres Gedicht erhalten, die Gudrun, oft schon eine Nebensonne des Nibelungenliedes genannt. Das Gedicht zerfällt in drei durchaus gesonderte

Theile, die nur scheinbar durch einen späteren Bearbeiter vereinigt und durch vielleicht zufällige Namen verbunden sind. Dreimal kehrt Raub und Wegführung über's Meer wieder, dreimal glückliche Heimfahrt oder doch Versöhnung. Der Schauplatz der Begebenheiten wird gewöhnlich an die Ufer der Nordsee, von M. Haupt an die Ostsee verlegt.

Hagen in vier Abenteuern. In Irland saß König Siegeband, vermählt mit Ute, einer Königstochter von Norwegen. Ihr einziges siebenjähriges Kind Hagen ward durch einen Greif geraubt und in das Greifennest getragen. In hohlem Stein fand er drei Königstöchter, von India, Portugal und Iserland. Sie hielten das Kind für ein Meerwunder oder einen wilden Zwerg, bis es minniglich zu ihnen zu sprechen begann. Es scheiterte ein Schiff mit einem Gottesheer (Kreuzfahrer), Hagen erhielt so Eisengewand und Schwert, tödtete die Greife und viel wildes Gethier und erhielt durch den Genuß des Blutes von einem erlegten Unthier (Gabilun) zwölf Männer Stärke. Auf einem fremden Schiff gelangte er dann nach Irland zurück, wurde an einem Kreuze auf der Brust erkannt, mit Schönhilde der Königstochter aus India vermählt und ein ‚vâlant aller künige'. Seine Tochter Hilde soll nur dem zu Theil werden, der Hagen an Kraft gleichkommt; die Brautwerber werden getödtet.

Schön-Hilde in vier Abenteuern. Das Mythisch-Märchenhafte des ersten Theils geht in's Heroische über. Zu Hegelingen in Dänemark herrschte König Hettel über Friesen und Waleisen. Dorthin drang der Ruf von Hildens Schönheit; Horand und Frute, Hettels Vasallen, gaben den Rath, den Wate von Sturmen als Brautwerber zu senden. Der wußte aber gar wohl, was den Werber in Irland erwartete, und verlangte die beiden Rathgeber als Gefährten. Als Kaufleute mit goldenen Spangen und Edelsteinen beladen landeten sie in Irland und legten vor der Burg Bolian ihre Schätze aus. Bei ihnen war gut Kauf, sie verschenkten viel lieber als daß sie markteten. Am Hofe gefiel besonders der alte Wate mit seinem golddurchflochtenen Haar und seinem naiven Wesen. An einem Abend geschah es, daß Horand gar süß zu singen begann; die Königstochter ließ ihn entbieten und wünschte jeden Abend so schöne Weisen zu hören. Und:

Da sich die Nacht verendet und es begann zu tagen,
Hub Horand an zu singen, daß ringsum in den Hagen
Die Vögel alle schwiegen vor seinem süßen Sange,
Die Leute, die da schliefen, die lagen nicht mehr lange.

In dem Wald die Thiere ließen ihre Weide stehn,
Die Würme, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte. Wohl konnte er seiner Kunst genießen.

In Schön-Hildens Kemenate sang er eine Weise, die war von Amile, kein Christenmensch hat sie je gelernt, Horand hatte sie einst auf den wilden Fluthen gehört. Wie sich vermuthen läßt, ward da die Flucht beredet; wie um die Kostbarkeiten zu schauen, begaben sich die Frauen auf das Schiff; die Dänen zuckten die Segel, und als Hagen nach seiner Gerstange rief, spottete Morung: ‚Und eilt ihr uns zu tausend Gewaffneten nach, wir stoßen euch in die Fluth und geben euch die wasserkühle Seligkeit.' Hagen eilte mit schnell bemannten Schiffen den Flüchtigen nach; ein schwerer Kampf erhob sich, Hagen wurde von Wate getroffen. Schön-Hilde flehte den heilkundigen Wate um Heilung des Vaters an; da kam Sühne zu Stande; Hildburg, die einst durch Hagen von den Greifen Befreite, blieb bei der jüngeren Hilde zurück.

Gudrun in vierundzwanzig Abenteuern. Das Phantastische und Heroische der früheren Lieder geht in's rein Menschliche über, die Sage behauptet fortan mehr den deutschen Boden. Gudrun, Hettels und Hildens minnigliche Tochter, ward, wie einst ihre Mutter den werbenden Königen versagt, zuerst dem Siegfried vom Morland, dann dem Hartmuth von der Normandie, der den Plan gewaltsamer Entführung faßte. Ihm kam Herwig von Seeland zuvor, doch an die Stelle der zuerst beabsichtigten Gewalt trat stille Zuneigung und Verlobung; nur sollte Gudrun noch ein Jahr bei der Mutter bleiben. Inzwischen fiel Siegfried von Morland in Herwigs Gebiet; während Hettel dem künftigen Schwiegersohn zu Hülfe eilte, landete Hartmuth von der Normandie in Hegelingen-Land und führte Gudrun sammt Schätzen und Mägden und der Hildburg aus dem Greifennest von dannen. Als Hettel die böse Mär vernahm, eilte er den Normannen nach. Auf Wülpensand, einem Werder — an der Mündung der Schelde will man ein Wülpensand gefunden haben —, entbrannte harter Kampf, in dem Hettel unter Ludwigs Streichen fiel. Die Nacht trennte die Kämpfenden, am andern Morgen waren die Normannen abgesegelt. Die Hegelingen mußten wegen ihres schweren Verlustes die Verfolgung aufgeben. Sie bestatteten Freund und Feind und errichteten ein reiches Kloster mit Hospitalbrüdern (spitalaere). Wate gelobte Hilden die Niederlage zu rächen, sobald die Jugend herangewachsen wäre.

Gudrun, Herwigs Verlobte, wurde indeß fortgeführt. Es tauchten die Burgen der Normandie auf; über dieß reiche Land sollst du herrschen, sagte Ludwig, willst du Hartmuth minnen. Als Gudrun sich weigerte, schleuderte Ludwig sie über Bord; an den blonden Flechten rettete sie Hartmuth und verbarg sie vor des Vaters Zorn. In Hartmuths Burg verweigerte Gudrun der alten Königin Gerlind Gruß und Kuß, da sie die Anstifterin des Ganzen sei; Ortrun aber, Hartmuths

edle Schwester, erwarb durch ihr Mitleid Gudruns Vertrauen. Als diese von ihrem Verlobten nicht ablassen wollte, beschloß die alte Gerlind sie durch harte Behandlung zu zähmen.

‚Wilt dû nit haben vreude, sô muost dû haben leit!'

so ruft das Teufelsweib. In schlechtem Gewande, unter Vorwürfen und Schlägen mußte die Arme mit ihrem eigenen Haar Bänke abstäuben und das Gemach der Königin reinigen und heizen. Vergebens bat der von langen Feldzügen heimkehrende Hartmuth für die königliche Maid; die ‚alte Wölfin' legte Gudrun jetzt gar auf, ihre und ihres Gesindes Kleider am Strande zu waschen. Hildburg theilte das harte Loos der Unglücklichen.

Dreizehn Jahre waren vergangen, die Hegelingen-Jugend herangewachsen, da begann unter Horands Führung der Kriegeszug. Fast wären die Kiele am Magnetenberg Givers gescheitert; ein Westwind trieb sie wieder in fließende Fluth und an die Küsten der Normandie. Den Jungfrauen hatte indeß ein herbeigeschwommener Vogel, der ein Bote Gottes war, tröstende Nachricht gebracht. Am andern Morgen mußten die Königskinder trotz Schnee und Kälte wieder zum Waschen an den Strand. Da nahten in einer Barke Herwig und Ortwin. Gudrun wollte sie auf die Probe stellen:

‚Ihr suchet wohl Gudrunen, doch deß ist nimmer Noth,
Die Maid von Hegelingen ist in schwerem Leiden todt.'

Da weinten die beiden Helden bitterlich, und Herwig zeigte an seiner Hand den Goldreif, mit dem er sich Gudrunen verlobt; diese erkannte nun treue Liebe und gab ihren Namen. Herwig wollte alsbald die glücklich Gefundene heimführen, nicht so Ortwin: ‚Hätt' ich tausend Schwestern, eher ließ ich sie sterben, als daß ich die im Sturm Geraubte meinen Feinden stehlen sollte.' — Nun erwachte auch in Gudrun der lange unterdrückte königliche Stolz, und weit in die Fluth warf sie die Kleider, die Zeugen ihrer Magddienste. Bei der zürnenden Gerlind war am Abend nicht anders Verzeihung zu erlangen, als daß sie sich zur lange geforderten Heirath mit Hartmuth endlich geneigt erklärte. Da reichte man ihr königliches Gewand, sie aber sehnte den andern Morgen herbei.

Er kam und mit ihm die Rächer, von Wate dem Alten angefeuert:

Wollt ihr Gudrunen helfen aus der Noth,
So sollet ihr die Kleider wieder machen roth,
Die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände.

In blutigem Kampfe erlag da der greise Heldenkönig Ludwig. Die böse Gerlind wollte Gudrun ermorden, noch einmal rettete sie der edle Hartmuth. Dafür wurde denn auch dieser, als er vom alten Wate be-

droht war, durch Gudruns Fürsprache gerettet. Der grimme Wate schonte nicht des unschuldigen Kindes: ‚Sollten die erwachsen, ich möchte ihnen mehr nicht trauen denn einem wilden Sachsen.' Mit flammendem Auge, mit ellenbreitem Barte kam er geschritten und schlug der bösen Gerlind das Haupt ab. — Eine allgemeine Sühne und eine vierfache Heirath schließen das Gedicht; Herwig erhält die getreue Gudrun, ihr Bruder Ortwin die edle Ortrun, Hartmuth, dem man sein Land zurückgibt, die ewig junge Greifenjungfrau Hildburg, Siegfried endlich, Morlands König, die Schwester des Herwig.

Es liegt uns demnach das alte, ewig neue Lied von der Treue vor, Treue des Weibes gegen den Verlobten ihrer Jugend, Treue bei langer Trennung unter harten Verfolgungen und Leiden, Treue auch da, wo das unabweisbare Gefühl der Achtung und Dankbarkeit in Conflict mit ihr zu gerathen scheint, Treue sodann der Dienstmannen gegen ihre Herrscher, endlich — und das ist ein oft wiederkehrender Zug in unserem Gedichte — Treue des rasch versöhnten früheren Feindes im gemeinsamen Kampf gegen einen neuen Angreifer. Ein Hauch der Versöhnlichkeit, die freilich nur nach langen Kämpfen friedestiftend aufzutreten vermag, durchzieht das Gedicht und läßt es in den mannigfaltigsten ehelichen Verbindungen seinen Abschluß gewinnen. So sehr kehrt das Gedicht diese Friedensseite hervor, daß Gudrun, als ihr Bruder Bedenken gegen eine Verbindung zwischen ihm und der im Kampfe ihrer Eltern beraubten Ortrun erhebt, diese mit den schönen Worten niederschlägt: ‚Das sei dein Dienst bei ihr zu sorgen, daß sie nicht trauern dürfe.' Das innigste Waffenbündniß der Seehelden gegen ihre Feinde bildet die Schlußstrophe.

Der sächsisch-nordische Sagenkreis ist, wie uns jetzt die Gudrun vorliegt, nicht in ebenmäßig geschickte Hände gefallen, wie der Nibelungen Noth, obgleich manche Schilderungen wirklich meisterhaft genannt werden können. Die Sprache ist härter, der Versbau unbeholfener. Die Strophe ist der Nibelungenstrophe nachgebildet; der dritte und vierte Vers unterscheiden sich durch den klingenden Reim, der vierte außerdem durch Hinzufügung einer Hebung in der zweiten Halbzeile. Der letzte Bearbeiter, den man für einen Geistlichen zu halten Grund hat, wird von Vilmar in Oesterreich gesucht; mit Sicherheit kann man ihn als einen Süddeutschen bezeichnen. Er scheint die einzelnen Züge der Sage treu festgehalten zu haben; noch schimmert das Heidenthum durch. Dagegen hat der Bearbeiter recht absichtlich christliche Gebräuche hinein gemischt. Besonders auffallend ist dieß bei der Leichenfeier auf dem Wülpensand; gesondert werden die Gefallenen bestattet; ‚denn sie sind Beides: Christen und Heiden'; mit großer Vorliebe wird sodann die Ausstattung des dort errichteten Klosters beschrieben.

Einzelnes aus der Gudrunsage wird bereits im 12. und 13. Jahrhundert gelegentlich von Dichtern jener Zeit erwähnt, woraus sich auf die Verbreitung der Sage schließen läßt. Die einzige Handschrift rührt indeß erst aus späterer Zeit her und verdankt ihr Entstehen dem ritterlichen Kaiser Max, der das Gedicht mit einer Anzahl anderer in einen Pergamentband einschreiben und auf seinem Schloß Ambras aufbewahren ließ. Nach diesem sogenannten Heldenbuch von der Etsch wurde es 1820 zuerst gedruckt. Bei einem Gedichte, das also aus der Sprache des 16. Jahrhunderts in's Mittelhochdeutsche zurück übersetzt werden mußte, hat die Kritik weiten Spielraum. Auf Lachmanns Wegen in der Annahme einzelner Volkslieder hielten sich Ettmüller und Müllenhoff, kamen aber zu abweichenden Ergebnissen. Eine brauchbare Handausgabe des Gedichts erschien 1865 von K. Bartsch (in Pfeiffers Bibliothek mittelalterlicher Classiker).

VII. Der gothische Sagenkreis.

An einen großen Heldenkönig schließt sich die Geschichte des ostgothischen Volkes, sobald es in die Reihe der civilisirten Stämme eintritt, an seinen großen Theoderich. Auf dem heranblühenden waffenkundigen Jüngling hatten einst die Hoffnungen der Verarmten und Heimatlosen geruht, mit dem mannhaften Helden hatten sie freudig zur Wanderung gegriffen, das herrliche Italien hatte er ihnen erfochten, Segen beglückte seine Regierung, seine gefürchtete Hand ordnete die Verhältnisse deutscher Stammgenossen jenseits der Alpen, seine Weisheit griff wohlthätig in fern liegende Angelegenheiten ein. An den Namen Dietrich von Bern[1] knüpften sich nun die alten volksthümlichen, wohl zunächst an keinen bestimmten Namen gebundenen Sagen von Riesen- und Zwergenkämpfen an. Sie wurden der Jugendzeit Dietrichs zugelegt; es gehören hierhin: Goldemar, Sigenot, Ecke, Vasolt und der Zwergkönig Laurin. Aber sowohl der höfische Gesang, der sich Dietrichs bemächtigte, als auch die Nachklänge der Geschichte wollten den Ostgothen nicht bloß als Recken, sondern auch als Helden und Ritter betrachtet wissen. So wird die Sage in rein menschliches Gebiet gerückt; Dietrich — geschichtlich erst nach Attila's Tod geboren — wird von der Sage an Etzels Hof gebracht, nachdem Ermenrich ihn vertrieben. Der Wiedereroberung seines Reiches gehört das bereits erwähnte Hildebrandslied an, sodann die Schlacht vor Raben, Alpharts Tod und die Erlegung des Ermenrich. Einer mehr

[1] Verona, Lieblingssitz Theoderichs in unruhigen Zeiten.

willkürlichen Sagenbildung fällt der Rosengarten zu. Die Sagen standen vereinzelt, nicht gleichmäßig war die Pflege für die einzelnen, manche Gedichte sind uns verloren; daher mag es entschuldigt werden, wenn wir im Nachfolgenden mehrmals über die Grenze der hier abgesteckten Dichtungs-Periode hinausgreifen, um die Sagen im Zusammenhang zu halten.

Das Gedicht Sigenot ist wie Ecken Ausfahrt in dem sogenannten Berner Ton gedichtet, d. i. in einer dreizehnzeiligen Strophe von kürzeren Versen, die durch Mannigfaltigkeit des Reims einen lebhaften, doch echt volksthümlichen Gang erhält. Im Sigenot wird zunächst ein früheres Abenteuer Dietrichs kurz erwähnt, der Kampf mit dem ungefügen Riesen Grim (oder Isengrim) und dessen Weib Hilte, wo den Helden aus großer Noth erlöste ‚sein Meister, der ist geheißen Hildebrand, ein ausgewählter Wigand.' Als man später von diesem Abenteuer und dem ungefügen Riesengeschlecht sprach, kam durch den landeskundigen alten Hildebrand die Rede auf den größten Mann seit Adams Zeiten, der in eitel Horn, glatter denn ein Spiegel, gekleidet sei. Das ist Sigenot, Grims Verwandter. — Dietrich von Bern ritt durch den Tann, da traf er den Riesen Sigenot; aber der Riese schlug den Helden zu Boden und warf ihn in einen hohlen Stein, da kein Licht hinein schien. Jetzt klagte Dietrich zu Gott und seinem Meister Hildebrand, der ihm wohl helfen werde, dafern er seine Noth kenne. Aber auch Hildebrand wurde von des Riesen Kraft niedergeworfen und an seinem grauen Bart nachgeschleift. Doch entdeckte er Dietrichs gutes Schwert und tödtete damit in hartem Kampfe den Riesen. Aus dem eignen Gewand machte er einen Strick, um Dietrich aus dem Stein zu befreien. Der Strick zerriß, und der Berner that einen harten Fall. Zwerg Eggerich schaffte die Leiter Grims herbei, und nun gelang die Befreiung Dietrichs, dem eine Nacht in der Höhle unter Würmern wie dreißig Jahre vorgekommen war. ‚Nun hebt sich an das Eckenlied.'

Dieses Lied von Ecken Ausfahrt ist allerdings bedeutender und werthvoller. In Köln, der Hauptstadt des Landes Gripiar (Agrippina), saßen drei Helden: Ecke, Vasolt und der wilde Ebenrot. Als dort von Dietrichs Stärke die Rede war und die Königin Seburg den Berner zu sehen wünschte, erbot sich Ecke den Helden herbei zu schaffen. Die Königin gab ihm eine goldene Brünne, die einst Ortnit und Wolfdietrich besessen hatten. Zu Fuße — denn ein Pferd mochte ihn nicht tragen — zog der junge Ecke aus; ‚wie einen Leoparden in den Wald sah man ihn weithin springen; den Helm man hörte mannigfalt wieder aus dem Walde klingen, als ob eine Glocke wäre erschallt; wo ihn ein Ast berührte, mit Klang er es vergalt.' Ein Einsiedel zeigte ihm gen Bern den Weg. Als er in Bern da stand, da fragte man wohl: ‚Wer

ist denn jener Mann, der dort steht in dem Feuer? Er hat so lichten Harnisch an und ist so ungeheuer; und steht er eine Weile dort, die gute Stadt zu Berne verbrennet er sofort.' Von Hildebrand vernahm Ecke, daß Dietrich nach Tirol geritten sei; ihm nachreitend fand er einen schwer verwundeten Mann, der von Dietrich also verhauen war und daher vor dem Helden warnte. Doch vergebens. Als Ecke den Berner Helden traf, weigerte sich dieser des Kampfes mit einem so jungen Helden und hieß ihn an Frau Seburg seinen Gruß und Dienst vermelden. Erst als Ecke Dietrichen Feigheit vorwarf, entbrannte der Kampf, der mit großer Lebendigkeit geschildert wird. Die dunkle Nacht ward von den Streichen erhellt, und als die Waldvögelein mit ihrem Gesang den Tag begrüßten, da übertönte ihren Gesang Eckens Brünne und sein Helm Hiltegrin, die von Hieben lauten Ton gaben. Ermüdet mußte da Dietrich sich in den Schutz des grünen Waldes zurück ziehen. Von Neuem begann der Kampf, bis Dietrichs Löwenstärke den Gegner gegen einen Baumstamm drängte. Er bot dem Besiegten das Leben an, wofern er sich ergeben wollte; Ecke gedachte an Seburg, an die Schande, die ihn zu Köln erwartete, er wollte keine Schonung. Da stieß ihm Dietrich das Schwert durch den Schlitz der Brünne in den Leib, doch sofort begann er über den jungen Helden zu klagen, den Uebermuth und das Drängen einer edlen Frau dem Tode geweiht. Die goldene Brünne zog er dem Erschlagenen ab; sie war für ihn zu lang, mit dem Schwert hieb er sie kleiner. Fortreitend fand er unter breiter Linde an kühlem Born eine Frau, die seine Wunden heilte und ihm schwere Abenteuer, aber auch glücklichen Ausgang voraus sagte. Es war Frau Sälde. Dietrich gerieth noch mit Vasolt, Eckens Bruder, in Kampf; im Streit mit dem dritten Riesen Ebenrot strömte aus Dietrichs zornglühendem Munde die helle Flamme; Riesen und Riesenweiber erlagen. Die spätere Darstellung des Kaspar von der Roen läßt Dietrich zu der Burg der Königin Seburg gelangen. Er wirft ihr Eckens Haupt zu Füßen und reitet ohne Abschied von dannen.

Die beiden Gedichte Sigenot und Ecken Ausfahrt besaß Laßberg in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts, als Herausgeber (1830) nannte er sich Meister Sepp von Eppishusen. Alte Drucke, zum Theil noch aus dem 15. Jahrhundert, geben etwas abweichenden Text. Der Inhalt des Ecken- (Eggen-) Liedes legt es nahe, daß dasselbe ursprünglich wohl mit Eckens Tode abgeschlossen habe. Frau Sälde deutet auf einen weiter dichtenden höfischen Sangesmeister, von dem auch einzelne Züge, die der Riesensage gänzlich fremd sind, herrühren mögen. Die nordische Sage kennt den Ecken-Kampf ebenfalls. Nach dem Streit mit Vidga (Wittich) begegnete dem Thidrek im Walde Osning bei der Burg Drakenflis der mächtige Ek. Thidrek erbeutete Eks Schwert Eckesachs,

das vom Zwerge Alfrik (Alberich) geschmiedet war; Ecks Bruder Vasolt mußte sich dem Thidrek ergeben. Die Stadt Köln im Eckenlied, das Land Gripiar, der Drakenflis scheinen als Heimat der Sage den Niederrhein nahe zu legen. K. Simrock hat in dem Bern, das Ecke zunächst erreicht, das rheinische Verona, Bonn, festhalten wollen. In der Schlucht des Menzenberges, oberhalb des Drachenfelsen, zieht er als Winzer das ‚Eckenblut'. J. Zingerle dagegen vertheidigt in Pfeiffers Germania (I. 120) sein liebes Tirol als Heimat der Eckensage.

Das Gedicht vom Kampfe Dietrichs mit dem Zwergkönig Laurin ist uns, scheint es, in der ältesten Bearbeitung nicht überliefert. Durch eine Tarnkappe geborgen hatte Zwerg Laurin die schöne Similte, die Schwester Dietleibs zu Steiermark, entführt. Dietleib suchte Trost und Hülfe beim alten Hildebrand. Ein wilder Mann gab Kunde über Laurin und seinen Rosengarten, der mit einem Seidenfaden umzäunt ist. Nun saß zu Bern ein vermessener Held, Dietrich; selten verlagen sich seine Mannen. Den reizte Hildebrand, daß er nach manchen Riesenkämpfen sich auch an dem kunstreichen Zwerggeschlecht versuche. Da ward Laurins Rosengarten zertreten und verheert. Mit einem Zaubergürtel um die Brünne, der zwölf Männer Kraft verlieh, in einem Waffenrock schillernd von zweiundsiebenzig Farben sprengte das Zwerglein daher, die Besiegten pfändete er um eine Hand und einen Fuß. Auch Dietrich gerieth in Noth, bis er Laurin den Gürtel entriß. Nach geschehener Sühnung begaben die Helden sich in den hohlen Stein und schauten die Wunder an. Similte klagte über das ungetaufte Zwerggeschlecht, das nicht an Christus und den Himmel glaube. Laurins List, mit der er die Helden in dem Berge gefangen halten wollte, ward durch Dietrichs lohenden Zorn mit der Flamme seines Mundes vereitelt, Similte befreit, der tückische Zwerg gefesselt. ‚Heinrich von Ofterdingen diese Mär gesungen hat; daß sie so meisterlichen staht, des waren ihm die Fürsten hold, sie gaben ihm Silber und Gold.' Dieser Schluß ist natürlich Dichtung. Wir haben eine tirolische Zwergsage vor uns, die schon früh durch Umtausch der Namen und Verhältnisse mit Dietrich in Verbindung gebracht ist. Der Riesenkämpfer soll auch einmal Zwerge bestehen. Die vorliegende Fassung zeigt einen höfischen Umdichter, der sich nirgends über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebt. Ein anderer Dichter, der sich Albrecht von Kemenaten nennt, dichtete im Bernerton den Goldemar. Er wollte vorführen, wie der Berner, ‚der nie gen Frauen hohen Muth gewann, durch eine hochgelobte Magd' bezwungen wurde. Zwergkönig Goldemar ist der Mitbewerber. Also wiederum willkürliche Zuthat zu der Sage.

In den noch zu besprechenden Gedichten erscheint uns doch in etwa der historische Dietrich. Am wenigsten allerdings will sich das schöne

Gedicht von Alpharts Tod in die historische Kette einfügen. Kaiser Ermenrich widerbot dem Berner Dietrich; nun soll man von großer Untreue vernehmen. Wittich und Heime, die beiden Heergesellen Dietrichs, die brachen an ihm die Treue, wie sie auch Alphart den jungen gegen Ritterbrauch zu zweien bestanden und tödteten. In rührenden Zügen wird nun vorgeführt, wie Dietrich den ungetreuen Heime, der des Kaisers Absage überbringt, der alten Treue mahnt. Umsonst! Das Einzige ist, daß Heime den Kaiser um Schonung für Dietrich bittet, da er ja seines Bruders Kind sei. Erzürnt beruft der Kaiser sich auf seine achtzigtausend Mann: ‚Er muß das Land mir räumen, mir dient das römische Reich!' Der Vogt von Berne hatte unterdeß auch seine Getreuen versammelt. ‚Wer will auf die Warte ziehn?' fragte Dietrich. ‚Das will ich!' sagte der junge Alphart; umsonst war das Abreden der Wölfinge, umsonst die Schmeicheleien der jungen Gattin Amelgart. Auch Hildebrands List konnte den Helden nicht zurückführen; über die Etschbrücke ritt er davon. Wunder der Tapferkeit verrichtete der junge Degen, daß der Kaiser erstaunt fragte, wer doch der Held wohl sein möchte; denn daß es Dietrich selbst nicht war, erkannte man daran, daß er den leuchtenden Helm Hiltegrin nicht trug. Wittich der Ungetreue ward im Tjost vom Rosse gestochen, er stellte sich todt, bis Heime zum Beistand erschien. Da ward Alphart mit List von zweien bestanden; Wittich durchstach den Helden, der noch im Tode ausrief: ‚Pfui ihr bösen Zagen, ihr ehrloses Paar!' — Nach einer bedeutenden Lücke der alten Handschrift wird die Rache für Alpharts Tod erzählt. In Breisach finden wir die Berner Helden; da schloß sich auch Mönch Ilsan an. ‚Ich genieße nicht Dietrichs Huld', sagte er, — er hatte ihm vor Garten den Oheim erschlagen — ‚aber vergäbe er mir meine Schuld, ich brächte ihm zu Hülfe elfhundert Mann, die legen schwarze Kutten über lichten Harnisch an.' Der Mönch mit seiner schwarzen Schaar kämpfte da gewaltig gegen Studenfuchs vom Rheine; in hartem Kampf besiegten die Berner Ermenrichs Heer, in seinem Lager fand man großen Hort von Silber und Gesteinen, dazu von rothem Gold. — Das Gedicht ist in einer lückenhaften, zerrütteten Handschrift des 15. Jahrhunderts erhalten.

In Dietrichs Ahnen und Flucht haben wir zunächst als Einleitung oder — was wahrscheinlicher ist — als einen ziemlich werthlosen späteren Zusatz zu der eigentlichen Sage, eine Genealogie Dietrichs, als dessen Ahnen Hugdietrich und Sigeminne von Frankreich bezeichnet werden. Ihr Sohn Amelung erzeugte drei Söhne: Diether, Ermrich und Dietmar. Dem ersten fielen bei der Theilung Breisach und Bayern zu; sein Sohn war Dietrich von Bern. Das eigentliche Gedicht erzählt sodann, wie der listige Ermrich Diethers Söhne tödtete, von Dietrich

aber geschlagen wurde. Da indeß Dietrich seinen Getreuen nicht nach Verdienst lohnen konnte, so zogen die besten nach Polen; Ermrich aber nahm sie gefangen bis auf Dietleib von Steier. Dietrich löste seine Mannen um all' sein Land und begab sich Hülfe suchend zu den Heunen. Von diesen unterstützt schlug er den Ermrich vor Mailand und vor Raben (Ravenna) und abermals vor Bologna. Dann hielt er seinen Einzug in Mailand. — Als Verfasser des ziemlich umfangreichen Gedichtes, das die Volkssage in verunglückter Weise mit höfischem Gewande schmücken will, nennt sich ein sonst unbekannter Heinrich der Vogler.

Aus sprachlichen Gründen meint W. Grimm diesem Dichter auch die Rabenschlacht (strît vor Rabene) beilegen zu sollen (die Schlacht vor Ravenna fällt bekanntlich in's Jahr 493). Das Gedicht stellt sich als eine weitere Durchführung einer Episode aus Dietrichs Flucht dar, ist aber in seinen einzelnen Theilen von so unterschiedlichem Werthe, daß man zwei in ihrem Wesen ganz verschiedene Dichter annehmen möchte, von denen der zweite durch willkürliche Zuthaten die Sage zu erweitern suchte, in Wahrheit aber sie verunstaltete. Mit feinem Gefühle, aber — wie es nicht anders sein konnte — ohne Sicherheit des Erfolgs hat daher Ettmüller den Kern der Sage in fünf Liedern heraus zu schälen versucht[1]. Die Strophe des Gedichts ist in eigenthümlicher Weise aus der Nibelungenstrophe gebildet. — Dietrich befand sich an Etzels Hofe, wo er Zusage thätiger Hülfe und Frau Herrad als Gattin erhielt. Etzels zwei Söhne baten um Erlaubniß, mit in den bevorstehenden Kampf gegen Ermenrich ziehen zu dürfen. (Hier beginnt nun die von Ettmüller herausgehobene Märe in der Weise der Nibelungen.) Ein Traum schreckte Frau Helchen in Betreff ihrer Söhne. Dietrich versprach sie in seine Hut zu nehmen. Während er aber mit seinem Heer nach Raben eilte und die Knaben in des starken Ilsans Obhut zu Bern zurück ließ, beschlossen die munteren Söhne Etzels die Veste zu umreiten, geriethen bei dem Nebel auf die Straße gen Raben und begegneten dem starken Wittich, der aus Dietrichs Diensten in die des Ermenrich übergetreten war. Als die Knaben in jugendlichem Trotze den Helden angriffen, ihn sogar verwundeten, erwachte Wittichs Zorn, und nach einander streckte er Scharpfe, Orte und Diether nieder. Sofort aber beweinte er den Tod der Jünglinge, küßte ihre Wunden und wünschte sich selbst den Tod. (Vor Raben bereitete man sich durch Gottesdienst und Beicht zur Schlacht; Siegfried unterlag Dietrichen im Zweikampf, am zwölften Tag floh Ermenrich von dannen.) In furchtbarem Schmerz vernahm Dietrich den Tod der ihm anvertrauten Knaben; an den Wun-

[1] Daz maere von vroun Helche sünen. Zürich 1846.

den erkannte er Mimung, Wittichs gutes Schwert. Da setzte er Wittichen nach; Schemming aber, Wittichs Schlachtroß, behielt den Vorsprung und trug seinen Herrn bis in's Meer, wo eine Meerminne, Frau Wachhild, den Helden aufnahm. Bis an den Sattelbogen sprengte Dietrich nach, traurig kehrte er zu den Leichen der Knaben um; groß war Frau Helchens Klage, als man ihr die blutigen Sättel brachte und die Nachricht: ‚deine Söhne die liegen dort bei Raben auf der Haide.' Erst nachdem die Zeit den Schmerz gelindert, ward Dietrichen vergeben [1].

Ein langes, noch ungedrucktes Gedicht von Dietrichs und seiner Gesellen Drachenkämpfen zeigt wie der gleich zu besprechende Rosengarten das Bestreben, die Helden und ihre Gegner (hier also die Unthiere) paarweise zu gruppiren. In einem andern Gedicht, Dietrich und Wenezlan, steht der Berner Held dem Polenkönig Wenezlan entgegen.

Wir schließen hier das merkwürdige Gedicht, den Rosengarten, an. Zu Worms herrschte König Gibich; dessen Tochter war Kriemhild, um die Siegfried zu werben begann, der Held aus Niederland. Kriemhild hörte so viel von dem Berner Dietrich, daß sie überlegte, wie sie die Helden zum Kampfe einander gegenüber brächte. Nun besaß sie einen Rosengarten, um den ging statt der Mauer ein Seidenfaden, und zwölf kühne Wormser Helden, darunter auch Siegfried und Walther von dem Wasgenstein, hüteten des Gartens. Da wurde gen Bern gesandt: Stelle Dietrich mit elf Helden sich ein und besiege des Gartens Hüter, so solle jedem der Sieger ein Rosenkränzlein zu Theil werden, dazu von Kriemhild ein Halsen und ein Küssen. Den Berner Helden fehlte der zwölfte Mann, als solchen schlug Hildebrand seinen Bruder, den Mönch Ilsan, vor. So zog man gen Isenburg, wo Ilsan im Kloster verweilte; der wollte eben zur Metten, als die Herren mit ihren Schilden herzu stapften. An dem Wappen, drei Wölfen und einer goldenen Schlange, erkannte Ilsan seinen Bruder. ‚Benedicite, Bruder!' rief Meister Hildebrand. ‚Nun geleite dich der Teufel!' sprach der Mönch zu hand. Und siehe, Mönch Ilsan trug noch unter der Kutte das alte Sturmgewand; die Berner sahen sein gutes Schwert und meinten, er habe gar einen prächtigen Predigerstab; ‚wüßten das am Rhein die edlen Burgunden, ehe sie euch beichteten, sie würden lieber Ketzer!' Nachdem sie im Kloster gespeist und dem Abt wie den Brüdern jedem ein Rosenkränzlein zugesagt hatten, damit sie derweil für Mönch Ilsan büßen möchten, begann der Zug gen Worms. Die Mönche

[1] Nach v. d. Hagen (Heldenbuch) ist eine gute Ausgabe der drei letzten Gedichte von E. Martin erschienen (Deutsches Heldenbuch. II. Leipz. 1867); Laurin das. im 1. Bd.

aber baten Gott, daß Ilsan, der sie so oft in Angst und Noth gebracht hatte, niemals wiederkehre. Vor Worms bestand Ilsan den ersten Gegner, in einem wilden Faustkampf besiegte er den trotzigen Fergen. Der Rosengarten sah nun zuerst vier Riesen vor den Bernern erliegen; Walther vom Wasgenstein theilte sich mit Dietleib in den Kampfesruhm, ‚da wurden Schwurgesellen die beiden Recken wohlgethan.' Man rief nach dem Mönch; der wälzte sich voll Muthwillen in den zarten Rosen und verhöhnte Kriemhilden, die über die Verwüstung ihres Gartens klagte und den Ungesitteten verwünschte sammt dem Abt, der ihm das Schwert gelassen. ‚Fluchen ist verboten, edle Königin', so scherzte der Mönch; ‚der Abt, der mir das Schwert gab, wußte wohl, daß ich's mit Ehren trug nach grauen Ordens Regel.' Volker der Fiedler wurde dem Mönch zum Gegner ersehen; er war im Begriff zu unterliegen, da machte Kriemhild dem Kampf ein Ende. ‚Wir wollen in's Kloster schicken, daß man dir zu fasten auflege', sagte sie. ‚Das thue ich gern, wenn ich will', meinte Mönch Ilsan, und in tollem Muthwillen ließ er sich den Siegeslohn von Kriemhild reichen, begehrte aber der Rosenkränze mehrere. Hildebrand bestand mit Ehren den König Gibich selbst. ‚Wer sich an alte Kessel reibt, der wird leicht schwarz davon.' Den Entscheidungskampf sollten Dietrich und Siegfried auskämpfen. Dietrich mußte erst durch den alten Hildebrand zu rechtem Zorn entflammt werden; da gingen Feuerflammen aus seinem Munde, wie wenn ein Haus brennt, Siegfrieds Horn erweichte, Kriemhild schwebte in großem Leid um ihren Verlobten; nur mit Mühe wurde Siegfried aus Dietrichs Hand gerettet. Mönch Ilsan besiegte noch zweiundfünfzig Wormser Helden und erhielt so für jeden Klosterbruder ein Rosenkränzlein. Das drückte er ihnen bei seiner Rückkehr so in die Scheitel, daß sie laut aufschrieen. ‚Wir sind ja Brüder', sagte er, ‚ich hab' auch Noth leiden müssen, bis ich die Kränze all' verdient hatte; jetzt seid ihr hübsche Knaben, die Kränzlein stehn euch gut.' Dann mußten die Brüder noch für seinen Muthwillen büßen, und die deß sich weigerten, band er mit den Bärten zusammen und hing sie an eine Stange.

Der Rosengarten gehörte zu den beliebtesten Gedichten des Mittelalters. Indeß mag W. Grimm wohl Recht haben, wenn er ihn als einen Auswuchs der Sage betrachtet, bei der Absichtlichkeit und Bewußtsein neben der unbewußten poetischen Kraft, welche zur Ergänzung und Erweiterung der Sage antreibt, in einer Vermischung möge gewirkt haben, deren gegenseitiges Verhältniß sich nicht bestimmen lasse. Es kann als Willkür erscheinen, daß hier zwei Sagenströmungen, die gothische und burgundische, in ein Bett geleitet sind. Daneben ist unläugbar, daß wir hier einer von der früheren Zeit abweichenden Fassung des Sagenstoffs begegnen. Es ist die mehr scherzhafte, humoristische, die

später in Arioſt den Ausläufer findet. Offenbar mußte die Stellung des Volks zu ſeiner alten Sagenwelt mit der Zeit eine andere werden. Der erſte eigenthümliche Einſchlag iſt der echt volksthümliche Mönch Ilſan. Solche Figuren werden wir in einer Zeit, die Ritterthum und Mönchthum in den geiſtlichen Ritterorden zu verbinden wußte, in der ſo mancher ſchlagfertige Held als conversus in die Kloſtermauern ſich zurückzog, eben nicht unmöglich finden. Den Kreiſen, in welchen der Roſengarten aufkam, lagen aber die ritterlichen Orden zu fern, ſie nahmen ihren Liebling aus dem grauen Orden der Ciſtercienſer. Mönch Ilſan iſt nicht bösartig, ſeine alte Raufluſt und Losgebundenheit bilden nur den ergötzlichen Contraſt zu den Kloſterbrüdern, den ritterlichen Kampfgenoſſen und der höfiſchen Sitte zu Worms. Mönch Ilſan wurde daher eine Lieblingsfigur des Volks; allzuviele, ſtets variirbare Züge lagen in dieſem Mönch-Landsknecht, dem deutſchen Bruder Tuck. Während die älteſten Faſſungen unſeres Gedichts noch dem 13. Jahrhundert zufallen, friſchte ſpäter Kaſpar von der Roen die bunten Farben wieder auf. Für die Holzſchneidekunſt der nachfolgenden Jahrhunderte war Mönch Ilſan ein dankbares Sujet; er wurde zum landläufigen Sprüchwort; denn, wie Fiſchart ſagt, ‚mancher iſt verkappt in eine Mönchskutt, trägt doch einen Mönch-Ilſaniſchen Landsknechtsmuth; mancher trägt ein Pfaffenſchlappen, trüg billiger ein Reiterskappen [1].‘

Vor dem Berner Dietrich alſo mußte ſelbſt Siegfrieds Stern erbleichen; und wie dieſer der mythiſchen Züge immer mehr entkleidet wurde, ſo ward umgekehrt an dem hiſtoriſchen Dietrich das Geſchichtliche mehr und mehr verwiſcht, die mythiſchen Züge immer voller an ſeinem Bilde aufgetragen. Mythiſch iſt z. B. ſein Feuerathem; auch ſein plötzlicher Tod wurde mythiſch verklärt. Geiſter entführten ihn, man weiß nicht wohin; bis an den jüngſten Tag muß er wie in ſeinem Erdenleben mit Rieſen und Drachen kämpfen. Er ſelbſt iſt ein ſegenbringender unvergänglicher Elementargeiſt, der die ſchädlichen Kräfte in der Natur, wie Rieſen und Drachen ſie ſymboliſiren, vernichtet.

VIII. Der lombardiſche Sagenkreis.

Die Gedichte König Rother, Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich ſtellen ſich als Beſtandtheile eines lombardiſchen Sagenkreiſes dar. Verſchiedene Andeutungen in den Gedichten ſelbſt weiſen auf das Land Tirol als den muthmaßlichen Ort der Abfaſſung. Gemeinſam iſt dieſen Sagen die ſtets wiederkehrende Fahrt, vorzugsweiſe nach dem Morgen-

[1] Herausg. von W. Grimm. Gött. 1836; überſetzt von Simrock im Heldenbuch.

lande hin, zur Erlangung einer wohlbürtigen fürstlichen Gemahlin. Die Einwirkung der Kreuzzüge ist in den Sagen unverkennbar. Hand in Hand damit geht ein in den übrigen germanischen Sagenkreisen weniger erkennbarer christlicher Zug: die angeworbene morgenländische Königstochter wird von dem Lamparten-Helden in den Lehren des Christenthums unterwiesen und für die Kirche gewonnen. Im König Ortnit wird sehr charakteristisch die heidnische Ausländerin noch in der echtdeutschen Frauentugend der Wohlthätigkeit und Milde unterrichtet. In den letzten Gedichten spielt sodann auch der Schutz christlicher Heiligen durch gefeite Waffen und Heilthum jeder Art im Kampf gegen heidnischen Zauber eine wichtige Rolle. Die Sagen des lombardischen Kreises sind auf einer niedrigen Stufe stehen geblieben; sie haben mit ungeschlachten Riesen und bösen Riesenweibern, mit grausamen Heidenkönigen und unsinnigem Götzendienst, mit wüstem Drachengezücht und neckenden Zwergen zu thun; Erwerb und Verlust der bräutlichen Maid, planlose Kreuz- und Querzüge füllen den Rahmen der Erzählung aus; und weil die Ausarbeitung dem niederen Volk oder dem wandernden Spielmann anheim fiel, so müssen wir manchen Zug der Rohheit und einzelne grobsinnliche Scenen in den Kauf nehmen. Indeß fehlt es diesen Gedichten auch nicht an edler, echt dichterischer Auffassung; dahin möchten wir mit Vilmar besonders die rührende Anhänglichkeit der Waffenbrüder unter einander und an ihre Dienstmannen rechnen, sodann auch die liebenswürdigen Züge von Treue Seitens der Thierwelt. Gehen wir zu den einzelnen Gedichten über.

Am Westersee in der Stadt Bare (Bari in Apulien) lebte König Rother, ihm dienten zweiundsiebenzig Könige; nichts gebrach ihm, als daß er keine Gattin besaß. Einer seiner Magen, Liupolt, berichtete, daß über dem Ostersee zu Konstantinopel eine würdige Jungfrau wohne, leider aber nehme der Vater jedem Werber das Leben. Da wurde Liupolt mit elf Grafen als Bote ausgesandt. Bei ihrer Abfahrt lehrte König Rother sie drei Leiche: ‚Kommet ihr in Noth und hört die drei Leiche, so sollet ihr meiner gewiß sein.' Die Boten wurden, wie zu erwarten, in Konstantinopel sehr unfreundlich in einen unterirdischen Kerker geworfen. Rother ahnte ihr Schicksal, durch seine Lande sandte er zur Heerfahrt, nach unbekanntem Lande zum Riesen Asprian. Unter dessen Mannen war einer, Witold mit Namen, der war wie ein Löwe an eine Eisenstange gebunden, um seinen furchtbaren Grimm zu zügeln. Rother befahl aus Vorsicht, daß man ihn Dietrich nenne. König Konstantin, der bei dem Einzug der Fremdlinge im Hippodrom (‚poderamis hove') saß, erschrak nicht wenig über die Kraftstücke der Riesen, die einen Löwen, den sie für ein Bärkalb (‚berwelf') hielten, zerschmettert gegen die Wand warfen und Mühlsteine zerrieben oder dermaßen auf den Boden stampften,

daß sie bis an die Hüfte einsanken. Der Königstochter zu Ehren ward ein Fest veranstaltet, Spielleute wurden da geehrt und beschenkt. Rother-Dietrich erfuhr, daß die junge Königin den unbekannten Rother allen Bewerbern vorziehen würde. Mittlerweile bot der Einfall eines fremden Königs Gelegenheit zur Flucht, glücklich gelangte man nach Apulien. Einem Spielmann aber gelang es nach einiger Zeit durch die immer wiederkehrende List mit weiblichen Schmucksachen (‚nuschen, boge, harbant und seltene cramgewant') die Entführte wieder nach Konstantinopel zurück zu bringen. Zur zweiten Seefahrt entschloß sich König Rother; in Griechenland angelangt, wollte er nach Wallers Weise werben seine Speise[1]; entdeckt und zum Tode hinausgeführt, wurde er durch seine bis dahin versteckt gebliebenen Getreuen gerettet. Konstantinopel hätte man zerstört, wenn dort nicht sieben Apostel gelebt hätten und Helena, die das hl. Kreuz fand. Rother besaß seine Gattin wieder; sie gebar ihm den Pippin, der dann mit Berthen den großen Karl zeugte. Nach einigen Jahren thaten die jungen Eheleute sich der Welt ab. ‚Hier hat das Buch ein Ende; nun faltet eure Hände und bittet alle Gott, der uns zu leben gebot, daß er dem Richter[2] gnädig sei und euch auch nicht vergesse.'

Hier haben wir also wieder ein Produkt der Spielmannsdichtung; die Hervorhebung der Herren von Meran legt eine besondere Beziehung des gegen Ende des 12. Jahrhunderts lebenden Dichters zu diesen nahe. Zahlreich aufzufindende Stabreime zeugen für ältere Fassung der Sage, die der unbekannte Dichter als das ihm vorliegende Buch citirt. Die nordische Vilkina-Saga kennt auch diese Geschichte. Während in unserm Gedichte Rother offenbar den Longobardenkönig Rothari bezeichnen soll, heißt der Held in der nordischen Sage Osanthrix.

Die drei andern noch zu besprechenden Gedichte sind in einen gewissen losen Zusammenhang gebracht; sie liegen in stark abweichenden Recensionen vor, ihnen fehlte die letzte geschickt ordnende Hand.

‚Es ward ein Buch gefunden zu Suders in der Stadt,
Da war geschrieben Wunder gar viel auf manchem Blatt.
Die üblen Heiden hatten es in den Grund vergraben;
Nun sollen wir von dem Buche gute Kurzweile haben;'

also beginnt die Ortnit-Sage. Ortnit saß als König zu Garten[3] in Lamparten (Lombardei). Er wurde aufmerksam gemacht auf die schöne Tochter eines Heidenkönigs Nachaol oder Macheol zu Montabaur, der den Werbern die Köpfe abschlagen ließ. Durch einen wunderbaren

---

[1] Man beachte den Stabreim.

[2] Noch an einer andern Stelle bezeichnet der Verfasser sich als Richter.

[3] Vgl. Garda-See.

Ring entdeckte Ortnit zunächst seinen Vater, den neckischen Zwergkönig Elberich, besiegte dann unter dessen zauberhaftem Beistand den Heidenkönig und bekehrte in Gemeinschaft mit dem Zwerg die Königstochter, die bisher zu Apollo und Machmet gebetet hatte, zum Christenthum. Zürnend saß Nachaol zu Montabaur, da bot ein Jägersmann willkommene Rache. Mit zwei Dracheneiern ging er gen Lamparten und gab bei Ortnit vor, wie aus dem einen ‚eine abrahamische Kröte entstammt dem Paradies', aus dem andern ‚ein schöner Helfant' fallen werde, falls die Eier in hohler Steinwand ausschlüpfen könnten. Aus den Eiern aber fielen schreckliche Lindwürmer, die das ganze Land verheerten. Ortnit wollte die Drachen bekämpfen, aber ermüdet schlief er unter einer Zauberlinde ein; vergebens bellte und rüttelte der treue Bracke. Der Drache trug den Helden zu seinen Jungen, die ihn durch den Panzer aussaugten, weil sie das künstliche Schmiedewerk nicht zerreißen konnten. Der getreue Bracke brachte die böse Kunde der Königin; ein Rächer soll Ortniten in Wolfdietrich erscheinen.

Wolfdietrich ist der Sohn Hugdietrichs, dessen Abenteuer das nach ihm benannte Gedicht behandelt. Hier nimmt die Sage eine rückläufige Bewegung. Hugdietrich war König von Konstantinopel, wohlgeschaffen, blondlockig, schlank und schön, aber ohne Gemahlin. Da machte man ihn auf Hildeburg, die schöne Tochter eines Königs von Salneck, aufmerksam. Der Vater hatte sie in einen Thurm gesperrt und geschworen, sie Keinem zur Ehe zu geben. Hugdietrich ließ sich im Nähen und Sticken unterrichten; verkleidet, eine Jungfrau vorstellend, zog er mit Dienern und herrlichem Gezelt nach Salneck. Dort unterwies er die Frauen in der Kunst wundersame Tischlaken, Zwickel und Gewebe anzufertigen. So erlangte er die Gunst der schönen Hildeburg. Ihr Söhnchen erhielt den Namen Wolfdietrich und ward mit der Königstochter gen Konstantinopel abgeführt. Das Gedicht, aus 258 Nibelungenstrophen bestehend, hält sich fern von dem Phantastischen der übrigen lombardischen Sagen, es ist im Ganzen von rührender Lieblichkeit.

Wolfdietrich war bisher nur in der ungenießbaren Gestalt des alten Heldenbuches bekannt, bis vor Kurzem A. Holtzmann den großen Wolfdietrich nach den Handschriften edirte. Dieses umfangreiche Gedicht war bis dahin wenig der Beachtung gewürdigt worden, weil die Lachmann'sche Ansicht, wonach ausführlichere Gedichte jedesmal an Alter und Echtheit hinter den kürzeren Darstellungen zurück ständen, auch hier geltend gemacht wurde. Durch Holtzmanns Ausgabe nun wird dem Wolfdietrich eine ganz vorzügliche Stellung in unserer geretteten Heldensage, gleich nach den Nibelungen und Gudrun, angewiesen. Wir haben eine der ältesten deutschen Sagen, älter als die Dietrichsagen, vor uns, eine Sage, die den Hugdietrich wie den Ortnit

an sich gezogen und als Episoden hinein gestellt hat. Leider aber ist der Wolfdietrich nur in Handschriften des 15. Jahrhunderts, also in rohen Sprachformen und verdorbenen Versen, vorhanden. Und wenn auch diese — was einer geschickten Hand nicht ganz unmöglich sein würde — in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurück übertragen würden, so stört doch an vielen Stellen die ungeschickte Hineintragung christlicher Züge in den alten Sagenstoff, die im Geschmack der Ritterzeit angehäuften Abenteuerlichkeiten in Kämpfen mit Riesen und Heiden sind ohne Sagengehalt für uns leer und langweilig, und das ermüdende Gemisch von durch einander laufenden Abenteuern erinnert fast an den phantastischen Ariost.

Der große Wolfdietrich — das Buch kam aus dem Kloster Tagemont an den Bischof von Eichstett, zwei Meister brachten den Inhalt singend und sagend durch die Welt — erzählt zuerst die Märe von Hugdietrich. Dem Sohne Wolfdietrich gab er bei seinem Tode das griechische Reich; aber die andern Söhne Hugdietrichs entrissen dem Bruder sein Erbtheil. Mit elf Dienstmannen, dem Herzog Berchtung und seinen zehn Söhnen, mußte Wolfdietrich flüchten, und es beginnt nun die bunte Reihe der Abenteuer. Ein wildes Weib, Rauh-Else genannt, lockt ihn durch Zauber von den Gefährten weg und nimmt ihm seine Vernunft, bis die Drohung eines Engels Rauh-Else zur Lösung der Zauberei zwingt. Sie begibt sich zu einem Jungbrunnen, verjüngt sich und vermählt sich mit Wolfdietrich als die schöne Frau Sigeminne. Mit Kaiser Ortnit, der schon dem Hugdietrich abgesagt hatte, bestand dann Wolfdietrich den Kampf zu Garten; ein Hemd von St. Jörgen, darin St. Pankrazien-Heilthum war, schützte ihn hier und in späteren Kämpfen. In dem besiegten Ortnit gewann er einen Kampfgesellen. Es folgen nun die wunderlichsten Kampfabenteuer; endlich rächte Wolfdietrich den Ortnit an den Würmern, die mittlerweile denselben getödtet hatten, erwarb die Kaiserin als Gattin und eroberte sein griechisches Erbland wieder. Darnach gedachte er auch für seine Seele zu sorgen; Land und Leute gab er seinem Sohne Hugdietrich und fuhr in's Kloster Titschal von St. Jörgens Orden. Von Comthur und Abt wurde der hohe Ankömmling sehr geehrt; im Kloster fand er Mißbräuche, besonders in der Speisevertheilung. Da schüttete er die Speisen zusammen und hieß brüderlich theilen; denn ‚gleiche Brüder, gleiche Kappen!' Es wurde dem Helden gewährt, in einer Nacht Pönitenz für alle Sünden seines Lebens zu thun. Er mußte eine winterlange Nacht, auf einer Todtenbahre sitzend, mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen ringen. Da ward ihm das Haar weiß wie Schnee; aber auch seine Buße war vollendet, und nach sechzehn Jahren führten Engel seine Seele zu Gott. — Rührend ist bei den wilden Kämpfen Wolfdietrichs die Anhänglichkeit an

seine verlorenen Schwertgenossen. ‚Nun bewahre Gott meine treuen elf Männen und den Herzog Berchtung, meinen edlen Meister!‘ so ruft der Held vor gefährlichen Kämpfen aus. Und ohne Ruh, auch in den Stunden des Glücks, sucht er nach den Getreuen, so daß selbst seine Gattin ihm tadelnd vorhält, er liebe seine Kampfgenossen mehr als seine Gemahlin [1].

IX. Der Kerlingische Sagenkreis.

In der gewaltigen Gestalt Karls des Großen zeigt uns die Geschichte einen christlichen Helden wie in Gesinnung und innerem Leben, so in seinen meisten Kriegsthaten und tiefgreifenden Einrichtungen. Mehr aber noch die seinen Namen und seine Helden umrankende Sage. Auch hier drückt das Zeitalter der Sage seinen Charakter auf. Karl mußte als Kriegsheld und zwar als Kämpfer gegen das morgenländische Heidenthum (Mohammedaner galten bekanntlich als Heiden) aufgefaßt werden. Mit den Glaubenskriegen gegen die Sachsen wußte die Sage nichts anzufangen; aber Karl hatte im Jahre 778 einen Feldzug nach dem von moslemischer Macht überschwemmten Spanien unternommen, nicht zwar um dort die Christenherrschaft wieder aufzurichten, sondern um einem Anhänger des neuen Abassiden-Khalifats gegen die Ommajaden beizustehen. Genug, er hatte gegen Mohammedaner siegreich gekämpft; in den Pyrenäen war ein Theil seines Heeres beim Rückzug durch den Ueberfall von Bergvölkern vernichtet worden, darunter Hruodland, vielleicht ein Verwandter des Kaisers. Und dieser Tod des Getreuen konnte wegen des drängenden Sachsenkrieges einstweilen gar nicht gerächt werden.

Das ist der Kern für die wuchernde Sage. Die Paladine Karls werden zu Glaubenshelden, zu Werkzeugen in der Hand Gottes, dem sie als Martyrer sich zu opfern schuldig sind; sie wollen mit dem Schwert, wie ein Theil der Kreuzfahrer, nicht nur das Christenthum vertheidigen, sondern den Himmel erkämpfen. Engel überbringen dem königlichen Streiter des Himmels Befehle, das Schlachtschwert ist ihm von Gott übersandt, die Sonne steht still, damit er den Sieg vollende. An dem Kaiser ist keine Makel; er ist ein Schlachtenheiliger wie Josua, Gideon und David. Darum müssen die Heiden ohne Hülfe und Gnade seinem

---

[1] König Rother in Hagens deutschen Gedd. des M.-A. I. und in Maßmanns Gedd. des 12. Jahrh. S. 162—234. — Künec Ortnides mervart unde tôt von Ettmüller. Zürich 1838. — Hugdietrich in Haupts Zeitschr. 4, 401 ff. — Der große Wolfdietrich von A. Holtzmann. Heidelberg 1865.

Schwerte erliegen; ihre Götter können nicht helfen und werden darum von den Anbetern selbst nicht gar glimpflich behandelt. Karl ist zugleich der Vogt der Christenheit; Papst Leo, sein Bruder, steht in seinem Schutz. In dem Kampf gegen übermüthige Vasallen (Haimonskinder) kann sich die Sage nicht so unbedingt auf Karls Seite stellen, sie nimmt für die Verfolgten Partei, verwandelt sie aber echt christlich in Kreuzfahrer und Heilige. Bei solcher Sagenströmung ist für sonstige dichterische Motive nicht viel Raum geblieben. Wolfram versuchte in seinem Willehalm die christlichen Helden in ritterliche umzuschaffen, die Legende wurde zum Rittergedicht. Nur die Ahnengeschichte Karls, natürlich ebenfalls von der Sage umgestaltet, bot in Flore und Blanscheflur ein von Kriegsgestalten freies, friedliches Gebiet.

Die Sagenbildung muß nur in sehr geringem Maße in Deutschland geschehen sein; in Frankreich dagegen ist Karl zum Nationalhelden erhoben worden, und eine große Zahl von Romanen knüpft sich an seinen Namen, als deren gemeinsame Quelle die Chronik des Pseudo-Turpin über das Leben Karls und Rolands, wahrscheinlich gegen das Ende des elften Jahrhunderts abgefaßt, bezeichnet werden kann. Von Frankreich ging der Sagenstrom nach den Niederlanden, die mit dem Frankenreiche in mannigfachen politischen und literarischen Beziehungen standen. Und von da aus gelangten die meisten Karls- und Rolands-Geschichten auf deutschen Boden. Aber nur spärliche dichterische Pflege ward ihnen zu Theil. Dem entspricht auch die geringere literarische Forschung in unseren Tagen.

Die später noch zu erwähnende Kaiserchronik hat einen großen Theil der Karlssagen aufgenommen. Karl wird von seinem Bruder, dem Papst Leo, zum König gekrönt. Während er nach den Niflanden zurückkehrt, überfallen und blenden die Römer den Papst. Reise desselben nach Ingelheim, blutige Rache an den Römern; auf Karls Gebet empfängt Leo das Augenlicht wieder und krönt den Bruder als Kaiser. Als in Galizien Karls Krieger erschlagen waren, sammelte er 50,000 Mägde; ad portam Caesaris brachte man sie zusammen, ihre Speerschäfte, die sie in den Grund gestoßen, grünten und trieben Laub und Blüthe; darum heißt die Gegend der Schäftewald, wie man ihn noch heute sehen mag. ‚Sollten wir aber alle Wunder sagen, so müßten wir noch viel Weile haben: doch Karl besitzt noch andere Lieder.‘

Konrad, nach seinem eigenen Bericht ein Geistlicher — pfaffe Cuonrad — also wahrscheinlich Kaplan bei einem Herzoge Heinrich von Sachsen, unter welchem kaum ein anderer als Heinrich der Löwe verstanden werden kann, bearbeitete auf den Wunsch von Heinrichs Gemahlin, der Tochter eines mächtigen Königs, nach welschem Vorbilde das Rolandslied. Der Herausgeber W. Grimm (Göttingen 1834) setzt

die Abfassung in die Jahre 1173—1177. Nach einer frommen Anrufung des Kaisers aller Könige, der dem Dichter helfen soll, daß er die Lüge meide, die Wahrheit schreibe, der ihn begeistern soll von dem theuerlichen Mann zu singen, erzählt der Dichter in etwa 9000 Versen den Zug nach Spanien und Rolands Heldentod. Karl, auf Engels Geheiß nach Spanien gezogen, hat das Land bis auf Saraguz, wo Marsilie herrscht, unterworfen. Marsilie heuchelt Unterwerfung und wird von dem verrätherischen Ganelun, Rolands Oheim, heimlich unterstützt. Roland bleibt als Statthalter in Spanien; sofort beginnt der hinterlistige Kampf. Die Christen werden von himmlischem Thau erquickt und besiegen drei Heidenschaaren. Als die vierte über die ermüdeten Gottesstreiter herfällt, bläst Roland, was er bis dahin verschmäht, das Horn Olifant, dessen weit dringender Schall Karl herbeirufen soll. Schon sind Olivier, Walther und Turpin gefallen; schwer verwundet lehnt Roland an einen Baum. Mit dem Horn Olifant schmettert er einen Heiden nieder, das Horn zerbirst; das edle Schwert Durandarte versucht er umsonst an den Steinen zu zerschmettern. Da redet Roland zu Durandarten und erinnert, wie er mit ihm die Provence und Lamparten, Pulle (Apulien) und Palerne, die grimmen Sorbiten und die streitbaren Bayern, die Sachsen in manchem Volkwig (Heerschlacht) überwunden. Dann fiel der Held in Kreuzesform nieder und betete: ‚Herr, nun weißt du gar wohl, daß dich mein Herze meinet. An meinem Ende deinen Boten zu mir sende; nun genade meiner armen Seele, daß kein böser Geist sie wirre. Ich gemahne dich an meinen Herrn; mögen seine Feinde alle erliegen um deines Namens Minne.‘ Der Held lehnte sich an seinen rechten Arm und neigte sein Haupt. Große Wunder geschahen da; ein helles Licht erstrahlte, den Heiden aber entschwand das Tageslicht. Karl eilte in das Thal Runzeval; so groß war sein Leid, daß er Blut weinte; noch ist der Stein naß, auf dem er saß. Da ward blutige Rache an den Heiden genommen, aber auch zu Aachen sah man gutes Gericht. Dort wurde Ganelun, nachdem sein Kämpfer Binabel im Zweikampfe unterlegen, von den Sendpflichtigen als Verräther zum Tod verurtheilt und an den Schweif wilder Rosse gebunden. ‚So ward die Untreue geschändet; damit sei das Lied verendet.‘

Konrads Gedicht in seiner einfachen Größe, mit seinen rauhen Versen und Reimen, erschien im dreizehnten Jahrhundert bei dem raschen Fortschritt der Sprache und der Dichtkunst veraltet. Daher unternahm der Stricker, dem wir an anderer Stelle wieder begegnen werden, eine Ueberarbeitung mit Zusätzen und Auslassungen. Er benutzte dabei ein französisches Gedicht des Alberich von Bisenzun (Besançon). Hinzugekommen sind die Abenteuer aus Karls Jugendzeit, in der er von seinen Stiefbrüdern verfolgt an den Hof Marsilie's flüchten mußte. Neu ist

auch der Zug, daß in Runzeval, wo man die gefallenen Christen von den Heiden nicht unterscheiden kann, am andern Morgen durch alle Heidenleichname ein Dorn gewachsen ist, während zu Häupten der Christen eine schöne Blume steht.

Der große Dichter des Parzival, Wolfram, hatte, durch seinen Gönner, den Landgrafen Hermann von Thüringen, das französische Manuscript eines Gedichtes erhalten, um darnach in deutscher Zunge den heiligen Helden Willehalm (Wilhelm) von Oranse zu verherrlichen. Er hat in dem Heiligen mehr den Helden hervortreten lassen; auch möchte man fast meinen, der Dichter habe mehr um dem Wunsche des Gönners nachzukommen, denn aus eigener Vorliebe, den fremden Stoff behandelt. Nach einer innigen gebetsartigen Einleitung[1] erzählt er von Willehalm, der, von seinem Vater verstoßen, fremde Dienste nahm und die schöne Arabele gewann, die in der Taufe den Namen Gyburg erhielt. Um die Entführung zu rächen, rückten die Heiden in der Ebene von Alischanz auf. Dort fiel für Christus der Held Vivianz, getroffen von Halzebier, der spannebreit zwischen den Augenbrauen war. Willehalm gedachte an die in Oransche wehrlos zurückgebliebene Gyburg und wurde von dieser wegen einer empfangenen Wunde als ‚Willalm ehkurneis' (au court nez) begrüßt. Im Hofe des Königs Loys fand er den starken Rennewart, der dort Küchendienste versah. Dieser wird von da ab Hauptheld, er gleicht der Königin Gyburg wie der Abdruck eines Siegels; beim Sturm auf Alischanz verrichtet er Wunder der Tapferkeit, wird aber nach gewonnener Schlacht vermißt.

Hier bricht Wolfram ab. Zwei spätere Dichter haben sich des Stoffes bemächtigt. Ulrich von Türheim dichtete nach dem Tode Friedrichs II. eine Fortsetzung, in welcher die weiteren Schicksale des starken Rennewart und das Einsiedlerleben Wilhelms, das die Legende mittheilt, dargestellt werden. Lachmann fand das noch ungedruckte Gedicht sehr langweilig und fast nur wegen mancher Sprichwörter beachtenswerth, Grimm gestand ihm einzelne Schönheiten zu. Die vorauf liegenden Heldenthaten Wilhelms hat sodann etwas später Ulrich von dem Türlin nachgeholt. Gödeke findet bei ihm wenigstens lobens-

[1] ‚Ohne Falsch, Du Reiner,
Du Drei und doch nur Einer,
Allerschaffer, der Du bist
Wie ohne Anfang, also ist
Ohn' End' auch Deine stäte Kraft.
Wenn sie mich heiligend entrafft
Gedanken, die der Sünde sind,
So bist Du Vater und ich Dein Kind.
Edel Du über allem Adel,
Wenn ich mit Fehl Dir Leides thu',
So kehre meinem Fehl und Tadel
Dein gnädiges Erbarmen zu. —
Ich halte fest mit gläubigem Sinn,
Daß ich mit Dir gleichnamig bin:
Du Weisheit über alle Liste,
Du bist Christ, ich bin ein Christe.'

werthe Einfachheit und Klarheit. Darnach nahm Wilhelm an Karls Kämpfen in Spanien Theil und erlangte zu Todierne die schöne Arabele, die von Papst Leo zu Avinun feierlich getauft und Kyburg genannt wurde.

Von einigen niederrheinischen Gedichten, die unter der Bezeichnung Karlmeinet die Jugendgeschichte Karls enthalten, kannte man früher nur Bruchstücke. Nachdem zu Darmstadt eine vollständige Handschrift aufgefunden ist, hat A. Keller das Gedicht in dem Stuttgarter literarischen Verein zugänglich gemacht. Für einen Theil des Gedichts sind die französischen Rolandslieder, und zwar die jüngeren, Quelle gewesen.

Mit dem Kerlingischen Sagenkreis stehen die zwei im Folgenden zu erwähnenden Gedichte in sehr loser Verbindung. Das erste ist Flore und Blanscheflur, deren Verfasser seinen Namen verschweigt, aber von Rud. von Ems als ein Herr Fleck der gute Konrad bezeichnet wird. Dieser Konrad muß demnach in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben. Er richtete sich bei der vielleicht aus Spanien stammenden Sage nach einem französischen Vorbilde; die Einleitung ist die bei italienischen Novellendichtern beliebte von einer Gesellschaft Ritter und Damen, unter denen eine Königstochter von Karthago die merkwürdige Märe erzählt. Im Frühling, da die Blumen sprossen, wurden zwei Kinder an einem Tage, in einer Stunde geboren und nach Blumen benannt: Flore, der Sohn des Heidenkönigs Venix, Blanscheflur, die Tochter einer christlichen, an Venix' Hofe gefangen gehaltenen Gräfin von Kerlingen. Die Kinder sind sich vollkommen ähnlich, lachen sich schon in der Wiege an, spielen und lernen gemeinsam bis zum zehnten Jahre. Da fürchtet Venix, Flore möchte das Christenmädchen zur Ehe nehmen, und verkauft sie in's Morgenland. Voll Verlangen nach der Gespielin zog Flore aus um sie zu suchen; Blanscheflur aber war nach Babylon zum ‚Amiral' gebracht worden, der sie zur Ehe begehrte, ein Glück, das indeß nur ein Jahr zu dauern pflegte. Flore wurde in einem Blumenkorb in Blanscheflurs Gemach gebracht, entdeckt und mit Blanscheflur zum Feuertod verurtheilt. Umsonst bot Flore der Geliebten einen Zauberring zu ihrer Rettung, sie warf ihn von sich. Aber dieser Ring führte zur Entdeckung ihrer Herkunft und zur Verzeihung des Geschehenen. In Spanien fand Hochzeit und Uebertritt zum Christenthum statt. Nur eine Tochter beglückte diese Ehe; sie wurde Gattin Pipins und Mutter Karls des Großen. Hundert Jahre wurden Flore und Blanscheflur alt und starben an einem Tage. — Die Sage, schon im zwölften Jahrhundert in der Provence bekannt, war französisch von Ruprecht von Orbent dargestellt. Die Anmuth des Stoffes hat eine ganze Menge von späteren Bearbeitern angezogen; wir erwähnen nur

Boccaccio's Filocopo und eine niederländische, von H. von Fallersleben edirte Erzählung, die Diderik von Assenede nach der Interpolirung zweier Jongleure abfaßte, sowie die neueste Darstellung von Rückert in Terzinen. Das Gedicht Konrads steht in Zierlichkeit der Sprache und Verse sehr hoch, dem Inhalte nach aber mag es leicht zu hoch gestellt werden; die Liebe der Kinder tritt viel zu altklug und gemacht auf, und ihr Romanlesen erscheint abgeschmackt. Den anderen Fehler, daß der Dichter nicht gehörig Licht und Schatten zu vertheilen verstand, daß er alle Begebenheiten durchweg mit derselben Breite und Behaglichkeit vorträgt, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen, er theilt ihn mit den meisten mittelalterlichen Dichtern, die wie die damaligen Maler ohne Perspective componirten.

Das andere Gedicht, die gute Frau, wurde von einem ungenannten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts nach einem französischen Buche, das zu Arle liege und auf Karls Befehl geschrieben sei, ausgeführt. Es soll die Treue des Weibes und deren glückliche Folgen schildern, erzählt indeß, wie zwei Eheleute sich der Welt abthun und ihr Brod erbetteln. In einem Theurungsjahr verkauft der Mann die ‚gute' Frau um zwei Pfund, die Kinder gehen verloren und werden das eine durch den Bischof von Riems, das andere durch den Grafen von Urliens gefunden. Die gute Frau aber heirathet den König von Frankreich. Als dieser gestorben, erscheint ihr früherer Mann wieder und erlangt als König Karlmann mit der Hand seiner Frau die Königskrone. Die nun wiedergefundenen Söhne sind Pipin und Karl. ‚Da war der Königin Name nicht anders als la bonne dame.' Die ganze von dem deutschen Dichter etwas unbeholfen, aber treuherzig vorgeführte Sage erinnert besonders im Eingange an Flore und Blanscheflur, sodann an Frau Bertha, Mutter des großen Karl.

Obgleich wir hier mit den deutschen Gedichten aus dem Kerlingischen Sagenkreis abschließen könnten, so mag doch der Zusammengehörigkeit wegen noch einiger niederländischen Gedichte Erwähnung geschehen, die dazumal auf ihrer Wanderung nach Deutschland noch aufgehalten wurden. Eines dieser Gedichte hat sich Ogier von den Ardennen, der aber gewöhnlich Ogier der Däne genannt wird, zu seinem Helden erkoren. — Ein französisches Werk, ‚chanson des Lorrains', auch theilweise in niederländischen Fragmenten erhalten, führt uns in den lebhaften Kampf der Lehnsbarone gegen die Kerlingische Herrschaft ein. Die berühmteste Sage dieser Richtung und wohl genauer Untersuchung werth ist Reinout von Montalbaen (Reinold von Montalban) oder die Geschichte von den vier Haimonskindern. Die ungeheuerlichen, ungeschlachten Züge der Sage möchten auf hohes Alter deuten. Wie die schonungslosen Naturgewalten treten die Helden mit schweren Tritten

auf, wie Sturmwinde, die erbarmungslos niederwerfen, wie zündende Wetterstrahlen, die niederfahren, ohne voraus zu drohen. So kriegt Haimon von Ardennen (Dordogne) gegen den harten Lehnsherrn Karl, bis ihm bei der Sühne Karls Schwester Aye zum Weibe gegeben wird. Wilder noch ist der Kampfesmuth der vier Haimonssöhne auf ihrem unbezwingbaren Roß Bayard. Eine spätere Zuthat zur Sage ist Malegys, der befreundete Zauberer, der mit einem falschen Gral den Kaiser täuscht und ihm die Krone stiehlt. Der König, gegen den menschliche Stärke, übermenschliche List und thierische Kraft (Bayard) vereint im Kampfe liegen, muß sich zur Sühne herbeilassen. Durch Theilnahme an einem Kreuzzug und Eroberung von Ackers sühnt Reinold seine kriegerischen Vergehen; als starker Werkmann beim Bau der St. Peterskirche zu Köln erringt er die Martyrerkrone. Dortmund erhält den heiligen Leichnam. Als aber später, so erzählt das niederländische Gedicht, Kaiser Karl zur St. Reinolds Kirche gen Dortmund kam, da fand man das Grab leer; Reinold war zu seinen Brüdern entrückt, die in Neapel begraben liegen.

Von der Reinoldssage existirt auch noch eine spätere Bearbeitung, die in eigenthümlicher Weise Hochdeutsch mit Niederdeutsch mischt. Das Volksbuch steht noch immer in ungetrübter Gunst. Welch' wunderbarer Stoff in dieser Sage! wie dankbar hätte er dem Dichter erscheinen müssen! Die Bearbeitung, so möchte man meinen, wird unter den deutschen Dichtern nur deßhalb unterblieben sein, weil die Sage dazumal unbekannt war.

Jünger ist das niederländische Gedicht von Karl und Elegast, dem durch ein in den Mund genommenes Kraut die Sprache der Thiere verständlich wurde; es gewinnt an Interesse durch das Hereinziehen einer Zwergsage [1].

---

[1] Turpins Geschichte von Karl und Roland, herausg. von S. Ciampi. Florenz 1822. — Das Rolandlied von W. Grimm. Gött. 1834. — Strickers Karl in Schilters Thesaurus II. — Wolframs Willehalm in Lachmanns Ausgabe. Bruchstücke aus Ulrich v. Türheim durch K. Roth. München 1856. — L. Clarus' Wilhelm v. Aquitanien, ein Großer der Welt, ein Heiliger der Kirche, ein Held der Sage und Dichtung. Münster 1865. — Karlmeinet von Ad. Keller. Stuttg. 1858. — Flore und Blanscheflur, herausg. von E. Sommer. Quedlinbg. 1846. — Die gute Frau, von dems. in Haupts Zeitschr. 2, 385—481. — Von den vielen französischen Schriften sind die von F. Michel (über Königin Bertha, Paris 1838; über Roland, Paris 1837) und von H. Monin (sur le roman de Roncevaux. Par. 1832) zu erwähnen. — Die niederländischen Gedichte: Floris ende Blancefloer, Caerl ende Elegast, Reinout van Montalbaen in Hoffmanns Horae belgicae, Bd. 3–5.

X. Artus und die Tafelrunde. Der Gral. Tristan und Isold.

Noch mehr als der Kerlingische zeigt der jetzt zu betrachtende keltische Sagenkreis in einzelnen Theilen das Durchbrechen christlicher Elemente. Das keltische oder gälische Volk, einst über Gallien, Britannien und Hibernien verbreitet, war in ersterem Lande bereits durch die Ueberlegenheit römischer Kriegführung und Cäsars Genie dem Untergang geweiht. Und was in Britannien der Römer noch während des Sinkens seiner Herrschaft begonnen, das vollendete der Sachse. Den Kelten wurde nur ein bescheidenes Fortbestehen in dem gebirgigen Wales sowie in dem gallischen Armorika vergönnt. Vielleicht war der nationale Untergang ein selbst verschuldeter. Völker, die nicht wie der Stahl hart und wie der Stahl geschmeidig sind, mögen mit Recht in dem gewaltigen Wirbel der Weltgeschichte unerbittlich zermalmt werden. Aber — was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen.

Einer der bretonischen Könige, deren Macht den vordringenden Angelsachsen nach verzweifeltem Kampfe unterlag, war Arthur oder Artus, in der Geschichte kaum dem Namen nach bekannt. Auf ihn als auf seinen Nationalhelden hat nun ein Volk, dessen nationale Existenz von Römern und Deutschen gebrochen war, seinen ganzen vollen Sagenschatz gehäuft. Und wie denn diese keltische Nation schon nach Cäsars Memoiren eine ganz entschiedene Erfindungs- und Dichtergabe besaß, nicht minder aber auch mit großer Neugier seltsamen Nachrichten nachforschte und mit unschuldiger Leichtgläubigkeit den abenteuerlichsten Berichten sich vertrauend hingab, so verdichtete sich mehr und mehr der Sagenwald fast bis zur völligen Undurchdringlichkeit. König Arthur sitzt auf Kaerlleon am Flüßchen Usk in Wales, dort hält er Hof mit Ghwenhwiwar (Ginovre, Ginevra), seiner Gemahlin; der Heldenkönig hat glänzenden Hofstaat: die tapfersten Ritter der Christenheit, die schönsten Frauen des Erdenrunds. Von Artus' Burg ziehen die Ritter zum Kampf und auf Abenteuer, dorthin wendet sich ihre Sehnsucht, da findet Tapferkeit und ritterliche Sitte den höchsten Preis; eine Tafelrunde ist gebildet, die zwölf tapfersten Ritter sind Arthurs Tischgenossen; wie die Abendmahlsjünger um den Herrn, so sitzen die Auserwählten um den christlichen König. Wie des Ritterthums höchste Zier ist aufgenommen zu werden in diese Tafelrunde, so die höchste Schmach, von ihr verstoßen zu werden. Liegt darin noch keine christliche Idee, so ist der Schritt dazu jedenfalls nur gering. Der Roman vom Zauberer Merlin, ebenfalls keltisches Gewächs, erzählt bereits, daß ursprünglich Joseph von Arimathia in der Wüste eine solche Tafel errichtet und mit einem goldenen Kelche ausgestattet habe, wie sodann nach dem Gebote

Merlins König Arthur eine Tafelrunde, aber ohne Kelch, von dessen Verbleiben man keine Kunde hatte, eingerichtet und immer einen Platz an der Tafel leer gelassen habe. Joseph von Arimathia aber soll nach alten, obwohl wenig glaubwürdigen Erzählungen, die das Evangelium des Nicodemus kennt, nach Britannien gekommen sein und dort das Christenthum ausgebreitet haben. Arthur, der Held einer untergegangenen, aber ihre Erstehung hoffenden Nation, konnte in der Ausbildung der Sage nicht sterben, er führt, wie Barbarossa, ein unsterbliches Leben in den Bergen und auf der frohen Jagd.

Die vorhin nach Cäsar bezeichneten Eigenthümlichkeiten des keltischen Volkscharakters, wozu wir dann noch die Lust am Raufen, die Neigung zum Uebertreiben, die Drolligkeit des Humors, die Tiefe des Nationalgefühls und die Innigkeit des Familienlebens hinzufügen, mögen uns nun die Eigenthümlichkeiten der keltischen Nationalsagen erklären. Da ist Abenteuer auf Abenteuer gehäuft, Kampf auf Kampf geschichtet; ohne Ruhe führen die Sagen von einem Welttheil in den andern, von Drachenkämpfen zu Zauberwundern, von ritterlichen Tjosten zu minniglichen Scenen, von den Freuden des kostbaren Mahls zu den noch kostbarer ausgestatteten Nachtlagern. Rohe Gewalt in der Liebe steht neben der rührendsten Treue, die unbesiegte Schönheit neben dem Ausbund weiblicher Häßlichkeit in Kundrie der Zauberin. Es ist die Freude am rohen Stoff, an der fruchtbaren, regellosen, nur immer Neues ersinnenden Phantasie, die hier ihren Triumph feiert. Und welche Willkür in dieser phantastischen Schöpfungskraft! Da kommen jene zauberhaften Wirkungen durch Ringe, Gürtel und Steine, jene possenhaften Treueproben durch Mantel und Becher, jene begleitenden Thiergestalten, Löwe, Adler, die schließlich zu nichts mehr nützen als zur Ausfüllung des Wappens, jene Zauberwillkür, wo die Köpfe abgehauen, Arme und Rippen gebrochen werden, um sofort wieder geheilt zu sein, wo Elementarstürme der Welt Ende zu verkünden scheinen, damit sogleich Alles wieder in unverletzter Pracht dastehe; da kommen jene im Gehirn einer gelangweilten Dame ausgebrüteten Schrullen, wo die Jungfrau nicht sprechen oder nicht lachen will, bis eine bestimmte Frist vergangen ist oder ein seltsames Ereigniß sie nöthigt; da kommen die Grillen eifersüchtiger oder erzürnter Ehemänner, die ihre Frauen in lumpenhaftem Aufzuge vor sich her treiben oder wie einen Buben hinten nach traben lassen. In der Kleidung wird ebenso viel kostbarer Phellel (Seide) und Sammt, in dem Schmuck so viel Karfunkel, Onyx, Chalcedon, in den Ritterburgen so viel Gold und Silber, an den Sätteln und Zäumen so viel Kostbarkeit jeder Art verbraucht, als der Held der Aventüre Wälder zu seinen Speeren versplittert.

Dennoch wurden diese seltsamen Stoffe mit besonderer Vorliebe zu-

nächst von den Franzosen aufgenommen. Die provençalischen Dichter empfingen in Ermangelung eines nationalen Epos den ganzen Sagenkreis, setzten zu der annoch flüssigen Sage die Mischung des Ritterthums und pfropften ihr neue Zweige in der Richtung des dort sich entfaltenden Templerordens auf. Im französischen Norden, wo die Sprache d'oui daheim war, begünstigte schon die Nähe der Bretagne, wo sich als ein Hauptschauplatz der Arthur'schen Abenteuer der Wald Brezillian befand, die Aufnahme. Vergleicht man die keltische Fassung der Artussagen, wie sie das in England herausgegebene Mabinogi[1] darlegt, etwa mit der Darstellung des uns nun ebenfalls bekannter gewordenen Nordfranzosen Chrestien de Troies, so ergibt sich hier ein Fortschritt im Sinne des chevaleresken Ritterthums. Artus' Hof wurde das Ideal des ritterlichen Hoflebens.

Auf diesem Umwege über Frankreich gelangten die Artusromane nach Deutschland zur Zeit, da die höfische Kunstdichtung ihr hohes Ziel zu erfliegen bestrebt war. Und mit den neuen Mären kamen die neuen Namen nach Deutschland; an den Höfen hörte man statt der Gunther und Hagen, Siegfried und Dietrich, Kriemhild und Brunhild, fortan singen und sagen von Artus und Ginovra, von Parzival, dem britischen Peredur, Lohengrin, Schionatulander, Gawan, Iwein, Wigalois und Lanzelot, von den schönen Condwiramurs, Enite, Sigune und Obilot; da hörte man Burgen klingenden Namens: Tribalibot, Pelrapeir, Schatelmerveille, Monsalväsche. Und Frau Aventüre berichtet den Dichtern die Abenteuer; sie zog als höheres Wesen durch die Lande, sah sich nach einem Helden um und begleitete denselben als Herrn der Aventüre (Held des Gedichts); plötzlich klopft sie an des Dichters Thür, begehrt Einlaß und erzählt zum Entgelt für die Aufnahme die seltsamen Mären. Um den alten Sagenstamm von König Arthur haben sich zwei neuere Sagengewinde von sehr verschiedenem Charakter geschlungen; da ist zunächst die immer mehr christlich gestaltete Legende vom hl. Gral, sodann die üppige Schlingpflanze von Tristan und Isoldens sündhafter Liebe.

Hartmann von Aue, bereits als Legendendichter erwähnt, führte die Artussagen in die höfische Poesie ein. Gottfried von Straßburg rühmt von ihm mit Recht, daß er die Märe mit Worten und mit Sinnen durchfärbe und durchziere, daß lauter und rein seine krystallenen Wörtlein dahinfließen. Darin liegt aber allerdings auch das Hauptverdienst Hartmann's, daß er in seinen beiden Rittergedichten Erek und Iwein deutsche Sprache und höfische Verse in ihrer Reinheit bietet. Erek erringt kämpfend die Enite, mit der er an Artus' Hof feierlich

[1] The Mabinogion ... by Lady Charlotte Guest. London 1838.

vermählt wird. Verweichlicht durch Liebe ‚verlag er sich'. Das schmerzte die Frau, und mit ihrem Gatten zog sie auf Abenteuer aus. Endlich gelangten sie auch an Brandigans Haus, der nicht eher ausgehen durfte, als bis er besiegt wurde. Dazu verhalf ihm Erek, langte dann mit den befreiten Frauen an Artus' Hof, erhielt später sein väterliches Reich und ‚verlag sich nie wieder'. — Im Iwein wird die Märe schon phantastischer. An einem Zauberbrunnen besiegte Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, einen fremden Helden und erlangte die Liebe der trauernden Laudine, der Gattin des Gefallenen. Iwein aber verlag sich nicht, zog Abenteuern nach, verlor so Laudinens Gunst, wurde ein Thor wie der rasende Roland, durch Feimorgans Salbe geheilt, erwarb sich einen Löwen, der ihm wie ein ‚Suchhund' folgte und errang endlich die Liebe Laudinens wieder. — In beiden Gedichten folgt Hartmann der französischen Quelle des Chrestien, jedoch mit ziemlicher Selbstständigkeit [1].

Dagegen finden wir in dem Ritterroman Lanzelot vom See, den Ulrich von Zazikhofen gegen Ende des zwölften Jahrhunderts verfaßte, die naturwüchsige Rohheit mit der Lust an ziel- und zwecklosen Abenteuern vereinigt. Durch einen welschen Ritter, der als Geisel für Richard Löwenherz in Deutschland bleiben mußte, empfing Ulrich die für ihn ganz neue Sage. Der Held wurde von einem Meerweibe erzogen; seine Abenteuer malen mit Vorliebe der Minne Suchen und Genuß. Die Meerfei verkündet dem kampfbewährten Ritter seine hohe Abkunft; er vermählt sich mit der schönen Iblis, die an Artus' Hof durch den Zaubermantel als die keuscheste Frau erkannt wird [2].

Wirnt von Gravenberg, der an einem Kreuzzuge (wohl 1228) Theil nahm, nachdem ihm Frau Welt erschienen und die häßliche Kehrseite gezeigt hatte, dichtete am Hofe des Herzogs von Meran und nach der Erzählung eines Knappen den Wigalois. Dieser ist Gawains Sohn und erringt am Hofe des Artus die schöne Larie. In seine Abenteuer wird ein deutscher Ritter Hojir von Mansfeld hineingezogen, wahrscheinlich auf Grund eines damaligen Volksliedes von diesem Helden. Wundergürtel, Zauberbrücken, Augenverblendungen, Riesen und Drachen füllen mit guten Lehren eines Vaters an seinen Sohn das Gerüst der Erzählung aus. Das Gedicht war beliebt, ein Volksbuch reproducirt die Märe, sogar eine Bearbeitung in Judendeutsch liegt uns vor [3].

Mit den Artusromanen ist die schönste, tiefsinnigste Sage des

---

[1] Den Erek gab Haupt heraus (Leipz. 1839), den Iwein K. Lachmann (Berl. 1843). Hartmanns Werke von Fedor Bech (F. Pfeiffers Classiker des M. A. Bd. 4 und 5), Leipz. 1867.

[2] Lanzelot, von Ulr. von Zazikhofen, herausg. von K. A. Hahn. Frkf. 1845.

[3] Wigalois, von F. Pfeiffer. Leipz. 1847, ‚Eine schöne Maase von dem berühmten Ritter Widuwild' von Josel Witzenhausen. Königsbg. 1699.

Mittelalters, die Sage vom hl. Gral, eine allerdings etwas lose Verbindung eingegangen; diese Sage spiegelt so recht den Tiefsinn des Mittelalters, der nach des Dichters Worten oft im kindlichen Spiel liegt, und den sinnigen Glauben, der von der heiteren Weltfreude nicht abgestoßen wird. Die fleißigen Untersuchungen unserer Zeit haben zwar noch kein ganz sicheres Resultat in Betreff der Gestaltung und Deutung dieser Sage entwickelt. Doch soll uns das nicht abhalten, in kurzen Umrissen das Sicherste vorzuführen.

Zwei Elemente constituiren die Gralsage: das erste ein allgemeinmenschliches, indeß zweifelsohne auf göttlicher Uroffenbarung und ihren Traditionen fußendes, das zweite ein vorzugsweise christliches.

In den Traditionen fast aller Völker findet sich bald mehr bald weniger verdunkelt die Sage von einem früheren paradiesischen Leben der Menschheit, ohne Sorgen und Mühen, ohne Krankheit und Leiden, ohne Sünde und Versuchung, in unmittelbarem Verkehr mit der Gottheit. Aus dem Paradiese zwar ist der Mensch verbannt, Keiner kennt den Zugang mehr; aber es lag doch und liegt noch immer auf der Erde. Noch immer gibt es eine Stätte, wo müheloser und aller ferneren Wünsche baarer Genuß blüht, wo auch das geistige Leben in ungetrübter Einsicht, in schauender und begreifender Ueberzeugung, in seliger Sündenlosigkeit gefriedigt ist. Das ist der Nachklang des Paradieses. Daran gemahnt das zu Herodot gedrungene Gerücht von dem Heliotrapezon, dem Sonnentisch der frommen Aethiopen, der jede Nacht mit Fleisch und Fisch sich deckt; daran mahnen die indischen Sagen von dem Hain Cridavana, in dem Weisheit und Friede wohnt; daran gemahnt der viel gesuchte Stein der Weisen, ja sogar das Kindermärchen vom Tischchen deck dich. Um auf christliches Gebiet überzugehen, die Heiligenlegenden erzählen von einem momentanen paradiesischen Leben (z. B. des hl. Franziskus), wo die wilden Thiere zahm sich schmiegen oder zum Dienst sich anlassen, wo das Wunder gleichsam zum Laufe der Natur wird, während paradiesischer Frieden im Innern waltet.

Aber woran knüpft sich dieser selige Genuß? Wo ist das Kleinod, das Paradiesesglück zurückbringt? Hier kommt das zweite Element der Sage. Hier beginnen aber auch die Schwierigkeiten der Erklärung, wie die Phantasie des Einzelnen, dem allgemeinen Grundzuge der Sage folgend, Neues hinzusetzen und den kühnsten Flug wagen konnte. Nun fällt mitten in die Durchbildung der paradiesischen Legende das glänzendste, Epoche machende Gedicht, der Parzival Wolframs. Es möchte daher am passendsten sein, die Fassung der Sage bei diesem Dichter voraus zu schicken, um dann von der Zinne dieses Dichtertempels aus zurück zu schauen in die früheren Zeiten und weiter zu blicken auf die spätere Entfaltung der Sage.

Die irdische Seligkeit ist an den Besitz des San-Gral geknüpft. Das Wort wurde früher unrichtig von sang real, sanguis regalis, (Königsblut) abgeleitet, es kommt her von dem romanischen gréal, gradale (Schüssel). Dieser Gral besteht aus lapis exilis, durch dessen Kraft der Phönix sich zu Asche verbrennt und verjüngt. Abstammung und Bedeutung des hl. Gefäßes läßt Wolfram wohl absichtlich in poetischem Halbdunkel. Wäre einem Menschen noch so wehe, er stirbt nicht den Tag, da er den Gral sieht und auch die nächste Woche nicht; und kann er immer den Gral anschauen, so ergraut ihm nicht sein Haar, und er bleibt ewig jung. Diese Kraft kommt dem Gral in mystischer Weise; an jedem Charfreitag schwingt sich eine Taube mit glänzendem Gefieder vom Himmel herab und legt auf die hl. Schüssel eine weiße Hostie. Davon rührt des Grals Segen her. Hier liegt eine Hindeutung auf das hl. Altarssacrament, und doch wie eigenthümlich! In der Kirche wird gerade am Charfreitag das hl. Meßopfer nicht dargebracht; hat die Taube raschen Fluges die Hostie am vorigen Abend aus dem Nachtmahlssaale zu Jerusalem geholt? — Die Himmelsgabe kann Niemand erjagen, alles Suchen nach dem Grale ist umsonst; er sucht sich selbst seine Diener. Eine Schrift wird an ihm lesbar, des Himmels Wille vollzieht sich. Dem Heiden bleibt der Gral überhaupt unsichtbar, nur Christenglaube kann das Wunder sehen. Die Engel, die beim himmlischen Kampfe zwischen Trinitas und Lucifer sich nicht entschieden, müssen dem Gral dienen. Auf hoch ummauerter Burg, im friedlich einsamen Gebirge, auf Monsalväsch (verborgener Berg) hat der Gral sich niedergelassen; von den Händen einer unbefleckten Jungfrau läßt er sich tragen; unter seinen Dienern, die den Zugang zur Burg in weitem Umkreis bewachen, werden die Tempeleisen (Templer) hervorgehoben. Die Diener und Dienerinnen des Gral müssen in jungfräulicher Keuschheit leben, dem Gralkönig ist die Ehe gestattet, damit das Königsgeschlecht fortdauere, aber fremde Minne wird fürchterlich geahndet.

Eine christliche Reliquie also, allerdings von etwas unbestimmtem Wesen, ist der Gral. Ein wirkliches Heiligthum von ähnlicher Art erwarben die Genuesen bei der Eroberung Cäsarea's. Es war nach dem Bericht des Wilhelm von Tyrus (X. 16) eine Schüssel von grüner Farbe, für Smaragd erachtet. Die Genuesen weihten den heiligen Fund der Kapelle Johannes des Täufers in der Kathedrale St. Lorenzo ihrer Vaterstadt. Kostbarkeit, Geheimniß des Materials machte die Bedeutung der viel gezeigten und oft erwähnten Schüssel aus; Ursprung und Bestimmung blieb dunkel. Später aber wissen die Hagiographen, dieß sei das Gefäß gewesen, in dem der Heiland das letzte Abendmahl gefeiert; weiter gehend stammt es dann von Salomo her, dem die Königin von Saba es geschenkt, bis es an Nicodemus gekommen, von dem der Er-

löser es erhalten habe. Der ‚sacro catino' kam in neuerer Zeit nach Paris und wurde von den Gelehrten des französischen Instituts für orientalischen Glasfluß erklärt. Den Gralsdichtern mußte der zwar wunderbar gefertigte, aber keine Paradieseswunder wirkende gradalis zu Genua als unächt erscheinen.

Mit Wolfram war die Gralsage in christlichen Fluß gekommen. Bald war die Herkunft des Gral erklärt. Nach Wolframs Zeiten wird Folgendes aufgeführt. Joseph von Arimathia hatte in Simons Hause die Schüssel gefunden, die beim Abendmahl diente, in der dann das aus Christi Wunden rinnende Blut aufgefangen wurde. Mit Joseph kam die Reliquie nach Britannien; die Provençalen bildeten eine glänzende Reihe von Gralkönigen. Nun genügte auch die eine Reliquie nicht mehr. Die blutige Lanze, mit der bei Wolfram der sündhafte König Amfortas durch Heidenhand verwundet ward, wird zu dem hl. Speer, der Christi Seite durchstach. Das Gralschwert, das Amfortas dem Parzival verehrt, das man, wenn es zerbricht, im Zauberbrunnen Karnant herstellen kann, wird zum Schwerte, das Judas Maccabäus gegen Gottes Feinde geschwungen. Für so große Heilthümer aber ward von Titurel auf Monsalväsch ein Prachttempel erbaut. Der Berg, ganz von Onyx, wurde glatt abgeschliffen; eines Morgens fand man durch Grales Kraft den Grundriß genau gezeichnet. Der Tempel war rund (‚sinvel als ein rotunde') wie die Gotteshäuser der Templer, um die Rotunde 72 Chöre oder Kapellen, außenher achteckig, gegründet auf ehernen Säulen. Wo die Gewölbe sich in Schwibbogen reiften, da fand man reiches Schmelzwerk, kostbare Bilder, wie lebend, an den Säulen. Die Altäre waren alle aus blauem Sapphir, der bedeutet Sündenvergebung; von grünem Sammet hingen an jedem Altar Vorhänge; die Fenster waren nicht von ‚Aschenglas', lichte Berylle waren hineingespannt und auf den Beryllen Bilder entworfen. Sonne und Mond, an der Decke in Diamanten und Topasen nachgebildet, leuchteten auch bei Nacht. Der Boden war heller Krystall und darunter, aus Onyx gefertigt, allerhand Seethiere wie in einem Meere. Echt gothisch hatte der Tempel keine Krypta: in der Erdenschlucht sollen reine Leute sich nicht sammeln, lichte Weite soll Christenglauben künden. Auf je zwei Kapellen kam ein Thurm, und auf jedem der 36 Thürme stand ein krystallenes Kreuz und darauf ein rothgoldener Adler, der also, weil das Kreuz den Blicken entschwand, in freier Luft zu fliegen schien. Ueber der Rotunde ragte ein höherer Thurm mit riesigem Karfunkel, ein Leuchtthurm für die Tempeleisen. Statt der Orgel war da ein Baum aus rothem Golde mit Aesten und Laub, der saß voll von allerhand Vögeln; von den Bälgen ging darein ein Wind, dann sangen die Vögel; an den vier Ecken vier Engel mit goldenem Horne, die bliesen

in der Weise: Wohlauf, ihr Todten alle! Mitten unter der Rotunde stand der Tempelbau im Kleinen als Behältniß für den Gral. So der jüngere Titurel. Der Wartburgkrieg hat andere Mär: Als Lucifer sich empörte, wurde ihm eine kostbare Krone gemacht, die brach ihm St. Michael vom Haupte; ein Stein aber fiel auf die Erde: das ist der Gral.

Doch es ist Zeit, uns den einzelnen Gralgedichten zuzuwenden. Zunächst aber müssen wir über den deutschen Finder und Bildner dieser Legenden einiges Nähere beibringen. Wolfram nennt sich in seiner humoristischen Weise selbst einen ‚toerschen Beier'; ‚Schildes Amt ist meine Art', sagt er zur Bezeichnung seiner Ritterbürtigkeit. Das bei Ansbach liegende Städtchen Eschenbach muß seine Heimath gewesen sein; dort fand im 15. Jahrhundert Ritter Jacob Püttrich sein Grabmal:

‚Begraben und besarkt ist sein Gebein das edel
In Eschenbach dem Markt; in unsrer Frauen Minster hat er sedl,
Erhabnes Grab, sein Schild darauf erzeuget
Epitafium besunder das uns die Zeit seins sterbens gar abtreuget.'

Wolfram war nicht wohlhabend, oft scherzt er über die Armuth seiner Burg; gleichwohl scheint er nicht als wandernder Sänger sein Brod erworben zu haben. Sein Hauptgedicht, den Parzival, hat er in zarter Weise einer edlen Frau gewidmet. Wohl war auch Wolfram an dem sangesreichen Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen zu Eisenach, dort traf er den Meister des Minne- wie des politischen Liedes, Walther von der Vogelweide. Eine Stelle des vor 1212 vollendeten Parzival zeigt uns den Dichter beim Grafen zu Wildenberg, dessen Haus dem Thüringer von Alters her befreundet war. Unserm schreiblustigen Zeitalter mag es eigenthümlich erscheinen, daß der in allen ritterlichen Künsten wohlerfahrene Dichter ‚dessen künstelos geblieben war, was in den Büchern steht geschrieben' d. i. daß er keinen Buchstaben kannte. Wir besitzen von Wolfram sieben Lieder, meist sogenannte Tageweisen, sodann das bedeutendste Kunstepos des Mittelalters, den Parzival, weiter zwei Bruchstücke des Titurel, endlich den schon erwähnten Willehalm von Oranse.

Mit seinem tiefsinnigen, ernstgestimmten und doch wieder durch liebenswürdigen Humor gemilderten, also ächt deutschen Gemüthe warf sich Wolfram auf die Gral- und Artus-Sage. Er wählte sich den jugendlichen Parzival, den Peredur der wallischen Sage, zum Herrn seiner Aventüre. Wolfram beruft sich auf französische oder provençalische Quellen; Kiot (Guiot) von Provence ist sein oft erwähnter Gewährsmann. Zu allererst aber fand die wunderbare Mär Flegetanis, ein Spanier, der mütterlicher Seits aus Salomons Geschlecht, von Vaterseite aber ein Heide war; er schrieb in heidnischer d. i. arabischer

Sprache von dem Gral. Wie viel Wolfram diesen Vorgängern verdankt, läßt sich nicht leicht bestimmen, da Kiot's Gedicht noch nicht aufgefunden ist, ja bis dahin seine Existenz stark angezweifelt wird[1]. Wohl hat Wolfram auch den nordfranzösischen Umdichter der Artussagen, Chrestien de Troies, gekannt, aber ihm wirft er vor, daß er die Märe gefälscht. Was indeß dem deutschen Dichter seine Vorgänger fertig überliefert haben mögen, er hat unendlich mehr hinzugethan und den rechten Werth erst hineingelegt. Wohl mag er von sich sagen:

Es unternahm dieß Lied ein Mann,
Der Sangeswerthes wohl prüfen kann,
Der Hohes weiß vom Niedern zu scheiden
Und es in liebliche Reime zu kleiden.

Bei seinen Vorgängern ist die Sage nur äußerlich vorhanden, ein Leben in Rennen, Tjostiren, in minniglichem Reigen und Blicken, in Abenteuern und Wundern. Das Alles kennt Wolfram auch, aber er kennt noch mehr, das Denken; und so hat er uns im Parzival ein Epos geschaffen, welches das innere Ringen und Kämpfen des Menschen als Hauptsache neben das ritterliche Turnieren stellt; ein Epos, das etwas Höheres kennt, als weltliche Ritterschaft in Kampf und Minne, die Gott geweihte Ritterkraft, vor der irdische Liebe zergeht; ein Epos, das den Kampf zwischen Zweifel und Glauben, aber auch zugleich den Durchgang vom kindlichen, unbefangenen Glauben durch das wirre Gebiet des Zweifels in das selige Land der bewußten Ueberzeugung darlegt. Kurz, Wolframs Gedicht ist das psychologische Epos; und mit Recht hat Vilmar hervorgehoben, wie in der zweiten Blüthenperiode unserer Literatur Göthe's Faust das psychologische Drama darstelle, so habe des Mittelalters Blüthe im Parzival das psychologische Epos erschlossen; Faust habe den Vorzug rascherer Handlung, schlagender Thatsachen und ergreifender Momente für sich, während Parzival größere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwicklung biete; Faust gelange darum nicht zum Abschlusse, weil der Dichter sich scheue das letzte Wort auszusprechen, Wolfram dagegen führe sein Epos im vollen Bewußtsein der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit seinem Abschlusse und der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegen, ein wahres Abbild der Zeit selbst, die gesucht und gefunden hatte und im Vollgenuß des Besitzes befriedigt war. Wir wollen solche begeisterte Worte nicht abschwächen. Ja, Parzival ist der Mensch, der zwischen Gott und Weltlust, zwischen Gral und

[1] Der fleißige Parzival-Forscher San Marte glaubt ihn in der Person des freisinnigen Cluniacensermönchs Guiot von Provins aufgefunden zu haben, von dem übrigens nur ein Sittenspiegel und einige Minnelieder erhalten sind. (San Marte in Pfeiffers Germania 3, 445 ff.)

Artushof stehende, der in kindischer Schwäche das höchste der Güter abweist, der in Zweifel und Sünde versinkt, der dann in langer Prüfung sich läutert und so dem höchsten Besitz entgegengeführt wird. Aber Parzival ist der Mensch des heitern, bunten Mittelalters und sein Dichter steht fern von übertriebener Asceſe; darum nimmt auch selbst das gottgeweihte Leben den edelsten Duft vom Ritterleben und umgibt damit den Gral. Und doch, wir gestehen es gern, dürfte ein moderner Dichter nicht in der Weise Wolframs die höchsten und tiefsten Gedanken symboliſiren. Der Inhalt wird uns zeigen, daß wir ganz und gar einen mittelalterlichen Dichter vor uns haben und ihn als solchen würdigen müssen.

Parzival ist der Sohn Gahmurets, der, um nicht seinem älteren Bruder dienen zu müssen, auf Abenteuer auszog. Belakane, die schwarze Königin des Mohrenlandes, gebar Gahmureten den Feirefiß, der in buntscheckigem Wechsel die Farben des weißen Vaters und der schwarzen Mutter an sich trug. Gahmuret aber war bereits auf neue Abenteuer ausgezogen; zu Kanvoleis wurde ihm im Turnier die junge Königin Herzeleide zu Theil. Schon ist er in fremdem Lande gefallen, da gebiert die trostlose Herzeleide unsern Parzival und ‚sie sprach zu tausendmal gewiß: bon fîz, chêr fîz, bêa (beau) fîz.‘ Die Bedeutung des Namens gibt uns der Dichter später durch der trauernden Sigune Mund:

Fürwahr, du heißest Parzival;
Der Name sagt: inmitten durch!
Die Liebe schnitt wohl solche Furch'
In deiner Mutter treues Herz:
Dein Vater hinterließ ihr Schmerz.

Damit der Sohn ihr nicht ähnliches Leid bereite, begibt sich die Mutter mit ihm in die Wüste von Soltane, um ihn fern von allem ritterlichen Leben selbst zu erziehen. Der Knabe schnitzt sich Bogen und Bolzen und schießt nach den Vögeln, deren Tod er gleichwohl beweint. Die Mutter sagt ihm, daß es Gottes Geschöpfe sind. Gott? fragt der Knabe, was ist Gott? ‚Der ist lichter als der Tag, einst nahm er ein Antlitz an, das wie Menschenantlitz ist gethan; ihn flehe an in deiner Noth, dessen Treue immer Hülfe bot. Ein andrer heißt der Hölle Wirth, der ist schwarz, der ist ungetreu; von dem kehr die Gedanken und auch von Zweifels Wanken.‘ Schon ist der Knabe zum Jüngling herangewachsen, da begegnen ihm auf seiner Jagd drei Ritter in glänzenden Rüstungen; er wähnt, jeglicher sei der Herrgott, sie aber bescheiden ihn, daß sie Ritter seien. ‚Du nennest Ritter‘, fragt der Knappe, ‚was ist das? Hast du selbst nicht Gotteskraft, so sage: wer gibt Ritterschaft?‘ — ‚Die theilet König Artus aus. Kommt ihr in sein Haus, so mögt ihr Ritters Namen nehmen; ihr seid wohl ritterlicher Art.‘

Und ihn Gottes Schutz empfehlend ruft der Anführer der Ritter aus: ‚O wäre deine Schönheit mein!' Jetzt ist Parzivals Loos geworfen, hinaus treibt es ihn, hin nach Artus' Hof. Traurig stattet Herzeleide den Jüngling aus mit kurzen guten Lehren, die der Unbefangene gar zu wörtlich befolgt, und mit vermeintlichen Ritterkleidern, die aber in der That Narrengewande sind, damit man ihn bald wieder heimschicke. In seiner ‚tumbheit' d. i. Unbefangenheit zieht er aus, getrieben von dunkler Sehnsucht, überall angestaunt ob seiner blühenden Schöne. Jetzt beginnen auch sofort die Abenteuer in bretonischer Weise; wir erlassen sie dem Leser und erwähnen nur die Begegnung Sigunens, die bei der Leiche des gefallenen Schionatulander weint und den Helden an Artus' Hof weist. Dort wurde trotz Narrenkleid der Kern des künftigen Helden in Parzival entdeckt; der edle Gurnemans, der Hauptmann wahrer Zucht (höfischer Sitte), nahm ihn in die ritterliche Schule. Unter den Lehren Gurnemans fand sich auch die für Parzival verhängnißvolle Anweisung: Vermeidet lästiges Fragen! Nunmehr als wahrer Ritter ausziehend befreite der junge Held die in ihrer Burg belagerte Königin Konduiramur; er gewann sie zur Gattin und mit ihr das Reich. Doch die Artus-Ritter durften sich nicht verliegen; jetzt aber lenkte die Sehnsucht nach Mutter und Heimat die Schritte Parzivals von der süßen Gattin auf fremde Pfade und zu unausweichlichen Geschicken.

Nach zielloſem Ritt gelangte er Abends an einen See, Fischer wiesen ihn nach der nahe gelegenen Burg. Parzival fand den Burghof verödet. Im Rittersaal standen hundert Ruhebetten, jedes für vier Ritter; Aloeholz brannte im marmornen Feuerherd. In Pelzwerk saß der Wirth, der Fischerkönig vom See, auf einem Spannbett, neben ihm Parzival. Vier Knappen trugen eine blutige Lanze durch den Saal, Alles brach in Klagen aus. Edle Jungfrauen in Sammetpracht brachten Kerzenlicht und eine funkelnde Tischplatte; es erschien die edelste der Jungfrauen, Repanse de joie, und trug den Gral. Es fehlte nicht an Speise, nicht an Trank, der in vier Wagen durch den Saal gefahren wurde. Der König blieb stumm und traurig. Wohl sah Parzival all' die Pracht, dazu noch im Nebenzimmer auf einem Spannbette einen freundlichen schneeweißen Greis; aber eingedenk der Weisung Gurnemans fragte er selbst dann nicht, als der Wirth ihm ein kostbares Schwert überreichte. Am andern Morgen war alle Pracht verschwunden; verwundert wollte Parzival von dannen reiten. Ein Knappe höhnte ihm nach: ‚Ihr seid eine Gans! Hättet ihr nur den Mund gerührt und den Wirth gefragt! Nun bleibt euch großer Preis versagt!' Von Sigune, die er bald nachher traf, erfuhr er den Zusammenhang: er war auf der Gralburg Montsalvage, der weiße Greis ist sein Ahne Titurel, der kranke König sein Oheim Amfortas; eine Frage aus seinem

Munde konnte dem kranken Gralkönig Gesundheit, ihm selbst hohe Ehre verschaffen. Das ist Alles jetzt verscherzt.

Für Parzival war die Zeit des Sinnens, des schwärmerischen Träumens gekommen; wie konnte er bei dem Erlebten über sich selbst klar bleiben? Da schaute er, ganz in sich verloren, plötzlich drei Blutstropfen im Schnee, und sogleich überfluthete ihn die Erinnerung an die verlassene Gattin. ‚Konduiramur, hier liegt dein Schein, da der Schnee dem Blute Weiße bot, das Blut den Schnee gefärbt so roth.' Vor seiner Seele steht sie, wie sie in jener Nacht hülfeflehend an seinem Lager stand, als zwei Thränen hingen an ihren Wangen, die dritte an ihrem Kinn. Wann mag er die Gattin wieder seh'n? Noch manches Jahr wird vergeh'n, das kann ihm der Dichter nicht erlassen; doch dann wird er an dieser Stelle sie wieder finden und in ihren Armen die beiden Zwillingskinder, deren Geburt er in Pelrapeir nicht abwartete, drei zusammengesellte Blutstropfen auf Schneegrund. Dreimal tritt dasselbe Bild in Parzivals Leben hinein. Nichts vermochte den Träumenden aufzuwecken, bis Gawan, der Ritter von der Tafelrunde, die Blutstropfen verdeckte. Fast willenlos gelangte Parzival an Artus' Hof; dort sollte er das höchste Ziel irdischer Ritterschaft, die Aufnahme in die Tafelrunde, erreichen. Es ist anders beschlossen. Koundrie la Sorziere, die schreckhafte Botin des Grals, erscheint und verflucht Parzival, weil er den Gral nicht erkannte, nach seinem Segen nicht fragte. Da gelobt sich der Träumer, obwohl im Innern gebrochen, den Gral mit Gewalt zu erringen; —

Und nun befehl ich all' sein Heil,
Sein ganzes Schicksal seinem Herzen.

Nachdem Parzival so vom Schauplatz geschieden, wird Gawan Held der Aventüre; auch er zieht aus den Gral zu suchen, aber ein Abenteuer nach dem andern tritt ihm in den Weg. Ohne auf diese phantastischen Geschichten näher einzugehen, wollen wir nur zwei wahrhaft poetische Figuren erwähnen, die uns hier aufstoßen. In der kleinen Obilot, die den Artushelden zu ihrem Ritter erwählt, hat der Dichter das am wenigsten poetische weibliche Alter idealisirt; für ein Kind ist sie zu alt, zur gereiften Jungfrau fehlen ihr noch fünf Jahre; man möchte vermuthen, dem Dichter habe ein eigenes liebes Töchterchen als Urbild gesessen. Die andere Figur ist der Zauberer Klinschor mit seinem Wunderbett und seiner Spiegelsäule, ein Doppelgänger des Meisters Klingsor aus Ungarland, der im Wartburgkrieg seine schwarze Rolle spielt.

Parzival, den wir nach vierjährigem Umherirren wieder finden, war indeß in der Schule des Zweifels und Unglaubens. Am Charfreitag, den er durch Waffentragen entehrt, stößt er im Wald auf einen frommen Ritter, der seine Bußfahrt zu einem Einsiedler unternommen

hat. Der Ritter erinnert ihn zuerst wieder an die Treue und Barmherzigkeit Gottes und räth ihm gleichfalls zur Buße bei dem Klausner. Schon haben ihm verschiedene Anzeichen die Nähe des Grals verkündet, mit einem Gralswächter, einem Tempeleisen, hat er gekämpft, aber immer verschwinden die führenden Zeichen wieder. Auch der Einsiedler, zu dem er nun gelangt, steht dem Gral nahe; Trevrezent ist ein Bruder des Gralkönigs. Ihm klagt Parzival seine Sehnsucht nach dem Weibe wie nach dem Gral, ihm gesteht er seinen Abfall von Gott. Da schildert Trevrezent die Wunder des Gral und erzählt, wie Amfortas, der jetzige Gralkönig, im Minnedienst sich verirrt und das Feldgeschrei ‚amur' vor sich hergetragen habe, zur Strafe aber von einem Heiden mit ‚gelupptem' (vergifteten) Speer verwundet worden sei. Die Schrift am Gral melde Heilung durch einen Ritter, der nur eine Frage nach Amfortas' Leiden thue. Mit Gott ausgesöhnt verläßt Parzival den Einsiedel und die Klause Fontäne-sauvasche.

Erst leise, dann immer stärker wird der Held wieder in Ritterkämpfe verwickelt, wird dann in die Tafelrunde aufgenommen und findet seinen Halbbruder Feirefiß. So ist Parzivals Reinigung vollendet, die Gralsbotin Koundrie verkündet, daß die Gralsinschrift ihn als König bezeichnet habe. Mit seinem Halbbruder zieht er der Gralsburg zu. Dreimal betet er zur hl. Trinität und spricht dann die Frage: ‚Oheim, was fehlet dir?' ‚Und der durch St. Silvester einen Stier vom Tode lebend wandeln hieß, der Lazarum erstehen ließ, derselbe gab, daß Amfortas alsbald zu vollem Heil genas'. An der Stelle der drei Blutstropfen findet der Glückliche die Gattin, bei ihr die Zwillingssöhne Kardeiß und Loherangrin. Zur selben Zeit ist der getreuen Sigune in ihrer Waldesklause das Herz gebrochen, in dem lange bereiteten Steinsarg wird sie neben Schionatulander bestattet. Von jetzt an, so wird vom Gral bestimmt, dürfen die von Montsalvage ausgesandten Ritter keine Frage nach ihrer Herkunft gestatten. Loherangrin, der später zur Herzogin von Brabant geschickt ward, wurde durch eine solche Frage wieder vertrieben, und ließ nichts da als ‚ein swert, ein hort, ein vingerlîn.' Feirefiß ward durch die Gralswunder bewogen sich taufen zu lassen und gewann Repanse zur Gattin; in Indien gebar sie ihm einen Sohn Johann, der dort das Christenthum ausbreitete (Priester Johann).

Wolframs Gedicht gewährt keinen leichten, sondern erst durch tiefes Eindringen zu erlangenden Genuß. Mit Lob beschenkten ihn schon die Zeitgenossen [1]. Aber es waren auch damals schon Manche, die den

[1] — — ‚Her Wolfram,
ein wise man von Eschenbach.

Parzival schmähten. Der Dichter selbst gesteht, daß sein Deutsch schwierig (krump) sei und auch wohl der Erklärung bedürfe; aber es ist das eben das Ringen mit reicher Gedankenfülle. In Wolfram liegt viel von dem Geiste eines Dante; ja man möchte sagen, derselbe Geist walte in beiden, nur dort in der Nachbarschaft eines deutschen Gemüths, in der Umgebung ritterlicher Wonne und im Anfang der sich entwickelnden Mystik, bei Dante aber, beeinflußt von herben Erfahrungen, gesättigt von ausgebildetem mystischen Tiefsinn. Dennoch — wir wollen es nicht verschweigen — hat die Mystik Wolframs im Gegensatz zu Dante und zu dem gleich zu besprechenden Albrecht etwas von der Kirche Emancipirtes, Rationalisirendes, das er vielleicht aus seinem französischen Vorbild entnommen hat. Diese freisinnigen Züge finden sich auch bei anderen ritterlichen Zeitgenossen. Mit welcher Verehrung die Epigonen auf Wolfram blickten, mag daraus erhellen, daß sie für ihre Poesien keine bessere Empfehlung kannten, als sie auf seinen Namen zu setzen, daß man ihm sogar die Erfindung unserer Nationalsagen zuschrieb und daß sein Parzival zu den ersten deutschen Büchern zählt, die durch die Buchdruckerkunst vervielfältigt wurden[1]. In der jüngsten Zeit hat H. Kurtz den Tadel der Zeitgenossen Wolframs erneut.

Früher wurde Wolfram noch ein zweites sehr weitläufiges Gralgedicht, der Titurel, zugeschrieben, weil der Verfasser sich geradezu als W. von Eschenbach bezeichnet. Doch mußte eine genauere Betrachtung diese sehr zweifelhafte Ehre dem Verfasser des Parzival nehmen. Von Wolfram sind indeß zwei Fragmente, die in das erwähnte Gedicht eingeschoben wurden. Die beiden Bruchstücke, im Ganzen nur 170 Strophen, gehören zu dem zartesten, was deutsche Poesie geboten. In dem ersten wird die Jugendliebe zwischen Schionatulander und Sigune dargestellt, das zweite erzählt von dem Erscheinen eines Bracken, Gardevias (‚Hüte der Fährte') genannt, der durch sein kostbares Seil, das in Gold- und Perlenstickereien wunderbare Sprüche darstellt, Sigunens Aufmerksamkeit auf sich zieht und wahrscheinlich den Anlaß zu den späteren Verwicklungen und zu Schionatulanders Tod zu geben bestimmt war. Die kunstreiche Strophe, fünfzeilig, der vierte Vers reimlos, erhielt den Namen Titurelstrophe.

---

sîn herze ist ganzes sinnes dach,
leien munt nie baz gesprach',

so preist ihn der Verfasser des Wigalois.

[1] Zuerst gedruckt o. O. 1477. — W. von Eschenbach, herausg. von Lachmann, Berl. 1854. — Leben und Dichten W. von Eschenbachs, von San Marte, 2 Bde. Magdeburg 1836. (Der Parzival frei bearbeitet.) — Parzival und Titurel, übers. von K. Simrock. Stuttg. 1842. 49. Die Sage vom hl. Gral von L. Lang. München 1862. — Lucä, Studien zum Wolfram. 1862. 63. — Wolfram als Theologe im Gegensatz zu Albrecht v. San Marte in Pfeiffers Germania 8, 421.

Das vollständige Werk, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus den Stoffen der Gralsage, von einem Albrecht von Scharfenberg zusammengedichtet, wird mit dem Namen des jüngeren Titurel bezeichnet. Vor Wolframs Fragmente hat der Dichter die kurze Geschichte des Gralkönigs Titurel und die umfassende Beschreibung des Graltempels, von der wir oben sprachen, gestellt. Nach dieser immerhin sehr interessanten und deßhalb von Archäologen viel benutzten, von S. Boisserée erläuterten Schilderung hat einst Kaiser Karl IV. die zierliche Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen lassen; sein Vorgänger Ludwig der Bayer hatte zu Etal schon früher einen Gralstempel errichtet. — Es folgt nun Sigunens und Schionatulanders Geschichte; das Brackenseil, das der Liebende aufsuchen soll, verwickelt ihn in Kämpfe aller Art. Von der Inschrift des Brackenseils hier einige Zeilen: ‚Klaudite sendet an Ekhunaten diesen Brief; der wilde Bote heißt Gardevias. An ihm sollst du merken: vor allem hüte der Fährte zu Gottes Minne. Hüte wohl des Ritterordens, daß er dir zum Heil gereiche. Die Augen sollen dem Strauße gleichen, der mit dem Glanz derselben seine Eier ausbrütet; wie der Luchs trage die Aufmerksamkeit im Herzen; Kehle und Hals sei wie des Kranichs, auf der Lauer gegen Trug und Falschheit, das Haupt gleich der Taube an züchtigen Geberden, das Herz dem Löwen gleich, stark und erhaben; stehe auf Bärenfüßen breit und groß. Zwölf Blumen winde dir zum Kranze (folgen zwölf Tugenden, deren letzte die Minne). Nun hüte wohl der Fährte, die letzte Blume weiset dich zu der Engel Sange.‘ Gervinus mag mit seinem Urtheil über das Gedicht wohl Recht behalten: ‚Das Gedicht ist einer großartigen, romantischen Gebirgsgegend zu vergleichen, die man in Nebelwetter und Regensturm durchwandert. Jedes Einzelne erscheint triefend schwer, die Ferne ist im Detail unklar und getrübt, der Fuß klebt fest im leimigen, aufgeweichten Boden einer formlosen Sprache, arbeitet sich ab im Sumpf der unabsehbaren Strophenhaide; man ringt mit dem Dorngeflecht enormer, unverdauter Gelehrsamkeit und abstruser Mystik. Dennoch gewährt es, mit dichterischem Geist seine Partien im Großen und Ganzen angeschaut, großartige, bedeutsame Formen und Ansichten und einen fruchtbaren Kern zu reicher Entfaltung, wenn nur diu habendiu zange mit Wolframs Tiefblick sich findet, die seine Schale zu sprengen weiß‘ [1].

Wolfram hatte am Schlusse des Parzival die Absendung Loherangrins nach Brabant erwähnt; diese Hindeutung auf die weitverbreitete Schwansage hat zu dem ebenfalls an's Ende des dreizehnten Jahrhunderts fallenden Gedicht Lohengrin Anlaß gegeben. Der unbekannte

[1] Zuerst gedr. 1477. Herausg. von Hahn. 1842. — Dazu Bartsch in Pfeiffers Germ. Neue Folge. Bd. 1. S. 1—36.

Verfasser dichtete in zehnzeiliger Strophe, nachher Klingsors Ton genannt, und läßt Wolfram als Erzähler auftreten. Zu diesem Zwecke führt er die Dichterkämpfe auf der Wartburg ein, in denen Wolfram dem dunklen Klingsor entgegen zu treten hat. Des Letzteren Rühmen, er habe den Artus in einem Berge gesehen, veranlaßt Wolfram zu der jüngsten Gralerzählung, wie Lohengrin der Else von Brabant gegen den lästigen Bewerber Friedrich von Telremunt zu Hülfe gesandt wurde, dieselbe zur Gattin gewann, mit Heinrich dem Vogler gegen Ungarn und Sarazenen kämpfte und bei der vorwitzigen Frage Elsens unerbittlich von dannen weichen mußte. Noch folgen weitere Begebenheiten bis zu Heinrichs II. Tod und bittere Wechselreden zwischen Wolfram und Klingsor. Wie Titurel schreitet das Gedicht mystisch und geheimnißvoll vorwärts, der klare Geist Wolframs fehlte seinen Nachtretern [1].

Wie niedrig sich die bretonische Sage stellte, wenn sie in weniger geschickte Hände fiel, ja wie selbst der Hintergrund des Gral ihr alsdann nicht aufhelfen konnte, beweist ein Dichter aus annoch guter Zeit, Heinrich von dem Türlin. Er gehörte kärntischem oder steirischem Geschlechte an, kannte vom Parzival, wie es scheint, nur die erste Hälfte und schrieb um 1220 sein großes Gedicht: die Krone oder der Abenteuer Krone. Eine unübersehbare Masse von Abenteuern wird an Gaweins Namen geknüpft; das Zauberwesen des Mittelalters spielt in kein Gedicht so stark hinein, als in dieses; es fehlt nicht an üppigen Situationen, die Heinrich sich nicht scheut, getreu nach seinem Vorbilde ‚Cristian von Trois' auszumalen. Es wird also auch nicht auffallen, daß Gawein, beim Gral angelangt, die von Parzival versäumte Frage ohne Zögern ausspricht [2].

Ein Spätling aus Artus' Kreis ist Wigamur, der Ritter mit dem Adler, von einem unbekannten Verfasser mit noch unbekannteren Personen- und Ortsnamen (z. B. Dyantorforgrant aus Triasoltrifortrant). Der Held der Aventüre fällt in die Hände eines Meerweibes, läßt sich in höfischen Künsten erziehen und gewinnt in dem Adler, den er von einem Geier befreite, ein begleitendes Thier. Konrad von Stoffel schrieb den Gauriel von Montabel oder den Ritter mit dem Bock, der Pleier, ein steirischer Dichter, unter anderen Artusromanen den Garel vom blühenden Thal [3].

Mit den Artussagen nur ganz äußerlich verbunden stellt sich die

---

[1] Zuerst herausg. von Görres, Heidelb. 1813. Eine brauchbarere Ausgabe von H. Rückert, Quedlinbg. 1858.

[2] In den Publikationen des Stuttg. lit. Vereins, herausg. von Scholl. 1852.

[3] Wigamur gedr. in Hagens Ged. des Mittelalters. I. Auszug aus Gauriel in Pfeiffers Germania 6, 385. Ueber Garel das. 3, 23.

Märe von Tristan und Isolde dar. Sie ist in ihrer Entstehung, ihrem Alter und ihrer Fortbildung bis jetzt noch nicht so eingehend geprüft als die Gralsagen. Der Kern der Märe wird dem Keltenvolke angehören, die Hand der Franzosen mag von der aufblühenden Leichtfertigkeit und Frivolität manches hinzugethan haben, von ihnen haben die deutschen Dichter den fertigen Stoff erhalten. Die Sage gereicht dem Keltenvolke nicht zum Ruhm. Nicht daß hier das Verzehrende, das Dämonische der Geschlechtsliebe zur Darstellung erhoben wird, macht das Unsittliche der Tristansage aus; hier werden göttliche und menschliche Gesetze, Scham und Sitte, Tugend und Ehre mit ruhiger Consequenz niedergetreten, als ob sich das so von selbst verstände, wie die Entstehung der Liebe durch den Minnetrank, durch dessen Einführung die Schuld der Menschen gemildert und auf das Geschick gewälzt werden soll. Und es ist die Blüthe der Ritterschaft, das Muster höfischer Zucht, es ist die ‚reine, keusche' Frau, die in ehebrecherischen Scenen schwelgen und mit unwürdiger Täuschung den Ehegemahl umgarnen; es ist ein edler, ritterlicher Mann, der also getäuscht wird; ja, als ob damit noch nicht genug geschehen wäre, der Geliebte der ehebrecherischen Frau muß auch seinerseits noch einen Ehebund mit der weißen Isolde eingehen, damit er unter gleichklingendem Namen die alte Liebe noch besitze. Wenn irgendwo in der schönsten Poesie Gift liegt, dann hier; und wie der Held endlich dem vergifteten Speer erliegt, nachdem er lange das Gift der Liebe in sich gesogen, so sind unter Abfassung des vergifteten Liedes zwei Sänger gestorben, Meister Gottfried und Karl Immermann.

Eilhard von Oberge, ein Dienstmann Heinrichs des Löwen, mit diesem in England, mag von da den Stoff herüber gebracht haben. Er behandelte denselben in der kurzen epischen Weise, die von höfischer Kunst noch nichts kennt (gegen 1215). Sein Werk ist nur in Bruchstücken erhalten, ist später überarbeitet worden, und aus ihm ist dann das vielgelesene Volksbuch entstanden.

Neben die großen Dichtergenossen, einen Wolfram, einen Walther, stellt sich Meister Gottfried von Straßburg (um 1215). Die wunderschöne Stadt mag seine Heimat oder sein Wohnort gewesen sein, die stehende Bezeichnung ‚Meister' läßt in ihm einen Bürgerlichen erkennen. Im Uebrigen bieten seine Gedichte für seine Lebensbeschreibung wenig Anhaltspunkte, nur etwa den noch, daß die Meinung, die in ihm einen Geistlichen erblickte, durch V. 17,947 seines Tristan ziemlich deutlich verurtheilt wird. Wenn demnach Gottfried insofern schon von Wolfram sich unterscheidet, daß er in seinen poetischen Excursen nicht, wie der letztere, von sich selbst spricht, so tritt er noch dazu in einen so bewußten Gegensatz zu Wolfram, daß er sich nicht begnügt, im Stoff, in Gesinnung und Sprache sich ihm entgegen zu stellen, sondern auch eine

scharfe Polemik gegen ihn eröffnet. ‚Des Hasen Geselle', sagt Gottfried mit deutlicher Anspielung auf den Eingang des Parzival, ‚will er auf der Worthaide mit Bickelworten der Hochtrabende und Weitspringende sein. Diese Finder wilder Märe, der Märe Wildschützen, die Gold von schwachen Sachen den Kindern können machen und aus der Büchse staubigen Sand gießen und Meerkies, die geben mit dem Stock uns Schatten, nicht mit dem grünen Lindenblatt. Diese selben Wildschützen müssen Ausdeuter mit ihren Mären lassen geh'n, wir mögen sie sonst nicht versteh'n; auch hat man der Muße nicht, daß man im schwarzen Buche die nöthige Glosse suche.' Gottfried hat hier offenbar nicht bloß die eigene Ueberzeugung, sondern zugleich die Ansicht eines großen Theils seiner Zeitgenossen ausgesprochen. Was er aber hier in negativem Tadel von dem rechten Dichter verlangt, das leistet er selbst in ausgezeichneter Weise. Da ist keine wilde, phantastische Märe, aufgebaut aus Wunder- und Zaubergeschichten, das einzige Wunder des Minnetranks ausgenommen, das aber ohne jede Störung weggedacht werden kann; keine fremden Beiwerke ziehen die Aufmerksamkeit von den Hauptpersonen ab, keine ungewohnten Gleichnisse stören im Genusse, keine Glosse, kein Ausdeuter dürfen mühsam in das Verständniß einführen. Spiegelklar gleitet die Erzählung daher, durchsichtig ist die ganze Darstellung, rein ist die Sprache, Vers und Reim. Folgen wir Wolfram mit Mühe durch Waldesdickicht, dessen verschlungene und dunkle Pfade der Dichter mühsam bahnt: so schaukelt uns Gottfried in leichter Gondel über krystallhelle Fluthen, in die wir tiefer und tiefer bis auf den Grund schauen, an blumigen, wonnigen Ufern vorbei; die Liebenden, der Dichter und der Zuhörer allein im Kahn, jene von ihrer Liebe flüsternd, der Sänger ihr Gekose durch helle Liedestöne unterbrechend, spielend mit den goldenen Fischlein seiner Laune, der Zuhörer wie im Zauber festgehalten von den wunderbaren und doch so einfachen Erscheinungen.

Ein kurzes Eingehen auf den Inhalt sei uns hier gestattet. Nach der Widmung an einen unbekannten Dietrich beginnt der Dichter sein Vorhaben darzulegen[1]. Thomas von Britanje, der Aventüre Meister, soll sein Leiter sein in dieser Märe, die aller edlen Herzen süßes Brod ist. ‚Wer nun begehrt, daß man ihm sage, ihr Leben, Tod, ihr Freud' und Klage, der biete Herzen und Ohren her, er findet hier all sein Begehr.' Glühende Liebe, tödtlich für Vater und Mutter, hat Tristan das Leben gegeben. Das Kind ward in allen höfischen Künsten wohl unterrichtet und von König Marke zum Nachfolger im Reiche bestimmt. Im

[1] Seine Gesinnung sprechen die zwei Verse aus:
‚Der werlde wil ich gewerldet wesen,
mit ir verderben oder genesen.'

Kampfe mit einem vergifteten Speer verwundet, suchte Tristan Heilung am Hofe der Königin von Irland und unterrichtete deren Tochter Isolde im Saitenspiel. Das Schicksal wollte, daß der schon bejahrte Marke sich zur Ehe entschloß und als Brautwerber gerade den ritterlichen Tristan zur schönen Isold sandte. Noch waren ihre Herzen frei; aber ein für König Marke bestimmter Minnetrank, den sie auf dem Schiffe genossen, verstrickte ihre Sinne, in denen nun die Minne ihre Siegesfahne aufpflanzte. Sofort beginnen die unwürdigsten Täuschungen des betrogenen Marke, zunächst von der Helferin Brangäne verdeckt, bald aber offenkundig. Da wurden sie vom Hofe verbannt und wohnten in der Minnehöhle (‚fossiure à la gent amant'). Hier entfaltet Gottfried sein ganzes Talent zu der prächtigsten Liebes-Idylle, die wohl je gedichtet worden ist. Wiederum Aussöhnung mit Marke und abermals begründete Eifersucht. Da suchte Tristan in der Fremde Ruh, in Arundel fand er eine andere Isolde, Weißhand genannt. Mit dem Namen sich selbst betrügend schloß er an diese sich an; er dichtete Leiche und guter Noten viel, darunter auch den Leich Tristanden, den man in allen Landen so lieb und werth hat; er machte Canzonen, Rondo's und höfische Liedlein und sang dieses ‚Refloit' darein: ‚Isôt ma drûe, Isôt m'amie, en vus ma mort, en vus ma vie.' Er hatte aber dabei die blonde Isold im Sinne. Hier bricht Gottfried ab.

Wie der Dichter dieses Lied von der Liebe zu Ende geführt haben würde? Sicherlich nicht anders, als nach der bretonischen Sage, nicht anders als seine gleich zu erwähnenden Fortsetzer. Das Unsittliche des ganzen Gedichts wurde von sehr vielen Zeitgenossen kaum gewürdigt; Tristan ist und bleibt das Muster der Stätigkeit und Treue im Ritterdienst; Isolde konnte ohne Anstoß von Gottfried und seinen Nachfolgern, wie auch von den Minnesängern die ‚viel reine, keusche' genannt werden; ja man ging sogar so weit, das, was eigentlich die Schuld der Beiden mildern sollte, den Minnetrank, hinweg zu wünschen, um alsdann erst in Tristan das rechte minnigliche Musterbild zu finden. Hätte allerdings eine in unserer Zeit von J. M. Watterich aufgestellte Ansicht Recht, dann wäre Gottfried nicht durch den Tod, sondern durch gänzliche Geistesänderung, die vielleicht auf einer Kreuzfahrt eingetreten, von der Vollendung des Tristan abgehalten worden. Indeß ist der Haupttheil von Watterichs Argumentation durch Fr. Pfeiffer aus sprachlichen Gründen gestürzt worden, indem derselbe das schöne und reumüthige Gedicht von der Gottesminne unserem Dichter mit Entschiedenheit abgesprochen hat [1].

[1] Gottfr. von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne, von Watterich. Leipz. 1858. — Fr. Pfeiffer in der Germania, III., 59 ff.

Zwei Nachfolger hat Gottfried gefunden, die das unvollendete Gedicht fortführten. Der eine, Ulrich von Türheim, ward durch Konrad den Schenken von Winterstetten zur Fortsetzung veranlaßt; ihm fehlt von Gottfrieds heiterer Kunst Alles, es ist nur die einfache, oft fast rohe Fortführung der Sage, die eben ganz dem Leser geboten werden soll. Höher steht Heinrich von Freiberg, er besitzt etwas von Gottfrieds Geist; lebendig, seelenvoll, daneben heiter und klar, hat er, was Ulrich abgeht, Gedanken und psychologische Tiefe, allerdings auch Gottfrieds leichten Sinn. Tristan wird mit Artus und der Tafelrunde in Verbindung gebracht; die sündhafte Minne dauert fort. Ertappt, werden die Liebenden zum Tode verurtheilt, Tristan rettet sich durch kühne Flucht und befreit auch Isolde. Noch einmal leben sie in seliger Verschollenheit in der Minnegrotte. Als Marke das ungetreue Weib wiederum zu sich genommen, erscheint Tristan als Aussätziger am Hofe. Auf der Flucht wird er durch einen ‚geluppten' Speer verwundet; bei Isolde der heilkundigen ruht seine Rettung. Wenn die Abgesandten sie mitbringen, so soll ein weißes Segel dieß dem harrenden Tristan verkünden; aber Isold Weißhand, eifersüchtig auf ihre blonde Nebenbuhlerin, verkündet, das Segel sei schwarz. Da wendet der Arme sich und verscheidet; an seiner Leiche stirbt die blonde Isolde. Marke, über den unseligen Minnetrank endlich aufgeklärt, ließ die Todten in zwei Marmorsärgen neben einander bestatten und einen Rebenstock und eine Rose auf die Gräber pflanzen. Da dauerte die ‚unlösbare' Minne noch im Grabe fort, Rose und Weinrebe verwuchsen im Boden und verflochten sich über demselben. Ueber dem Grabe erbaute Marke ein Kloster und that sich dort der Welt ab [1].

Was die Form der beiden bedeutendsten Kunstepen des Mittelalters anlangt, so sind beide in den kurzen Reimversen abgefaßt, die von den epischen Kunstdichtern bevorzugt wurden, aber zur epischen Darstellung nicht sehr geeignet erscheinen; am vollkommensten hat wohl Gottfried die Schwierigkeiten überwunden. Ein anderes aber erklärt sich auch hieraus: Wolfram wie Gottfried streifen durchweg an die Lyrik an; ja Gottfried, der so gern seine Betrachtungen einflicht, geht stellenweise geradezu in Lyrik über, indem er vier gereimte Zeilen als Schlußsatz vorführt. K. Lachmann hat in Parzival eine Strophe von dreißig

[1] Eigenthümlich sind Heinrichs Wünsche: ‚Nun lasse sie Gott erwerben, sein Reich, das sind sie wohl werth', und sodann: ‚An aller Treue reich war der werthe Tristan, deß soll man ihn genießen lassen, ob er noch in der Hölle ist, daß Gott ihn von dannen nehme in sein Reich; und die Königin Isot, der ihre Treue das gebot, daß sie nahm ein jähes Ende, die müsse er an seiner Rechten führen aus aller Noth.' Ulrich kommt 1236—46 in Urkunden vor. Heinrich dichtete gegen das Jahr 1300.

Versen durchgeführt finden wollen; der erste Theil des Gedichts will sich aber einer solchen Abtheilung nur sehr gezwungen fügen. — Gottfried mit seinen Fortsetzern ist mehrfach herausgegeben, auch übersetzt worden [1].

XI. Antike Sagen.

Der nicht sehr bedeutende Kreis von Dichtungen, den wir an dieser Stelle zu besprechen haben, schließt sich um die antiken, griechischen wie römischen Sagen; es sind die Kämpfe vor Troja, sodann die Schicksale des Aeneas, endlich die Thaten Alexanders des Großen, die unsern Vorfahren in dichterischem Gewande vorgeführt wurden. Wenn ich hier die Thaten Alexanders als Sagen bezeichne, so muß ich zur Rechtfertigung sogleich hinzusetzen, daß die mittelalterlichen Dichter nicht aus den Historikern des Alterthums schöpften, obwohl sie auch hier im Curtius vielmehr einen Roman als eine Geschichte hätten finden können, sondern aus den späteren Quellen eines Pseudo-Kallisthenes, in welchem orientalische, persische, jüdische, ja selbst christliche Sagen zusammengeflossen waren. Ebenso wenig war für die trojanischen Kämpfe die reichste und reinste Quelle, Homer, bekannt; Virgil selbst mit seinem bereits modernisirten Aeneas lag den höfischen Sängern fern. Aus dritter und vierter Hand empfingen sie die Geschichten in französischen ‚buochen'. Und wie sie sich in der Wahl ihrer Stoffe von der Zeitrichtung leiten ließen und die Alexander-Sagen eben darum mit Vorliebe behandelten, weil die Kreuzzüge die von Alexander besuchten orientalischen Wunderländer dem Abendland nahe rückten, so ließen sie sich auch in der Auswahl der einzelnen Ereignisse, nicht minder auch in der ganzen Darstellung von ihrer Zeit beeinflussen. Alexander ist da kein griechischer Heerführer, sondern ein mittelalterlicher Kriegsheld; seine Getreuen sind deutsche Wigande, Aeneas und Turnus sind bis auf den Namen selbst deutsche Herzoge; Lavinia ist vollständig ein Burgfräulein geworden, zur Seite die Mutter, eine in Minne wohlerfahrene Matrone; Porus, Hektor, Achilles sind wie die Recken der deutschen Heldensage. Ja, man würde nicht weit abgehen, wollte man in Alexander den Kampf und Wunder suchenden Kreuzfahrer finden, der bis zu des Paradieses Pforten vordringt und wenigstens einen wunderbaren Stein von da heimträgt.

So erinnern diese mittelalterlichen Antiken uns, die wir Objectivität der Darstellung über Alles zu setzen gewohnt sind, allerdings an die

---

[1] Herausg. von C. Groote. Berl. 1821. — Von F. H. v. d. Hagen. Bresl. 1823. — Von Maßmann. Leipz. 1843. — Gottfried übersetzt von H. Kurtz. Stuttg. 1844. — Von K. Simrock. Leipz. 1855.

griechischen Helden auf den Bühnen der Zopfzeit, die in Allonge-Perücken und Kniehosen, gerüstet mit Bandelier-Degen, zeitgemäße Phrasen abhaspelten, — aber dennoch, welch' großer Unterschied! Es war denn doch eine gesunde kernige Zeit, eine wohlgeschaffene Umgebung, in welche die fremden Helden sich versetzt sahen; waren die Worte und Gedanken, die der deutsche Dichter ihnen beilegte, auch keine antiken, es waren doch kräftige und edle, wie die Waffen und das Gewand, in die sie sich gekleidet fanden. Der deutsche Geist behauptete dazumal auch in der Fremde sein eigenthümliches Wesen, ja er verlangte, daß das Fremde sich ihm anbequeme; deutsches Schwert, deutsches Gesetz und deutsche Sitte drückten der damaligen Welt ihren Charakter auf; der deutsche Dichter mochte es daher ohne Anstand wagen, das Heldenhafte früherer Zeiten als deutsches Eigenthum zu stempeln. Aber freilich, nicht überall und nicht Jedem gelang diese Umschaffung; schaffende wie umschaffende Geister sind selten; in der Hand des gering Begabten gestaltet sich die Umschaffung zur Travestie, wie die Nachbildung zur Karrikatur.

Von den jetzt zu erwähnenden Gedichten nimmt der Alexander des Pfaffen Lamprecht entschieden die erste Stelle ein. Während J. Grimm das Dasein eines deutschen Dichters Lamprecht in Abrede stellte, neigt Holtzmann (Germ. 2. 1) zu der Meinung hin, der Dichter des Alexanderliedes wie des Annoliedes sei einer und derselbe und zwar kein geringerer als der berühmte Chronist Lambert von Hersfeld (Aschaffenburg), der wahrscheinlich vom Niederrhein oder aus der Maasgegend stammte (gegen 1070).

Der Einfluß der Kreuzzüge ist an der Alexander-Sage besonders sichtbar. Mannigfach gestaltet waren gewiß diese Sagen im Morgen- wie im Abendland auf und ab gegangen, persische Lieder bewahrten das Andenken des Macedoniers, arabische Mären erzählten vom Dsul-Karnain, jüdische Ueberlieferungen ehrten den Eroberer, den Daniels Prophezien voraus verkündet hatten, der selbst zu Jerusalem den einzig wahren Gott verehrt haben sollte; in seiner großen, wenn auch gewiß damals nicht ganz begriffenen Mission hatte Alexander dem Christenthum die Bahnen bereitet; die Zeiten der Kreuzzüge wurden indeß besonders angezogen von der Fülle der Wunder, die der Orient bot, die aber mit dem Bekanntwerden Vorderasiens immer weiter nach Osten, also eben in das von Alexander eroberte Indien rücken mußten.

Nachdem in dem Gedichte Alexander die Abkunft und Jugend des Helden kurz vorgeführt, auch sein Aeußeres geschildert worden ist, wobei wir dann erfahren, daß Alexander echt heldenmäßig verschiedenfarbige Augen hatte (‚ein Auge war himmelblau, wie das eines Drachen, schwarz das andere, wie eines Greifen'), wird der Kriegszug gegen Darius erzählt. Da fehlt es denn nicht an Zügen, die stark an unsere National-

sage anklingen: Alexander ficht ‚mit grimmem Muth, wie der Bär im Zorne thut, wenn ihn die Hunde bestehen; die er da mit den Klauen mag fangen, an denen rächt er seinen Zorn'. Manch herrliche Burg wird da gebrochen, über den Eufrat eine Brücke geschlagen, aber sogleich nach dem Ueberzug wieder abgebrochen, damit Keiner an Flucht denken möge. Den Edelmuth, den der hochherzige Alexander gegen die Verwandten des unglücklichen Darius übt, darf natürlich der deutsche Dichter nicht verschweigen. Nach Darius Tode bricht Alexander alsbald, nachdem der ‚brûtlôft' mit Roxanie geschehen, gegen den gewaltigen Porus auf. ‚Dem kam mancher schwarze Mohr, sie brachten ihm der Elefanten viel; diese haben innen in ihren Gebeinen kein Mark, drum sind sie außer Maßen stark; man mag auf ihnen bauen, wollet ihr mir trauen, Thürme und Bergfriede. Fallen sie aber nieder, auf kommen sie nicht wieder, sie müssen da liegen bleiben; denn sie haben keine Knieschеiben.' Mit List werden die freislichen Thiere unschädlich gemacht; ‚da gewann Porus, der Held gut, einen grimmigen Muth, der theuerliche Wigand unter sein Heer er da sprang und mahnete sie fest zu der Noth, mildiglich er ihnen bot Phellel und Seide, Gold und Geschmeide'. Als nun der Wigande und der Knechte viele gefallen, rief Alexander den Porus zum ‚einwîch' (Einzelkampf) heraus. ‚Da zuckten die Herren ihre Sachse (kurze Schwerter), zusammen sie da sprangen, hei, wie die Schwerter klangen an der Fürsten Handen, da sich die Wiganden hieben wie die wilden Eber. Groß war da der Stahle Schall, das Feuer blitzte überall aus den zerhauenen Schildrändern. Immer wieder sprangen sie zu den Beilen, wohl benutzten die Ecken (Schwertschneiden) die theuerlichen Recken.' Endlich muß Porus erliegen. So dringt Alexander weiter bis an der Welt Ende; im Lande Occidatris trifft er ein sehr armes Volk, auf seine Fragen nach Lebensart und Sitten entgegnen die Bewohner: ‚Wir haben weder Haus noch Burgen und leben ohne Sorgen, wir haben zu verlieren nichts, als was man an uns sieht; das ist die ganze Wahrheit. Uns ist jederzeit bereit, Beides, Wohnung und Grab, was uns Niemand nehmen kann, daß uns der Himmel bedeckt.' Seitdem frug er sie Nichts mehr, fügt der Dichter bei; dagegen fordert er sie auf, sich eine Gabe zu erbitten; sie wünschen Unsterblichkeit; zürnend sagt Alexander, die Gabe könne er nicht spenden, da er selbst sterben müsse. Und als nun einer der Bewohner fragt, warum er auf Erden solch Wunderwesen treibe, da antwortet Alexander mit tiefem Blick in sein Wesen und seine Sendung: ‚die Sache ist also geschaffen von des Höchsten Gewalt: was uns von dort wird zugetheilt, das müssen wir alles üben. Das Meer mag Niemand trüben, es trübt es nur der Wind, dann aber haben Angst, die drinnen sind.'

Und nun die Wunderdinge des Orients! Alexander, bis an das

Ende der Welt gelangt, erzählt sie in einem Briefe, den er an seinen Lehrer Aristoteles schreibt. Wir wollen darin nicht eine besondere Kunst des Dichters finden, als ob er die Verantwortung für diese Wundersachen nicht hätte übernehmen wollen. Da lesen wir denn freilich von Riesen und Ungeheuern, von seltsamen Flüssen und Zauberwäldern; auf einem Baum ‚da saß ein schöner Vogel, dem war das Haupt lauter wie die Sonne, er war aller Vögel Wonne; er ist der Phönix genannt, über alle Erdenland ist nur der eine, er ist auch nicht zu kleine'. — Im schattigen Wald, den die Sonne nicht durchscheinen mochte, da erscholl so lieblicher Gesang, daß die Helden Alexanders ‚all ihr Herzeleid und ihre große Arbeit' ganz vergaßen. Schöne Mägdelein, wohl hunderttausend oder noch mehr, mischten da ihren Gesang mit der Vögel Schall. Mit den Mägdlein aber hatte es folgende Bewandniß: ‚Wenn der Winter abging und der Sommer anfing, dann begannen die edlen Blumen in dem Walde aufzugehn, da waren sie so wohl gethan; sie waren völlig rund wie ein Ball und fest geschlossen überall.' Wenn sich aber die Blume erschloß, dann ging, roth wie das Morgenroth und weiß wie der lichte Tag, ein Mägdelein daraus hervor. ‚Da ertönte der Wald von der süßen Stimme Derer, die da sangen darinne; die Vögel und die Mägdelein, was mochte wonniglicher sein?' Doch mußten diese Kinder immer im Schatten leben; ‚welche die Sonne mochte bescheinen, von denen blieb am Leben keine.' Aber das Blumenleben der wonniglichen Mädchen und die Freude der griechischen Helden in dem grünen Walde dauerten nicht lange; es vergingen drei Monate und zwölf Tage. ‚Da die Zeit zu Ende ging, unsre Freude gar zerging, die Blumen ganz verdarben und die schönen Frauen starben; die Bäume ihr Laub ließen und die Brunnen ihr Fließen und die Vögelein ihr Singen; da begann zu zwingen Unfreude mein Herz mit mannigfachem Schmerz. Da schied ich traurig dannen mit allen meinen Mannen.' Auch an der Welt Ende, so erzählt der Brief weiter, kam er, ‚wo der Welt Abgrund steht und sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad'. In heidnischem Uebermuth will Alexander, nachdem er noch viele Könige bezwungen, auch von den Engelchören Zins erheben, junge Rathgeber drängen den Unersättlichen zu dem verwegenen Treiben. Nach manchem Unglück gelangt er an die Mauer des Paradieses und begehrt Einlaß. Der wird ihm zwar nicht gewährt, aber ein wunderbarer Stein, der ihm werde zu erkennen geben, wie es um ihn stehe. Da kehrt der Eroberer nach Griechenland zurück, entläßt sein Heer und forscht nach Weisen, die ihm die Natur des Steines erklären möchten. Nur ein alter Jude vermag es; er sei, sagt dieser, ein Bild seines Uebermuths und seiner Unersättlichkeit, er mahne ihn an den Tod, der ihn, wie jeden Menschen, erwarte. Alexander geht in sich, verläßt Krieg

und Gierigkeit, zwölf Jahre regiert er gerecht und mild, da waren ihm seine Sünden vergeben und ihm wurde ‚Erde sieben Schuh lang, wie dem ärmsten Mann'. Aus den Kampfesschilderungen sei schließlich noch eine Anspielung auf die Gudrun erwähnt: ‚Von einem Völkerkampfe hören wir sagen, der auf dem Wulpenwerder geschah, wo Hildens Vater todt lag zwischen Hugen und Waten.' — Das Gedicht des Pfaffen Lamprecht gehört, wie auch die kurzen Proben bestätigt haben werden, zu den besten, die das Mittelalter uns überliefert hat [1].

Rudolf von Ems, über den später noch zu sprechen sein wird, verfaßte ebenfalls einen Alexander, weitläufig angelegt und, wie es scheint, unvollendet. Er nimmt den zweifelhaften Ruhm für sich in Anspruch, zehnmal mehr zu liefern als ein früherer Alexander-Dichter Berchtold von Herbolzheim, von dem nichts mehr vorhanden ist. Endlich hat sich an der Alexander-Sage auch ein Ulrich von Eschenbach versucht, der freilich mit seinem um etwa 80 Jahre früheren Namensvetter Wolfram eben nur den Geschlechtsnamen gemein hat.

Aus Rudolf von Ems erhellt, daß schon jene Zeit es anerkannte, wie Heinrich von Veldeke den Stamm der höfischen Poesie gepflanzt, auf den dann drei kunstreiche Reiser, Hartmann der Auer, W. v. Eschenbach und Gottfried, gepfropft sind. Der Vater der höfischen Poesie, auch von Veldekin genannt, stammte aus der Gegend der Abtei St. Truyden (St. Trond) in den Niederlanden und lebte am Hofe zu Cleve, wo er um 1175 seine Eneit zum großen Theil dichtete. Das Werk muß mit großem Beifall aufgenommen worden sein, ein Graf von Schwarzburg entführte es, und erst nach neun Jahren erhielt der Dichter es wieder, um es auf Neuenburg an der Unstrut zu vollenden. Heinrich war ebenso wenig als Opitz, mit dem man ihn füglich wie zu seinem Vortheil so zu seinem Schaden vergleichen kann, ein großes dichterisches Talent; er fand nur zur rechten Zeit das rechte Wort. Er bildet das verbindende Mittelglied zwischen romanischer und deutscher Dichtung. Was er für die höfische Dichtung, also für seine begeisterten Nachfolger, darbot, das sind an und für sich Aeußerlichkeiten: Zierlichkeit des Styls und der Sprache, Ausmalung in der Darstellung, sichere Regel in Vers und Reim; freilich auch — das Unvermeidliche des Minnewesens.

Für seine Eneit konnte Veldeke nicht den Virgil benutzen, der war ihm unbekannt; ein französisches Muster mußte die Stelle vertreten; darnach erfahren wir die Abenteuer des Aeneas bis zur Gründung Alba's. Abenteuer! — ja wenn nicht die erhaltende Sage hier die Um-

[1] Das Gedicht ist herausg. von H. Weismann mit Uebersetzung und Zugabe der bis jetzt bekannten Quellen. Frankf. 1850. — Frühere Ausg. von Maßmann.

risse kräftig vorgezeichnet hätte, die Geschichte des Aeneas würde in eben so phantastische Willkürlichkeiten zerfließen, wie die meisten Artus-Gedichte. Eine echt künstlerische, mit Virgil'schen Episoden durchflochtene Darstellung dürfen wir von unserm Dichter ohnehin nicht erwarten. Aber selbst mit dem prachtvollen Stoff von Troja's Fall weiß Veldeke nichts anzufangen, er macht ihn in wenigen Versen ab, gleich als ob er die Fülle hier zu beherrschen nicht im Stande wäre. Auch die sonstigen Abenteuer des Aeneas werden mit flüchtiger Hand gezeichnet; erst als Dido in das Gedicht eintritt, da schwimmt der Dichter behaglich in seinem Elemente, der Minne. Und wieder gleitet er rasch an der Höhle der Sibylle, an Hölle und Elysium vorbei, um ein neues Liebesverhältniß, das mit der Lavinia, in echt höfischer Ausführlichkeit und Zierlichkeit vorzuführen. Hier ist denn das beliebte Vorbild der Epigonen, der Mutter Gespräch mit Lavinien über die Minne. — ‚Tochter so minne Turnum. — Womit soll ich ihn minnen? — Mit dem Herzen und mit den Sinnen. — Soll ich ihm mein Herz denn geben? — Ja wohl. — Wie sollt ich selbst dann leben? — Du sollst es ihm so geben nicht. — So saget mir denn, was Minne ist. — Ich kann dir's nicht schreiben. — So sollt ihr's lassen bleiben. — Da sprach die Königinne: So gethan ist die Minne, daß es rechte Niemand dem andern sagen kann.' Und nun schildert die Königin die Minne in ihrem Wirken, in ihrer sehnenden Noth, daß die Tochter endlich ausruft: ‚Gott gebe, daß sie mich müsse vermeiden! Wie sollt ich all' die Noth erleiden?' Aber bald ist ihr Herz wund und nur mit Zagen und mit Mühe schreibt sie der forschenden Mutter den Namen ‚Eneas' auf die Tafel. Auch der Held entbrennt in derselben Liebe; ‚zuerst meinte er, daß es ein ander Wehe wäre, etwa eine Sucht oder ein Fieber; des war er ein unfroher Mann, bis er endlich sich besann, daß es die starke Minne war'. Mit aller höfischen Zierlichkeit und Gewandtheit wird endlich noch der Zweikampf zwischen Aeneas und Turnus vorgeführt. Ritterlich will Aeneas dem Besiegten das Leben schenken, da erblickt er an Turnus' Hand das Ringlein, das dieser dem erschlagenen Pallantes abgenommen. Bei diesem Anblick verläßt Aeneas die Milde; das Haupt schlug er ihm ab[1].

Für den trojanischen Krieg mußten statt des unbekannten Homer die späteren Bearbeitungen der trojanischen Sagen von Dares und Dictys als Quellen dienen[2]. Nach diesen ist eine ziemliche Anzahl

---

[1] Heinr. von Veldeke, herausg. von Ettmüller. Leipz. 1852. Außer der Eneit besitzen wir von Veldeke noch einige Minnelieder; ein Servatius, den man für verloren hielt, ist kürzlich aufgefunden und von Bormans herausgegeben.

[2] Dares Phrygius soll der Sage gemäß vor Homer eine Ilias (Phrygia) geschrieben haben; sicher war die unter seinem Namen cursirende, von Aelian erwähnte

von umfangreichen Gedichten über den trojanischen Krieg verfaßt worden, deren theilweisen Verlust wir leicht verschmerzen. Der besten Zeit fällt Herbort von Fritzlar zu. Dem Städtchen, dessen Namen er führt, wohl durch Geburt angehörig, verfaßte er auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen (1190—1216) noch als junger Mann (‚gelaerter schuolaere') sein ‚liet von Troye'. Er folgt darin mit der größten Treue einem ‚welschen' Buch (dem Benoit de Sainte-More), und gibt gewissenhaft jedesmal an, wo und warum er sich von demselben entfernt. Nahm der hessische Dichter den Heinrich von Veldeke zu seinem Vorbild, so gesteht er doch mit rührender Bescheidenheit, daß er hinter seinem Muster weit zurück bleibe; er habe, sagt er selbst, selten ganzen Regen und müsse sich begnügen, wenn es ihm tropfenweise zufalle. Ein zutreffendes Wort; es sind allerdings nur Tropfen wahrer Poesie in diesem Lied von Troja, Tropfen geschöpft aus der reinen Quelle der volksthümlichen Heldenlieder. Im Uebrigen braucht wohl nicht des Weiteren erwähnt zu werden, daß die Helden vor Troja sich von den Rittern des Hessenlandes in damaliger Zeit nicht unterscheiden, noch auch, da es sich ja eigentlich von selbst versteht, daß Herbort sein Gedicht vom Ei der Leda d. h. hier mit der Geschichte der Argonauten beginnt. Ist die Sprache und Darstellung für die Blüthezeit der Dichtung allerdings etwas steif und ungelenkig, so hat Herbort die nicht unangenehm berührende Eigenthümlichkeit, daß er einzelne Partien in lyrischer Weise beginnt und bei Gelegenheit einen gewissen schalkhaften Humor zu Tage treten läßt[1]. Helena, die von Paris geraubte, bricht zunächst in untröstliche Klagen aus, aber allmählich ‚die Frau ihres Leides vergaß, von der Stunde je baß und baß; an dem andern Morgen war gemindert ihre Klage; recht darnach in sieben Tagen hörte Niemand sie mehr klagen; nach einem halben Jahr minnete sie ihn offenbar; und als das Jahr herum kam, da war sie Menelao gram.'

Etwa siebenzig Jahr später fiel der reiche Stoff der Troja-Sagen einem Dichter in die Hände, der bei der Fruchtbarkeit seines poetischen Talents, bei der Leichtigkeit seiner Versifikation und bei der Vielseitigkeit seiner dichtenden Thätigkeit vor den verschlungensten und weitläufigsten

---

Ilias das Werk eines späteren Sophisten. Diese Ilias soll Cornelius Nepos in's Lateinische übertragen haben. Nach Vermuthungen wäre die unter Dares' Namen im Mittelalter aufgeführte lateinische Ilias von einem englischen Dichter Joseph Iscanius oder Devonius (aus Devonshire) im 12. Jahrhundert verfaßt. Auch Dictys Cretensis wird mit seiner Ephemeris belli Trojani, die auf Palmblättern in Phönizischer Sprache geschrieben sein soll, fälschlich vor Homer's Zeiten gesetzt. Die noch vorhandene lateinische Bearbeitung (vielleicht Original) ist von Q. Septimius (ed. Dederich. Bonn. 1833).

[1] Das liet von Troye herausg. von K. Frommann. Quedlinbg. 1837.

Mären nicht zurück schrack. Und doch hat er in etwa 50,000 Versen (dem doppelten Umfang des Parzival) den trojanischen Krieg, mit dem natürlich der Argonautenzug untrennbar verbunden war, nicht zu Ende führen können. Der Dichter ist der bereits früher erwähnte Konrad von Würzburg. Sein letztes, aber nicht gerade bestes Werk, dieser trojanische Krieg, zeigt Konrad als den in Vers, Reim und Darstellung vollendeten Schüler Gottfrieds von Straßburg. Nicht weniger aber bereitet der am Schluß unserer Periode stehende Konrad uns vor auf den baldigen raschen Verfall der Dichtung. Schon bei ihm wird der Umfang, sodann die Schilderung und endlich das Pikante, sei es nun das Uebertriebene, sei es das Derbe, Hauptsache [1].

Um auch des nicht mehr Vorhandenen zu gedenken, erwähnen wir hier noch, daß der von Rudolf von Ems und Gottfried von Straßburg gerühmte Bliker von Steinach einen ‚umbehang' gedichtet hat, der möglicher Weise eine Anzahl von Teppichbildern erklärte; oder wie Wolframs Brackenseil, mochte ein Umhang, ein Zelt oder dergleichen besondere Bedeutung für die Märe gewinnen. Von dem verloren geglaubten Umhang hat F. Pfeiffer mit großer Wahrscheinlichkeit ein Bruchstück entdeckt [2]. Mehr zu bedauern möchte vielleicht der Verlust eines Werkes des Albrecht von Halberstadt sein, der wahrscheinlich im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts den Ovid in deutsche Verse brachte. Durch Georg Wickram, den Unterhaltungsschriftsteller des 16. Jahrhunderts, ist uns wenigstens der Prolog, allerdings umgesetzt in die spätere Sprachweise, erhalten; Haupt hat denselben in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurück übersetzt. Das Gedicht Albrechts mag seiner Zeit den verdienten Anklang nicht gefunden haben, die aus Ovid hergenommenen Stoffe werden sich der beliebten Gallisirung weniger gefügt haben.

XII. Reim-Chroniken.

Chroniken? Reim-Chroniken? so fragt der Leser vielleicht ängstlich und fürchtet auf den Sand gereimter Prosa oder in die Haide dürrer Stadt- und Landgeschichten zu gerathen. Aber es ist nicht so schlimm.

Den Reigen eröffnet das Annolied. Anno, von 1056 bis 1075 Erzbischof von Köln, in der Geschichte Heinrichs IV. gar wohl bekannt, kräftig als Verweser des Reichs und als Ueberwacher geistlicher Zucht, untadelhaft in seinem Leben, wurde 1183 unter die Heiligen versetzt.

---

[1] K. von Würzburgs trojanischer Krieg, herausg. von A. Keller. Stuttg. 1858. (Literarischer Verein.)

[2] Zur deutschen Literaturgeschichte. Stuttg. 1855. S. 1—18.

Eine Anerkennung anderer Art ward ihm durch einen dichterischen Kranz, den eine unbekannte Hand auf sein Grab legte. Die Sprache des Annoliedes weist uns an den Niederrhein, die Haltung des Gedichts läßt im Verfasser einen Geistlichen vermuthen, woran uns die kriegeskühne Sprache einzelner Strophen um so weniger irre machen wird, als der Held des Gedichtes selbst noch ein Jahr vor seinem Tode die widerspenstige Stadt Köln mit starker Hand bezwang. Das Gedicht fand seinen Platz nicht bei den Legenden, weil der größte Theil desselben in einer Weltchronik besteht, die wie ein breiter Rahmen sich um Anno's Bild legt. ‚Wir hörten oftmals singen von alten Dingen, wie schnelle Helden fochten, wie sie feste Burgen brachen, wie liebe Freundschaften sich schieden, wie reiche Könige gar zergingen. Nun ist es Zeit, daß wir denken, wie wir selbst sollen enden. Christ unser Herre gut, wie manche Zeichen er vor uns thut; wie er denn auf dem Sigeberge hat gethan durch den theuerlichen Mann, den hl. Bischof Anno.' Nach solcher Hindeutung auf die Heldengesänge der Zeit malt der Dichter in kräftigen Zügen die Schöpfung; während alles Geschaffene nach Gottes Willen sich richtet, wich der Mensch im Geleit Lucifers von der Bahn des Rechten ab. So wurden die fünf Welten durch den bösen Feind verderbt, bis Christus durch seinen Opfertod der Hölle Macht brach und seine Zwölfboten in die Lande sandte. Deß sollen auch die trojanischen Franken Gott genugsam danken, daß er ihnen der Heiligen viel gesandt; so ist es auch hier in Köln bewandt. Unter diesen Wunderheiligen gehört ihr St. Anno an; deß mag die Stadt Gott loben, daß in der schönsten Burg, die in deutschen Landen je wurde, Richter war der frommste Mann. In scheinbarer, aber wohl besonnener Abschweifung geht der Dichter zur Gründung der Stadt über, wobei die vom Propheten Daniel gezeichneten vier Reiche ausführlicher besprochen werden. Das vierte war das römische Reich. Mit deutschen Mannen erkämpfte Cäsar den Sieg über Pompejus. ‚Das war das härteste Volkswig (Heerschlacht), das in diesem Merigarten je gekämpft wurde. Hei, wie die Waffen klangen, da die Rosse zusammen sprangen, Heerhörner ertosten, Bäche Blutes flossen, die Erde unten ertönte, die Hölle entgegen erglühte.' Auf Cäsar folgte Augustus, der durch Agrippa die Burg Köln bauen ließ. St. Petrus sandte drei hl. Männer zu den Franken; 33 Bischöfe waren bis auf Anno.

Hier beginnt der eigentliche Lobgesang. ‚Wie die Sonne in den Lüften, die zwischen Erd' und Himmel geht, beiden Hälften scheinet, also ging Anno vor Gott und den Menschen; als ein Leu saß er vor den Fürsten, als ein Lamm ging er unter den Dürftigen. Daß aber die große Ehre nicht verwirre seine Seele, so that ihm Gott wie der Goldschmied thut, so er wirken will eine Spange gut: das Gold schmilzt er

im Feuer, wohl schleift er die Edelsteine. Also schliff Gott den hl. Anno mit mancher Mühseligkeit.' Dahin gehörten auch die unseligen Wirren Heinrichs IV., als das Reich seine Gewaffen in seine eigenen Adern kehrte, daß die getauften Leichname unbegraben zerstreut lagen zur Atzung den bellenden, den grauen Waldhunden. Da mochte Anno nicht länger leben. Ein Gesicht zeigte ihm den für ihn bestimmten Sitz im Himmelssaal, aber auch einen Flecken vor seiner Brust, der ihn zurückhielt vom seligen Sitze. Da wußte er, was er zu thun hatte: ‚Den Kölnern gab er wieder seine Huld, wie groß auch war ihre Schuld.' Nach großem Leid schied die theure Seele dahin. ‚Und als er zur ewigen Gnade kam, da that der Herr edelgemuth, wie der Aar seinen Jungen thut, wenn er sie lehren will ausfliegen; er schwebt ob ihnen in Pracht, er schwingt sich auf zu Berge; das thun dann auch die Jungen gerne.' An dem Grabe Anno's aber zeigt sich noch immer Gottes Wunderkraft.

Dieses schöne Denkmal der frühen mittelalterlichen Dichtkunst, das in der Sprache noch einiges Altdeutsche hat und von Holtzmann mit guten Gründen dem berühmten Lambert von Hersfeld zugeschrieben wird, ist uns in fast wunderbarer Weise erhalten. Zu einer Zeit, da man altdeutsche Gedichte wenig schätzte, ward Opitz ergriffen von der Erhabenheit des Annoliedes und ließ es 1639 drucken. Einen Monat nachher starb er an der Pest; mit seinen Papieren wurde auch die Handschrift unseres Gedichts, wohl die einzige vorhandene, verbrannt. Opitzens Ausgabe muß daher das Manuscript vertreten [1].

Die sogenannte Kaiserchronik, deren Abfassung von Einigen um 1147, von Lachmann um 1160 gesetzt wird, hat mit dem sicherlich früher verfaßten Annoliede eine große Anzahl von Versen gemein. Sie bietet die Geschichte der römischen Kaiser in sehr bunter Reihe von Romulus und Cäsar bis auf Lothar und Konrad III. Geschichte und Sage sind in merkwürdiger Weise durch einander gemischt. Auf Romulus folgt Julius Cäsar; unter Kaiser Cajus geschieht des Curtius' (Jovinus) Heldenthat Erwähnung, der sich in das ‚helleviur' stürzte. Unter Claudius fallen die Legenden über den hl. Petrus; auf Nero folgt Tarquinius Superbus mit seinen Zeitgenossen Collatinus von Trier, Totila und Lucretia; Scävola verrichtet seine Großthat unter den Kaisern Otho und Vitellius. Später füllen christliche Legenden den größten Theil des Raumes aus. — Der Herausgeber Maßmann urtheilt wohl zu vortheilhaft von dem Compositions-Talente des Verfassers: Rein menschliche Klänge vom endlichen Lohn bewährter Treue und bewahrter Unschuld, von wunderbarer Fügung Gottes durch Noth und Tod, Schiffbruch und

[1] In unserer Zeit herausg. von Bezzenberger. Quedlinbg. 1848. Ausg. von K. Roth. München 1847. Von Kehrein. Fkf. 1865. (Vgl. Germ. 2, 1—47.)

Sklaverei, um die Herzen der noch heidnischen Menschen für den Sohn zu gewinnen, tapferes Martyrthum für den neuen Glauben, ritterlichen Kampf für denselben, Sieg des Christenthums; und um diese Grundpfeiler der Anschauung und Erbauung die lebhaftesten und lieblichsten Bilder, lebendige Schilderungen von besonderen Kämpfen und Weltschlachten, so stellt er den Inhalt dar. Uebrigens zeugen die große Anzahl von Handschriften wie die mehrfachen Fortsetzungen von der Beliebtheit des Werkes. Aus der Kaiserchronik schöpften die späteren Chronisten; sie war das Geschichtsbuch der Jugend wie die reiche Quelle für die Stoff suchenden Dichter späterer Tage. Sprache und Reim entsprechen dem Alter des Werks [1].

Die große Neigung, die in allen noch jugendlich frischen Sprachen und Nationen herrscht, auch solche Stoffe, die eigentlich für prosaische Behandlung angethan sind, in poetischem Gewande vorzuführen, hat dem Mittelalter der Chroniken noch manche gegeben. Rudolf von Ems, der geschmackvolle Bearbeiter der Legende, hat um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts für den Hohenstaufen Konrad IV. eine Geschichte des alten Testaments bis auf König Salomo mit Einflechtung der gleichzeitigen heidnischen Geschichten abgefaßt. Ein Akrostichon im Prolog gibt Rudolfs Namen; an der weiteren Durchführung wird der Dichter durch den Tod gehindert worden sein. In der ihm eigenen zierlichen Sprache, in anmuthiger Gruppirung führt er die Begebenheit vor. Aus dieser ‚Weltchronik' schöpften die Laien des Mittelalters hauptsächlich ihre Kunde der alttestamentlichen Begebenheiten und der einschlägigen heidnischen Geschichten. Die Handschriften dieser ältesten biblischen Geschichte sind daher zu förmlichen Familien angewachsen.

Neben diesem Werke erscheint eine gleichzeitige Weltchronik, verfaßt von dem Wiener Jansen Enenkel oder Enikel (d. i. Urenkel) in der Darstellung ungefüger und roher. Die Weltchronik, die wahrscheinlich einem ebenfalls von Enenkel verfaßten ‚Fürstenbuch von Oestreich und Steier' als Einführung vorausgehen sollte, ist zur Unterhaltung des Lesers mit einer Masse von Märchen, Schwänken und Anekdoten aufgestutzt, in denen schon damals der noch in unserer Zeit berühmte humoristische Sinn des Wieners Ausdruck gewinnt. Eben diese schwankhaften, oft auf morgenländischen Sagen beruhenden Geschichten beleben denn auch die sonst trockene Darstellung des Verfassers. Er erzählt uns unter Anderm, Noe habe in die Arche auch ein Paar Teufel mitgenommen, damit auch diese Race nicht ausgehe [2].

[1] Von Maßmann, Quedlinbg. 1849; nach der Vorauer Handschr. von Diemer. Wien 1849. — Aus Rudolfs Chronik nur Auszüge gedruckt.

[2] Nur Bruchstücke sind in Haupts Zeitschrift, in v. d. Hagens Gesammt-Abenteuern ꝛc. gedruckt.

Von den Landeschroniken will ich hier die Liefländer Chronik, um 1290 abgefaßt, und die ältere Holsteiner Reimchronik nur im Vorbeigehen erwähnen, auch auf das beste und inhaltsreichste Werk dieser Gattung, Ottokar's von Steier (1300—1317) österreichische Chronik nicht näher eingehen. In der folgenden Periode nimmt aus Mangel an sonstigen Stoffen die reimende Land- und Stadtchronik überhand, wozu sich denn noch die historischen Lieder gesellen. Doch möge es uns erlaubt sein, dieses Kapitel, wie wir es mit einem Werk vom Niederrhein begannen, hier mit kurzem Bericht über ein berühmtes niederdeutsches Werk zu beschließen.

Es ist die Reimchronik der Stadt Köln, verfaßt von Meister Gottfried Hagen, seiner Zeit Stadtschreiber (clericus Coloniensis). Wir können hier natürlich auf die der Geschichte angehörigen berühmten Kämpfe der Stadt gegen ihre Erzbischöfe nicht eingehen. Genüge es zu bemerken, daß Hagen's Werk mit der durch den berühmten Albertus Magnus zu Stande gebrachten Sühne zwischen Erzbischof Engelbert von Falkenburg und der Stadt Köln abschließt. Diese Sühne las Meister Gottfried selbst vor[1]. Hat das Werk wegen seiner niederrheinischen Mundart schon hohes Interesse, so vermehrt sich dieß durch den Inhalt, einen der wichtigsten Theile deutscher Städtegeschichte, wie durch die lobenswerthe Tüchtigkeit und Gediegenheit des Verfassers. Wir lassen uns gern von ihm in die erste christliche Zeit des Landes führen, wo man drei Bisthümer sah in eines Todtgewesenen (Maternus) Hand, Köln, Trier und Tungerenland, wo der Bischof ‚auf einen guten Christustag zu allen dreien Messe sprach.' Drastisch ist die Martergeschichte der hl. Ursula dargestellt. Wegen der vielen Heiligen zu Köln gab der Papst auf den Rath der Cardinäle den ersten von den sieben Kurhüten an Kölns Erzbischof. Es folgt der Kampf der Stadt gegen den Landesherrn; in echt epischer Haltung wird die Schlacht bei Frechen erzählt, dann die Sühne und die Einsetzung der neuen plebejischen Schöffen, wobei Hagen's Unmuth losbricht:

‚Dat van Cölne die hilge stat
mit sulchen eselen was besat.'

Mit ungemeiner Lebendigkeit und Anschaulichkeit ist sodann die Sühne, sichtlich von der Vorsehung begünstigte Flucht der Gefangenen von Altenahr vorgetragen; Gottfried, wie jeder Leser desselben, verweilt

---

[1] Die sône meister Godefrit over las,
die der stede schrîver was;
die sône wart alsô gelesen,
dat sy ummer gevrunde solden wesen.
Das gonne uns Got van hemelrîche,
des biddet beide, arm ind rîche!

mit ganzer Seele bei den Abenteuern der gefährlichen Flucht. Bei den Kämpfen Engelberts mit der Stadt sah der Graf von Kleve von seinem Pavillon aus des Nachts ein ganzes Heer von ‚minniglichen schönen Jungfrauen,' wohl 11,000 an der Zahl, unter Kerzenglanz um die Mauern von Köln gehen und die Thore segnen. Da sah er, daß ‚Gott Köln hilft bewahren,' und zog mit seinen Schaaren von dannen. Im Ritterkampf, ‚wie Dietrich von Berne', treten die alten Patriziergeschlechter, die Overstolzen, die Hardevuyste, die Gryne, die Kleingedank auf; daneben steht die Frieden und Sühne bringende Gestalt des großen Lesemeisters von den Dominikanern, Albertus Magnus [1].

XIII. Erzählungen. Schwänke.

Außer den bisher besprochenen, meist umfangreichen Gedichten besitzen wir aus der guten Zeit des Mittelalters eine bedeutende Anzahl von poetischen Erzählungen, Sagen, ernsten und scherzhaften Gedichten, — und wie viele mögen verloren sein! — die einem Anschluß an die bisher vorgeführten Gruppen widerstreben. Und doch ist ihre Bedeutung vielfach so selbständig, ihr Werth nach Umständen so wichtig, daß wir sie nicht übergehen dürfen. Ja, es möchte uns bei der Betrachtung derselben vielleicht der stille Wunsch beschleichen: möchten doch die kunstfertigen Dichter ihr Talent weniger auf ausländische, fern liegende und schwer zu bewältigende Stoffe geworfen haben! möchten sie statt der figurenreichen, farblosen oder grellen, jedenfalls aber undankbaren Phantasiestücke aus fremden Landen uns solche kleine, in's Detail gemalte Charakterbilder wie den armen Heinrich und den guten Gerhard, oder solch' kräftige Naturstücke wie Helmbrecht geliefert haben!

Hartmann von Aue schrieb als eines seiner jüngsten Gedichte den armen Heinrich. Der Erzählung liegt die Idee des Opfers zu Grunde, speciell dann die im Mittelalter verbreitete Ansicht, daß der Aussatz durch Menschenblut und zwar durch das reine Blut einer freiwillig und gern sich opfernden Jungfrau zu heilen sei. Ein reicher Ritter, Heinrich von Aue, ward vom Aussatz befallen; verzweifelnd brachte er von Salern, dem Sitz der Heilkunde, den harten Spruch mit sich, es gebe für ihn kein Heilmittel als das eben erwähnte. Da zog er mißmuthig und trostlos sich auf eine Meierei zurück, die er einem wackeren Bauern geschenkt hatte. Das Kind des Hauses, eine

[1] Hagen's Reimchronik, herausg. von E. v. Groote. Köln 1834. — Die Reimchronik hat für ihre Zeit der späteren großen Kölner Chronik (Kölhoff. 1499) als Material gedient.

Jungfrau, in aufopfernder Freundlichkeit dem Armen zugethan, entschloß sich, ihr jungfräuliches Blut für den guten Herrn hinzugeben. Wie die Eltern und der Ritter selbst, so versuchte nun zu Salern auch der Arzt noch, das gute Kind von seinem Entschlusse abzubringen. Der Ritter aber, der im Augenblicke, da das Opfer gebracht werden soll, erst die ganze Größe desselben erkennt, hält den Arzt zurück; lieber will er hinfort in Geduld sein Leiden tragen, als das liebe Kind geopfert sehen. Da erbarmt sich Gott, ‚vor dem keines Herzens Thor beschlossen ist', und gibt dem Ritter auch ohne das Opfer die Gesundheit wieder. Froh ist der Empfang auf der heimischen Burg; die edle Jungfrau macht Heinrich zu seiner Gattin. — Das in der reinsten Sprache verfaßte, nur 1500 kurze Verse enthaltende Gedicht ist eine poetische Perle, der selbst Göthe's voreiliger Tadel nichts anhaben kann. Selbst die bedenkliche Opferscene wird uns in dem lobenden Urtheil nicht stören, wenn wir einerseits hier die Wirkung einer still und unbewußt aufblühenden Liebe, die der sinnige Dichter kaum anzudeuten wagt, erkennen wollen, und auf der andern Seite bedenken, daß eben diese unterbrochene Opferscene das Mittel ist, um den mit Gott und der Welt hadernden Ritter zur Ergebung und reinen Menschenliebe zu bringen und somit der ersehnten Heilung dichterisch und moralisch fähig zu machen[1].

Dem bereits einige Male erwähnten Rudolf von Ems verdanken wir eine Erzählung von ähnlichem Inhalt und Titel, den guten Gerhard. Fühlten wir dort heraus, wie opferfähige Liebe den sündhaften Mißmuth besiegt, so will Rudolf uns zeigen, wie die äußere gute Handlung ihren Werth in der Gottesliebe und Demuth findet. Der Grundzug der Geschichte, wie ein durch gute Werke bekannter, aber in einem schwachen Augenblick dem Selbstruhm zugänglicher Mann durch himmlische Hinweisung auf eine den Augen der Welt verborgene sittliche Größe geheilt wird, kehrt in vielen Erzählungen wieder. Die Lehre der Kirche von den evangelischen Räthen als christlichen Vollkommenheiten mochte zur Bewahrung der Demuth solche Beispiele bedingen; daher es denn gewöhnlich ein Ordensmann ist, dem die demüthigende Erfahrung zum Heil gereicht. Hier aber ist es der römische Kaiser Otto der Große (in vielfach wiederkehrender Verwechslung mit seinem Sohn Otto der Rothe genannt). Der ‚rückte Gott seine Gaben vor' und ward durch Engels Geheiß nach Köln gewiesen zum guten Gerhard. Und dieser bescheidene Kölner Kaufmann mußte seine Geschichte erzählen, wie er einst aus Barmherzigkeit für seine ganze Schiffshabe zwölf gefangene englische

[1] Der arme Heinrich ist mehrfach herausgegeben; von Gebr. Grimm. Berl. 1815; von W. Müller. Gött. 1842; von W. Wackernagel. Basel 1855; von Fedor Bech in Hartm. Werken. Lpz. 1867; auch mehrfach übersetzt.

Ritter, zwölf Greise und fünfzehn Jungfrauen, darunter eine Königstochter, aus der Sklaverei gekauft, wie er die Königstochter seinem Sohn zur Ehe bestimmt, dann aber bereitwillig dem plötzlich erscheinenden Bräutigam, König Wilhelm, zurückgegeben. Die schlichte, in des Dichters Ausführung wunderbar schöne Erzählung rührte den Kaiser; er kehrte nach Magdeburg zurück und that Buße für seine Ruhmredigkeit. Neben der trefflichen Charakterzeichnung erfreut das Gedicht, dem man nur etwas mehr Gedrungenheit wünschen möchte, durch die ungetrübte Milde, die das liebenswürdige Dichtergemüth über das Ganze ausgegossen hat [1].

Der Name des Dichters erinnert uns an eine andere von ihm nach einem welschen Originale verfaßte Erzählung Wilhelm von Orleans (Orlenz). Hier erkennen wir freilich den Dichter des Gerhard kaum wieder. Das Gedicht reicht von Wilhelm dem Eroberer bis auf Gottfried von Bouillon; drei Bücher umfassen Wilhelms Schicksale in England und Norwegen. Durch das Einführen der Frau Aventüre entsteht ein äußerst lebendiger Passus, der literarisch interessant ist durch Aufführung einer Reihe von früheren und gleichzeitigen Dichtern.

In einer ganz auffallenden Weise hat ein gewisser Meister Otto, in welchem Maßmann wohl mit Unrecht den bekannten Chronisten Otto von Freising finden wollte, mit einer weltlichen Sage die Legende von der Wiederfindung des hl. Kreuzes in Verbindung gesetzt. Der Dichter hat wahrscheinlich an dem Gange seines französischen Vorbildes Gautier d'Arras nicht ändern wollen. Die Bearbeitung des ersten Theils macht dem deutschen Dichter alle Ehre. Heraklius hat bei seiner Geburt die Gabe erhalten, die Natur der Steine, die Tüchtigkeit der Pferde und der Frauen Gemüth und geheimes Thun zu erkennen. So verschafft er dem Kaiser die edelste und reinste Jungfrau als Gattin. Aber die übertriebene Hut — diese ‚Ueberhut' ist das rechte Thema für die die Frauen verehrende und besingende Zeit — bringt sie zur Untreue. Doch ihre eigene opferwillige Selbstlosigkeit und Heraklius' Fürbitte erhalten den Schuldigen Verzeihung, worauf durch den Papst des Kaisers Ehe getrennt wird. So stieg Heraklius in des Fürsten Gunst, ward selbst Kaiser und lebt fort durch die Erinnerung an die Wiedergewinnung des hl. Kreuzes, das er den Persern abnahm [2].

---

[1] Der Name Gerhard (Gerd) scheint früher ein in Köln viel gebräuchlicher und mit eigenthümlichen Beziehungen verbundener gewesen zu sein. Das Gedicht ist herausgegeben von M. Haupt, Leipz. 1840, übersetzt von L. Lersch, Bonn 1847, und Simrock, Fkf. 1847. Zu vergleichen Simrock, der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Fkf. 1847.

[2] Heraklius, herausg. von Maßmann. Quedlinbg. 1842.

Eine andere Art von Erzählungen setzt Deutschland mit dem Morgenland, insbesondere durch Kreuzfahrten, in Verbindung. Noch lebt als Volksbuch der Herzog Ernst und ergötzt das Wunder liebende Volk ebenso, wie er nach Helmbrechts Zeugniß schon im zwölften Jahrhundert auf den Ritterburgen die adeligen Zuhörer erfreute. Kein Zweifel, daß Herzog Ernst eine geschichtliche Person war, die aber durch besondere Zuneigung des Volks bald mit Sagen umgeben wurde, an die dann zur Zeit der Kreuzzüge die Wundergeschichten alter Zeiten krystallisirend sich ansetzten. Nach der Sage ist Ernst der Sohn einer Herzogin Adelheid, die später den wiederum mit Otto dem Rothen (II.) verwechselten Kaiser Otto den Großen ehelicht. Durch den Pfalzgrafen Heinrich verleumdet und vom Stiefvater seiner Herrschaft beraubt, erhebt er sich mit dem getreuen Grafen Wetzel gegen das Unrecht; vor des Kaisers Augen schlägt er — ein Haimonskinder-Zug — dem Verräther das Haupt ab. Nach heftigem, aber hoffnungslosem Kampfe reift sein Entschluß, das Kreuz zu nehmen; sofort beginnt nun das Reich der Wunder. In Kypria befreite Ernst eine Jungfrau aus der Gewalt der Kranichmenschen (Schnabelleute); zwölf Tage danach kamen die ‚Gottes Ellenden' (Verbannten) an den Magnetenberg im Lebermeer. Die Rettung des Herzogs mit einigen Gefährten ist bekannt. Auf der Fahrt durch einen Felsenspalt ‚gaben sie mit ihrem Leise süßen Ton'; da fanden sie einen krystallhellen Stein; Ernst, der ‚ellenhafte' Mann, hieb mit seinem Schwerte ein Stück davon ab; das kam seitdem in des Reiches Krone und heißt der Weise. So segelten die Waller neuen Abenteuern entgegen, kamen zu den einäugigen Cykropides und kämpften mit diesen gegen ‚ein Volk ungestalt und unsüße, die heißen Plattfüße.' Auch gegen die Langohren, die zwerghaften Arimaspen und die Riesen aus dem Lande Kananea kriegten sie. Mit Wunderdingen und Wundermenschen kamen die Deutschen an ihrer Wallfahrt Ziel, nach Jerusalem. Am Christmorgen, als Kaiser Otto in Babenberg dem hl. Opfer beiwohnte und der Bischof das Evangelium sang: Exiit mandatum a Caesare Augusto, siehe, da erschien Herzog Ernst, bat und erhielt Verzeihung. ‚Ernst nach Gottes Hulden warb; er bat eh' er starb, daß man ihn zu Roßfeld begrübe. Da liegt auch, die die Welt besiegt, seine Frau Irmgart; zu ihren Gnaden ist große Fahrt. Gott viel Zeichen durch sie thut; der gebe auch uns ein Ende gut!'

Als historische Person kann Herzog Ernst wohl nur der Stiefsohn Kaiser Konrad des Saliers sein. Er muß in Wahrheit ein Liebling des Volks gewesen sein, daß so bald schon die orientalische Märchenpracht, wie sie dort Sindbad der Seefahrer an seine Person knüpft, sein junges Grab zu Roßfeld umkränzte. Die erste Bearbeitung des Gedichtes, die noch dem zwölften Jahrhundert angehören muß, ist nur bruchstückweise

vorhanden. Eine frühe Umarbeitung, der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts angehörig, hat von späterer ungeschickter Hand Zusätze und Aenderungen erfahren. Im 15. Jahrhundert verbreitete ein Volkslied die Kunde von dem Herzog Ernst, bis dann das Volksbuch ihn für immer frisch im Andenken der Deutschen erhielt[1].

An zwei ähnlichen umfangreichen Gedichten können wir rasch vorübergehen, besonders da beide nicht gedruckt sind. Reinfried von Braunschweig ließ bei seiner Abfahrt in's heilige Land der Gattin die Hälfte eines auseinander gebrochenen Ringes zurück. Er wird mit den Wundern des Orients förmlich überschüttet. Auch dem österreichischen Süden fehlte der Herzog Ernst nicht; ein Wiener Arzt, Heinrich von der Neuenstadt, hat die orientalischen Abenteuer auf einen Apollonius von Tyrlant übertragen. —

‚Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant!'

So lehrt Altmeister Göthe, und seine Worte fielen mir unwillkürlich ein beim Lesen des Meier Helmbrecht, den im dreizehnten Jahrhundert ein Wernher der Gartenäre (Gärtner) verfaßt hat. Wir haben hier die älteste deutsche Dorfgeschichte vor uns. Zweitausend Verse erzählen die Schicksale eines Bauernburschen Helmbrecht, den der Hochmuth an Ritterhöfe trieb, wo er nichts lernte als Wegelagern und Raufen, aber seine heimische Muttersprache verlernte. Das ländliche Gemälde beginnt mit der Zeichnung des Kopfputzes; denn der Dichter will uns vermelden, ‚was er mit seinen Augen sah.' Lebte noch der Herr Nithart, der würde den ganzen Bauernputz besser zeichnen können, für den übrigens die Mutter manches Ei verkaufen mußte. Nichts kann den jungen Helden zu Hause halten, auch nicht Meier Ruprechts Kind, das ihm als Braut viele Schafe, Schweine und zehn Rinder zubringen möchte; er will sich nicht durch Weiber verliegen. Ist er ja des Muthes so voll, daß er wohl durch einen Stein bisse und des Eisens nicht wenig fräße. So fand er denn was er wollte bei einem Raubritter und stieß Alles in seinen Sack, was Andere liegen ließen. Als er nach geraumer Zeit wieder das elterliche Haus betrat, redete er die Dienstboten niederländisch, die Schwester lateinisch, den Vater französisch und die Mutter gar böheimisch an. Fast hätte man den Jungen als einen Unbekannten abgewiesen, wenn er sich nicht zur guten Stunde auf die Namen der vier Ochsen des väterlichen Stalles besonnen hätte. Im

[1] Die Umarbeitung steht in v. d. Hagen's Gedichten des Mittelalters, die alten Bruchstücke in Hoffmanns Fundgruben I. — Von K. Bartsch haben wir eine neue, dem Andenken Uhlands gewidmete Ausgabe zu erwarten.

Gegensatz zu dem ritterlichen Leben, wie es der Vater aus früheren Tagen noch kennt, wo nach dem Buhurdiren und Tanzen ein Spielmann von Herzog Ernest sang, kann der Sohn erzählen, auf den Burgen gehe es jetzt: ‚Trinke, Herre, trinke, trink! Trink das aus, so trink ich das; wie möchte uns jemals werden baß!' Und dann hinwieder: ‚Stich und schlag! Schlag mir Jenem ab den Fuß! Thu mir Diesem der Hände Buß!' Nun, das war ja das Strolchleben, wie es Helmbrecht bis dahin geführt. Mit geraubten Kleinodien beschenkte er die Seinigen; die Schwester Gotelinde aber mußte er so mit Gaben und Zureden einzunehmen, daß sie sich entschloß dem Bauernleben zu entsagen und einen von des Bruders Raufgenossen, die allesammt unter wunderlichen Spitznamen lebten, zu heirathen. Da ward feierlich Beilager gehalten; ‚als König Artus die Frau Ginevra nahm, dieselbe Hochzeit war lahm gegen die der Gotelinde.' Aber ach, in der Brautnacht erschienen die Büttel und nahmen die Raufdegen gefangen. Gotelinden ward ihre Prachtkleidung vom Leibe gerissen, Helmbrecht in grausamer Strafe geblendet und einer Hand sowie eines Fußes beraubt. Die früher von Helmbrecht Mißhandelten knüpften ihn an einem Baum auf. Nun mag man auf Straßen und Wegen mit Frieden fahren, seit Helmbrecht an der Weide hängt[1]. —

Konrad von Würzburg erzählt in seiner eleganten Manier die Sage von Otto mit dem Barte (soll hier wiederum Otto den Großen bedeuten). Was Otto bei seinem Barte schwur, das machte er Alles wahr; sein Racheschwur war: ‚Du ernte(s)t (büßest) es bei meinem Barte!'[2] Nun hatte Ritter Heinrich von Kempten dem Kaiser seinen Truchseß erschlagen und Otto ihm bei seinem Barte Rache geschworen. Der Ritter faßte den Kaiser beim Bart, warf ihn nieder und ließ ihn nicht eher los, bis er geschworen, ihm das Leben zu lassen. Doch ward Heinrich von des Kaisers Angesicht für immer verbannt, bis er ihm in Italien das Leben rettete und so zu hohen Ehren gelangte. Der von Tiersberg, der zu Straßburg in der guten Stadt Propst am Dome ist, gab dem Dichter den Stoff[3].

Einzelne deutsche Märchenzüge finden sich in dem Gedichte Friedrich von Schwaben, der sich Wieland (Wieland der Schmied) nennt. Mit Hülfe einer Jungfrau, die er aus der angezauberten Hirschgestalt erlöste, gewann er die schöne Angelburg. Drei badenden Tauben nahm

---

[1] Gedr. bei Hagen Gesammt-Abenteuer (Bd. 3, 271) und in Haupts Zeitschr. IV. Neue Ausgabe mit wichtigen Entdeckungen über die Oertlichkeit der Erzählung von F. Keinz. München 1865. Uebers. von C. Schröder. Wien 1865.

[2] ‚Du gârnest ez sam mir mîn bart!'

[3] Herausg. von Hahn. Quedlinbg. 1838.

er ihre Gewänder; diese verhießen ihm für die Rückgabe diejenige zur Gemahlin, die er wählen würde. Er wählte die Angelburg. Die badenden Tauben sind natürlich die Schwanjungfrauen der deutschen Mythologie.

Ein Gedicht, noch dem zwölften Jahrhundert zufallend, Graf Rudolf, ist leider nur bruchstückweise erhalten. Dieser flandrische Graf focht unter dem Könige von Jerusalem mit Auszeichnung gegen die ‚Heiden.' Später zu dem heidnischen König Halap geflüchtet, mußte er gegen die Christen sein Schwert ziehen, er schlug aber nur ‚mit flachem Schwerte auf die Christenheit.' Dann finden wir Rudolf in Gefangenschaft, der er mit List entflieht; in einem Dornstrauch hielt er sich verborgen. Ein Pilger rettete ihn vor dem Hungertode. König Halap's Tochter befand sich unterdeß mit Rudolf's Freunde Bonifait in Konstantinopel, sie wurde getauft und Ermengard genannt. Auch Rudolf gelangte dorthin und flüchtete mit der Geliebten in's Abendland. — Ein anderes Gedicht, Wilhelm von Oestreich, von einem Johann von Würzburg zu Anfang des 14. Jahrhunderts verfaßt, verknüpft orientalische Orts- und Personennamen mit der deutschen Umgebung. — Aus der Alexandersage wurde ein selbständiges Stück ausgehoben und als Alexander und Antiloie für sich dargestellt; Antiloie ist ein neckischer Zwerg aus Alexanders Umgebung und lehrt denselben einmal seine ungetreuen Diener in origineller Weise kennen. — Mai und Beaflor, ein kleines, mit einer gewissen Zierlichkeit ausgeführtes Gedicht, stellt eine häufig wiederkehrende Sage dar, die ein späteres Volksbuch unter dem Titel ‚die geduldige Helena' bis auf unsere Tage erhalten hat. Zuerst der heidnische Zug von der unnatürlichen Liebe des Telion zu seiner Tochter Beaflor; diese flüchtet und wird Mai's Gattin, während dessen Abwesenheit jedoch von der bösen Schwiegermutter Eliacha verleumdet und zum Tode bestimmt, indeß sammt ihrem holden Knaben gerettet und mit Mai wieder vereinigt. — Freundestreue stellt die weitverbreitete Geschichte von Athis und Profilias dar, in höfischer Bearbeitung aus guter Zeit, aber nur fragmentarisch vorhanden, wie Graf Rudolf in mitteldeutscher Sprache. — Von zwei Erzählungen, die dem Bertold von Holle zugeschrieben werden, dem Demantin und dem Darifant, haben sich ebenfalls nur Fragmente erhalten, nach denen der Inhalt sich kaum angeben läßt[1].

Noch einmal müssen wir hier auf den schon mehrfach erwähnten

---

[1] Graf Rudolf, herausg. von W. Grimm. Gött. 1844. — Mai und Beaflor. Leipz. 1848. — Athis und Profilias von W. Grimm. Berl. 1846. — Der gleich zu erwähnende Schwanritter ist herausg. von Frz. Roth. Fkf. 1861. — Berth. v. Holle, herausg. von K. Bartsch. Nürnbg. 1858.

Konrad von Würzburg zurückkommen. Von seinen hierhin gehörigen Erzählungen sei zunächst die bekannte Sage vom Schwanenritter aufgeführt, die Konrad in freier Gestaltung, aber einfach und in der ihm eigenen Anmuth dichtete; sodann die Herzmäre, auch die Märe von der Minne genannt, die er wohl aus französischer Quelle herüber nahm, während in unserer Zeit Uhland unter dem Titel ‚der Kastellan von Coucy' dieselbe Sage uns vorführte und uns dadurch eines weiteren Eingehens auf das von F. Roth (Frankf. 1846) herausgegebene Gedicht enthebt. Dafür verdient die Erzählung Engelhard und Engeltrud, oder, nach des Dichters eigener Benennung: ‚von hôher triuwe', wohl eine kurze Inhalts-Angabe. Engelhard ist der Sohn eines edlen Burgunder Herren; drei Aepfel, die er bei seinem Auszug erhielt, sollen ihm helfen die Herzen der Begegnenden zu erforschen. Wer den ganzen Apfel verzehrt, an den soll er sich nicht anschließen; wer ihm aber einen Theil zurückgibt, von dem ist hingebende Treue zu erwarten. Dietrich von Brabant ist der geprüfte und bewährte Freund, der überdieß dem Engelhard täuschend ähnlich sieht. Diese Aehnlichkeit macht es möglich, daß Dietrich im Zweikampfe für den Freund, der sonst verloren war, einstehen kann und ihm ein treues Weib, eines Königs Tochter, erwirbt. Der Retter wird später von der schrecklichen Miselsucht (Aussatz) befallen; eine Weisung des Himmels zeigt ihm als einziges Heilmittel das Blut unschuldiger Kinder an; die große Freundesliebe und Dankbarkeit Engelhards läßt ihn hoffen, bei diesem Hülfe zu finden; und in der That, mit blutendem Herzen und nach langem Schwanken entschließt sich dieser das furchtbare Opfer zu bringen und seine beiden lieblichen Kinder zu tödten. ‚Sein Herz rang mit Nöthen, bis er zuletzt manchen Kuß gab den Kindern beiden und er aus seiner Scheiden das Schwert mit nassen Augen riß.' Durch das unschuldige Blut wird Dietrich geheilt. Als aber Engelhard traurig nach den Kindern forscht, siehe, da liegen sie lächelnd in der Wiege; ein rother Faden schlingt sich um ihren Hals.

Der allegorisirenden Richtung seiner Zeit hat Konrad in dem Gedicht von der Welt Lohn seinen Tribut abgetragen. Wirnt von Gravenberg sieht die Frau Welt in kostbarem Aufzug und großer Schönheit, aber als sie sich wendet, auch die häßliche erschreckende Kehrseite. Hierdurch ergriffen büßt er in Kreuzfahrt und Einsamkeit das frühere Leben. Am Wormser Dom hat der Meißel des Künstlers die Frau Welt auch in Stein ausgehauen.

Manche Schwankdichtungen jener Zeit tragen den Namen des Würzburger Meisters; zu seiner Ehre läßt sich wohl mit Grund annehmen, daß Andere auf die Fruchtbarkeit von Konrads Talent hin mit seinem Namen die eigenen Gedichte bezeichnet haben. Wir werden deren

im Folgenden einige aufführen, nachdem wir hier vorerst bemerkt haben, daß manche der von neueren Dichtern bearbeiteten Stoffe bereits im Mittelalter zu kurzen Erzählungen Anlaß boten, so die beiden Erzählungen von Langbein: König Ludbert und die Roßdecke, die durch Vögel verrathene geheime Mordthat u. dgl. In Laßberg's Liedersaal sind dieselben unter den Aufschriften: Der König im Bade (der bloße Kaiser), der undankbare Sohn, rächende Rebhühner mitgetheilt. Wir wenden uns von den ernsten Gedichten nunmehr zu dem Scherz (‚Schimpf') und Schwank jener Zeit.

Wir erwähnten bereits ein Gedicht von Salomon und Morolt, in welchem der weise Judenkönig durch eine Namensverwechslung und Morolt als sein treuer Bruder erscheint. Ein zweites Gedicht desselben Titels führt uns nun Salomon selbst, in seinem Begleiter aber einen derben, witzigen und lebensklugen Bauern vor. Das ganze Gedicht beruht auf dem Gegensatz zwischen der erhabenen, ernsten, doch oft nur theoretischen und doctrinären Weisheit des Judenkönigs, und der heiteren, praktischen, in der Narrheit noch tiefen Lebensklugheit des Volksmannes. In jenen Tagen nahm man ja keinen Anstand aus dem Munde des Narren Weisheit zu vernehmen. Dem Gedichte mögen jüdische Ueberlieferungen zu Grunde liegen, neue Schwänke haben sich mit der Zeit angeschlossen. Den Grundstock mag die „Red und Widerred' zwischen Salomon und Morolt gebildet haben, die allem Anschein nach schon im sechsten Jahrhundert in lateinischen Sprüchen vorhanden war, ja vielleicht schon 496 als ‚contradictio Salomonis' unter den von Papst Gelasius für apokryph erklärten Büchern figurirt. Dem Freidank ist Morolt bereits als eine stehende, die Hofesweisheit witzig verzerrende Person bekannt. Sehr alt ist der Zug des Gedichts, wie Morolt dem König beweist, daß die Gewalt der Natur über die Gewohnheit gehe (die das Licht haltende Katze Salomons wird durch Morolts Mäuse besiegt). Das Gedicht ist uns leider nicht in der frühen dichterischen Behandlung, sondern nur in einer Bearbeitung des 14. Jahrhunderts und in der prosaischen Fassung des Volksbuches erhalten, welche beide die von dem Stoffe nicht zu trennende Derbheit mit rohem Behagen zur Unflätigkeit fortbilden. Eine aller Grazien spottende Beschreibung des Bauern Morolt und seines Ehegespones eröffnet die Geschichte; den Ahnenstolz Salomons travestirend erzählt dann der Bauer seine ländlich-gemeine Abstammung. Sofort beginnt der poetische Weisheits-Wettstreit in folgender Art:

Salomon: Vom Geschlechte Juda bin ich geboren
Und über Israel als König erkoren.
Morolt: Im Lande der Blinden, wie ihr wißt,
Der Einäugige ein König ist.

Salomon: Gott, der hat mir Weisheit geben
Vor allen Menschen, so da leben.
Morolt: Wer böse Nachbarn um sich hat,
Der lobe sich selber, das ist mein Rath.

Vor der derben Schlagfertigkeit des Bauern muß endlich Salomon die Segel streichen. Nach der Spruchweisheit des Volks folgt dann eine Probe versteckter Räthselweisheit. Als Salomon an Morolts Haus hält, gibt dieser auf des Königs Fragen solche Neckräthselantworten, daß der weise Fürst sich die Auslegung erbitten muß. In einer schlaflosen Nacht überrascht Morolt den König durch volksthümliche Auflösung von anscheinend unlösbaren Fragen. Dem folgen dann an Salomons Hofe die thatsächlichen Witze, Streiche eines lustigen Hofnarren, bäurische Trivialitäten, Eulenspiegeleien in wörtlicher Auffassung des conventionell Uebertragenen. Interessant ist es besonders, wie Morolt durch Erzählung und That den die Frauen ehrenden Salomon von der allzu günstigen Meinung über das schöne Geschlecht abbringt. Als ein angesetzter Zug erscheint die Geschichte mit der geraubten und wieder geholten Königin [1].

Aehnliche Volksweisheit im Gewande des Schwankes bietet der Pfaffe Amis. Verfasser ist der Stricker, jenes leichte, schon früher erwähnte Talent, das Anekdoten und Schalksstreiche in lustige Reime zu kleiden verstand. Der Stoff ist diesmal etwas bedenklich; doch mögen auch einzelne stärkere Plänkeleien gegen den Klerus weniger an ihrer Stelle sein, so kann der Dichter doch im Ganzen seine Entschuldigung in der noch verhältnißmäßig harmlosen Gesinnung seiner Zeit finden. Pfaffe Amis war ein Engländer, freigebig, reich, Aufwand liebend; daher wollte ihm sein Bischof gern am Zeuge etwas flicken. Amis mußte eine Prüfung bestehen, um sich in seiner Pfründe zu behaupten, und er bestand trefflich; er wußte, wie tief das Meer, wo der Mittelpunkt der Erde, wie hoch und wie breit der Himmel, gerade so gut als unsere jetzigen Bauern. Auch einem Esel brachte er — ein Vorläufer Eulenspiegels — das Lesen bei. Der Ruf, der ihm durch seine klugen Streiche zu Theil wurde, trieb ihn nun in die Welt. Für ein zu erbauendes Münster erbat er sich Gaben, wollte aber keinen Pfennig von ungetreuen Weibern nehmen — und die Weiber gaben sehr reichlich. In Paris unternahm er gegen hohen Lohn eine Malerei, die aber nur ehelich Geborene sehen könnten — und Jeder gestand Alles zu sehen. In Lothringen heilte er als Ahne Eulenspiegels auf einmal ein ganzes Hospital; einen Kaufmann prellte er um reiche Waaren und übergab

[1] Salomon und Morolt in Versen bei v. d. Hagen, Gedichte des Mittelalters. Berlin 1808. — In Prosa in v. d. Hagens Narrenbuch. — Bearbeitungen von K. Simrock.

ihn einem Arzte als einen Tollgewordenen, der die fixe Idee habe, Jeder sei ihm etwas schuldig. Eine Meierin täuschte er in der Weise des fahrenden Schülers, der aus dem Paradiese kommt, und betrog auch den nacheilenden Mann mit klugem Possenstreiche. In solchem Leichtsinn durfte indeß damals ein Dichter seinen Helden nicht sterben lassen; Amis bekehrt sich von seinen Betrügereien und wird Klausner. Die erwähnten Schwänke sind offenbar nicht von dem Stricker erfunden, doch ist der Träger derselben, der Pfaffe Amis, wohl nie recht populär geworden; seine englische Abkunft und die bald folgenden Ableger des Kalenbergers und Eulenspiegels werden das wohl verhindert haben.

Von den kürzeren Schwankgeschichten hat Laßberg manche in seinem Liedersaal, reichhaltiger ist v. d. Hagens Sammlung, die durch Keller ergänzt wird [1]. Ein Theil dieser Erzählungen stammt aus dem Volksmunde, andere brachte die höfische Minnedichtung, eine Menge von Schwankmären stammt aus Frankreich und Italien, das sind nicht gerade die sittlichsten. Ueberhaupt beginnt hier eine unläugbare Vorliebe für zweideutige und unsittliche Stoffe.

Der Stricker erzählt lebendig und munter, so z. B. unter dem Titel ‚der Richter und der Teufel' die Anekdote, daß der Wunsch vom Teufelholen nicht immer ernst gemeint sei, aber doch je zuweilen. Der ungetreue Nachbar, der dem andern den Rath gibt zu sagen, das geschlachtete Schwein sei gestohlen, und der dann selbst den Dieb abgibt; die redselige Königstochter, die sich dem zu eigen geben will, der ihr mit treffenden Antworten dienen kann und in einem Narren ihren Herrn findet; das Schneekind, vom Schnee empfangen und als Schnee zergangen; ‚von dem Manne, der beichtet der Frau'; die drei Wünsche, wobei der Mann das voreilig gewünschte Kleid der Frau in den Magen wünscht — das sind alte, immer neue Schwänke aus dem Volksmund. Ein altes Thema sind auch die Wiener, die sich in gesteigerter Weinlaune in einem Schiff und auf der Fahrt nach Ackers zu befinden glauben. Das häusliche Leben bietet manchen willkommenen Stoff. Eine Keiferin wird durch Ausschneiden der Zornbraten gebändigt; muthwillige Weiber erzählen ihre galgenhaften Streiche. In grotesken Zügen wird das Hochzeitleben der Bauern gezeichnet: Metzen (Mechtild) Hochzeit gibt ein Hogarth'sches Gemälde von Prassen, Spielen, Raufen und sonstigen Hochzeitsgebräuchen. Das Gemüth des Dörfers ergötzt sich besonders an Ueber-

---

[1] Gesammt-Abenteuer; hundert altdeutsche Erzählungen, Ritter- und Pfaffenmären, Stadt- und Dorfgeschichten u. s. w. von F. H. v. d. Hagen. Stuttg. 1850. 3 Bde. — A. v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften gesammelt. Stuttg. 1855. — Laßbergs Liedersaal. 1846. 3 Bde. — Pfaffe Amis in Beneke's Beiträgen 2, 493 ff.

treibungen; da kommen also Meier und Müller mit Dutzenden von Röcken, die bei Schlägereien eine schützende Pyramide bilden. Daran schließen sich Aufschneidereien, Lügenmärchen, die von Bänkelsängern vorgetragen wurden und durch das Intermezzo eines Trunks zum baucherschütternden Lachen eine Pause boten. Und so möge hier nebenbei der Weinschwelg erwähnt sein, ein groteskes Gedicht, da der Trinker den Wein erhebt und bei jedem neuen Ansatze wie auch zum Schluß mit den Worten eingeführt wird: ‚dô huob er ûf unde tranc'[1].

Die mit dem höfischen Leben in Beziehung stehenden Schwänke sprechen vom Thema ‚Minne'. Mehrfach kehrt der zu lächerlichen Situationen führende Grundzug von Unkenntniß der Minne wieder. Daß in solchen Schwänken dem geistlichen Stand wenig Schonung zu Theil wird, ist unnöthig zu bemerken. Daher ist es aber auch unnöthig, auf die aus welschem Land herübergeholten Mären noch des Weiteren einzugehen, wie es schon damals ganz überflüssig war, fremden Leichtsinn auf deutsches Gebiet zu verpflanzen. Wir werden einer kräftigen Zeit ihre Kraftausdrücke und Kraftgeschichten durchgehen lassen, aber raffinirte Unsittlichkeit und wohlberechnete Lüsternheit sollen keinem Zeitalter ungeahndet durchgehen. Wer die italienische Novellenliteratur, wer die französischen fabliaux kennt, der weiß, was man damals bieten durfte; er wird es aber mit uns bedauern, daß unsere deutsche Literatur diese schlüpfrigen Abwege nicht vermieden hat.

Es sei uns gestattet, hier noch einer besonderen Gattung von Gedichten, der Streitgedichte, zu gedenken. Die Provençalen hatten bekanntlich ihre Tenzonen, der Wartburgkrieg führt einen umfangreichen Sängerkampf vor, die lateinische Poesie des frühen Mittelalters kannte ebenfalls diese unterhaltende Form. Die deutschen hier zu erwähnenden Gedichte lassen meist den Streit auf dem Hintergrund einer kurzen Erzählung vor sich gehen. Minner und Trinker gerathen in einen Wortkampf, der Trinker behält das letzte Wort. Will Einer den Streit entscheiden, der mag sich eilen, ehe denn Schaden geschieht. — Frau und Jungfrau findet der Dichter auf einem Anger in heftigem Streit um die beiderseitige Würde; der Dichter als Schiedsrichter spricht jeder den rechten Werth zu. — Auf umzäunter Haide soll Gericht gehalten werden über Frau Minne, die von Zucht, Tugend, Bescheidenheit, Scham angeklagt ist. Der Dichter übernimmt, da Keiner sich meldet, die Vertheidigung der schuldlosen Frau Minne. — In ähnlicher Weise wird noch mancher Wettstreit, zuweilen schon mit starker Beimischung von Allegorie, in Versen vorgeführt.

---

[1] Der Weinschwelg gedruckt in den Altd. Wäldern, Bd. 3, von Vernaleken in der Germania 3, 210 herausgegeben. Der Weinschlund in Haupts Zeitschr. 7, 405.

XIV. Thiersage.

Neben den großen einheimischen Sagenkreisen mit ihren Helden, Riesen und Zwergen besitzt unser deutsches Volk einen eigenthümlichen Sagenkreis, beschränkt freilich wie die Heldensage auf einen Theil des großen Vaterlandes, aber nur dem germanischen Volke eigen, in diesem Volke fortgepflanzt, erweitert und poetisch dargestellt. Das ist die Thiersage, in ihrer dichterischen Gestaltung etwa auch Thierepos zu nennen. Wer hat sich nicht als Kind ergötzt an den Geschichten von Fuchs und Wolf? Und wem ist es eingefallen, nach der Moral zu fragen, die doch als das Lebenselement der sogenannten Aesopischen Fabel sich vordrängt? Und ständen Wolf, Fuchs und Bär uns noch so nahe wie unsern Vorfahren, welchen Reiz würden erst die Thiersagen für uns haben! Nur ein eigenthümlich tiefer, liebevoller Anschluß an das Naturleben konnte solche Sagen erzeugen, wie er auf der andern Seite die geheimnißvoll waltenden Naturkräfte zu Göttern, Riesen und Zwergen verkörperte. Findet sich solch' inniger Anschluß noch im Mittelalter, wo Walther von der Vogelweide sah, ‚was da kriecht und flieget und Bein zur Erde bieget' und fand, daß ‚der keines lebet ohne Haß, daß Wild und Gewürme streiten starke Stürme': so läßt sich wohl abnehmen, welche eigenthümliche Freude dem urgermanischen Naturmenschen, der als Jäger die Eigenthümlichkeiten der Waldthiere beobachtete, der wie ein Kind mit der Thierwelt gesprochen haben wird, dieser Verkehr gebracht haben muß. Da findet sich derselbe Lebensmuth, dieselbe List und Tölpelhaftigkeit, dieselben Leidenschaften; der Jäger, der Hirt, sie müssen auf dieses Thierleben eingehen, die thierischen Töne zur Lockung oder Verscheuchung sich aneignen, der eigenthümlichen List mit nachgebildeter Verschlagenheit begegnen, von dem Thiere lernen, um die Oberherrlichkeit über dasselbe zu behaupten. Dieses naive Verhältniß, das wechselseitige Austauschen zwischen Thierischem und Menschlichem, ist die nothwendige Bedingung der Thiersage, die deßhalb nur in den ältesten Zeiten eines Naturvolkes entstehen kann. Dann aber, wenn die Sage mit treuem Sinn für das Ueberlieferte bewahrt wird, zeigt sich dieselbe der Fortbildung fähig, setzt neue Ringe an und schmiegt sich wie die Heldensage anderen örtlichen Verhältnissen ohne Schwierigkeit an. Da gestalten sich die Wohnungen der Thiere zu befestigten Burgen, ihr früheres patriarchalisches Zusammenleben erweitert sich zum Staatsleben mit Hofgericht und Heeresfolge, ihre Kenntnisse schreiten fort zur Arznei- und Rechtskunde. Vor Allem werden auch die Menschen in die Thiersage hineingezogen, ja sie greifen wesentlich in die Handlung ein. ‚Die Thierfabel', sagt J. Grimm, ‚hat demzufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal, sie muß die Thiere dar-

stellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König gebracht, er heißt ihr das Traueramt halten und eine Grabschrift setzen. Die Menschen der Fabel stehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, die Tonsur zu gewähren. Der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit den Thieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen thierischen Natur in's Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn auf einem Fuße stehend und die Augenlieder schließend, so bedient im Kampf mit dem Wolf der Fuchs sich all' seiner natürlichen Listen. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die ergreifendsten Verwicklungen hervorgehen. Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann die Thierfabel nicht entrathen. Fehlte den Thieren der menschliche Beigeschmack, so würden sie albern, fehlte ihnen der thierische, langweilig sein'[1]. So hat also die Thiersage keine didaktische, satirische oder polemische Tendenz, so wenig als die Heldensage. Indeß können und müssen sich leicht satirische Beziehungen anknüpfen; derselbe schalkhafte Sinn, der in unsern gothischen Domen so manche echt satirische Darstellung plastisch angebracht hat, war bei der Naivetät der Thiersage recht in seinem schaffenden Element, gewiß zunächst nur als harmlose Ironie und heiterer Humor, erst später als unruhige, zuweilen boshafte Satire.

Die Heimat der Thiersage ist das westliche Deutschland, dann ganz besonders, wenigstens in der Zeit der Ausbildung, Flandern und die von dem deutschen Stamme der Franken eingenommenen Wohnsitze. Mit diesem Volksstamme zog die Sage über den Rhein, um dann ausgebildet und sinnreich durchgeführt wieder zurückzukehren. Die Helden dieses Sagenkreises müssen freie, ungebändigte Gesellen sein, dazu Eingeborene, also vor allen Fuchs und Wolf, sodann der Bär, in der frühen Zeit regierender Fürst, dann aber, als sein Geschlecht in den deutschen und flämischen Wäldern dem Aussterben nahe war, dem fremden Löwen diesen Rang überlassend. Von den Hausthieren haben Hahn und Katze noch so viel Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit bewahrt, um als freie Helden auftreten zu können. Die kleineren Thiere, wie die Ameise, die Vögel, denen das Individuelle, der Charakter möchte man sagen, abgeht, die zahmen Hausthiere, Pferd, Esel, Widder, Gans, Ente, sowie endlich

[1] J. Grimm, Reinhart Fuchs. Berl. 1834.

die ausländischen Thiere, Kameel, Affe, können füglich nur als Nebenfiguren auftreten. Bauerngehöfte mit ihren Bewohnern, in Waldeinsamkeit liegende Klöster mit Mönchen und Brüdern bezeichnen die menschliche Theilnahme.

Daß die Thiersage von sehr hohem Alter, dabei aber deutsches Eigenthum sei, ergibt sich aus den Namen ihrer Hauptheldeu, Namen, deren charakteristische Bedeutung schon früh verdunkelt und die aus Eigenschaftswörtern zu Eigennamen ausgewachsen waren, die sodann auch auf fränkischem Boden treu beibehalten, in wenig veränderter Gestalt mit der Sage auf deutsches Gebiet heimkehrten. Da ist zuerst Isengrim, der grimmige, mit unersättlichem Zahn wie mit scharfer Eisenwaffe einhauende Wolf; sodann Reinhart, einst Reginhart, der Rathgeber, der listige Fuchs, ein Wort, das die französische Sprache gar als Gattungsnamen behielt; Brun, der Braune, heißt der Bär auch in der fränkischen Sagendarstellung. Die mehr und mehr hinzutretenden Nebenpersonen dagegen erhielten auf fränkischem Gebiet auch fränkische Namen und bringen sie, wie der Hahn seinen Namen Schanteclêr oder Cantart, der Löwe seinen Nobel, später nach Deutschland mit zurück. Echt deutsche Namen tragen wiederum der Esel, Baldewîn, der Sorglose, die Wölfin, Hersuinta, die Heerschnelle, der Häher, Marcwart, der Mark, des Holzgeheges wartend [1].

Natürlich konnte zuerst die Thiersage nur in einzelnen Abenteuern auftreten; doch eins war diesen Abenteuern gemeinsam, die handelnden Helden. Unschwer also fügten sich die Abenteuer zusammen. Die Lücken füllte die wachsende Sage; leicht konnte der Sammler an geeigneter Stelle das neu entdeckte Stück einschieben. Im Volksmund fanden die Sagen ihre entsprechende Darstellung. Das dichtende Volk aber schrieb nicht nieder. Klosterleute bearbeiteten sodann zu ihrem Vergnügen, wie die alten Heldensagen, so einzelne Abenteuer der Thierwelt (I. Buch. Kap. 4).

In ähnlicher Weise wie der früher erwähnte Mönch von Tegernsee stellt ein unbekannter südflandrischer Dichter zwei ineinander gezogene Thiersagen unter dem Titel Isengrimus in leoninischen Hexametern dar. Die erste Sage ist die von der Krankheit des Königs und der Heilung durch Fuchses List und Wolfes Haut. Um dem König die Weile zu kürzen, erzählt der Fuchs das Abenteuer von der Wallfahrt der Gemse. Frau Bertiliana hatte sich auf eine Betfahrt begeben; viele Thiere schlossen sich nach und nach an. Der Wolf hat das ausgespürt und bereitet seine Nachstellungen, die aber durch den Fuchs vereitelt werden.

[1] Noch immer heißt der Häher am Niederrheine so, nur daß das Wort dialektisch sich ändert.

Interessant ist in der ersten Erzählung, wie der Fuchs den betrogenen und hart getroffenen Wolf noch verhöhnt, ein Zug, der auch in den ältesten Heldensagen von uns beobachtet wurde [1].

Vermehrt, aber noch nicht gehörig in Zusammenhang gebracht, erscheint die Thiersage in einem dritten lateinischen Gedicht de Isengrimo et Reinhardo von Magister Nivardus, vermuthlich einem flandrischen Geistlichen, um die Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßt [2]. Zwölf Abenteuer sind aneinander gereiht: das durch Fuchslist gewonnene Schwein, Isengrims unglücklicher Fischfang, die Abmessung eines Feldes, über das vier Widder (Belin, Colvarian, Bernard und Joseph) in Streit gerathen sind, sodann der kranke König, zu dessen Erheiterung drei von Bruno gedichtete Abenteuer vorgetragen werden (Bertilianens Wallfahrt, Fuchs und Hahn, Mönchthum des Wolfs), Pferd Corvigar und Wolf, Wolf und Widder, die getheilte Beute des Löwen, Streit um des Esels Haut, wobei Isengrim statt auf ein Heilthumskästchen auf eine Wolfsfalle schwören muß, endlich des Wolfes Tod durch das Wildschwein Salaura, das klüger ist als acht Aebte. In diesem Gedichte treten die Ausfälle gegen den Klerus schon stark hervor, besonders gegen die Cistercienserмönche, was die Vermuthung nahe legt, der Verfasser sei Benediktiner gewesen.

So kommen wir denn zu den deutschen Abfassungen. Ein Dichter aus dem Elsaß, Heinrich der Glîchesâre (der Gleißner, der sich Verbergende), bearbeitete den Stoff um die Mitte des 12. Jahrhunderts nach französischen Quellen. Das Werk Heinrichs ist nur in sehr verstümmelten Bruchstücken erhalten; die Pergamenthandschrift ward von einem hessischen Rentmeister im 16. Jahrhundert unbarmherzig zerschnitten und zu Umschlägen hergerichtet. J. Grimm hat das Gerettete herausgegeben [3]. Aber so rasch wurden die alten Sprachformen des 12. Jahrhunderts ungenießbar, daß schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine Umdichtung von einem Unbekannten vorgenommen wurde. Diese Ueberarbeitung verdrängte Heinrichs Original; indeß rührte der Umdichter den Stoff kaum an und beschränkte sich in der Form auf bescheidene Aenderungen, wohin auch die Umsetzung französischer und flandrischer Ausdrücke in deutsche gehört. Unser ältester deutscher Reinhard erzählt: Ein Bauer Lanzelin umzäunt seinen Hof zum Schutz gegen den Fuchs. Reinhard aber bricht eine Strale aus dem Zaun und dringt ein. Frau Pinte weckt erschrocken den Gatten, Schanteclêr verweist ihr die Furcht: ‚Ein Weib verzagt eher als vier Männer!' Muthvoll

[1] Gedruckt in Grimms Reinhart Fuchs. S. 1—24.

[2] Herausg. von Mone. Stuttg. 1834.

[3] Sendschreiben an K. Lachmann. Berlin 1840.

setzt er sich auf einen Dorn. ‚Wer sitzt da? Bist du es, Sengelîn?‘ fragt Reinhard. ‚Das bin ich nicht, so hieß mein Vater!‘ ‚Dein Vater war mein guter Freund; wenn er mich nur sah, so schlug er vor Freude in die Flügel, schloß die Augen und sang sein Lied.‘ ‚Das hat er mich auch gelehrt‘, sagt Schanteclêr, beginnt seinen Gesang und fällt so in Reinhards Gewalt. Der gesellt sich bald zu Isengrim und stiehlt mit ihm ein Schwein, führt dann Wolf und Wölfin zu einem Trunk in den Klosterkeller, wo ihnen von den Mönchen Unminne eingeschenkt wird. Gebratene Aale regen in Isengrim den Wunsch nach Klosterleben; Reinhart gibt ihm die Tonsur in der bekannten Weise; Isengrim klagt; ‚aber‘, spricht Reinhard, ‚wähnt ihr denn so leicht das Paradies erlangen zu können?‘ Es folgt der Fischfang, sodann die Brunnengeschichte, die wiederum mit Prügeln für Isengrim endet. Aber die Mönche hätten ihn wohl gar todt geschlagen, wenn sie nicht seine Tonsur gesehen hätten. Darum ist doch bei jedem Unglück noch etwas Gutes. Der grollende Wolf will Rache, großer Kampf steht bevor. Die Sippen versuchen eine Sühne; Reinhard soll auf des scheintodten Rüden Reitze's Zähnen einen Reinigungseid ablegen, vermeidet aber, durch Dachs Krimel gewarnt, die Falle. Das geschah während eines Landfriedens, den König Brevel, der Löwe, ‚bî der wîde‘ geboten hatte. Der König ist erkrankt; bei der Zerstörung eines widerspänstigen Ameisenhaufens ist ihm der Herr der Ameisenburg durch's Ohr in's Gehirn gekrochen. Ein Reichstag wurde nun entboten, Reinhard erschien nicht. Die Klagen Isengrims suchte Dachs Krimel zu widerlegen. Der rechtskundige Hirsch Randolt wollte den Fuchs sofort verurtheilt wissen, die ebenfalls rechtskundige Olbente (Kameel) von Toskana setzte nach deutschem Recht eine dreimalige Ladung durch. Da erschienen Schanteclêr und Pinte mit der ermordeten Tochter. In hellem Zorn loderte der König auf und schwor bei seinem Barte dem Fuchs den Tod. Bei dem Anblick des königlichen Zorns befiel den Hasen vor Schrecken das Fieber (der rite). Hofkaplan Brun begrub das todte Huhn, der Hase legte sich auf das Grab und genas. Da erhuben die Anwesenden hohen Sang und erklärten die getödtete Henne für eine heilige Martyrin. Brun ging mit der ersten Ladung nach Uebelloch, Reinhard lockte ihn in den hohlen Baum und verhöhnte ihn nachher: ‚Wo habt ihr euren Hut gelassen? Habt ihr ihn versetzt um Wein?‘ Der weise Elephant setzte die zweite Ladung durch, die Dieprecht der Kater in der bekannten Weise ausführte. Nur mit Mühe brachte Krimel die dritte Ladung zuwege. (Die Fuchsbeichte kennt unser Gedicht noch nicht.) Als Reinhard bei Hofe erschien, verlangten alle Thiere mit Ungestüm seinen Tod. Gelassen bestellte er einen Gruß von Meister Bendin, dem Arzte in Salerno, der so viel Antheil an den Wehtagen des Königs nehme. Er sei selbst dort gewesen, habe sich

auf dem Wege manchen Dorn in den Fuß gestoßen, bringe aber eine kostbare Latwerge mit. Der König mußte dann in einer Wolfshaut, einem Katzenhut und einem Bärenfell schwitzen, dazu verlangte der Arzt noch ein gesottenes Huhn und einen Eberspeck. Bei der Schwitzkur kroch die Ameise aus dem Haupt des Löwen, Reinhard entließ sie mit schweren Drohungen. Die Hühnersuppe stärkte den König, das Huhn aber verzehrte der Arzt und gab dem Dachs den Eberspeck. So an den Feinden gerächt, erbat Reinhard für seine Freunde zweifelhafte Geschenke. Der Elephant erhielt Böhmen als Lehen, wurde aber von seinen Unterthanen arg zerbläut; die Olbente bekam eine fette Abtei, aber die Nonnen zerstachen sie mit Griffeln und jagten sie in den Rhein. Dem König aber reichte Reinhard einen vergifteten Trank und entwich mit Krimel heimlich vom Hofe. ‚Hier endet diese Märe, die hat der Glichesäre Herr Heinrich gedichtet.'

Im 13. und 14. Jahrhundert erscheint im französischen Lande die Thiersage in einer ganzen Reihe von Bearbeitungen und in der reichsten Ausbildung, die natürlich für das spätere Erscheinen auf deutschem Boden von Wichtigkeit sind. Auch Aesopische Fabeln werden jetzt an geeigneten Stellen eingefügt, didaktische Neigungen treten hervor[1]. Am wichtigsten aber für unsere spätere Literatur ist die um 1250 abgefaßte niederländische Bearbeitung von Willem di Matoc mit der spätern Fortsetzung. Wir werden sie als Grundlage des Reineke in der folgenden Literatur-Periode zu berücksichtigen haben.

Wie Episoden aus dem großen Thierepos finden sich Einzelabenteuer der Thierhelden dargestellt, so der Wolf in der Schule zu Paris mit angehängter Lehre in Priamelform. Ein eigenthümlicher Zug der deutschen Thiersage, ohne Zweifel im Volk lange umgegangen, sodann in lateinischen Gedichten zuerst durchgeführt, ist die Beichte der Thiere (Pœnitentiarius). Ein lateinisches Gedicht, Pœnitentiarius, auch Brunellus genannt (Brunell ist in dieser Sage des Esels Name), führt die Beicht von Wolf, Fuchs und Esel vor. Die großen Vergehen der beiden Raubthiere werden leicht verziehen, die geringe Sünde des Esels, daß er einem Pilgrim Stroh aus den Schuhen gezogen und vor Hunger gefressen, wird an dem Sünder mit dem Tode gerächt. Hugo von Trimberg wie Erasmus Alberus und Burkard Waldis haben diesen fruchtbaren Stoff satirisch ausgebeutet.

[1] Vgl. die französischen Schriften: Méon, le roman du renard. Par. 1826. — Rothe, les romans du renard examinés etc. Par. 1845. — Die Ueberarbeitung des Gleißners in Grimm Reinhart S. 25—103.

XV. Aesopische Fabel (Beispiel).

Durch das allmähliche Bekanntwerden der Aesopischen und Phädrischen Lehrfabel erhielt die ältere Thiersage eine jüngere Schwester, vielfach ähnlich in Gestalt und Form, aber einen gesonderten Haushalt führend, in welchem Ueberlegung und ökonomische Klugheit die Stelle der früheren sorglosen Unmittelbarkeit des Lebens einnehmen. Bei der Aesopischen Fabel ist nicht die Erzählung, sondern die anschaulich gemachte Lehre und Lebensregel die Hauptsache. Schon die Bezeichnung Beispiel (bîspel, bei Boner auch bîschaft, spel = Erzählung), mit der das Mittelalter diese Fabel belegt, zeigt, daß die Auffassung hier dieselbe ist wie im klassischen Alterthum. Diese Fabeln leiten also schon deutlich zur didaktischen Poesie hinüber, während die Thiersage noch durchaus der epischen zuzählt. Der Stoff der Fabel wird vorzugsweise aus der Thierwelt entnommen, aber auch Pflanzen, Naturerscheinungen u. dgl. werden in lehrhafter Absicht mit Leben ausgestattet. Die Fabel ist bald in wenigen Zügen nur knapp angedeutet, vorzüglich da, wo sie auf altbekanntem epischen Hintergrund sich erhebt; tritt sie aber mehr selbstständig auf, so wird sie manchmal in behaglicher Breite ausgesponnen, und auch die Moral will sich der Kürze nicht fügen, noch weniger kann der Dichter sich entschließen, die Entwicklung der Lehre dem Leser selbst zu überlassen, wie dieß der alte Spervogel durchweg thut.

Erwähnen wir zuerst eine durchaus episch gehaltene, auch im französischen Reinhard vorkommende Erzählung: ‚des Hundes Noth'[1], wie nämlich ein verstoßener hungernder Hund durch die List einer Lerche zuerst mit Speise versehen, sodann durch Gaukelei ergötzt wird. Die Erzählung nimmt eine lehrhafte Wendung. In dem didaktischen Gedicht des Thomasin von Zerkläre findet sich das Beispiel von dem langgeöhrten Baldewin, der durch seine Stimme lange Zeit die Thiere in Furcht hielt, bis dem Wolf die Enthüllung gelang. Freidank begnügt sich für seine Lehrzwecke häufig mit der kurzen Erwähnung der Fabel[2]. Dem Oesterreicher Stricker wird eine Reihe von Fabeln zugeschrieben, die sich durch einfache natürliche Darstellung auszeichnen, während die angefügte Moral nicht selten äußerst gezwungen, ja zuweilen albern ist.

---

[1] Grimm, Reinhart S. 291.

[2] Z. B.
Swâ der wolf ze hirte wirt
dâ mite sint sint diu schâf verirt.
Swâ der wolf gerihtes pflege,
dâ gên diu lember vor dem wege.
Swie dicke ein wolf gemünchet wirt,
diu schâf er drumbe niht verbirt.

Ueberhaupt kommen solcher Fabeln mit schielender, hinkender Anwendung nicht wenige bei den Beispielsdichtern vor. Beim Stricker ist überdieß die Einwirkung des Minnegesangs nicht zu verkennen. Die Fabel vom rückwärts gehenden Krebs wird auf die Mutter gedeutet, welche die Tochter von der Minne zurückhält, der sie doch selbst nachgeht. Der Vogel, der von der Rose auf die Distel fliegt, aber sich hier in die Augen sticht, das ist die Frau, die ihren guten Mann vernachlässigt und bösen nachgeht. Unter den auf des Strickers Namen stehenden Beispielen darf natürlich Wolf und Lamm, ‚aller bîspele anvanc', nicht fehlen. Interessant ist sodann ‚Kater als Freier', weiter der Wettlauf zwischen Fuchs und Krebs, ein Seitenstück zu dem von Gebrüdern Grimm so prächtig erzählten Wettlauf zwischen Hase und Igel auf der Lüneburger Haide. Auch die von Wieland erneute Erzählung ‚des Vögleins Lehren' findet sich hier, nicht minder die bekannte Löwentheilung (‚Wer den vierten Theil will han, der soll sich dessen unterstan'). — Kuckuck räth seinem Neffen, dem Wiedehopf, der wegen seiner bekannten üblen Gewohnheit auswandern will, dieß nicht zu thun, da er die böse Sitte mitnehmen werde, an die man hier zu Lande schon gewohnt sei. Politische Tendenz haben mehrere Beispiele des unter den Minnesingern zu erwähnenden Marners. Die Frösche wollen einen König — ‚arge Frösche haben sich auf den Balken gesetzt, sie sind des Reiches Feind; wann kommst du, Storch?' — Isengrims Eid auf einem Wolfseisen — ‚Ach Gott, wäre jedes Heilthumskästchen eine Falle, wenn es geht an den falschen Eid, das wäre wohl gut.' In Laßbergs Liedersaal findet sich eine Anzahl Fabeln in Boners Manier. Salomo's Katze, die das Licht fallen läßt — so vergessen die Weiber bald genug wieder die Zucht. Der Schach spielende Wolf — so die Weiber, sie lugen nach den Knaben, erhaschen einen Bauern und lassen Ritter und Thurm im Stich. Die Katze ist in ein Gefäß mit Schwärze gefallen, die Mäuse halten sie daher für eine Nonne — so sind die bösen Weiber.

Den eigentlichen Fabeldichter haben wir nun in Ulrich Boner zu betrachten. Predigermönch in seiner Vaterstadt Bern, erscheint er in Urkunden bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Sein Fabelbuch, der Edelstein von ihm selbst benannt, widmete er Herrn Johann von Ringgenberg, der im Jahre 1330 Mitglied des großen Berner Rathes war. Boner beginnt mit einer innigen Lobpreisung Gottes, der ein grundloses Meer, ein endeloser Reif ist, der uns seine Schöpfung gab als Spiegel, daß wir unser Leben richten auf der Tugenden Grad (Gipfel) und der Ehren Pfad. Es sprechen auch die Meister: ‚mehr denn ein Wort ein Beispiel thut, das stärket manches Menschen Muth an Tugend und an Trefflichkeit. Gut Beispiel trägt der Ehren Kleid, gut Beispiel zügelt wilden Mann, gut Beispiel Frauen zähmen kann,

gut Beispiel zieret Jung und Alt recht als das grüne Laub den Wald.' Das Büchlein mag der Edelstein heißen, weil es manche gute Lehre in sich trägt. In den nun folgenden 99 Beispielen macht Boner seine einleitenden Worte wahr; er trägt einfach und in angemessener Form, in behaglicher, aber nicht lästiger Ausführlichkeit, mit munterem Ton oft den Ernst durchbrechend, seine Erzählungen, meist nach lateinischen Fabelsammlungen, vor, zuweilen sie so gruppirend, daß ein Gedanke nacheinander von zwei Seiten illustrirt wird, auch in der Anordnung des Ganzen einen gewissen Fortschritt in den verdeutlichten Lehren bietend. Mit gesundem Gefühl vermeidet er alles an die gesunkene Minnepoesie seiner Zeit Anklingende, er kennt keine Minne, als treue Liebe zu Gott, zu dem Ehegatten, zum Freunde. Auch die beliebten Wendungen auf Verhältnisse seiner Zeit sucht man bei ihm vergebens und nicht zum Nachtheil für seine Dichtungen, die also für immer des Commentars entbehren können und dem Volke auf Jahrhunderte lieb und werth blieben. Der Edelstein ist wahrscheinlich das erste gedruckte deutsche Buch[1]. Im letzten Theil gibt der liebenswürdige Mönch auch einzelne schwankhafte Erzählungen. Die Didaktik ruht auf der Grundlage einer christlich-kirchlichen Gesinnung und tiefer Seelenkenntniß, wenn auch einzelne Fabeln uns nicht glücklich gewählt, manche Deutung uns schief oder nicht erschöpfend erscheint. Die Sprache trägt alemannische Färbung.

In dem Edelstein finden wir bereits den aus Hans Sachs bekannten Schwank von dem Waldbruder, seinem Sohn und dem Esel — ‚die Welt ist Schalkheit also voll, wie viel ein Mensch auch Gutes thut, es dünkt die Welt nicht halb so gut.' Auch die von Petronius zuerst vorgebrachte Erzählung von dem trauernden Weibe, das schließlich den Leichnam des beweinten Mannes zu entehrendem Gebrauch hergibt, fehlt nicht, — ‚so wurde Herr Adam zum Thoren, so ging Troja verloren, Herr Samson wurde geblendet, Herr Salomo geschändet.' Ein anderes Beispiel hat G. Schwab in unseren Tagen erneut, von den drei Gesellen mit ihren wunderbaren Träumen von Hölle, Himmel und dem gegessenen Brode. Ein habgieriger Mann tödtet die Gans, die ihm täglich ein goldenes Ei legte, in dem Wahn, sie müsse inwendig ganz golden sein, aber ‚Wähnerich ist Täuscherichs Bruder', er fand nur Gänsemist. Ein stolzer junger Priester singt aus allen Kräften; eine Frau ist davon sehr gerührt, weil sie sich an ihren Esel erinnert, den die Wölfe aufgefressen. ‚Doch er gefiel sich selber wohl, als billig noch ein Esel soll.' — Ein Bischof macht einen jungen Verwandten zum Erzpriester; als er aber einen Korb guter Birnen zum Geschenk erhält, mag er diesen dem jungen Menschen nicht anvertrauen, dem er doch so manche Seele

[1] Gedr. zu Bamberg 1461.

befohlen hat. ‚Die Schafe gar verirret sind, sobald zum Hirten wird ein Kind.‘ — Am Schluß erscheint dann noch die Geschichte von dem: Mensch, was du thust, bedenk das Ende! ‚Wer das Ende ansehen kann seiner Werke, der ist ein weiser Mann. Der Schiffmann an dem Ende steht und lenkt das Schiff, daß es wohl geht.‘

Und so gibt uns der freundliche Mönch am Ende des Buches noch einige kernige Sprüche mit. Zwar ‚schlichte Wort und einfach Gedicht, die liebt man in der Welt jetzt nicht. Wessen Worte krumm sind geflochten, der hat jetzund brav gefochten. Wer wohl das Schwert gebrauchen kann, dem ist es nütz; gar mancher Mann trägt Speer, Messer oder Schwert, die in seiner Hand sind wenig werth‘ [1].

XVI. Lehrgedicht.

Es läßt sich darüber streiten, ob man mit Recht von einer didaktischen Poesie sprechen könne. Lehre, Unterweisung ist ein Produkt der Erfahrung und Ueberlegung; diese aber macht nicht den Dichter, ebenso wenig die poetische Form, Vers oder Reim. Gewiß darf auch ein großer Theil unserer Lehrgedichte mit Fug unter die Prosa verwiesen werden. Indeß unterscheidet sich die didaktische Poesie des Mittelalters von den Lehrgedichten des vorigen Jahrhunderts insbesondere dadurch, daß es sich bei jener nicht um die Ausführung eines bestimmten, etwa philosophischen Gedankens handelt, daß sie vielmehr die verschiedensten Verhältnisse des Lebens betrachtet, und dieß zwar vom Standpunkte der höchsten Sittengesetze und der im Volke lebenden Erfahrung aus. Nun pflegt das Volk seine Erfahrungen nicht in abstrakten Gedanken fest zu halten, seine Lehrsätze nicht in einfach trockener Form hin zu stellen; sondern dem Gedanken wird eine bildliche Darstellung gegeben, eine Erscheinung des Lebens verkörpert den Lehrsatz. In der That zeigt eine Betrachtung der Spruchweisheit unseres Volkes, daß die schaffende Phantasie bei ihrem Entstehen nicht müßig gewesen ist.

Daraus erhellt nun, daß die besseren Lehrdichter früherer Zeiten ihren Stoff nicht erfunden haben. Was als Weisheitsspruch, als Beispiel, selbst als Witz und Schwank im Volke lebte, was des alten Testaments poetische Bücher, namentlich der Prediger und der weise Sirach, in so eigenthümlich-lehrhafter Weise darstellen, was fremdländische Männer an Weisheit gesehen und berichtet, das konnte sich unter Dichters Hand zum gern gelesenen, immer erfrischenden und begleitenden Lesebuch und Brevier gestalten.

---

[1] Der Edelstein, herausg. v. Benecke, Berl. 1816, besser v. F. Pfeiffer, Leipz. 1844.

Unter dem allwaltenden Einfluß des Minnegesangs, wahrscheinlich von Minnedichtern selbst verfaßt, kamen zwei didaktische Gedichte, der Winsbeke und sein Seitenstück, die Winsbekin, zu Stande. Den oder die Dichter würde man nach einer Andeutung wohl am Rhein zu suchen haben. Dem ersten Werkchen geben einige Handschriften die Bezeichnung ‚des Vaters Lehre', dem zweiten ‚der Mutter Lehre'. Die beiden Gedichte können als eine Zierde unserer Poesie bezeichnet werden. Ihre Form ist eine wohl gehandhabte Strophe, in der die sechste und achte Langzeile gebrochen sind, so daß sie zehnzeilig erscheint. Im Winsbeke ist es ein Vater, der seinem Sohn, ‚seinem einzigen Trost, dessen Glück auch sein Glück, dessen Leid auch sein Schmerz ist,' die Lehren einer langen, reichen Erfahrung und einer christlich-ritterlichen Gesinnung vorträgt. Gott soll geliebt, die Geistlichkeit geehrt werden. Dann folgt Ehrfurcht und Minne gegen die Frauen, in so zarter Weise durchgeführt, wie es nur je ein Minnesänger gekonnt. ‚Als Gott sich Engel dort erschuf, gab er sie uns für Engel hier.' Der junge Ritter soll mit Ehren Schildesamt pflegen; er soll gute Genossenschaft suchen, den Schwätzern (segelaeren) aber sein Ohr verschließen. Ueber Standesvorurtheile soll er sich hinwegsetzen; ‚Hochgeburt ist gar verloren, wenn man nicht Tugend sich erkiest, wie in den Rhein geworfenes Korn.' Durch Reichthum soll man sich den freien Muth nicht nehmen lassen. Endlich: ‚Zwei Worte ehren wohl den Mann, das ist ein Ja, das ist ein Nein. Wer überglatt hinwirft ein Nein, wo eben er ein Ja gesagt, der ist nicht Fleisch bis auf's Gebein.' — Die Winsbekin ist dramatischer. Die lehrende Mutter, ein edles Weib, wird in Frauenweise von der lernbegierigen Tochter unterbrochen. Weibliche Sitte, Zucht und Vorsicht werden empfohlen; fast unvermerkt aber gleitet das Gespräch auf die Minne über, der nichts entrinnen mag[1].

König Tyrrel oder Tirol der Schotten und sein Sohn, König Vridebrant, geben und lösen mystische Räthsel, worauf dann König Tirol für seinen Sohn manche gute Lehre nach Art des Winsbeken anschließt. Zerfällt hiernach das Gedicht in zwei sehr verschiedenartige Abtheilungen, so möchte man auch diese beiden Theile verschiedenen Zeiten zutheilen und den zweiten für älter halten. Ebeling, der Herausgeber des Gedichts[2], sieht als Verfasser den alten Poppo den Starken an, der im Jahre 1167 am Hofe Barbarossa's zu finden war.

An der Grenzscheide des deutschen und welschen Landes daheim, daher auch in beiden Sprachen dichtend, mit seinem welschen Buch über höfische Sitte vergessen, verfaßte Thomasin von Zerkläre, gebürtig

[1] Beide Gedichte herausg. von M. Haupt. Leipz. 1845.
[2] Halle 1843.

aus Friaul, im Jahre 1215 ein Lehrgedicht in zwölf Büchern, den welschen Gast (Fremdling aus Welschland). Nachdem Gervinus und W. Grimm über den Werth des Werkes sehr weit auseinander gehende Ansichten geltend gemacht hatten, ist das Gedicht von H. Rückert[1] edirt und so ein unabhängiges Urtheil ermöglicht worden, welches freilich Gervinus in seinen allzu günstigen Ansichten nicht folgen, aber auch Grimms Herabsetzung nicht unterschreiben mag. Thomasin bringt zuerst ein gewisses System in seine Lehren, indem er die Beharrlichkeit (staete) als Grundlage jeder Tugend, die Unstätigkeit aber als Wurzel aller Laster festhält. Seine Darstellung wird man nicht mit Grund trocken und langweilig nennen können, obgleich, wie er selbst klagt, ihm die Gewandtheit in der deutschen Sprache allerdings abgeht. Obgleich in kirchlicher Hinsicht freisinnig, erhebt er sich gegen den leichtfertigen Argwohn seines Zeitgenossen Walther, als ob die Türkensteuer nur in den ‚welschen Schrein' flösse. Das Gedicht hat noch besonderen culturgeschichtlichen Werth durch Aufklärung über manche Sitten der Zeit.

Mit dem besten Lehrgedichte hat uns ein Mann beschenkt, über dessen eigentlichen Namen großer Streit sich erhoben hat. Freidank (Vrîdanc, Vrigedanc, etwa der Freidenker) ist wohl nicht ein fingirter Name, sondern, wie F. Pfeiffer annimmt, ein Geschlechts- oder Familien-Beiname. (Ein Denkmal in Treviso gab zu lesen: Hie lît Frîdanc — gar ân allen sînen danc — der ie sprach und nie sanc.) Sein Buch, das während des Kreuzzugs im Jahre 1229 vor Ackers (Ptolemais), wenigstens theilweise, abgefaßt ist, nennt er Bescheidenheit, weil es über viele wichtige Dinge Bescheid geben sollte[2]. W. Grimms Vermuthung, unter Freidanks Namen verberge sich Walther von der Vogelweide, ist durch F. Pfeiffer beseitigt worden. In einer gewaltig zerklüfteten Zeit, während des aufgeregten Kampfes zwischen geistlicher und weltlicher Macht, stellt sich unser Dichter oder Sammler mitten unter das ewig junge Volk, dessen Weisheitssprüche er als leitende Sterne hinstellt, verläßt aber auch nicht den unwandelbaren Boden der Kirche, wie ihn der auf Gottes Wort und Ueberlieferung aufgebaute Glaube behauptet, so sehr auch die Träger der Kirchengewalt seinen Tadel kosten müssen. Die in einem bewegten Leben mit Ernst errungene Ruhe mildert vielfach das Scharfe und Herbe. Ueber alle Verhältnisse

---

[1] Quedlinbg. 1852.

[2] ‚Ich bin genant Bescheidenheit,
diu aller tugende krone treit;
mich hat berihtet Vrîdanc.'

Ausgabe von W. Grimm. Gött. 1834. Neue Ausgabe 1860. — Zu vgl. Fr. Pfeiffer Ueber Bernhard Freidank. Germ. II, 129. und Zur deutschen Lit.-Gesch. drei Untersuchungen. Stuttg. 1855. (Freie Forschung S. 161—272.)

verbreitet sich Freidank, des Glaubens erhabenste Lehren liegen ihm nicht zu hoch, die Geheimnisse der Menschenseele nicht zu tief, Himmel und Hölle nicht zu fern; der Zauber der Stadt Rom, das Ansehen des Königs und Fürsten können ihn nicht bestechen. Und doch gesteht er mit der Bescheidenheit, die seinem Gedichte nach der Ueberschrift so wohl steht, über manches keine hinlängliche Auskunft geben zu können. ‚Warum der eine Mensch verloren, der andere zu Gnaden erkoren, wer solches fragt, das ist zu viel.' Mit Gott beginnt das erste Kapitel: ‚Gott dienen ohne Wank, ist aller Weisheit Anfang. Wer um diese kurze Frist der ewigen Freuden vergißt, der hat sich selber gar betrogen und zimmert auf dem Regenbogen (baut Luftschlösser); wenn der Regenbogen zergeht, so weiß er nicht, wo sein Haus steht.' Christenlehre zeigt sich offen, die Lehre der Ketzer sucht Winkel und Finsterniß. ‚Hoffart zwingt den kurzen Mann, daß er muß auf den Zehen gahn.' Von der Welt: ‚Heute lieb, morgen leid, das ist der Welt Unstätigkeit.' ‚Wer Sünde läßt, eh sie ihn lasse, der fähret wohl der Weisen Straße.' Von Königen und Fürsten beginnt er mit des Predigers Spruch (10, 16): ‚Land und Leute betrogen sind, wo der König ist ein Kind.' Ein freier Mann, möchte er keines Fürsten eigen sein: ‚Deß eigen wollt ich gerne sein, der Sternen gibt so lichten Schein.' Bitter wird die Klage über die Zustände deutscher Lande, wo Gericht, Vogtei, Münze, Zoll zum Raube geworden. Der Abschnitt ‚von Thieren' gibt Anlaß zur kurzen Erwähnung mancher Fabeln. Wer in Freidank den Reformator vor der Reformation erblicken will, wird freudig manchen scharfen Vers aus dem Kapitel ‚von Rome' begrüßen. Die Welfen jener Zeit hörten gewiß den Spruch nicht gerne: ‚Zwei Schwert in einer Scheide verderben leicht beide; wenn der Papst des Reichs begehrt, so verderben beide Schwert'; wir haben daran nichts auszusetzen. Wohl kann Freidank den römischen Hof nicht rühmen, aber ‚zu Rom da ist viel falsche List, daran der Papst unschuldig ist.' Feierlich erhebt endlich der Dichter seine Stimme zur Schilderung des Todes und des letzten Gerichts.

Mit großem Geschick hat Freidank die Spruchweisheit des Volks gesammelt, mit Geschick sie vermehrt. Das Büchlein war ganz dazu angethan, ein Hausschatz des deutschen Volkes zu werden. Nachdem es Jahrhunderte gelesen war, bot Seb. Brant es seinen Zeitgenossen in überarbeiteter Form; wohl zuletzt von allen mittelalterlichen Dichtungen wurde es im 17. Jahrhundert vergessen.

Als Buch der Rügen hat Karajan[1] ein Strafgedicht eines süddeutschen Ordensritters herausgegeben, das im Jahre 1276 und 77 ver-

[1] In Haupts Zeitschr. II. 45—96.

faßt, theilweise nach lateinischen Vorbildern (‚sermones nulli parcentes') lehrt, ‚was man jeglichem Menschen predigen soll vom Papst bis zum geringsten Schüler, vom Kaiser bis zum geringsten Bauern.' Directe Satire gibt dem Werkchen geschichtlichen Werth, während der poetische gering ist. — Aus derselben Zeit besitzen wir drei Lehrgedichte des Heinzelin von Konstanz, Küchenmeisters beim Grafen Albrecht von Hohenberg: ‚der Minne Lehre', ‚von dem Ritter und dem Pfaffen' und ‚von den zwei Sankt Johansen'. Die beiden letzten enthalten Kampfgespräche, das eine über die Vorzüge der beiden Stände, das andere über den Vorrang des einen Heiligen vor dem andern. Diese Art des Streitgedichts, aus Frankreich herüber gekommen, ist der Entwicklung zu hoher Lebendigkeit fähig[1]. — In einer Reihe von Gedichten, die an das Ende des 13. Jahrhunderts fallen und manche bittere Rüge, dazwischen einzelne ergötzliche Scenen enthalten, verbreitet sich ein österreichischer Ritter, Seifried Helbling, über die Zustände seiner Zeit. Adel und Bauern, Kriegswesen, Kleidung, Speise, Gericht, Geistlichkeit, Minnegesang werden mit Rückblicken auf alte bessere Zeiten gezeichnet. Auch diese Gedichte haben vorzugsweise nur culturgeschichtlichen Werth. Bei Seifried, wie bei dem eben erwähnten Heinzelin, kommen auch schon allegorische Ausführungen vor, bei Seifried eine in der Nähe von Wien ausgefochtene Schlacht zwischen den Lastern und Tugenden[2].

Der Anfang des 14. Jahrhunderts brachte ein weitläufiges, aber sehr beliebtes Lehrgedicht, den Renner. ‚Der dieses Buch gedichtet hat, der pflag der Schule zu Theuerstadt wohl vierzig Jahre vor Babenberg und hieß Hugo von Trimberg,' so schließt der Dichter sein Werk. Theuerstadt war eine Vorstadt von Bamberg und besaß an dem Collegiatstift St. Gangolfi jene Schule, deren Rector Hugo von 1260 bis 1309 war. Schon vor dem Renner hatte er für seine Gesellen den Sammler (Samner) geschrieben; dieser laufe also vor, jener renne nach, daher der Name. Eine andere Deutung des Titels gibt der Dichter selbst dem Leser an die Hand: unser Renner geht mit seinem schon bejahrten redseligen Meister nicht selten durch. ‚Ueber Stock und Stein, über Blumen und Lachen trägt er mich weg von manchen Sachen,' sagt der Alte. Er gesteht, daß er von reicher Leute Korn gestoppelt, aus zahlreichen Büchern das Beste ausgelesen habe. Manch guter Gedanke, manch erläuternde Erzählung kam ihm erst bei der Arbeit und wurde an passender oder halb passender Stelle eingeschoben. Hält er so mit Freidank keinen Vergleich aus, so hat doch die volksthümliche Fassung, die Trefflichkeit der Ansichten, die Frische der eingestreuten Erzählungen

[1] Herausg. von F. Pfeiffer. Leipz. 1852.
[2] Herausg. von Karajan bei Haupt IV. 1—284.

trotz des großen Umfangs (24,000 Verse) dem Werk eine Verbreitung gegeben, die ein näheres Eingehen rechtfertigen wird.

Im Geschmack der Zeit beginnt der Dichter mit einer Allegorie. Er kannte einen Birnbaum, unter dem wonnigliches Gras war, daneben aber ein Dornbusch, eine Lache und ein Brunnen. Ein Wind (Fürwitz) schüttelte die Birnen, die nun theils auf das schöne Gras, theils in Dornstrauch, Lache und Brunnen fielen. Die Birnen das sind die Menschen. Hoffart ist der Dornstrauch, in dem manche Birn hangen bleibt. Also zuerst die unstäten, hoffärtigen Mädchen, ‚sie haben kurzen Muth, langes Haar,' die Manneswahl macht ihnen das Herz blind, da ist ‚der eine bleich, jener roth, der ißt selten fröhlich Brod, der eine ist zage, der andere ein loser Krage, der greinet wie ein Hund, der ist ein Schalk bis auf den Grund, der hat verzehret viele Pfund' u. s. w. Den rechten Sitz hat Hoffart an den Höfen, wo Schmeichler gern gesehen sind, nicht aber edle Dichter. Das führt den Renner auf die ihm wohlbekannten großen Dichter. Auch die Bauern werden stolz, die Halbritter bedrücken ihre Untergebenen am meisten. — Der Brunnen, in den manche Birn fällt, ist der Geiz. Da ist alles Böse vereint: ‚Bosheit ist die Kämmerin, Untreue Rathgeberin, Schlechtigkeit die Haarflechterin, Sparpfennig pflegt der Pforte.' Die Leute lassen sich auch durch gutes Beispiel nicht bessern; Beweis die Elster und Taube. Man lehre also den Kuckuck nicht singen. Folgen Bemerkungen über Gesang und Saitenspiel. Wucher ist teuflisches Beginnen; Beweis der Tempel des Wucherers, den der Teufel vor der bischöflichen Weihe von dannen führte. ‚Ablöser und Nehmehart, Nimmervoll und Naghart, Schinddengast und Lügenhart und sein Bruder Trügenhart, Verschlinger, Kratzbart und Judenbart leeren den Beutel und füllen den Sack, pflegen des Hofes Nacht und Tag.' — Die Lache ist Fraß und Völlerei; Esau hat viele Nachkommen, und davon kommen dann wiederum die Nachtschwärmer und Liebesjäger, die Zweikämpfer und Tjostirer und der ‚dummen Leute viel.' — Die Birnen, die in's Gras fielen, das sind reumüthige, sich bessernde Sünder. ‚Bileam wurde durch seine Eselin auf den rechten Weg geführt; so laßt mich Gottes Esel sein, wenn ich euch tadle und doch selber nicht gar weise bin.' Noch knüpft der Trimberger eine lesenswerthe Betrachtung über Wort und Sprache an. ‚Aller Sprachen Königin ist das Latein, das fällt schön vorn aus dem Munde, das Jüdische haucht in der Kehle Grunde, das Griechische stößt an den Gaumen.' Aber auch das Deutsche wird verschieden gesprochen [1]. Die hl. Schrift ist eine Honigwabe, inwendig die Süße der Lehre und der

[1] ‚Swaben ir wörter spaltent,
die Franken ein teil sie valtent,

Minne Gottes. Jetzt aber halten die Prediger sich nicht mehr bei der Einfachheit des göttlichen Wortes. ‚Ich glaube, daß die Zwölfboten nicht so mancherlei Knoten in ihren Predigten haben gemacht, als man seither hat erdacht.' So bittet schließlich der Dichter, daß die Ueberlebenden einen Pfennig geben, um für sein Seelenheil eine Messe zu stiften [1].

Auch dem Schachspiel, über welches der Dominikanermönch Jakobus de Cassolis zu Rheims um das Jahr 1300 einen Cyklus von Predigten hielt, verdanken wir ein Lehrgedicht: Das Schachzabelbuch, von Konrad von Ammenhausen, Pfarrer zu Stein im Kanton Schaffhausen. Das Buch beginnt mit der Erfindung des Spiels, wodurch sogleich der Tyrann Evilmerodach gebessert wurde. Im Schachspiel repräsentiren die Alten (Läufer) den Richterstand, unsere Springer hießen damals Ritter, der roch (Thurm) bedeutet den Landvogt, die venden (Bauern) den bürgerlichen, Handwerker- und Bauernstand. Die Betrügereien der Handwerker werden mit Vorliebe bis in's Einzelnste geschildert, nur von den ‚Bartscherern' läßt sich wenig sagen.

Mehr und mehr überwuchert die Allegorie. Hadamar von Laber, ein Baier, schrieb zu Anfang des 14. Jahrhunderts die Jagd. Der Jäger reitet aus, um sich ein Lieb auszuspüren, mit guten Hunden als Glück, Lust, Gnade, Stätigkeit, Trost. Das Herz findet die Spur eines edlen Wildes, wird aber selbst verwundet; Wölfe (Auflauerer) zeigen sich. ‚Harre', der treue Hund, holt das Wild endlich ein. Liebesklagen, Lehrsprüche der Waidmänner und Betrachtungen unterbrechen die Allegorie. Das Gedicht, in der jüngeren Titurel-Strophe durchgeführt, war sehr beliebt, die Strophe erhielt sogar bei den Meistersängern den Namen ‚Labers-Ton' [2].

XVII. Der Minnegesang.

Würdig stellt sich neben die epische Dichtung des Mittelalters die Lyrik; ähnlich jener tritt sie sofort in zwei getrennten Gruppen auf:

die Beire sie zezerrent,
die Düringe sie uf sperrent,
die Sachsen sie bezuckent,
die Rinliute sie verdruckent,
die Weterouwer sie würgent,
die Misenaer sie wol schürgent.

[1] Noch nach der Reformation wurde der Renner einer Erneuerung werth gehalten (Frankf. 1549); die Ausgabe Bamberg 1833 ist ungenügend; eine neue Ausgabe von Jancke steht zu erwarten. Vgl. Germania 2, 363 ff. 5, 385 ff.

[2] Herausg. von Schmeller. Stuttg. 1850. — Schachzabelbuch. Straßb. 1483.

als Volkslied und lyrisches Kunstgedicht. Die Betrachtung des Volksliedes müssen wir für die folgende Dichtungsperiode zurücklegen; nicht etwa, als wenn es nicht schon im vorliegenden Zeitraum einer reichen Entfaltung sich erfreut hätte, sondern aus dem Grunde, weil über der reichen Kunstlyrik die Aufzeichnung der Volkslieder fast ganz vergessen wurde, und daher erst der folgende Zeitraum das nöthige Material bietet. Die Kunstlyrik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts aber begreifen wir unter dem Worte Minnegesang, die lyrischen Kunstdichter als Minnesinger zusammen; denn das Hauptthema des Gesanges ist die Minne, jene dem deutschen Mittelalter eigenthümliche Frauenliebe, die in der Verehrung des holden Geschlechts wurzelt und im Frauendienst, in der hingebenden Huldigung, aufblüht. Darum darf denn das Wort Minne nicht minder auch jene Verehrung, jenen Huldigungsdienst bezeichnen, der nach der Lehre der Kirche den Heiligen, insonderheit und in erhöhtem Maße dem hl. Urbild der Frauen, der Mutter des Herrn, zugewandt werden darf.

Frauendienst war die Losung des Ritterthums; der Minnegesang hat aber seine Träger fast ausschließlich unter den Ritterbürtigen. Nach Tacitus verehrten schon die alten heidnischen Deutschen in der Frau ein sanctum et providum, ein Heiliges und Ahnungsreiches, das sie einerseits zu der hohen Würde einer Priesterin und Prophetin erheben konnte, auf der anderen Seite aber das Verhältniß des Eheloſen zum weiblichen Geschlechte läuterte und hob, daneben in der Ehe der Frau den ihr geziemenden Rang sicherte. An diesem Verhältniß hatte das Christenthum nur wenig geändert; hatte es der Frau Priesterthum und Prophetie entzogen, so hatte es doch dafür in der hl. Jungfrau, der Mutter des Erlösers, das ganze Frauengeschlecht erhoben, hatte das Familienleben und dadurch den stillen, segensreichen Einfluß der Frau gesichert und verdankte vielfach seine Verbreitung und die ihm entgegen getragene Liebe der zarten Sorge gottgeweihter Jungfrauen. Was Grieche und Römer nie oder nur in den seltensten Augenblicken geahnt, das trat in das Bewußtsein der christlichen Völker des Occidents, vor allem aber des deutschen Volks ein: die Erkenntniß von der Tiefe, der Würde und Innigkeit des weiblichen Gemüths, die Verehrung, zu welcher eine reine, frommkeusche Frauenseele wider Willen hinreißt, die Huldigung, die der sinnigen Wirksamkeit, der zarten Zurückhaltung, der feinen Sitte der Frauen gebührt. Wenn das Ritterthum so lange der Verwilderung glücklich entging, so verdankte es dieß gewiß vorzüglich dem Einfluß der hochangesehenen Frauen, die gesellschaftliche Formen, Zurückhaltung, Milde und Adel der Gesinnung zu erhalten suchten. Die ritterlichen Institutionen und Gebräuche zeigen, wie der spätere Ritter bereits in seinen Jugendjahren neben den Waffenübungen als einen besondern Zweig des ritter-

lichen Wissens auch die Verehrung und den Dienst der edlen Frauen erlernen mußte; wie der angehende Ritter am Altare Gottes Achtung und Schutz dem zwar schwächeren, aber durch Manneshuld gehobenen Geschlechte gelobte; wie der höchste Preis ritterlicher Tapferkeit von Frauenhand gespendet, wie dagegen auch die Reinheit und Würde der Verehrten durch Waffen und Blut des Ritters gegen jeden Angriff geschützt wurde. So entwickelte sich also hier ein förmlicher Frauencultus, der einen merkwürdigen Reflex sogar in dem Ordensleben jener Zeit ausstrahlt. Mannsklöster stellten sich nicht selten unter die Obedienz einer in einem andern Kloster wohnenden Oberin. Stehen wir hier dem Fratzenhaften schon nahe, so ist es ebenso wenig unbekannt, wie im Laufe des 14. Jahrhunderts, vielfach schon früher, Ritterthum, Frauendienst und Hofesleben in Lächerlichkeiten, Thorheiten und Sittenlosigkeit dem unabwendbaren Verfall geweiht waren. Konnte es da dem Minnegesang besser ergehen? Wir werden im Verlauf unserer Darstellung die bösen Abwege zu bezeichnen Gelegenheit haben.

Als das Charakteristische der Minnedichtung hebt Vilmar mit Recht ein Doppeltes hervor: Das Jugendliche und Frauenhafte dieser Poesie. Beides gilt freilich nur im Großen und Ganzen; der Garten des Minnegesangs hat neben den zarten, treu gepflegten Duftblumen auch Pflanzen mit grell gefärbter Blüthengluth, die aus fremdem Boden verpflanzt zu sein scheinen, daneben hie und da verwilderte Gewächse mit ätzendem Saft und stachlichten Blättern, sowie auch Zierblumen mit betäubendem Duft. Aber im Allgemeinen ist diese Poesie bescheiden wie die heimatliche Blume, jugendlich frisch wie die Viole mit ihren Kindesaugen. Sehnsüchtig folgt das Auge des Jünglings der Minniglichen, bescheiden vergnügt der Liebende sich mit dem stummen sehnsüchtigen Blicke in das Antlitz der Verehrten, ein freundlicher Gruß, ein minniglicher Anlächeln gilt ihm als reicher Habedank; eine schätzenswerthe Gunst ist es, den rosenfarbenen Mund, die rothen Wangen, die lichten Augen, die weißen Hände im Liede verherrlichen zu dürfen. Das süße Deingedenken, die stumme Sehnsucht, die bescheidene und darum zweifellose, Alles verklärende Hoffnung, sie begleiten, beschäftigen und trösten den liebenden Sänger. Das ist nicht jene verzehrende, in Begierde verschmachtende, im Feuer zerschmelzende Leidenschaft mit ihrer dämonischen Gewalt, wie Sappho, wie die südlich glühenden Troubadours, wie manche Dichter der Neuzeit sie besungen haben. Der Hauch der glücklichen Jugend schwebt über diesen zarten Liedern. Der trübe Nebel jener falschen Empfindsamkeit und Sentimentalität, welcher Werthers und Siegwarts Atmosphäre so schwermüthig überzog und noch immer nicht ganz verflogen ist, lag der heiteren Zeit des Minnegesangs fern. Dem entspricht die von der Minnedichtung unzertrennbare Naturanschauung.

Der Sänger trauert mit der falb werdenden Linde, mit dem abfallenden Laub, mit den verstummenden und abziehenden Waldvögelein, ihm thut der kalte Schnee und der dürre Reif und der einsame, starrende Winter wehe, und er vergißt nicht seine Lieder fort und fort damit einzuleiten; ist es ja eben die Folie, die seiner Liebesstimmung untergelegt werden soll, sind es ja nur die tausend verworrenen Stimmen der Natur, zu denen die Menschenstimme hell aus jugendlicher Brust den rechten Grundton zu finden sucht. Nun aber kommt hinwieder der blühende Mai mit Vogelgesang, mit Baumesgrün, mit Blumen bunt auf Anger und auf Haiden; da sammeln sich die lieblichen Kinder zum fröhlichen Reigentanz unter der grünen Linde, da wird der Hoppaldei und der Covenanz und der Heijerleis gesprungen oder es wird ein Rink gemacht und ein neues Hofetänzel ausgeführt, das ist geheißen Schwingefuß. Da freut sich der träumerische Gesell, daß er den ersehnten Ringeltanz mit seiner Trauten tanzen und daß zugleich mit den Knospen des Frühlings auch das zarte Geheimniß seiner Liebe aufbrechen darf. Doch für Uneingeweihte, für Merker und Späher soll das Geheimniß bleiben, damit nicht mit roher Hand daran gerührt werde: der ächte Minnesinger verräth im Liede nie den Namen der Erwählten, und habe er auch noch so süßen Klang.

Dem entspricht denn auch das Frauenhafte dieser Minnepoesie. Im stillen Herzensgrunde blühten diese Lieder auf, wie die Jungfrau im einsamen Heiligthume des Hauses; fremde Einflüsse werden nach Möglichkeit fern gehalten, in den allerdings enge gezogenen Schranken, denen Sturm, Fluth, Blitz und Donner der Leidenschaften fern bleiben, bewegen sie sich in bescheidener Harmlosigkeit. Bei einfacher Hinstellung dieser Lieder würde man auf die Vermuthung kommen dürfen, sie wären wirklich aus einem sinnigen Frauen-Gemüthe hervorgesproßt. Das mag denn auch bei der großen Anzahl dieser Minnelieder und bei der wenig umfangreichen Scala ihrer Töne die ungünstige Meinung einzelner Kritiker erklären. Als Ludwig Tieck mit einer Auswahl von Minneliedern hervortrat, ging Schillers Urtheil dahin: ‚Welch' eine Armuth an Ideen! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen! Und die Blumen, die duften, und die Früchte die reifen, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt — als die Langeweile.' Begreiflicher Weise fallen die ästhetischen Urtheile Friedrichs des Großen noch einige Octaven tiefer. — Solche Urtheile gründen zum Theil in der fremden Sprache dieser Gedichte, zum Theil in einer ganz conträren Geschmacksbildung; dann aber könnten sie sich leicht bilden, wollte man den ganzen Stoß der uns erhaltenen Minnelieder nach einander lesen. Wären alle im vorigen und im laufenden Jahrhundert gedichteten Liebeslieder in eine Sammlung zusam-

men getragen, wer möchte sich getrauen sie nacheinander zu lesen, und wenn auch mehr als eine ‚Laura am Klavier' und eine ‚Erwartung' darunter wären? Und dann sind diese Lieder, wenigstens zum größten Theil, auch nicht für den Druck und für das Lesen gedichtet.

Sie wurden gesungen, gesungen unter Begleitung eines Saiteninstruments, in der reichen blendenden Versammlung edler Herren und Jungfrauen, an den Höfen kunstliebender Fürsten, wohl auch in der ersehnten Gegenwart der verherrlichten edlen Frau, gesungen auch wohl beim munteren Ringeltanze als ‚Reihen', zum Tacte der Füßlein, in immer neuen Strophen, bis dem Spielmann die Saite entzwei brach, wie es an mehreren Stellen heißt. Dem entspricht nun durchweg die klangvolle, singbare Form. Bei den ältesten Minnesingern noch einfach, sich anlehnend an die Form der volksthümlichen Epen, gewiß auch des lyrischen Volksliedes, auch im Reim von einer anmuthigen Nachlässigkeit, entfalten sich die Strophen bald zu der reichsten Mannigfaltigkeit, zu den kunstvollsten Verschlingungen, zu den reinsten und klangreichsten Reimen. Die an den Höfen vorgetragenen Gedichte lieben die dreitheilige Strophe, welche bald einfach, bald äußerst künstlich verschlungen zwei kürzere, später sogenannte Stollen und einen längeren Abgesang hat (Strophe, Antistrophe, Episode). Eine von einem anderen Dichter erfundene Weise sich anzueignen, galt als unerlaubt; wer es wagte, wird als ‚Tönedieb' gescholten. Daraus erklärt sich die große Masse von Weisen. Bei den Reigeliedern indeß füllen Worte und Reime, Strophe und Rhythmus in äußerst gelungener Weise den Rahmen des Tanzes aus, so daß darnach der Hoppaldei, der Troialdei oder der Ridewanz gesprungen werden mochte. Die bald kurzen, bald langen Verszeilen mit ihren kunstvollen Reimgeflechten tönen wie Lerchentriller und Nachtigallschlag unermüdlich daher. Oft scheint es, als ob der Dichter mit den Schwierigkeiten des Verses und des Reimes seinen Scherz triebe; jedes Wort wird zum Vers, jede Sylbe zum Reim. Oft haben die Strophen einen Refrain, der wohl von der ganzen munteren Gesellschaft gesungen wurde; zuweilen ist es eine Jauchzung (jûwezunge), ein Jodelruf, wie: Tandaradei, Faladaritturei, Harba harbalorifa, Datenderlenderlenderlin u. dgl.

Von den verschiedenen Gattungen der Lieder nenne ich: Tagelieder, die das Scheiden der Liebenden beim Tagesanbruch schildern, ähnlich die Wächterlieder; wineliet ist eine sehr alte Bezeichnung für Liebeslied; es kommen ferner brûtliet, hügeliet (Freudelied), jageliet vor; das kriuzliet (Kreuzfahrerlied) vereinigt zuweilen das Andenken an ein zurückgelassenes Lieb mit der himmlischen Minne; das schimpfliet (Scherzgedicht) kann bereits ganz der Minne entrathen; das rüegliet (Spottgedicht) nimmt gern politische Wendung,

das Streitgedicht begibt sich mit Vorliebe auf theologisches Gebiet oder bewegt sich auf und ab in persönlichen Kämpfen. Die Leiche, musikalische Stücke mit variirtem Thema, also besonders die bereits erwähnten Tanzlieder, sind allerdings in ihrem Inhalt ziemlich beschränkt; es werden vorzüglich nur Brautleiche und Hochzeitleiche erwähnt. Weiter enthält die Minnesinger-Sammlung die kostbaren Perlen der reinen Gottesminne und der liebenswürdigen, zarten Marienminne; sodann nicht minder die künstlichen Strophen mit lehrhafter Tendenz von Schildesamt, von Frauencult, von Eitelkeit des Irdischen, von politischer Klugheit, die Dichtungen von König Tirol, vom Winsbeken und der Winsbekin (Spruchdichtung). Nur diese Lehrgedichte haben wir bereits abgesondert und einem andern Abschnitt überwiesen. Alles Uebrige mag als Minnegesang vereinigt bleiben.

Doch wollen wir hier keineswegs verschweigen, daß die Minnedichtung, zumal in ihrer späteren Entfaltung, zuweilen einen rein sinnlichen und in Folge dessen unsittlichen Charakter annimmt. Der Frauendienst des Ritterthums achtete häufig die geheiligten Schranken der Ehe nicht. Dürfen wir diese Ausartungen auf den Einfluß der Troubadours oder Provençalen schieben, die kurze Zeit vorher in dem benachbarten Frankreich ihren Sang so hell erhoben? Zum Theile wohl. Die Anfänge der Minnedichtung weisen nach Oesterreich, dem Lande des Volksgesanges, sie haben volksthümliche Einfachheit, häufig auch noch episches Gewand. Von hier bringt diese Poesie nach Baiern vor, da begegnet ihr im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, vom Niederrhein kommend, jene Kunstdichtung, die von den Provençalen Geschmack und Regeln überkommen hatte. Heinrich von Veldeke, der gemäß seiner Heimat den natürlichen Vermittler zwischen deutschen und romanischen Elementen abgeben konnte, stieß zuerst das Reis dieser neuen (‚höfischen') Kunst auf. Von da ab zeigt sich die Einwirkung des Volksliedes nur noch bei einzelnen Dichtern.

Der Minnesinger trug seine Lieder im Gesange vor, im Gesange pflanzten sich seine Gedichte fort; viele der ritterlichen Genossen — und nicht gerade die schlechtesten Singvögel — waren Schreibens und Lesens unerfahren; Wolfram von Eschenbach versichert uns: ‚Was in den Büchern steht geschrieben, des bin ich künstelos geblieben'; Herr Ulrich von Lichtenstein konnte das Brieflein der Geliebten erst nach mehrwöchentlicher Aufbewahrung sich vorlesen lassen. Bei einzelnen Dichtern erscheint ein Singerknabe, ‚Singerlein', dem der Sänger seine Lieder und Leiche lehrte, vielleicht auch wohl zum Niederschreiben dictirte oder den Auftrag gab, der Erwählten minniglichen Gruß sowie Lieder und Büchlein zu überbringen. Die Lieder müssen schon frühe gesammelt sein, wenn auch selten, wie wir bei Nithart sehen werden, von den Sängern

selbst. Meister Hadlaub erwähnt bereits am Ende des vorzüglich sangesreichen 13. Jahrhunderts die überreiche Sammlung des Rüdiger Manesse, Rathsherrn zu Zürich. Auf diese Notiz gestützt nannte Bodmer, der erste Herausgeber der Minnesinger, die ihm vorliegende Liederhandschrift von Zürich den Manessischen Codex. Diese prächtige, mit Miniaturen, Bildern und Wappen der ritterlichen Sänger reich ausgeschmückte Handschrift ist nach Paris ausgewandert und ein angestauntes Prachtwerk der königlichen Bibliothek geworden. Zwei andere, ebenfalls sehr werthvolle Handschriften sind durch den Stuttgarter literarischen Verein zugänglich gemacht worden: die früher im Kloster Weingarten, jetzt in Stuttgart befindliche (Weingartner) Handschrift und die Heidelberger Sammlung.

Die Manessische Liederhandschrift hat an 140 verschiedene Minnesinger vereinigt, von Einzelnen allerdings nur wenige Strophen. Dazu fügen die anderen Sammlungen außer den Ergänzungen vieler bei Manesse vorkommenden Dichter auch noch etwa zwanzig neue Sängernamen mit den zugehörigen Dichtungen. Unter den nicht sehr zahlreichen Minnesingern bürgerlichen Standes figurirt merkwürdiger Weise auch ein Jude, Süßkind: — Beweis genug, wie allseitig verbreitet der Minnegesang gewesen sein muß [1].

XVIII. Des Minnegesangs Frühling.

Die ältesten Minnelieder rühren zum Theil von unbekannten Verfassern her. Sie haben meistens mit dem Volksliede die Einfachheit, die starke Empfindung, die Kürze (gewöhnlich nur eine Strophe) gemein. Eigenthümlich ist diesen kleinen Liedchen, daß sie nicht selten einer liebenden Frau in den Mund gelegt werden oder auch zu einer Tanzweise sich gestalten [2].

---

[1] Zur Literatur: ‚Sammlung der Minnesinger aus dem schwäbischen Zeitpunkte' (Manessischer Codex von Bodmer und Breitinger). Zürich 1758—59. 2 Bde. 4. (nicht mehr brauchbar). — ‚Minnesinger' von F. H. v. d. Hagen (162 Dichter aus den verschiedenen Handschriften, mit dem Leben der Dichter, den Sangesweisen der späteren und Proben der Handschriften). Leipz. 1838. 4 Bde. 4. (bei mehreren Dichtern durch spätere Einzelausgaben, besonders von M. Haupt überboten). — Die Weingartner Liederhandschrift von F. Pfeiffer und F. Fellner. Stuttg. 1843. (Literar. Verein.) — Die alte Heidelberger Liederhandschrift von F. Pfeiffer. Stuttg. 1844. — J. Grimm: über den altdeutschen Meistergesang, Gött. 1811 (noch immer nicht veraltet). — Ueber Tagelieder der provençalischen und deutschen Dichter handelt K. Bartsch im Album des Nürnberger lit. Vereins 1865. — K. Bartsch, deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrh. Leipz. 1864 (eine treffliche Auswahl).

[2] Z. B. Springen wir den reien
nu, vrouwe mîn,

Des Kürenbergers thaten wir beim Nibelungenliede bereits Erwähnung. Die fünfzehn uns erhaltenen Gedichtsstrophen, von denen man nur einige Mal mit Sicherheit zwei Strophen zu einem Ganzen zusammenlegen kann, begnügen sich noch mehrfach statt des Reims mit der volksliedmäßigen Assonanz und nähern sich in Inhalt und Fassung so sehr dem Volkslied, daß nur das Hervortreten ritterlicher Sitten sich der Ansicht derer entgegenstellt, die hier wirkliche Volkslieder vor sich zu haben glaubten. Die wenigen geretteten Blüthen dieses Dichters, die durch innern Werth ganze Sträuße späterer Minnelieder überbieten, würden durch versmäßige Uebertragung ihren eigenthümlichen Duft einbüßen ohne vielleicht an Farbenschmelz zu gewinnen. Einer edlen Frau wird der Sang vom Falken in den Mund gelegt: ‚Ich zog mir einen Falken länger dann ein Jahr; und da ich ihn gezähmet, wie ich ihn wollte haben, und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand, er hob sich in die Lüfte und flog in fremdes Land. Seitdem sah ich den Falken, er flog viel hoch, er führte an seinem Fuße die seidenen Riemen noch. Noch gab sein Gefieder rothgoldnen Schein — Gott sende sie zusammen, die geliebt wollen sein.‘ — Liebenswürdige Schalkhaftigkeit athmen besonders zwei andere Strophen, deren erste wiederum einer Edelfrau in den Mund gelegt wird: ‚Ich stund Nächtens späte an einer Zinnen, da hört' ich einen Ritter lieblich singen in Kürenbergers Weise, laut erscholl seine Stimm'. Er muß das Land mir räumen oder ich ergebe mich ihm!‘ Scherzhaft fügt der also aus Liebe verbannte Ritter hinzu: ‚Nun bringt mir her viel balde mein Roß, mein Eisengewand; denn ich muß einer Frauen räumen das Land. Die möchte mich wohl zwingen, daß ich ihr hold sei. So soll sie meiner Minne auf immer leben frei!‘ —

Auch bei Dietmar von Aist (Ast, Eist), der um die Mitte des 12. Jahrhunderts in steier'schen und österreichischen Chroniken erscheint, tritt der volksthümliche Ton noch recht anmuthig hervor, auch ihm ist der Reim noch nicht recht geläufig, wohl aber die beliebte Anknüpfung an Adlers Flug. Eine Frau schaut über die Haide, da sieht sie einen Falken fliegen: ‚O glücklicher Falke! du fliegst, wo es dir lieb ist, du erkiesest dir im Walde einen Baum, der dir gefällt. So habe auch ich gethan und mir einen edlen Mann erkoren. Aber andere Frauen miß-

---

vröun uns gegen den meien!
uns komet sîn schîn.
Der winter der heiden tet senede nôt:
der ist nu zergangen.
si ist wunniclich bevangen
von bluomen rôt.

gönnen mir das. Warum doch? Ich begehre ja auch ihrer Lieblinge keinen.'

Andere Stoffe behandelt ein früher Minnesinger, Spervogel, wie es scheint ein angenommener Name; das Wappenbild der Handschrift stellt einen von einem Speer durchstochenen Vogel dar. Der Sänger hat sich die Spruchdichtung ausersehen. In sechszeiligen Strophen, oft ohne strengen Reim, spricht er seine Erfahrungen und Grundsätze aus, ein gediegener, ehrenfester Mann.

,Wohl ziemt dem Helden, daß er froh nach Leiden sei!
Nie war ein Unglück noch so groß, es war dabei
Ein Heil; deß soll man sich versehen.
Uns mag wohl Glück nach Schaden noch geschehen.
Verlieren wir ein eitles Gut, ihr Männer, nicht verzaget!
Ihr stolzen Helden wanket nicht, es wird noch mehr gewaget!'

Zuweilen kleidet er seine Lehren in das knappe Gewand der Fabel, der er jedesmal nur dieselbe sechszeilige Strophe zugesteht. Ein Wolf floh seine Sünden und zog sich in ein Kloster zurück, man hieß ihn der Schafe pflegen. Seitdem ward er rückfällig, biß Schaf und Schwein und sagte, ‚daß es des Pfaffen Rüde thäte'. — ‚Weißt du, wie der Igel sprach? Gut ist eigen Gemach! Zimmere dir ein Haus; die Herren sind arg; wer daheim nichts hat, der muß guter Dinge darben.' Der ernste Dichter hat sich auch dem geistlichen Liede zugewandt; auf diesem Gebiete werden wir ihm nachher begegnen.

Herr Milon (oder Meinloh) von Sevelingen führt uns wieder zu der Frauenminne zurück. ‚Ich bin hold einer Frauen, ich weiß wohl warum. Je lieber und je lieber ist sie zu allen Zeiten mir; je schöner und je schöner, gar wohl gefällt sie mir. Reich ist sie an allen Ehren, der besten Tugenden pflegt ihr Leib. Stürb ich von ihrer Minne und lebte wieder, ich würbe wieder um das edle Weib.'

Zwei andere Minnesinger haben ihre Kreuzfahrt nicht durch zarte Liebeslieder zu entwürdigen geglaubt. Albrecht von Johansdorf (1180) singt: ‚Das Kreuz hab' ich durch Gott an mich genommen und fahre dahin ob meiner Sünden, nun helfe er mir, soll ich herwieder kommen, daß ich in Ehren sie möge wieder finden; sollte sie aber ihr Leben gar verkehren, so gebe Gott, daß ich nie heim möge kehren.' — Der liebenswürdige Friedrich von Hausen aus der Rheingegend, mit Barbarossa in Italien und im Orient, fiel vor Philomelium in Kleinasien am 6. Mai 1190, allgemein im Kreuzheere betrauert. Er erzählt uns in einem seiner Lieder, wie das Anschauen und Gedenken seiner minniglichen Schönen ihn so in Noth gebracht, ‚daß er den Leuten oft guten Morgen bot entgegen der Nacht' und nicht verstand, wann Einer ihn grüßte. Darum kann er auf den romantischen Pfaden des Morgen-

landes doch den Rhein nicht vergessen[1]. Das Kreuz auf sein Sturmgewand geheftet singt er: ‚Mein Herze und mein Leib die wollen scheiden, die mit einander waren lange Zeit; der Leib will gerne fechten gen die Heiden, das Herz ist stets noch einer Frau geweiht.' Und so fährt er fort, da er sein Herz nicht möge wenden, so bitte er Gott, es zu senden an eine Stätte, da man es wohl empfange. Und ein anderes Mal: ‚Da ich keinen Boten habe, so will ich ihr die Lieder senden; muß ich ihr ferne sein, mein Herz bleibt dennoch da; das suche Keiner anderswo.' So mag wohl die Liederhandschrift den sinnigen Dichter darstellen, wie er, am Bord des Schiffes stehend, ein Blatt in die Fluth wirft, einen Gruß an die ferne Geliebte, den die Wellen an den schönen Rhein tragen sollen, wo dem Sänger einst der ‚Sommer von Trier' so kurz vorkam.

Die Lieder des Thüringers Heinrich von Morungen, in ziemlicher Anzahl erhalten, sind in tiefer Empfindung aus der Fülle des Herzens geströmt, darum aber auch bei der Gluth ihrer Sinnlichkeit von einer Wahrheit des Gefühls, gegen die der späteren Dichter Kunststrophen gezwungen und kalt erscheinen. Er fühlt sich zum Dichten geboren; darum will er nicht, der Nachtigall gleich, nach kurzem Gesange verstummen, sondern trotz Neider und Tadler fortsingen; er möchte das Vöglein sein, das der Lieben singt und nachspricht, dann möchte er schwören, daß nie eine Frau besseren Vogel gewann. Ein förmliches Kriegslied wirft er wie eine Brandfackel der Hartherzigen zu:

‚Auf, zu einer Reise!
Wünschet, daß ich wohl gefahr!
Ich fahr grimmer Weise,
Lande will ich brennen gar.
Einer Frauen Reiche,
Was ich deß bestreiche,
Muß verderbt sein und verlorn;
Ungelöschet flammt mein Zorn.
Helfet singen alle,
Meine Freund, und setzt ihr zu
Mit gleich wildem Schalle,
Bis sie Reu und Leid uns thu!
Schreiet, daß ein Schmerze
Ihr durch Ohr und Herze
Schneidig bis an's Leben geh;
Allzu lang thut sie mir weh.'[2]

Dem Frühling des Minnegesangs gehören auch die Lieder Reinmars des Alten — zum Unterschied von dem jüngern Reinmar von Zweter also genannt —, der wohl die Nachtigall von Hagenau sein mag, deren Verstummen Gottfried im Tristan betrauert, höchst wahrscheinlich aber der Sangeslehrer Walthers von der Vogelweide. Er hat

---

[1] ‚Waere ich iender umb den Rîn,
so vriesche ich lihte ein ander maere,
des ich doch leider nie vernam,
sît daz ich über die berge kam.'

[2] Frei übertragen von J. V. Scheffel in seiner trefflichen ‚Frau Aventiure'. Stuttg. 1862.

zuerst die glückliche Form der Botenlieder, in denen der Dialog zwischen der Verehrten und dem zu ihr gesandten Boten die Darstellung zu großer Lebendigkeit zu erheben vermag. Auch auf der Kreuzfahrt dichtete Reinmar Minnelieder, in denen mehrfach der Gedanke wiederkehrt, wie der Dichter nicht ohne Furcht ist, daß die Minne seine Seele von frommen Gefühlen ablenken möge. Ein Trauergesang auf den Tod des Herzogs Leopold von Oesterreich (1194) wird in sehr sinniger Weise einem liebenden Weibe in den Mund gelegt. Einzelne von Reinmars Liedern wurden mit denen seines größeren Lehrlings Walther vermischt.

Hartmann von Aue hat die höfische Kunst bereits in vollendetem Maße sich zu eigen gemacht. Wir erwähnen ihn hier besonders wegen seiner Kreuzlieder, durch welche dießmal die Saite des Minnegesangs nicht durchklingt. Wie er in den Liebesliedern sich frei hält von der Empfindelei, die schon in seinen Tagen an den Minnegesang sich gerne ansetzte, so besingt er mit ganzem Gemüthe, thatkräftig und thatendurstig, die Kreuzfahrten. ‚Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keusche Sitt', so mag man Sälde und alles Gut erwerben damit.' Doppelten Gewinn kann die Kreuzfahrt geben: ‚Welche Frau sendet ihren lieben Mann mit rechtem Sinn auf diese Fahrt, die kaufet halben Lohn daran, wenn sie daheim sich so bewahrt, daß sie verdienet keusche Wort; sie bete für sie beide hie, so fährt er für sie beide dort.'

Unter den Minnedichtern erscheinen nicht bloß Grafen und Herzoge, sondern selbst Könige und Kaiser. Eines der besten Minnelieder wird von den Handschriften dem Kaiser Heinrich VI. beigelegt, demselben Hohenstaufen, der in Süditalien mit so ausgesuchter Grausamkeit seine Gegner, Mann wie Weib, verfolgte. Land und Reich, sagt der gekrönte Sänger, seien ihm unterthan, und doch schwinde seine Gewalt und sein Reichthum, wenn er von der Lieben geschieden sei; eher möchte er die Krone ablegen, als sich der Liebe begeben; verlöre er die Liebe, dann könne ferner Nichts ihm Freude bieten, sein bester Trost müsse dann sein mit Acht und Bann vorzugehen [1].

XIX. Walther von der Vogelweide.

Her Walther von der Vogelweide,
swer des vergaeze der taet mir leide.
H. v. Trimberg.

Als der größte lyrische Dichter des deutschen Mittelalters, ein Dichterstern erster Größe für alle Zeiten, tritt W. von der Vogelweide

[1] Des Minnegesangs Frühling, herausg. von K. Lachmann und M. Haupt. Leipz. 1857. Dazu die Kritik in Pfeiffers Germ. 3, 481.

in der bewegten Hohenstaufenzeit auf. In seinem klaren Dichtergemüthe gestaltet sich nicht bloß der Liebe Leid und Lust zum hellen Gesang; was die Brust des Mannes bewegt, was Menschenherz erhebt, was die große Gegenwart Ergreifendes und Gewaltiges mit sich führte, der Dichter läßt es durch die Saiten seines Gemüths wehen und legt es als Lied, als Spruch, als Gebet zum abwechselnden Genusse vor. Und so geben denn seine Gedichte auch einigen Aufschluß über sein Leben, sie sind aber leider auch fast die einzige Quelle für dasselbe.

Thurgau, Franken, Schwaben, Oesterreich sind nach einander für Walther's Heimat ausgegeben worden. F. Pfeiffer hat endlich im Eisack- oder oberen Wipthale bei Schellenberg, also in Tirol, ein Vogelweide nachgewiesen, ein bescheidenes Erbe für den Mann, dem Frau Glück nach eigenem Bericht nie überhold gewesen. In Oesterreich dem sangeslustigen lernte er singen und sagen, wohl von dem alten Reinmar, dessen Tod er in einem schönen Liede beklagt, weil ‚ein wohl redender Mund und ein viel süßer Sang mit ihm begraben' worden. Am Hofe Herzog Friedrichs des Katholischen († 1198) war er angesehen und einflußreich. Bei der zwiespältigen Königswahl nach Heinrichs VI. Tode stand Walther auf Seiten Philipps von Schwaben, mit ihm war er 1207 zu Magdeburg, als der Hohenstaufe mit seiner Gattin Irene, der ‚Rose ohne Dorn, der Taube sonder Gallen', in den Dom zog. Als bald nachher Philipp ermordet, die dornenlose Rose in Leid verwelkt war, erschien Walther zu Eisenach am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen. Da war damals der Sänger gelobtes Land, ‚eine Schaar fuhr aus, die andere ein, so Nacht als Tag, und gälte ein Fuder guten Weines tausend Pfund, da stände doch nimmer Ritters Becher leer.' Der Dichter freute sich, des milden Landgrafen Ingesinde zu sein, doch vermißte er schmerzlich eine strengere Auswahl der Gäste, man konnte da mit dem Gruße eintreten: ‚Guten Morgen, Gute und Böse!' König Otto besaß Walthers Neigung nicht, der jugendliche Hohenstaufe Friedrich II. aber wurde von ihm besungen und vergalt den Dichtergruß mit einem kleinen Lehen. Doch das Wanderleben gefiel der freien Dichterbrust, wir finden Walther am Hofe des österreichischen Erzherzogs Leopold; indeß hatte er hier den Verfall der höfischen Kunst zu beklagen, vielleicht auch das Treiben eines Nithart. Für die Befreiung des hl. Landes wirkte Walther durch seine Kreuzlieder, obgleich die vom Papste angeregten Sammlungen seinen Beifall nicht hatten. Vielleicht im Jahr 1229 sah er dann selbst die Stätte, ‚da Gott als Mensch getreten.' Ernste Lieder, Klagen über die hingeschwundenen frohen Jahre, Abschied von der Frau Welt werden seinen letzten Lebensjahren entstammen. Eine Würzburger Chronik berichtet, Walther sei dortselbst im Lorenzgarten des neuen Münsters bestattet worden. In seinem letzten Willen habe er verfügt,

daß auf seinem Leichensteine die Vöglein täglich mit Brodkrumen gefüttert würden — Vogelweide — und habe deßhalb, wie noch zu sehen, vier Löcher hineinhauen lassen. Die Kapitelsherrn aber, die sich wohl zutrauen mochten den Vöglein an Gesang nicht nachzustehen, hätten diese Stiftung in Semmeln verwandelt, die sie selbst am Anniversarien-Tage Walthers zu verzehren pflegten [1]. Schon früher hatte Walther sein dichterisches Testament gemacht, damit über sein fahrendes Gut kein Zank entstehe, und darin sein Unglück den Feinden, sein Leid den Lügnern, seine Thorheit den falschen Minnern, den Freunden aber die Sehnsucht nach Herzelieb überwiesen.

Walther versteht Frühling und Minne in den süßesten Tönen zu singen, wie kaum einer seiner Kunstgenossen. ‚Wollt ihr schauen, was dem Maien Wunders ist bescheert? Du bist kurzer, ich bin langer, also streiten auf dem Anger Blumen und der Klee.‘ Und mit schalkhafter Wendung: ‚Frau, so wollt euch doch umsehen, es freut sich die ganze Welt: möge mir denn von euch auch eine kleine Freude geschehn!‘ Er rühmt ihr schönes Kleid, ‚Sinn und Sälde‘ ist darin gewirkt, gern nähme er es als Geschenk, obwohl er sonst nie (wie wohl andere fahrende Sänger) getragene Kleider gewann. Auch Walther klagt über Tadler und Merker, darum nennt er den Namen der Verehrten nicht, sie heiße, sagt er, Gnade und Ungnade. Geringe Huld mochte ihm von der Hochstehenden zu Theil werden: ‚Herzeliebes, was ich deß noch jemals sah, da war auch Herzeleid dabei.‘ Wendet er hier seine Minneklage an ein hochgestelltes edles Weib, so hat er auch den lenzesfrohen Kindern Tanzweisen, Reigen und frohe Liedlein gewidmet. Da liebt ihm (gefällt ihm) ein herzliebes Fräulein, ihr gläsernes Fingerlein (Ringlein) ist ihm lieber, denn der Königin Goldreif. In zweifelnder Unruhe, ob sie ihn liebe, hat er an einem Halm mit Messen abgezählt, ein Spiel, wie er es bei Kindern sah. In einer wunderschönen Tanzweise erzählt er einen Traum: Er gab einer schönen Maid einen Kranz, sie nahm ihn einem Kinde gleich und erröthete, ‚wie die Rose, die bei der Lilie steht‘ — da erwachte er. Wo ist doch das schöne Kind zu finden? ‚O Frauen, bei eurer Güte, rucket auf die Hüte! ach, möchte ich sie mit ihrem Kränzlein wieder finden!‘ Hüpfende, klingende Verse bringen des Mädchens Geständnisse, ‚unter der Linde, an der Haide‘; doch Niemand soll es wissen, als er und ich, ‚und ein kleines Vögelein, das mag wohl verschwiegen sein.‘

Aber auch im Minnelied zeigt der Dichter eine edle, männliche Haltung; wie er immer gerne bei den Besten war, so soll ihn die Minne nun auch der besten Frau würdig machen. Darum weiß er zum Ruhm

[1] Bei v. d. Hagen, Minnesinger IV. S. 176.

der Frauen und des deutschen Landes, das so edle Frauen erzeugt, auch höheren Gesang anzustimmen:

‚Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt, jetzt fraget mich!'

Dieses Ruhmeslied Deutschlands geleitet uns zu Walthers politischer Dichtung. Die großen Begebenheiten der Zeit, die Lage des deutschen Landes, die kirchlichen Zustände, die gesellschaftlichen Verhältnisse werfen ihre Schatten in viele Lieder Walthers hinein. Die Liederhandschrift stellt ihn dar sitzend auf einem Stein, das linke Bein übergeschlagen, darauf den Ellenbogen und in der Hand Kinn und Wange stützend. So stellt sich der politische Dichter selbst dar (‚Ich saz ûf eime steine'). Und was bedachte er? ‚Wie man drei Ding erwürbe: Ehre, fahrendes Gut und Gottes Huld. Ja, leider, das mag nicht geschehn. Untreue liegt im Hinterhalt, Gewalt fährt auf der Straße, Friede und Recht sind sehr wund; die drei haben kein Geleite, die zwei werden denn eher gesund.' — Wie soll es besser werden? ‚Ich sah die Thiere an und siehe, deren keines lebt ohne Haß; aber da wird auch stark Gericht geschaffen, Herr und Knecht gesetzt. Nun wehe dir, deutsche Zunge, wie steht's mit dir? Die Cirkel (Fürsten) sind zu mächtig; setze Philippen den Weisen (königliches Diadem) auf und heiß sie zurücktreten!' — Ein drittes Gedicht in derselben Strophenform schiebt den größten Theil des Leids dem Papst und dem von ihm heraufbeschworenen Widerstreit zwischen ‚pfaffen und leien' zu. ‚O weh! der Papst ist zu jung; hilf, Herr, deiner Christenheit!' — Aber dieser zu jugendliche Papst ist kein anderer, als der herrliche Innocenz III. Zeigt sich also schon hier, daß kurzsichtiger Patriotismus und dichterische Phantasie, wie in unseren Tagen, den begabten politischen Dichter zu einseitigen, unbilligen Urtheilen und Unterstellungen verleitete, so tritt dieß noch mehr in den scharfen zehnzeiligen Walther'schen Strophen hervor. Der Papst, rügt er hier, freue sich und lache, daß er zwei Deutsche unter eine Krone gebracht habe, damit das deutsche Silber in seinen welschen Schrein fahre. Auch gegen den Stock, der die Gaben für die Kreuzfahrt aufnehmen sollte, eifert er und meint, es werde des Silbers wenig Gottes Land zu Hülfe kommen (vgl. Thomasin v. Zerkläre). Der gegen den Kaiser geschleuderte Bann zieht echt ghibellinische Verse herbei. Wäre Walther im sechszehnten Jahrhundert bekannt gewesen, die zweifelhafte Ehre hätte ihm nicht gefehlt, als ‚Zeuge der evangelischen Wahrheit vor der Reformation' hingestellt zu werden, obgleich er mehr ein Zeuge für Freiheit und geistige Duldung jener Zeit ist. Lieber hören wir von ihm das wohlverdiente Lob des hl. Engelbert, Erzbischofs von Köln, den er als ‚Fürstenmeister, Kaisers

Ehrentrost, dreier Könige und elftausend Mägde Kämmerer' verherrlicht. Bald hatte er Grund, ‚den Tod desjenigen zu beklagen, deß Leben er lobte.'

Der so kühn singen durfte, der erscheint nun auch als ‚Frohnebote' vor seinem Kaiser, um ihm zu klagen, wie in dem Lande des Herrn die Heidenschaft so lästerlich poche. ‚Mit des Aaren Tugend und des Löwen Kraft so soll er ziehen gegen die Heidenschaft. Das heilige Land ist ganz hülfelos und verwaist. Weine, Jerusalem, wie doch dein vergessen ist. Durch deines Namens Ehre laß dich erbarmen, Christ.' Unter solchen Kreuzliedern betrat der Sänger selbst den ersehnten heiligen Boden; mit seinen ‚sündigen Augen sah er, was er immer erbat, das hehre Land, da Gott als Mensch trat.' Seitdem entringen sich seinem gedankenschweren Gemüthe Klagetöne über sein eitles, armes Leben, da er wie ein Thor recht in die Gluth griff, Hoffnungsklänge, daß der süße heilige Christ seine Seele reinige, ‚ehe sein Gebein versinke in das verlorene Thal', und die Weisen der hl. Minne, zugeeignet der hl. Jungfrau, der Rose ohne Dorn, der Taube sonder Gallen. Nun nimmt er Urlaub von Frau Welt, für die er Leib und Seele gewagt; Frau Welt möge dem Wirthe sagen, daß er ihn aus dem Schuldbuche streiche, er habe die Zeche bezahlt und wolle lieber einem Juden als ihm schuldig bleiben. ‚Gott gebe euch, Frau, gute Nacht; ich will zur Herberge fahren.' — Die Welt ist außen schön, weiß, grün und roth, und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod', singt er in dem rührenden Klaggesang (O wê, war sint verswunden alliu mîniu jâr), der, wie J. Grimm mit Recht aussprach, ganze Bände von Opitz' und Flemming's Gedichten aufwiegt.

Neben Walther dürfen wir hier seinen großen Zeitgenossen Wolfram von Eschenbach mit seinen wenigen, aber schätzbaren Liedern stellen; die meisten sind Tageweisen oder Wächterlieder in der kunstreichsten Form. Am bekanntesten ist das mit dem kühnen Wolfram'schen Bilde beginnende: ‚Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen, er steiget auf mit großer Kraft', in welchem also der aufsteigende Tag mit einem reißenden Raubthiere verglichen wird. Die sittenstrenge herbe Natur Wolframs wagt es indeß noch einen Gedanken auszusprechen, der den meisten Minnesängern ganz unerhört klingen mußte; er preist als die seligste jene Liebe, die nicht Merker und Wächter zu fürchten hat, die Liebe zu der süßen Hausfrau [1].

---

[1] Zur Literatur: Gedichte Walthers von der Vogelweide, herausg. von K. Lachmann. 3. Ausg. Berl. 1853. — Von W. Wackernagel und M. Rieger. Gießen 1862. Neueste Ausgabe als erster Band der Classiker des Mittelalters, von F. Pfeiffer. Leipz. 1864. — Uebersetzt von K. Simrock. 2. Ausg. Berl. 1853. — W. von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, von L. Uhland. Stuttg. 1822. — M. Rieger,

XX. Politisches Lied. Rügelied. Kampfeslied.

Was Walther, den nach seiner eigenen Mittheilung viele hochstehende Zeitgenossen zu Rathe zogen, während er sich selbst kaum zu rathen wußte, aus voller Brust im politischen und Rügelied hinausgesungen, das trieb auch manche der Späteren, obwohl nicht immer Walthers Einsicht und Kraft ihnen zur Seite stand, aus dem Garten der Minnepoesie auf das Kampffeld und in die Schranken der politischen Dichtung. Jedenfalls eine willkommene Abwechslung nicht nur für den Dichter, sondern auch für den Literarhistoriker und für den Leser.

Wir verweilen zunächst einige Augenblicke bei dem Bruder Wernher. Es ist nicht der von Tegernsee, den wir bereits mit seinem Marienleben erwähnten. Unser Bruder Wernher war ein Laie, vielleicht nicht einmal Laienbruder in einem Kloster, sondern Wallbruder, wie denn die Manessische Liederhandschrift ihn als Pilger darstellt und mehrere Stellen in seinen Gedichten seine Wallfahrt in den Orient bezeugen. Er gehörte Oesterreich und dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts an; vielleicht war Walther sein Sangeslehrer. In knappen zwölfzeiligen Strophen gibt er seine gedankenreichen Sprüche, die durchweg etwas Scharfes, Bitteres, Verletzendes haben. Papst Gregor wird ermahnt, seinen Schlaf abzubrechen; auf fremder Weide gehen die Schafe, Wölfe laufen in trügerischer Wat daher, Lamparten (Lombardei) glüht in Ketzerei. Laß zwischen dir und dem Kaiser nicht Haß sich sammeln; dann wird der Glaube stark, dann versuchen wir eine Fahrt nach Gottes Grabe. Auch gegen König Heinrich erhebt sich der Dichter und bedauert, daß jener, dem doch die Krone war zugedacht, einen bösen Schalk nicht meiden wollte. Die Zeit ist schlimm. Sterben die Herren, das ist Schade; denn sie lassen noch unnützere Erben, die reuten Wälder aus, bauen breite Felder, graben Gold und Silber und erheben Zölle an Straßen und Gewässern und sind noch knauserig dabei. Für die Verstorbenen hat Bruder Wernher indeß auch wohl ein Wort des Lobes, so insbesondere für die Herzoge Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich, deren reines Herz sich nie gegen Freie, Grafen und Dienstmannen vergaß, bei denen Ritter und Knechte reich wurden.

Reinmar von Zweter war am Rhein geboren, in Oesterreich aufgewachsen, Böheim hatte er sich zum Wohnsitz erkoren ‚mehr wegen des Herrn als wegen des Landes, doch sind sie beide gut'. Er hat fast nur in einem einzigen Tone, einer zwölfzeiligen Strophe, später Rein-

---

das Leben Walthers. Gießen 1863. Von R. Menzel. Leipz. 1865. — Wolframs Lieder in seinen Werken, von Lachmann, übersetzt bei San Marte.

mars Frau Ehrenton genannt, in dieser aber die verschiedenartigsten Dinge gesungen. Bei ihm tritt die weltliche Minne entschieden in den Hintergrund. Zwar hat der Sänger für das edle Weib die schönsten Bilder. ‚Groß Wunder thut man uns wohl kund, wie man vor Parzival den Gral mit Züchten trug. Dem Gral vergleiche ich ein keusches Weib. Will Einer nach dem neuen Grale ringen, der soll auch sein wie jene, die des Grales pflagen.‘ Doch die meisten seiner Gedichte rücken wie eine geschlossene, gleichmäßig scharf gewaffnete Schaar gegen Thorheit, Unsitte und Gebrechen der Zeit in's Feld. ‚Daß ein schönes Weib den Mann bezwingt, ist Sünde dabei, so ist es doch kein Wunder. Das aber ist ein wunderliches Zwingen, daß einem todten Würfelbeine ein Mann Herz und Gemüth so unterthänig hingibt, daß es ihm Sinn und Weisheit nimmt.‘ Die Rügelieder Reinmars wenden sich zunächst gegen den Papst und die Römer, die gar nicht heilig seien. Petrus hat nicht mit beiden Schwertern gestritten. Und sodann die Orden: ‚Haar und Bart nach Klostersitten und Gewand klösterlich geschnitten, deß finde ich genug, doch wenige, die es recht tragen. Halb Fisch halb Mann ist weder Fisch noch Mann.‘ Geldgier ist ein allgemeines Laster; wäre Christus noch auf Erden, er würde noch einmal verkauft. ‚Was säumest du, Endechrist? Du findest wohlfeil das römische Reich.‘ Die Venetianer haben vernommen, das Reich sei feil, nun vermessen sie sich es anzusteigern. Ihr Herzog ist ein guter Kürschner, er könnte etwa auch die Krone tragen. Als man nach Absetzung des Kaisers Friedrich sich um ein neues Reichsoberhaupt umsah, empfahl Reinmar außer seinem Herrn, dem König von Böhmen, noch besonders den Herzog Erich (‚Erenrich‘) von Dänemark, der beliebt und thätig, ‚ehrengrüßig‘ und mild sei (1245).

Reinmars Gegner, der Marner, der ihm einmal wohl mit Unrecht das Schimpfwort ‚Tönedieb‘ entgegenwarf, dichtete im Allgemeinen wohl etwas später. Sein Name bedeutet Meerfahrer. Bei den Zeitgenossen besaß er den Ruhm des besten Dichters und nicht ganz mit Unrecht, wenn man seine Spruchgedichte betrachtet. Er ist stark an Parabeln und Fabeln. Die Fabel von den Fröschen mit ihrer Anwendung erwähnten wir bereits. — Im alten Rom waren an einer Wand alle unterworfenen Länder gemalt; an jedem hing ein Glöcklein. Entstand ein Aufruhr, so läutete das betreffende Glöcklein, und die Römer zogen aus zur Hand. Jetzt ist's anders:

— ‚der Stuhl von Aachen steht zerfallen,
Der Papst trägt jetzt den Herrenstab der Lande.
Sie mahlen auch, wo einst der Kaiser hat gemahlen,
Sie nehmen sich den Kern, das Reich erhält die Kleien,
Und deßhalb lassen sie das Land umsonst nach einem König schreien.‘

Ein anderes Mal hat er mit den Rheinländern zu schaffen: das sind wohl höfische Leute, sie geben nichts, und doch liegt ihnen der Nibelungenhort in dem Lurlenberge. Es mag wohl courteis povel (courtois peuple) sein, pittit mangier (petit manger) ist ihnen gesund. Nun Gott helfe ihnen, wenn sie nießen! Neben solchen scharfen Sprüchen hat der Marner die frommsten geistlichen Lieder verfaßt; seine Weise ist das Sonett, doch in Reimstellung und Verslänge mit dem welschen Vorbild nicht genau übereinstimmend. Meister Rumesland erzählt, wie ein Marner, den Gott als manchen Mannes Warner lange gefristet, ein kranker, blinder, alter Mann, schändlich ermordet worden sei.

Dieser Meister Rumesland fällt schon ganz in die kaiserlose, die schreckliche Zeit, wo der ‚in der Herberge wohl empfangen wurde, der auf Wegen und Straßen raubte'. Rumesland sah, wie die Bauern vom Pflug laufen und mit Rauben sich nähren mußten. Da ist wohl strenges Gericht nöthig, die Lotterritter verdienen nichts Besseres.

Dieses gute Gericht in der Hand Rudolfs des Habsburgers sahen zwei andere Dichter, Meister Stolle und der Schulmeister zu Eßlingen, aber beide singen nicht zum Lobe des kräftigen deutschen Königs. Besonders sucht der tadelsüchtige, stark demokratisirende Schulregent von Eßlingen — er hieß Heinrich, die Liederhandschrift stellt ihn mit dem obligaten Bakel und sogar mit einem Unterlehrer dar — alles Denkbare zusammen. Wie der Bischof von Basel ruft er aus: „Herr Gott, sieh auf dein Reich, laß den Himmel nicht ohne Wehr. Sankt Peter, sei munter; denn was der König unterwerfen will, das gehört ihm.' ‚Anderen geben thut er nicht, er muß Alles seinen Kindern geben; freilich, sie haben noch viel nöthig.' Sogar die vielgerühmte Vorsicht Rudolf's in Bezug auf Italien entgeht dem hämischen Tadel nicht. ‚Der Scharle (Karl von Anjou) hat drei Spiele um Sicilien auf den Tod angestellt; das erste — es heißt Buf — hat der Prinz (Manfred) verloren; das zweite — ‚von Haupt o weh' — hat Konradin schlecht gespielt; das dritte heißt: ‚Hacke nach!' Rudolf hat keine Eile dazu, der Scharle kann es ihm zu gut.' Mit Unrecht führt Rudolf den Adler; hätte ihn (nach der alten Sage) der alte Adler gegen die Sonne gehalten, gewiß hätte er ihn verworfen. Adler sollen hoch schweben, aber Ihr klopfet um die Güter der Edlen, wie um einen faulen Baum der Specht.

Doch hinweg von diesen gallensüchtigen Produkten, die uns Göthe's Wort in's Gedächtniß rufen: ‚Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen, daß ihr nicht braucht für's röm'sche Reich zu sorgen.' Sahen wir die erwähnten Rügedichter auch gelegentlich unter einander in ernste Plänkeleien verwickelt, so wird uns im Ver-

folge sogar ein förmlicher Sängerkrieg auf der Wartburg geboten. Alte Chroniken erzählen, wie einst die Sänger Wolfram, Walther, Heinrich von Ofterdingen, Reinmar von Zweter und der tugendhafte Schreiber am Hofe des Landgrafen Hermann einen Sangstreit ausgeführt, bei dem den Besiegten nichts Geringeres als Tod durch Henkers Hand treffen sollte. Heinrich von Ofterdingen, Bürger von Eisenach, sei für besiegt erklärt worden, habe aber bei der Landgräfin Sophie Schutz gesucht und an ihren früheren Schützer, Klingsor aus Ungarland, appellirt. Klingsor sei denn auch erschienen und habe den Sangstreit friedlich geschlichtet.

Daß diesem Bericht ein historisches Ereigniß, ein wirklicher Sänger-Wettstreit zu Grunde liegen mag, läßt sich mit Grund annehmen, wenn auch Meister Klingsor in einer allzu nahen mythischen Verwandtschaft mit dem Zauberer Klinschor des Parzival stehen mag, und Heinrich von Ofterdingen ebenfalls sich in mythisches Grau zu verflüchtigen droht. Wir besitzen nun freilich ein Gedicht, wenn auch nur in Bruchstücken: ‚der Sängerkrieg auf der Wartburg'[1], das man früher dem Eschenbacher zuschrieb, während es, wenigstens im zweiten Theil, durch Sprache und Inhalt auf eine weit spätere Zeit hinweist und an eine Abfassung durch Frauenlob denken läßt. Im ersten Theil streiten Heinrich von Ofterdingen und Walther wegen der Vorzüge zweier Fürsten, es sind Leopold von Oesterreich und Walthers freundlicher Wirth, der Landgraf. Der hart bedrängte Heinrich ruft den Zauberer Klingsor aus Ungarland, der mit dem Bösen im Bunde ist. Doch hindert dieß nicht, daß in dem nun folgenden zweiten Theile beim Sangkampfe zwischen Klingsor und Wolfram von Eschenbach der erstere sich als guten, wohlunterrichteten Christen zeigt. Der Wettkampf beider Sänger streift durch die verschiedensten Gebiete und erstreckt sich in mystischen, schwer lösbaren Räthseln über Gott, Erlösung, Tod, vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Da legt Klingsor das Räthsel vor: Ein Quâter (Wurf) stehe mit vier essen (Assen), das quâter enthalte ein drîen und das drîen wiederum das quâter. Wolfram löst: die Vier ist Christus als Löwe, Mensch, Opferkalb und Adler, die Drei bedeute die hl. Dreifaltigkeit. Klingsor sieht sich besiegt und droht, er werde den Teufel Nasion herbeibringen aus Toled oder aus Griechenland, so wahr Jesus, der Jungfrau Sohn, ihm helfe. Nach Bericht der Meistersänger soll denn auch der Teufel wirklich auf der Wartburg erschienen sein und in Wolframs Herberge, ihm zum Hohn, auf einen Stein geschrieben haben, Wolfram sei nur ein Laie. Der Wirth warf den Stein in die Hörsel, das Gemach hieß aber von da ab ‚die düstere Kemenate'. Wem fällt hier nicht die 300

[1] Bei Hagen, Minnesinger. 2. Bd.

Jahre später liegende Begebenheit ein, da Luther an derselben Stelle das Dintenfaß nach dem Teufel warf, während abermals nach 300 Jahren beim Wartburgfeste dort der Teufel an die Wand gemalt wurde? — Doch die englisch-milde Gestalt der hl. Elisabeth, die an dieser selben Stätte unter Nächstenliebe, Entsagung und Duldung das frohne Himmelreich sich erstritt, mahnt uns an eine andere Seite des edlen Minnegesangs, die himmlische.

XXI. Das geistliche Lied der Minnesinger.

Das edle Wort Minne hatte in jener Zeit eine möglichst weit greifende Bedeutung. Ehe sie den Menschen kund wurde, sagt der Marner, da waren die reinen Geister im Himmelreich vor Gottes Augen in Minne entzündet. Im Paradies besaß Minne bereits des Menschen Gemüth; damals schon hob sich ‚Unstätigkeit' durch Abweichung von Gott, der Minne Urquell; Unminne zeigte Kain seinem Bruder, doch ‚Abraham gab seinen Sohn so säldenreich durch wahre Minne in den viel grimmen Tod'. Da Minne Menschengemüth besaß, da ward sie Paulo bekannt, an seinen unverzagten Leib legte der Schöpfer der Minne Band; Minne lehrte Maria Magdalena schlüpfen aus der Schande Kleid; Minne zwang den Erlöser an's Kreuz, und als er da rief: ‚Sitio, das war der rechte Minneschrei, aus Jammer groß wohl manche Seele er da entschloß.' So wendet sich denn die Minne den himmlischen Regionen zu, dem Mensch gewordenen Gottessohn, den lieben Heiligen, vor allen aber der liebeglühenden Gottesmutter, deren Dienst und Minne Mönchs- und Ritterorden sich geweiht hatten. An dem sangesreichen Thüringer Hof blühte damals ihren kurzen duldungsreichen Jugendfrühling das wunderbare Königskind aus Ungarn, die liebe heilige Elsbeth, eine Passionsblume in der Gluthfarbe himmlischer Minne, über deren früh errungenem Grabe die Hallen des herrlichen Domes sich wölben wie die himmelwärts strebenden geistlichen Minnegesänge.

Hier begegnet uns zunächst wieder Spervogel, der alte Spruchdichter. Hymnusartig klingt sein Gotteslob: ‚Kräuter des Waldes und Erze des Goldes und alle Abgründe, die sind dir, Herr, kund, die steh'n in deiner Hand; alles himmlische Heer das möchte dich nicht vollloben an ein Ende.' Von ergreifender Schönheit sind seine Weihnachtsstrophen: ‚Er ist gewaltig und stark, der zu Weihnachten geboren ward. Das ist der heilige Christ, nun lobe ihn Alles, was da ist.' — Walther von der Vogelweide stellt sich zu Maria und Johannes unter das Kreuz: ‚Sünder, du sollst an die große Noth gedenken, die Gott für dich trägt, und sollst dein Herz in Reue senken.' Er dichtete auch einen

Morgensegen, ein wahres Dichtergebet: ‚Mit Sälden (Segen) möge ich heute erstehn!‘

Im Manessischen Codex steht unter dem Namen des wohlbekannten Gottfried von Straßburg ein äußerst farbenreicher Lobgesang auf Maria, der später in das Lob Gottes übergeht: ‚Du Rosenblüth', du Lilienblatt, du Königin in der hohen Stadt, du Herzelieb für alles Leid, du Freude in rechter Bitterkeit‘ u. s. f. Die reiche, geschmackvolle Fülle verbindet sich hier mit der Durchsichtigkeit des Ausdrucks und dem vollen Klange der lieblichsten Verse. In der elften Strophe beginnt die Verherrlichung von Maria's göttlichem Sohn, die siebenmal des Tags von dem Dichter erklingen soll. ‚Er brachte uns Freude in seiner Noth, er ließ uns leben und lag selbst todt; die Treue bot nie mehr ein Mensch dem Menschen. Er ist der Minne ein Anfang, er ist ein Sang, der nimmermehr verdrießet. Die Gottes Minne fremde sind, die sind mit lichten Augen blind, die heißen Kind der Erde [1].‘

Es wird uns nicht befremden, wenn mehrere Dichter geistlicher Lieder, besonders aber Reinmar von Zweter, es auszusprechen kein Bedenken tragen, daß auch Gott selbst von Minne bezwungen wurde, daß Mariens Reinheit und Schöne ihn vom Himmelsthron herabzog, bis die wahre Minne des Gottessohns ihn zum Kreuzestod brachte. Von Marien, der hl. Magd, rühmt der Dichter: ‚sie kann nicht zürnen, sie kann nur versöhnen‘; sie hat Frau Evens Biß versöhnt, und wer sie an ihre Freuden erinnert, der ist der Erhörung sicher. ‚Ich weiß wohl‘, singt auch der Marner, ‚was du von deinem Sohn begehrst, daß er das Alles thut.‘

Die Manessische Liederhandschrift hat unter den Minnesingern auch einen Bruder Eberhard Sax, einen Prediger (Dominikaner). Das beigefügte Wappen zeigt, daß er aus dem edlen Geschlechte der Freiherrn von Sax war, deren Stammburg im Rheinthal am Fuße des Appenzellischen Gebirges stand. Das einzige unter seinem Namen erhaltene geistliche Minnelied gehört durch Wohlklang der Verse, Schwung der Begeisterung und Gluth der Andacht zu dem Besten, was die Minnepoesie geboten, und erinnert weit mehr als die bisher erwähnten Gedichte an die schönen kirchlichen Hymnen, die in jener Zeit entstanden. ‚Könnt ich doch mit Worten schône wirken ganzen Lobes Krone‘ beginnt der fromme Bruder und setzt dann durch eine Reihe von Strophen die geschmackvollen Bilder, theilweise aus dem ‚Buche der Minne‘ (Hohelied) genommen, fort. Die letzte Strophe läßt sich ohne besondere Veränderung hierhin setzen:

[1] Ueber Gottfrieds Verhältniß zu diesem Hymnus vgl. S. 135.

Mutter der viel schönen Minne,
In dem Dunkel Leuchterinne,
Zünde, entbrenne meine Sinne
In der wahren Minne Gluth.

Daß ich darin werd' gereinet,
Und mit Gotte gar vereinet!
Was ich anders hab gemeinet,
Das bedecke, Fraue gut!

Frau, erbarm zu allen Stunden,
Denn du hast ja Gnade funden,
Gottes Zorn hat überwunden
Dein viel tugendreicher Muth.

Als die beste Zeit des Minnegesangs bereits vorüber war, da hat Meister Konrad von Würzburg noch einmal alle süßen Töne desselben erklingen lassen; und wie er in seinen weltlichen Minneliedern mit den Schwierigkeiten des Verses und der Sprache fast spielend verfährt, so daß in einzelnen Gedichten geradezu jedes Wort einen Reim abgibt, daneben aber auch den süßen Inhalt nicht verabsäumt; so hat er in einem großen Lobgesange auf die hl. Jungfrau mit der glänzenden Rede seines Musters Gottfried von Straßburg die lieblichsten Bilder und Gleichnisse, bald aus der Bibel, bald von auffallenden Naturerscheinungen hergenommen, ausgeführt, damit zugleich die reinsten Ausströmungen des andächtigen Gefühls vereinend. Nach der Einleitung, die den Wunsch des Dichters ausspricht, daß er doch mitten in seinem Herzen Gedichte von Gold schmelzen und seiner Zunge Hammer zum Lob der Hochgepriesenen möchte schwingen können, legen die zahlreichen Handschriften dem Gedichte den Namen ‚goldne Schmiede' bei. Die Bilder und Gleichnisse drängen sich: ‚Maria, Mutter und Magd, die wie der Morgenstern tagt dem verlaßnen armen Heer, das auf dem wilden Lebermeer der grundlosen Welt schwebt, du bist ein Licht, das immer lebt und ihm (dem Heer) zur Rettung scheint, wenn der Sünden Magnetstein es an sich zog; was die Sirene an Schiffen mit süßen Tönen versenken will, das leitest du zum Gestade.' Maria ist der Paradiesesfluß mit vier Strömen; viererlei Menschen: Christen, Ketzer, Heiden und Juden bespült ihres Erbarmens Strom. Das Körblein, in dem Moses lag, das will ich dir vergleichen; du hast Christ in engen Herzens Raume eingeschlossen, daraus ist er zu uns geflossen. So bringe uns denn mit dem Steuer deiner Liebe vor die hehre Dreifaltigkeit, wo das Lob kein Ende hat von der Engel süßem Schalle. Nun singet Amen Alle [1].

Unter der nicht unbedeutenden Anzahl von geistlichen Minneliedern, für die schon die Handschriften keine Verfasser kennen, finden sich mehrere, die als eigentliche Kirchenlieder zu betrachten und deßhalb später noch zu erwähnen sind. Eine ‚Tageweise' besingt in 36 Strophen, denen dann noch ein et caetera folgt, die Verkündigung Mariens und die

[1] Die goldne Schmiede, herausg. von W. Grimm. Berl. 1840. — Diese und andere Mariengedichte übersetzt in ‚Marienminne'. Münster 1858.

Ankunft der drei Könige, also ein Art von cyklischem Lied. Zu Bethlehem entbrannte damals ein lichter Stern; ein Wächter der Stadt Jerusalem sah erstaunt den klaren Schein, bis ein alter Jude durch Vergleichung der Propheten die Bedeutung des Sternbildes erkannte. Geistliche Leiche mit wechselnden Strophenformen finden sich mehrere, darunter ein A-B-C-Leich nach Art der alphabetischen Psalmen und von Frauenlob der dunkle Kreuzleich. Einige Klagestrophen über Christi Leiden scheinen aus einem weiblichen Gemüthe gequollen zu sein: ‚O weh der Schmerzen, die ich Arme trage, in meinem Herzen und weiß nicht, wem ich's klage. Gott laß dich erbarmen meine Noth und hilf mir Armen durch deinen Tod. Immer kränket mein Gemüthe, so ich gedenke seiner Güte; daß er sich wollte dem bitteren Tode geben, damit er uns kaufte ein ewiges Leben.'

Ein gewöhnlicher Gang der Marien-Gedichte besteht darin, daß die hl. Jungfrau an ihre Freuden und ihre Schmerzen erinnert wird. Dann, das war ein weit verbreiteter Glaube, könne sie dem Bittenden nichts abschlagen. ‚Maria, Gottes Mutter, Tochter, Braut!' so beginnt Heinrich Frauenlob, ‚ich mahne dich traut an Gabrielens Grüßen, da du Gott den süßen nahmst in dein Leben auf, ich mahne dich deiner Antwort: Ich bin eine Magd in Gottes Gunst! Ich mahne dich, Frau, an seine Geburt, ich mahne dich an den Augenblick, da du den Helden im Tempel Herrn Simeon reichtest; ich mahne dich auch seiner Marter und der Tropfen, die blutig vor deinen Augen flossen, ich mahne dich an seine Urstände, ich mahne dich an deine Freuden, da du seine Himmelfahrt schauteſt und Gott auch dich nahm dahin. All' der Freuden sei gemahnt; nun hilf mir aus der Sünden Noth!'

Von seiner Gründung (1216) an hatte der Dominikaner-Orden besonders die Mystik gepflegt, und diese hinwiederum, so lange sie gesund blieb, zog die geistliche Dichtung als Freundin heran. Bruder Eberhard, Meister Konrad waren Dominikaner. Ihnen zur Seite steht würdig Schwester Mechtild, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts in einem Predigerkloster in Sachsen- oder Thüringenland lebte. Was sie an geistlichen Minneliedern und Betrachtungen auf lose Blätter aufzeichnete, das stellte nachmals ihr Beichtiger in dem Buche ‚das fließende Licht der Gottheit' zusammen. Fast scheint es, als wenn die Anmuthungen und Gefühle der gottinnigen Klosterfrau sich in ihrem Geiste und unter ihren Händen von selbst zu kunstlosen gereimten Versen gestaltet hätten. Darum vermissen wir auch wohl den Rhythmus der Verse und die Strophenform. Die Reimzeilen enthalten bald Zwiegespräche zwischen der Seele und der frommen Minne oder zwischen der Seele und ihrem Erlöser, bald lehrhafte Anweisungen zur rechten Mystik oder Sittengedichte über den Werth einzelner Tugenden, dann auch sehn-

süchtige Klagen oder liebende Grüße, die dem Bräutigam der Seele dargebracht werden[1]. — Etwas später ist ein Gedicht von unbekanntem Verfasser (‚In dem begin‘), das kein geringeres Mysterium als das der göttlichen Dreifaltigkeit sich gewählt und im Einzelnen trefflich durchgeführt hat[2]. Es schließt mit der schönen Strophe: ‚O Seele mein, geh aus, Gott ein! Sink all' mein Ichts (Etwas) in Gottes Nichts, o sink in die grundlose Fluth. Fleuch ich von dir, du kommst zu mir, verlier ich mich, so find ich dich, o überwesentliches Gut!‘

Eines der besten mystischen Gedichte aus dem Ausgange des 13. Jahrhunderts ist die minnende Seele oder die Tochter Sion, wahrscheinlich von einem Dominikaner am Rhein verfaßt. Der Dichter schließt sich im Grunde an das Minnebuch (das Hohelied) an, fußt aber wiederum auch auf der Minnedichtung seiner Zeit. Das Denken (cogitatio, meditatio) sagt der menschlichen Seele, daß hienieden Alles eitel sei, Glaube und Hoffnung nehmen die betrübte Seele an ihre Hand und führen sie zu Frau Weisheit, die alle Wege kennt und den Spiegel besitzt, der da heißt: Gottes Sohn von Ewigkeit. Im Geleit der Tugenden, vor allen aber des Gebetes, gelangt die Seele in den innigsten Besitz des himmlischen Bräutigams. Das Gedicht berichtet uns unter anderm, was Speculiren sei.

‚Fragt ihr weiter, wer ich sei?
Eine Jungfrau aller Schanden frei,
Speculiren ist mein Werk,
Drum heiß ich von dem Spiegelberg.
Nun fragt ihr etwa noch fürbaß:
Speculiren was ist das?
Im Spiegel schaun der Kreatur
Des allerhöchsten Gottes Spur,
Der eins und dreifach ist zumal,
Mit seinen Wundern ohne Zahl,
Wie lang, wie hoch, wie weit, wie breit
Seine grundlose Weisheit,
Wie ungemessen die Gewalt,
Seine Güte wie so mannigfalt,
Wenn Imaginatio die Bildnerin
Und Ratio die Erleuchterin
Nach ew'ger Weisheit spähn im Geist,
Das ist was Speculiren heißt.‘

Der Dichter, der in Vers und Reim den besseren Minnesingern nicht nachsteht, weiß in seinen Allegorien das rechte Maß zu halten; da ist noch keine Spur von jener absichtlichen Dunkelheit, die bei Frauenlob die Tiefe der Speculation vertreten muß. Wir gewähren ihm gern die herzliche Schlußbitte: ‚Gedenket auch mit Treuen mein; sprechet: er müsse selig sein, der uns dieß Lied gemachet hat; Gott gebe ihm aller Sälden Rath!‘[3].

---

[1] C. Greith, die deutsche Mystik im Prediger-Orden. Freiburg 1861.

[2] In v. d. Hagens Minnesingern Bd. 3. S. 468 ff.

[3] Im Original herausg. von O. Schade, Berl. 1849, auch in Gödeke's Mittelalter S. 244; übersetzt von K. Simrock, Bonn 1853.

XXII. Volksthümliche Minnesinger. Dorfpoesie.

‚Ach mich tödtet ihr Gesinge von erlognen Liebesschmerzen!‘ so hat H. Heine in unsern Tagen gesungen, so hätte auch ein ernster oder humoristischer Zeitgenosse der tändelnden, schmachtenden Minnesinger ausrufen dürfen. Und es fehlte auch jener Zeit nicht an dem Spottvogel, der mit unserm Heine wohl verglichen werden kann. Es ist Neidhart, (Nithart) ein Bayer von adliger Herkunft, vielleicht aus dem Geschlechte der Fuchs. Zu Reuenthal im Bayerland besaß er ein von der Mutter ererbtes Gut, nach dem er sich öfters benennt. Nachdem er an dem Kreuzzug des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich (1217—19) Theil genommen, verlor er sein Reuenthal sammt der Gunst des Herzogs von Bayern durch den ‚Ungenannten‘, den er indeß nicht in seinem Dunkel lassen mag, sondern als einen ‚Grülle‘ bezeichnet. Bei Friedrich dem Streitbaren fand er freundliche Aufnahme und Wohnstätte zu Medlick (bei Wien); im Stephansdom wird ein verstümmeltes Grabmal als das seinige gezeigt.

Die Lieder Neidharts, deren nach eigener Angabe 113 sein sollen, zu denen noch eine Tanzweise kommt, zeigen als ihren Grundzug eine überquellende, nichts verhehlende und darum oft in's Derbe gehende Lebendigkeit. Sinnliche Situationen malt er gern bis in's Einzelnste aus; daß er durch derartige pikante Stellen Berühmtheit erlangte, beweist seine Erwähnung im Tristan. Ein wichtigeres Moment, das er mit Vorliebe pflegte, ist die Schilderung der Dorfbewohner, ihrer Feste, Spiele, ihres in Wohlhabenheit gründenden Uebermuths, ihrer unbesiegbaren Raufluft, ohne die dem Ballspiel und Reihentanz die nöthige Würze gebricht. Da der Dichter zunächst nicht für die Dörfler — dörper nennt er sie, woher unser Wort Tölpel — sondern für ritterliche Genossen und an fürstlichen Höfen seine Lieder sang, so erklärt sich der spöttische, neidische Zug, der seine Gedichte durchzieht und ihm den Beinamen Neidhart verschafft haben mag. ‚Gerne möget ihr hören,‘ singt er, ‚wie die Dörfler sind gekleidet, üppig ist ihr Gewand.‘ Und nun schildert er die engen Röcke, schmale Schapperunen (Mäntel), rothe Hüte, Spangenschuh, ihre fein ausgelegten Gürteltaschen, in denen sie ein Gewürz, heißt Ingwer, mit sich führen. Rädersporen trägt ihm zu Leide Friedebrecht und ‚zweier hande Kleid‘ (Gewänder aus zwei verschiedenfarbigen Stoffen). Adelhalm, ein anderer lebensfroher Bauer, stolzirt gar in einem Wamms von vier und zwanzigerlei Tuch. Die übermüthigen Gesellen (‚geile getelinge‘) brechen den Dorfschönen den Spiegel von der Seite, machen ihnen das Haar zu einem Balle, sie tragen lange Messer in Scheiden an der Seite, ziehen die Handschuhe

bis an die Ellenbogen und klopfen kühn auf die Schwerter. Der junge Kanz befiehlt dem Spielmann, Kozzel heißt der, einen vornehmen Tanz zu streichen; da entstehen zwei Parteien, manche Scheide wird leer, man rennt einander an, der kühne Uebelher bekommt einen Schlag, ‚daß man seiner Zähne sieben fallen sah.' Jetzt kommt auch des Dorfes Schaar mit Zuberstangen, Spieß und Gabeln, mit Pflugeisen und Leitern von der Stubenwand. Doch da erscheint der weise Maier Mangold; er trägt vor sich als Schild eine halbe Thür und einen Mistkorb, den hat er an sich fest geriemet. ‚Und siehe, der schied die thörichten Leute; doch sah ich zwei, die sie von dannen trugen, die mußten zehn Wochen ihr Sprenzeliren lassen.' Natürlich fiel auch für Neidhart je zuweilen etwas dergleichen ab, da die Dörfler seine Spöttereien und Liebeleien mit ihren Friederunen, Diemut, Gisel, Götelinden, Wendelmut nicht so gelassen hinnahmen, wenn gleich er ihnen etwa einen neuen höfischen Tanz, wie den ‚Schwingenfuß', zeigte, der dann ‚bis an den hohen Sonnenschein' gesprungen wurde, oder im Uebermuth ‚den krummen Reihen machte, den man hinken muß'.

Neidhart hat den Volksgesang auf sich einwirken lassen und ist so der Schöpfer der volksmäßigen Lyrik an den Höfen geworden. Da will die Mutter ihr wildes Töchterlein von dem Reigen an der Linde zurückhalten; besonders warnt sie vor der umstrickenden Liebe des Reuenthalers, des höfischen Dorfpoeten, der das leichtfertige Lied, das allbekannte, sang. Doch diese achtet nicht die angedrohten Zwicke und Schläge. ‚Du kannst heute ohne Jutta deinen Garten jäten!' Oft wird selbst die Alte trotz ihrer grauen Haare und ihrer tausend Runzeln von üppiger Tanzlust ergriffen, und es ist nun die Tochter, die als Warnerin auftritt. In solchen, mit munterem Kehrreim versehenen Reihen kommt Neidhart oft der wahren Volkspoesie sehr nahe. Seine Lieder theilen sich in Frühlings- und Winterlieder, jene zum Reigen im Freien, diese in der Stube zum Tanze gesungen. Eine spätere Zeit deutete Neidharts Namen allegorisch, machte ihn als Bauernfeind zum Träger von allerlei Possen und Schwänken und schob ihm eine Anzahl von unächten, zum Theil recht rohen Gedichten unter [1].

Unter den wenigen Minnesingern, welche das Gesunde der Volkspoesie für ihre Dichtungen fruchtbar zu machen suchten, verdient Gottfried von Neifen (Nifen) Erwähnung. Seine Ahnenburg stand bei dem Städtchen Neuffen im Schwabenlande; er selbst erscheint mit seiner Gattin Mechtild als Gönner des Klosters Maulbronn im Jahre 1230, sodann als Kämpfer gegen den Bischof von Konstanz, dem er im Jahre

[1] Herausg. von M. Haupt. Leipz. 1858. — Derselbe gab auch Gottfr. von Nifen heraus. Das. 1852.

1235 als Gefangener in die Hände fiel. In den höfischen Minnegesang stimmen seine Lieder mit vollen Tönen ein; daneben aber tritt ein ländlich-kräftiges Element in eigenthümlicher Farbe hervor. Einer Flachsbrecherin bietet er seine Liebe an, sie fertigt ihn ländlich-derb ab; der Kehrreim gibt dazu den Ton des Flachsschwingens. Ein hübsches Liedlein führt eine tanzlustige Maid ein, die aber an der Wiege stehen muß und nun im Gesang den Ton der schaukelnden Wiege kunstreich nachbildet. Indeß sinkt auch Gottfried zuweilen in die niederen Regionen Neidharts, des ungezogenen Lieblings der Grazien.

Einen kräftigen Gegensatz zu den in erzwungenen Minnegefühlen schwelgenden oder seufzenden höfischen Sängern bildet Herr Geltar. In Spottliedern wendet er sich gegen jene Dichterklasse; vier Kappen (Mäntel) wären ihm lieber als ein Minnekränzlein; des Wirthes Mähre will er lieber reiten als den Frauen wie ein Zierbengel (‚ein waeher Flemink') seine Aufwartung machen; die Minnesinger seien zu feist bei ihrer sehnenden Noth; wäre ihr Klagen ernst gemeint, sie lägen in Jahresfrist todt. Zwei kleine Lieder von ihm: ‚Ich han ein wib ersehen' und ‚der walt und die heide breit' machen durch Frische und Natürlichkeit fast den Eindruck von gesunden Volksliedern.

Hier möge denn noch eines niederländischen Dichters gedacht werden, dessen Lieder auch unter der Hand des hochdeutschen Sammlers ihre eigenthümliche Farbe nicht verloren haben. Herzog Jan von Brabant, der berühmteste Lanzenbrecher seiner Zeit, der Sieger von Worringen, der im Jahre 1294 an einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, verfaßte eine Anzahl von Minneliedern, die schon wegen ihres hübschen Refrains viel gesungen sein mögen[1].

In der volksthümlich-muntern, aber auch nichts verschweigenden derben Manier sangen noch die Herren von Scharfenberg und Stamheim sowie der als Göli bezeichnete Dichter. Schenk Ulrich von Winterstetten, wahrscheinlich ein Bruder des Schenken Konrad, der

[1] Zur Probe:

Eenes meienmorghens vroe
was ic opghestaen,
In een schoon boomgardekyn
sóudic spelen gaen.
Daer vant ic drie joncfrouwen staen,
die een sanc voor, die ander sanc nâ:
harba lori fa, harba harba lori fa,
harba lori fa.

Doe ic versach dat schône cruut
in den boomgardekyn
Ende ic verhoorde dat soete gheluut
van den maechden fijn,
Doe verblîde 'therte mijn,
dat ic singhen moeste nâ:
harba lori fa etc.

Doe groettic d'alreschoonsten,
die daer onder stont,
Ic liet mijn aerm al omme gaen
doe ter selver stont;
Ic woedese cussen aen haren mont,
si sprac: lat staen, lat staen, lat stâ!
harba lori fa etc.

Ulrich von Türheim zur Fortsetzung des Tristan antrieb, ein liederreicher Minnesänger, nahm allerdings an der Freude des Volks gern Antheil, sang auch manche Strophen für ländliche Reihen und Feste, hielt aber dabei seinen ritterlichen Stand und seine feine, alles Triviale abstoßende Bildung getreu fest. Dadurch bekleiden sich seine Lieder bei strenger Kunstform mit einer liebenswürdigen Frische, die in den mannigfaltigsten, bald schalkhaften, bald ernsten Kehrreimen besonders sich erneut. Ein Lied wiederholt strophenweise den Erfahrungssatz: ‚Es ist ein alt gesprochen Wort: wo dein Herze wohnt, da liegt dein Hort.' In einem munteren Liede verhehlt er uns nicht, daß seine Gesänge von den ländlichen Schönen, mitunter zum Verdruß der Mütter, gern nachgetrillert wurden und dem Dichter manches junge Herz gewannen.

Noch später als Ulrich scheint Herr Steinmar gelebt zu haben. Von ihm mögen die ersten Herbstlieder herrühren, in denen der freundliche Herbst besungen wird, natürlich gegen den Lohn eines guten Weines und der Hühner-, Gänse- und Fischspeisen, die unerläßlich dazu gehören. Am beliebtesten muß ein Lied Steinmar's gewesen sein, das man wegen des Kehrreims ‚heimliche Liebe' überschreiben möchte; ‚Sommerzeit, ich freue mich dein'; der Refrain lautet: ‚Wart ümbe dich, swer verholne minne, der hüete sich.'

Bald wurde das Lied geistlich umgedichtet, wohl eins der ersten Beispiele dieser Art, ein Beweis für die Volksthümlichkeit.

XXIII. Herbst der Minnedichtung. Epigonen.

Unter den Romantikern der neueren Zeit sahen es Einige als die Aufgabe des Dichters an, das ganze Leben nach ihrer Auffassung poetisch zu gestalten. Solche Versuchung mußte dem minnesingenden Zeitalter mit seinen Turnieren und Abenteuern, mit seinen Gottesfahrten und seiner Vergnügungslust noch näher liegen. Dieß kann jedoch nicht hindern, daß uns der Träger und Ausführer solcher Phantastereien wie ein Don Quixote der Poesie erscheinen muß. Es ist Ulrich von Lichtenstein, der uns in seinem ‚Frauendienst' den eigenen, 33 Jahre hindurch geführten, phantastischen Lebenslauf mit der naivsten Offenheit erzählt.

Nach einem überschwänglichen Lob der Frauen beginnt der zu Anfang des 13. Jahrhunderts in Steiermark geborene Dichter zu erzählen, wie er schon als kleines Kind oft vernommen, daß Niemand zu rechten Würden gelangen könne, er diene denn guten Frauen sonder Wank. Noch ritt er in seiner Dummheit auf der Gerte, da war schon sein Entschluß gefaßt; der zwölfjährige Edelknabe verliebte sich in eine hochgeborene Frau, schön, keusch, kurz ‚an Tugenden gar vollkommen'. Als ihn der

Vater von da wegnahm, da ward ihm der Minne Kraft in sehnendem Leid bekannt. Am Hofe des Herzogs Heinrich von Oesterreich in ritterlichen Uebungen, höfischem Anstand und minniglicher Dichtung unterrichtet, ward er zum Ritter geschlagen und durfte der Herrin durch eine Verwandte ein Minnelied überreichen lassen, in dem er ganz bescheiden mehr nichts begehrte, als sich ihrem Dienste widmen zu dürfen. Das Lied gefiel, nicht aber der Dichter, der einen gar mißgestalteten Mund habe. Ein Wundarzt in Graz entfernte das Ueberflüssige an Ulrichs Lippen, die Dame blieb spröde und ungerührt. Auf einem Turnier zu Brixen brach Ulrich einen Speer mit einem Ritter aus Botzen; da ward ihm ein Finger aus der Hand gestochen; ein Meister in Botzen richtete den Finger, ‚der noch an einer Ader hing', wieder her. Die Herrin, die von seinem Unglück gehört, schickte ihm vier Büchlein (Liebesbriefe) und ein schönes Hündlein. Schon träumte er sich auf den Gipfel des Glücks, da kam schnöde Kunde von der Verehrten: Ulrichs Liebe sei Betrug, gerade wie die Geschichte mit dem verlorenen Finger, den er ja noch an seiner Hand trage. Verzweifelt nahm der Lichtensteiner ein Messer, setzte es auf den kaum geheilten Finger, hieß einen Freund wacker zuschlagen, und ab flog der Finger. Den legte er dann in ein Futteral von Sammet mit goldnem Deckel und sandte ihn sammt einem Büchlein der harten Gebieterin. Diese entschloß sich zwar die Lade zu verwahren und anzuschauen, doch werde das dem verliebten Sänger wenig nutzen.

Da beschloß der Ritter durch eine abenteuerliche, kostspielige Fahrt zu Ehren der Geliebten deren Gunst zu erringen. Er verließ verkleidet sein Stammschloß; in Venedig wurde das Erforderliche zu der tollen Fahrt beschafft. Dreißig Tage vor seinem Aufbruch verkündete ein vorausgesandter Bote den Rittern in Lamparten, Friaul, Kärnthen, Steier und Böheim, daß die Minnegöttin Tags nach St. Georg aus dem Meere steigen und eine Fahrt nach Böheim machen werde. Jeder Ritter, der einen Speer gegen sie versteche, erhalte ein Ringlein für seine Schöne, der Besiegte müsse sich zu Ehren einer Frau nach allen vier Enden der Welt neigen. Am 24. April 1227 begann der prächtige Zug, ein schwanenweißes Banner voraus zwischen reitenden Posaunenbläsern, Saumrosse mit Buben daneben, Knappen und Knechte, Ulrichs reiche Waffen, gute Fiedler, die eine ‚fröhliche Reisenote' spielten; dann kam Frau Venus, Ulrich selbst im Frauenrock und Schleier. Auf dieser Fahrt kam der Ritter auch zu seinem ‚ehelichen Gemahel', Bertha von Weitzenstein, sie war natürlich nicht die Dame seiner Minne. Ein Bote mit guter Nachricht von der Herrin ward von Ulrich nicht beachtet; er ritt hinter ihm her und sang die Walther'sche Strophe; ‚Heißt mich froh willkommen sein, der euch Neues bringet, das bin ich!' Ulrich lenkte ab von der Straße und empfing ein minnigliches Grüßen, sowie ‚ein Fingerlein

(Ring) von seines Herzens Maienschein.' Von vielen Rittern begleitet zog er in Wien ein, tjostete dort gewaltig und kam bis gen Böheim, wo er der Fahrt ein Ende machte, nachdem er 307 Speere verstochen und 271 Ringe gegeben, selbst aber keinmal den Sattel geräumt hatte.

Da endlich wollte die Herrin gestatten, daß Ulrich sie besuche, aber — als Aussätziger. Auch solcher harten Probe unterzog er sich und erschien mit Näpfen und Kleidern wie ein ‚Miselsüchtiger' vor ihrer Burg. Nach langem Schmachten ward er des Nachts in einem ‚Leilachen' in das Schloß hinaufgezogen, aber in einer Weise wieder hinausgeschafft, daß er mit Poltern und Weheruf den Burgwall hinabtrollte, und der Burgwächter auf den Gedanken kam, der leidige Teufel fahre leibhaftig aus. Und abermals ließ der Verliebte sich trösten und hinhalten, bis sie ihm, erzählt er selbst, Eines that, das alle Biederen, dürfte er's sagen, mit ihm beklagen würden. Da kündigte er der Harten den Minnedienst, den er ohne Habedank so lange gepflegt, und sang Zornlieder, darunter besonders einen ‚Leich mit hohen und schnellen Noten', der viel gesungen wurde. Und doch war Ulrich von seiner Liebesschwärmerei nicht geheilt. Einer neugewählten Herrin zu Ehren unternahm er eine neue Ritterfahrt, dießmal als König Artus, der geraden Weges aus dem Paradiese komme und die Tafelrunde herstellen wolle. Jeder Ritter, der drei Speere gegen ihn verstach, erhielt den Namen eines Helden der Tafelrunde. Nach so manchem ideellen Liebeskummer traf Ulrich auch persönliches, wirkliches Unglück; er wurde von seinen Feinden auf der eigenen Burg gefangen genommen, lange in Fesseln gehalten und verlor als Pfand seiner Befreiung einen großen Theil seines Besitzthums. In solchen Leiden tröstete ihn das Andenken an seine thörichte Liebe.

Da haben wir also das sinnlose Treiben eines Mannes, dem gewiß viele Zeitgenossen zustimmten. Welche thörichte Liebe, während häusliches Eheglück gewährt war, welch nutzlose Kreuz- und Querzüge, während die großen Begebenheiten der Zeit unbeachtet vorüberziehen, welche Selbsttäuschung, welche Marotte, die schmachtende Liebe zu einer Dame, die in Ulrichs Knabenjahren schon vermählt war! — Die poetische Darstellung im Frauendienst erhebt sich durchweg nicht weit über den Ton der gereimten Chroniken; dagegen haben die vielfach eingeflochtenen Lieder allerdings poetischen Werth und sind mit großer Formgewandtheit ausgeführt. Ulrich hat auch ein mehr lehrhaftes ‚Frauenbuch' geschrieben [1].

Während der Lichtensteiner noch Theilnahme und Billigung bei seinem Treiben fand, scheint sein bürgerlicher Nachfolger und Schildknappe, Meister Johann Hadlaub, in ähnlicher affectirter Sentimentalität den Zeitgenossen schon wie ein Sancho Pansa vorgekommen

[1] Ulrich von Lichtenstein, herausg. von Lachmann. Berl. 1841.

zu sein. Ein Züricher von Geburt, fand er bei Rüdger Manesse und noch mehr bei dessen Sohn Johannes, Küster genannt d. h. Domherr, so manche Lieder, daß man in ganzen Königreichen nicht so viele auftreiben möchte. Die Aufmerksamkeit hoher Herren mochte auch ihn zum Singen treiben. In seinen Liedern, die er seit 1290 verfaßte, führt er zunächst als Nachahmer Neidharts Dorfpoesie in höfischer Form vor und vergleicht etwa die Verliebten mit den geplagten Köhlern und Kärrnern, das minnetrauernde Herz mit einem Ferkel im Sack, ‚das zappelt und quiekt'. Als Bürgerlicher darf er sich der erwählten vornehmen Herrin nicht nahen; zum Pilgrim verkleidet heftet er ihr ein Brieflein an's Kleid. ‚Las sie es mit Sinne, so fand sie Seligkeit, tiefe Rede von der Minne, was Noth mein Herze leid't.' Hohen Gönnern klagte er sein Leid, und diese, unter denen er den Fürsten von Konstanz, die Herren von Einsiedlen und Toggenburg, Rüdger von Manesse, Rudolf von Landenberg und den Abt von Petershausen nennt, verschafften ihm eine Zusammenkunft. Als die Dame sich von ihm abkehrte, fiel er vor Leid wie todt dahin; die Herren hoben ihn auf und gaben ihm ihre Hand, da ward ihm besser. Doch da er diese Hand drückte, biß sie ihm in seine Hand; aber wenn sie meinte, ihm weh zu thun, so täuschte sie sich; ‚ihr Beißen war so zartlich, so weiblich fein, daß es ihm weh that, daß es so bald vergangen war.' Die Herren baten sie um ein Andenken für den treuen Verehrer, da warf sie ihm ihr ‚Nadelbein' hin; die Herren aber wünschten, sie möchte es ihm ‚lieblich' bieten, auch das geschah; da ward er froh in sehnender Noth. Dient der sentimentale Verliebte hier offenbar den Herren zur Kurzweil, so hat er in andern Gedichten, die freilich das alte Thema immer variiren, doch auch einzelne neue, gute Züge.

Mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts sank die Poesie unaufhaltsam, und es kam die Epigonenzeit. In solchem Zeitalter werden die großen Vorgänger und Muster fleißig studirt und copirt, Belesenheit und Reminiscenz tritt an die Stelle der schaffenden Phantasie, Kunst in der Form, Glätte und Sauberkeit der Darstellung soll die innere Dürftigkeit verhüllen; Selbstgefühl, Eitelkeit wegen kleinlicher Vorzüge und darum stete Klage über Vernachlässigung und Mißachtung müssen den eigentlichen Werth ersetzen. Wir haben diese Eigenschaften im Grafen Platen so recht verkörpert gesehen; zu Anfang des 14. Jahrhunderts sind sie bei Heinrich Frauenlob zu finden, der indeß in der halbverdauten Mystik noch ein unerquickliches Element mit sich führt. Diese Vorliebe für die Mystik theilt Frauenlob mit den Meisten seiner Zeit; indeß mag die vorzugsweise theologische Bildung, die der um das Jahr 1260 zu Meißen geborene Dichter auf der Domschule seiner Vaterstadt erwarb, diese Liebhaberei bis zur Ungebühr gefördert haben. Das Gedicht

eines älteren Freundes, Hermann der Damen, an Frauenlob ist uns besonders deßhalb interessant, weil es einerseits die Ansicht widerlegt, als ob Frauenlob ein angenommener Name sei, andererseits die schwache Seite desselben, Selbstrühmen, schon an dem jungen Dichter warnend hervorhebt. Frauenlob, der an manchem Hof Lorbeeren, aber meist nur kärglichen Lohn empfangen hatte, zog sich um 1310 nach Mainz zurück, wo er der Sage nach die erste Meistersängerschule gegründet haben soll, die sich indeß auf eine Choralsängerschule reduciren dürfte. Der 30. November 1318 sah nach dem Berichte des Chronisten Albrecht von Straßburg das merkwürdige Leichenbegängniß Frauenlob's. Frauen trugen ihn von seiner Herberge zur Ruhestätte in den Kreuzgang der Domkirche und gossen so viel goldnen Weines in das Dichtergrab, daß der ganze Kreuzgang noch davon fluthete. W. Smets hat in einem seiner besten Gedichte dieß Ereigniß besungen. Ohne Grund hat man wegen dieses Begräbnisses den Dichter zu einem Stiftsherrn machen wollen, er war nach eigener Angabe verheirathet.

Frauenlob hat seine poetischen Gedanken in die Fesseln der schwierigsten und verwickeltsten Versformen geschlagen; doch bewegt er sich in diesen Fesseln, deren Namen ‚der zarte' und vollends ‚der überzarte Ton' die nöthigen Andeutungen geben, durchweg in tadellos-geschickter Weise. Ungenießbar sind nur die mit Allegorien gefüllten Sprüche und Leiche wegen ihrer Dunkelheit, die indeß theilweise in der Unsicherheit der Handschriften liegen mag. ‚Unserer Frauen Leich' zeigt eine wahre Ueberkünstlichkeit in Vers und Sprache, ebenso ein schwülstiges Gedicht auf den Tod des Meisters Konrad von Würzburg (‚Violenreicher Blüthe Kunst'). Wir verzeihen dem Spätling das Bestreben, sich überall als einen gediegenen Kenner der Theologie, der Staaten-, Sagen- und Literärgeschichte durch Anspielungen aller Art zu beweisen, wir halten ihm seine Klagen über den schlimmen Stand der Dichtkunst zu gute; aber unangenehm berührt uns seine Ueberhebung gegenüber den früheren Dichtern: ‚Was jemals Reinmar sang und der von Eschenbach, was Walther von der Vogelweide, ich, Frauenlob, besiege sie. Sie haben von dem Schaum gesungen, sie kannten nicht den Grund. Doch meine Kunst geht auf des Kessels Grund; wer jemals sang und singet noch, so bin ich wahrlich ihr Meister doch, des tiefen Sinns trag ich ein Joch, dazu bin ich der Kunst ein Koch; mein Wort, meine Töne wichen nie von tiefer Weisheit Satzung.'

Liebenswürdiger erscheint Frauenlob, wenn er den Ernst seiner sittlichen Gesinnung, wenn er wohlgemeinte Lehren für Jugend und Alter, wenn er den scharfen Protest gegen Zuchtlosigkeit an Höfen und im Klerus, wenn er endlich das Lob züchtiger Frauenliebe und treuer Ehe in kunstreiche Verse faßt. Wie schön sein Lobspruch der Treue:

Fürwahr, wer Treu im Herzen trägt,
Der laß sie nimmer von ihm kommen;
Wer nur abseits die Treue legt,
Dem hat der Tod den Werth benommen.
Treu ist ein Spiegel, den der Mann
Wohl vor sich trägt zu jeder Zeit,
Treu ist das traulich schöne Kleid,
Das Gott uns selbst geschnitten an.

Bei den provençalischen Dichtern findet sich häufig eine auch in neuerer Zeit nicht ohne Nachahmung gebliebene Form, die Tenzone, das Streitgedicht. Zwei Dichter fassen ein Thema von durchaus entgegengesetzten Seiten auf und suchen jeder seine Ansicht in derselben Strophenform durchzuführen, ein rechtes Nachbild des ritterlichen Zweikampfs mit gleichen Waffen, ohne arge List, Sonne und Schatten getheilt. Diese Dichtungsart war der früheren Minnepoesie wohl nicht ganz fremd; doch waren die großen Sangeshelden weniger geneigt, nach Art eines französischen Minnehofes das zarte Thema ihrer Lieder in casuistische Fragen und mehr oder weniger probable Auflösungen auszuhäkeln. An dem ersten uns erhaltenen Streitgedicht der Art hat Frauenlob Antheil. Es kam nämlich zu seiner Zeit der Meister Barthel Regenbogen an den Rhein, seiner Kunst ein Schmied, der ‚auf hartem Ambos kümmerlich gewann sein Brod', aber aus Sangesgier und weil er wohl die Reime messen konnte, das lustige Metier des Dichters ergriffen hatte. Er gerieth mit Frauenlob, dessen Gelehrsamkeit er in der Nähe nicht so übermäßig fand, über die Bezeichnungen ‚Frau' und ‚Weib' in Streit; Frauenlob hatte, im Gegensatz zu früheren Dichtern, wohl in Erinnerung an seinen Namen, dem Worte ‚Frau' den Vorrang gegeben; Meister Regenbogen nahm den Vorzug der Tradition für ‚Weib' in Anspruch. Indeß erklärte der alte Meister Rumesland den Kampfeshelden, er gebe nicht den Fuß einer Henne um ihren ganzen grimmen Krieg. Im Uebrigen zeigt Schmied Regenbogen ein immerhin anerkennenswerthes Talent in künstlichen Formen gesunde Gedanken darzustellen. Daneben gibt er dem eitlen Frauenlob dunkle Räthsel auf und spottet dann des Gelehrten, der doch auf jedem Gebiete des menschlichen Wissens zu Haus sein wolle. Auch an die Juden wendet sich der ehrliche Meister und sucht ihnen in Versen des Christenthums Geheimnisse und Zusammenhang mit dem alten Bunde darzulegen, ohne daß der ‚blinde, ungeschlachte' Hebräer die poetische Beweisführung will gelten lassen [1].

[1] Der Kreuzleich und der Minneleich Frauenlobs, erklärt von L. Ettmüller im Programm der Züricher Kantonsschule. 1842.

XXIV. Prosa.

Nachdem wir den Garten der Dichtung durchwandert haben, dürfen wir an der Prosa dieses Zeitraums rasch vorübergehn. Wir wissen es, daß lieblicher Duft der Poesie die Wiege der Völker umschwebt, daß Poesie die Ursprache der Nationen und eine Freundin der Jugend, nicht bloß der Individuen, sondern auch der Völker ist. Ein altes Wort lehrt uns, daß der Dichter geboren werde; es hat gewiß auch den Sinn, daß die Poesie nicht eine durch Kasten- und Schulweisheit überlieferte Kunst, sondern vielmehr die alte, ewige Sprache der Menschheit sei, die sich überall regt, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und überall verstanden wird, wo für den Ausdruck des Reinmenschlichen das Gemüth noch offen ist. Wie viele Völker kommen eigentlich nicht über ihre Jugendzeit hinaus, oder vielmehr altern und vergehen schon, ohne das reifere Mannesalter zur Darstellung zu bringen! Sie haben nur die Jugend der Dichtung, deren Blätter oft vom Sturm der Ereignisse mit den Völkern selbst verweht wurden, zuweilen wie sibyllinische Sprüche fragmentarisch sich zeigen, hie und da vollständig erhalten das kurze Blüthenleben der Volksstämme charakterisiren. Das kühlere Mannesalter, der Einzelmenschen wie der Nationen, wendet sich der Prosa zu — nicht ausschließlich; denn die Jugendträume durchbrechen immer wieder die kühle Ueberlegung. Die eigentliche Kunst der Prosa fällt daher erst der folgenden Literaturperiode zu. Was wir hier zu erwähnen haben, das ist, obgleich ein Produkt der strengeren Arbeit des Lebens und in ungebundener Rede verfaßt, dennoch immer von einem Hauch der Dichtung leise angeflogen.

An dieser Stelle sind zunächst die Rechtsbücher zu erwähnen. Seitdem der Bürgerstand sich kräftiger zu entwickeln begann, wurde die deutsche Sprache immer mehr in den Weisthümern wie in den Stadt- und Landrechten, so auch endlich in den Urkunden vorherrschend. Die einzelnen Stadtrechte (wie das Braunschweiger, das Züricher, das Augsburger) fallen der Geschichte anheim. Mehr Interesse bieten auch dem Literar-Historiker die beiden allgemeineren Rechtsbücher: Der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel. Eyke von Repgow sammelte zu Anfang des 13. Jahrhunderts die in Sachsen geltenden Gesetze und Rechtsgewohnheiten, sein in niederdeutscher Sprache verfaßtes Rechtsbuch, der Sachsenspiegel, obgleich nur eine Privatsammlung, fand selbst in Polen und Dänemark Eingang. Daß der Sammler seine Arbeit zuerst lateinisch verfaßte und dann in's Deutsche — wie er selbst sagt, nicht ohne viele Mühe — übertrug, würde man ohne diese Meldung bei der selbständigen Sprache und Darstellung nicht vermuthen. Jünger ist

der Schwabenspiegel, auch nie zu dem hohen Ansehen des sächsischen Rechtsbuches gelangt und schon bald vom römischen Recht zurückgedrängt. Wackernagel, der Herausgeber dieses Rechtsbuches, hat in dem Verfasser einen oberdeutschen Geistlichen, Fr. Pfeiffer speciell den gleich noch zu erwähnenden Bruder David finden wollen. Die Rechtssammlung hieß auch Kaiserrecht (als Gegensatz zu dem canonischen und den Provinzialrechten); der Styl ist schon anmuthiger und reicher als in dem Sachsenspiegel.

An zweiter Stelle verdienen hier die bescheidenen Anfänge einer deutschen Chronik- und Geschichtsschreibung Erwähnung. Manche Chroniken deutschen Idioms scheinen uns verloren gegangen zu sein. Erhalten ist uns die Repgow'sche oder Sachsenchronik, vielleicht mit Unrecht dem Sammler des Sachsenspiegels zugeschrieben, natürlich ebenfalls in niederdeutscher Sprache. Außerdem sei eine Chronik der Abtei St. Gallen von Christian dem Küchenmeister erwähnt.

Wichtiger ist die rhetorische Prosa. Wohl nicht sehr häufig wurden die Predigten ganz aufgeschrieben, nicht selten nur der Gedankengang lateinisch niedergeschrieben, um als Anhaltspunkt für den deutschen Vortrag zu dienen. Viele von den uns erhaltenen Predigten stellen sich so dar, als ob sie nicht zunächst für den mündlichen Vortrag, sondern zu Mustern für angehende Prediger bestimmt gewesen seien; diese schließen sich durchweg etwas ängstlich, ja sogar steif an ihre lateinischen Vorbilder an. Als aber mit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts die Mendicanten-Orden (Franziskaner und Dominikaner) auch in Deutschland Eingang und Anklang fanden, da erstanden echte Volksredner, aus dem Volke hervorgegangen, für das Volk begeistert, erfüllt von den Anschauungen des Volks, getragen von Volksgefühlen. Jetzt warf die Predigt das gelehrte, schulmäßige, fremdländische Gewand ab, sie wurde volksthümlich, deutsch. Da zogen die Predigermönche und die Söhne des hl. Franziskus auf und ab durch Deutschland und spendeten dem vielfach vernachlässigten und doch nach der Speise des göttlichen Wortes hungernden, dem gewöhnlichen Volke das Lebensbrod der Predigt. Da füllten sich die weiten Münster- und Domkirchen mit der allerseits herbeigeströmten Volksmenge, ja die weiten Hallen wurden zu enge für die übergroße Zahl der Zuhörer, und hinaus zog der Volksprediger in's Freie, wo ein Baum Schatten bot, ein Hügel die Kanzel vertreten konnte. Von dem Franziskaner-Bruder David von Augsburg, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts als Lehrer, Prediger und Novizenmeister in Regensburg segensreich wirkte und dessen Namen, seit Fr. Pfeiffer seine Schriften der Vergessenheit entzogen hat, für immer von gutem Klange bleiben wird, lernte Bruder Berthold von Regensburg (1220—1272) die Kunst der Rede. Der Lehrer sah

sich bald von seinem Zögling überflügelt; da folgte er in Bescheidenheit seinem größeren Schüler, als wäre er nur der Vorläufer dieses Lichtes gewesen. Mit rührender Demuth widmete er dem Schüler seine Schriften und saß bei den Predigtfahrten ohne Neid zu dessen Füßen als einer, ‚der mit Bruder Berthold ging', sagen die Chroniken. Berthold, der deutsche Franziskaner, erschien wie ein neuer Glaubensbote, um sein Vaterland für Glauben und Sitte wieder zu erobern. Predigend durchzog er Bayern, Oesterreich, Böhmen, Schlesien, Thüringen, Schwaben, ja sogar einen Theil der Schweiz. Auf freiem Feld schlug er seine Kanzel auf, eine aufgehängte Feder zeigte dem Prediger den Luftzug und die Richtung für seine gewaltige Stimme; denn nach Zehntausenden berechnete man das Publikum. Die Kreuzpredigten selbst waren nicht von der durchschlagenden Wirksamkeit gewesen, wie die Buß-, Unterweisungs- und Trostpredigten des Franziskaners. Nach seinen Reden drängten Sünder und Sünderinnen sich zur Buße, Genugthuung ward geleistet, Aergerniß abgestellt; mit praktischem Blick räumte der Prediger oft selbst die böse Gelegenheit hinweg. Darum erschien seine Wirksamkeit wie ein dauerndes Wunder, und es wird uns nicht befremden, wenn die Chronisten dem großen Mann die wirkliche Wundergabe zusprechen. Und doch legen die uns erhaltenen Predigten Berthold's nur die alten christlichen Wahrheiten an's Herz; aber mit welcher Wärme der Ueberzeugung, mit welcher Einsicht in die Bedürfnisse des Volkes, mit welcher psychologischen Feinheit, in welch' klarer, volksthümlicher Darstellung! An der rechten Stelle tritt der Redner mit wohlgewählten, kräftigen Bildern hervor, wie ein leuchtender Blitz erhellen sie; aber auch mit lieblichen Schilderungen weiß er des Hörers Gemüth zu entführen zur unermüdeten Betrachtung hoher Dinge. Unerschrocken und rücksichtslos erhebt er sich gegen die Gebrechen der Zeit. Mag er nun die gewiß weit verbreitete Sinnenlust, mag er die Ueberschätzung äußerer Religionsübungen ohne innere Gesinnung treffen, mag er seine Stimme erheben gegen die leichtfertigen ‚Pfennigprediger' (Ablaßprediger), die um Geld die Sünde abnehmen und manche arme Seele in den Höllengrund bringen, mag er mit dem Hinweis auf die Scheußlichkeit des Teufels und der Hölle schrecken oder mit der Herrlichkeit Gottes und des Himmels Lieblichkeit trösten — überall zeigt Ausdruck und Darstellung den Meister der Rede. Wie aber das Aeußere des Mannes gewirkt haben mag und der Vortrag selbst, das läßt sich vermuthen aus der unglaublichen Wirksamkeit und der unerhörten Verehrung desselben. Seine Predigten scheinen von Zuhörern niedergeschrieben zu sein; eine nachhelfende Hand hätte immerhin eine zuweilen hervortretende Breite und einzelne, wohl auf die Fassungskraft der Zuhörer berechnete Wiederholungen ausmerzen dürfen. — Eine eigenthümliche Erscheinung

sind die Predigtmärlein, die besonders am Osterfest zur Unterhaltung vorgetragen wurden [1].

[1] Sachsenspiegel, herausg. von Homeyer. Berl. 1835. Handausgabe von Weiske. Leipz. 1853. — Schwabenspiegel von Laßberg. Tüb. 1840. Von W. Wackernagel. Zürich 1840. — Deutsche Predigten aus dem 12.—14. Jahrhundert, herausg. von Roth und Leyser. 2 Bde. Quedlinburg. — Speculum ecclesiae, Altdeutsch, herausg. von J. Kelle, München 1858. — Grieshaber, Altdeutsche Predigten. Stuttg. 1845. — Predigtentwürfe und Predigtmärlein in Pfeiffers Germania I, 441. 3, 407 ff. — Bruder Bertholds Predigten, mit Vorwort von A. Stolz. Regensbg. 1857. Kritische Ausgabe von F. Pfeiffer. Wien 1862. 1 Bd. Desselben deutsche Mystiker. 2 Bde. Leipz. 1845—57.

Drittes Buch.

Von 1300 bis zur Reformation.

Verfall der Kunstdichtung. Meistergesang. Volkslied. Prosa.

Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh,
Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der spröden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
A. W. Schlegel.

I. Umschau.

Mit dem 14. Jahrhundert tritt die Periode des Verfalls für die deutsche Dichtkunst ein; und wie nach den physischen Gesetzen der Fall eines Gegenstandes mit jeder Secunde sich beschleunigt, so eilt die Kunstpoesie, langsam erst, rascher dann und unaufhaltsamer dem Verfall entgegen. Bereits bei der Darstellung der vorigen Epoche hatten wir Gelegenheit, auf die andringenden Keime des Verfalls aufmerksam zu machen. Wir sahen, wie die großen höfischen Dichter mit ungerechter Vorliebe fremde und nicht selten bedenkliche Stoffe für ihre Darstellung wählten, wir fanden hie und da ein zu enges Anschließen an ausländische Muster. Bei der lyrischen Poesie gewahrten wir bereits, wie die Gelehrsamkeit sich spreizte und die freie Phantasie zu verdrängen suchte, wie die starke, tiefe Empfindung bereits dem Ueberlegten, Gemachten den Platz zu räumen begann, wie die Kunst der schönen Form in Künstelei auszuarten drohte. Wir sahen, wie die bevorzugte Mystik und Allegorie, ein breiter Herbstnebel, über die sonnigen Fluren der Dichtung sich zu lagern strebte, und man bereits in diesem Nebel sich wohl zu fühlen begann, wo nach Frauenlobs bezeichnenden Versen ‚durch dinster vinster nebel dicken blicken siht man grâwen tac'. Auch entging es uns nicht, wie mannigfach an der Stelle des freudigen Dichtermuths, der klaren Sängerstimme grollender Mißmuth, gallenbittere Tadelsucht,

Sängerneid und Spottdrosselgesang sich Gehör verschafften. Was bis dahin noch im Keime liegen geblieben oder unvermerkt als Unkraut, doch noch von edlen Gewächsen überdeckt, aufgesproßt war, Alles das machte sich in der uns jetzt vorliegenden Periode breit und überwucherte ungestört, da kaum ein die Mittelmäßigkeit überragendes Talent sich zeigte, den Garten der deutschen Poesie.

Das Reich war von seiner Höhe herabgesunken, die angestrebte Weltherrschaft für immer verloren. Hatten die Hohenstaufen, wie vom Schicksal nach Welschland gezogen, die besten Kräfte des deutschen Volkes in einem heillosen Kampf gegen die aufstrebende städtische Freiheit wie gegen das den Unterdrückten befreundete Papstthum aufgerieben, hatten die stets erneuten Fahrten zur Befreiung des hl. Landes viel der Menschenleben und des Wohlstandes verschlungen, so wirkten solche Unternehmungen doch anregend auf die geistige Thätigkeit, besonders auf die Dichtkunst ein. Die Hohenstaufen, so mancher Tadel sie nach Verdienst treffen mag, waren durchweg Freunde und Förderer der edlen Dichtkunst. Das wurde aber schon mit dem sonst trefflichen Rudolf von Habsburg ganz anders. Das ideale Streben war vorüber; Rudolf begehrte nicht nach dem Land, wo die Citronen blühen, schenkte auch nicht für ein gutes Lied ein Landeslehen oder des guten Weins ein Fuder, sondern bestimmte vielmehr (1281): ‚Loterpfaffen mit langem hâre unde spilliute sint ûz dem fride'. Ein durchaus praktischer Realismus kennzeichnete zum Aerger der Sänger die ersten Habsburger; sie suchten ihre Hausmacht zu vergrößern, ihren Kindern und Gesippten des Reiches beste Theile zuzuwenden. Ludwig der Baier gerieth in schweren Kampf mit den Päpsten, die in Avignon dem französischen Einfluß mehr als billig ausgesetzt waren; noch einmal stürzten Bann und Interdict das Reich in Verwirrung. Nach dem Beispiele der Könige suchten auch die deutschen Fürsten ihre Gebiete auszudehnen, ein Streben, dem besonders die erstarkten Städte sich widersetzten. Den dadurch hervorgerufenen ungesetzlichen Zuständen suchte selbst der staatskluge Karl IV. vergebens ein Ende zu machen. Wenzeln machte das Reich wenig Sorge, meinte er es ja doch immer an seiner Stelle zu finden. In Ruprechts frühem Grab wurden die schönsten Hoffnungen der Nation mit begraben. Sigismund konnte seine Regentenjahre mit den fürchterlichen Hussitenkämpfen ausfüllen und sah das kaiserliche Ansehen tief erschüttert. Friedrich III. fand sich von seinen Adeligen mit Fehden bedroht, von seinen ‚lieben getreuen' Wienern in seiner Hofburg belagert. Erst Kaiser Max schuf durch Landfrieden und Reichseintheilung Ordnung im Lande. Aber seine trostsuchenden Blicke schweiften zu weit in die Vergangenheit zurück, der ‚letzte Ritter' vermochte das abgestorbene Ritterthum nicht wieder zu beleben. Auch für die Anknüpfung der Poesie an die alte

Heldensage lag die Zeit schon zu fern. Was dazumal noch möglich war, das leistete Max, er rettete manche schöne nationale Sage durch seine Schreiber vor dem Untergange.

Was die Häupter des Reiches zu thun verschmähten, das war auch den niederen Fürsten nicht ferner willkommen; an ihren Höfen verstummte der Sängermund; auch sie huldigten einer nüchtern-verständigen Lebensauffassung. An die Stelle der fahrenden Sänger, die früher die Fürstenhöfe belebt und besungen hatten, trat eine Gattung von Reimern, die Wappendichter. In Versen hatten sie die Wappen zu beschreiben, das Lob der Wappenträger gelegentlich hinein zu flechten, daher natürlich die Heraldik zum Gegenstand ihres Studiums zu erheben und ebenso natürlich bei Einzügen und Turnieren die Wappen auszulegen und Herolde abzugeben. Und da selbst diese vereinigten Geschäfte nicht immer den Mann ernährten, so vereinigten Einzelne mit der von ihnen gepflegten Gattung der Dichtkunst einen entsprechenden Zweig der Malerei: sie waren zugleich Wappenmaler. Wenn sodann früher einzelne Sänger als Ingesinde eines freigebigen Fürsten an den Höfen sich eine Heimat erwarben, so tritt nunmehr an ihre Stelle — der Hofnarr. Warum sollte er nicht bei veränderter Zeit die müßigen Augenblicke des fürstlichen Gönners so gut wie früher der Sänger ausfüllen können? Warum nicht ebenso gut als der so viel gefragte Walther von der Vogelweide guten Rath — unter der Decke der Narrheit — ertheilen können? Neidhart scheint ja bereits am Wiener Hofe diese aufkommende Rolle nicht verschmäht zu haben.

Der Adel war der Verwilderung immer mehr verfallen. Das classische Gedicht vom Meier Helmbrecht constatirte bereits den Abfall gegen frühere bessere Zeiten. Unter Schlemmerei und Rohheit waren die Ritterburgen großentheils Raubnester geworden, die Bewohner ernährten sich ‚der Sattelnahrung' und suchten in den Flüssen ‚Gewürzinseln zu entdecken', indem sie dem Kaufmann seine Waaren nahmen. Nur vereinzelt fanden sich Ritter, die, angeekelt von solchem Treiben, in den alten Ritterbüchern Unterhaltung suchten, dem früheren Leben ihrer Standesgenossen nachforschten oder in Nachahmung der alten Minnelieder, auch wohl unter Belauschung des Volksliedes, noch ihre Saiten zum Gesange erklingen ließen, häufig freilich des Spottes ihrer Bekannten versichert.

Daß der Stand der Geistlichen noch einmal die im zehnten und elften Jahrhundert behauptete Stellung in der Literatur erringe, daran war unter den vorliegenden Verhältnissen nicht zu denken. Die unglücklichen Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum, die bereits Walther so gern als Kämpfe zwischen ‚Pfaffen und Laien' hinstellte, obgleich die ‚Pfaffenfürsten' durchweg eher auf kaiserlicher Seite zu finden

waren, hatten das Verhältniß zwischen Klerus und Laienstand getrübt, die von Avignon ausgegangenen Wirren mußten den Riß vergrößern, das unselige vierzigjährige Schisma, welches das 14. Jahrhundert dem folgenden vererbte, brachte vollends alle Geister in Verwirrung. Zwar war der niedere Unterricht noch fast ganz in der Hand des Klerus; an die Stelle der reich und zum Theil unthätig gewordenen älteren Orden waren die frischen Bettler-Orden, die Lieblinge des Volks, getreten. In ihren Händen lag nicht bloß zum größten Theil der Unterricht der Jugend und die Unterweisung des Volks durch Predigt; Mitglieder dieser Orden zierten auch die Lehrstühle an den neu errichteten Hochschulen. Aber diese hohe Gelehrsamkeit ist selten eine aufrichtige Freundin der Poesie. Dazu kam noch, daß der Klerus jener Zeit mit zähem Beharren an dem Gebrauch der lateinischen Sprache festhielt, wodurch die Kluft zwischen den Gelehrten und dem Volk fortwährend offen erhalten wurde. Wo aber der rechte Sinn sich regte, da entstanden werthvolle geistliche und Kirchenlieder, da erhob sich durch die deutschen Mystiker die Kunst der Prosa.

Es blieb also noch der dritte Stand übrig. Der Bürgerstand hatte in schweren Kämpfen sich nicht nur Ansehen und Wohlstand, sondern in den Reichsstädten auch politische Unabhängigkeit, überall aber politische Bedeutung errungen. Ihm mochte am ersten das Erbe der höfischen Dichtkunst zufallen, auf welches das Ritterthum in seinen Hauptträgern verzichtete. Hatten ja schon früher Straßburg, Würzburg, Mainz in Gottfried, Konrad und Frauenlob Vertreter des Kunstgesangs, und nicht die unwürdigsten, gestellt. Aber auch die damaligen städtischen Zustände waren der Poesie wenig günstig. Allerdings erhoben sich um die Wette in den größeren Städten die Universitäten, seit Prag im Jahre 1348 die erste in Deutschland erhalten hatte. Aber diese gelehrten Musensitze sperrten durch Sprache und Organisation den eigentlichen Bürgerstand von sich ab, und überdieß hätten die Strahlen der Gelehrsamkeit, die von ihnen ausgingen, die Dichtkunst schwerlich erwärmen und befruchten können. Und wurden die Bestrebungen der Hochschulen wirklich praktisch, wie in dem Studium und der Einführung des römischen Rechtes, so geschah das leider auf Kosten deutscher Gesinnung und durch Alterthum geweihter Einrichtungen. Das nüchterne Leben des deutschen Bürgers, beschränkt durch den Zwang der Zünfte, nicht frei weder von den Rohheiten, die jener Zeit der Verwirrung anklebten, noch von der flachen Selbstgenügsamkeit, die rasch erworbener Besitz gern mit sich führt, war noch nicht der rechte Boden für die edle Dichtkunst. Was sollte man mit der überkommenen höfischen Poesie beginnen? Kaum lag noch für dieselbe ein Stoff vor; waren ja die Epigonen des Minnegesangs bereits um demselben verlegen gewesen. Da trat denn

das Interesse an der Form in den Vordergrund: Verse in verschiedener Länge, Reime in verschlungener Wiederholung, Stollen und Abgesang und dadurch kunstreiche, mit der Krämerelle gemessene, nach dem Leisten zurecht geschlagene Strophen — das war die Aufgabe des Meistergesangs. Die alten Nationalsagen, noch immer nicht ganz verschollen, wurden von Dichtern gewöhnlichsten Schlages wieder vorgenommen und meist in bänkelsängerischer Manier umgearbeitet. Das Hauptverdienst war, die Sagen in leidlichen Zusammenhang zu bringen, das überflüssig Erscheinende wegzuschneiden, das Abenteuerliche zu verstärken und in raschem Flug der Erzählung voran zu eilen. Die Knotenpunkte des Familienlebens, Trauung und Taufe, gaben den Spruchsprechern Gelegenheit in halb improvisirten Versen die Gesellschaft zu ergötzen, bald durch Lobsprüche auf die Versammelten, bald durch Possenreißerei. Dem städtischen Gemeindeleben dienten bei ähnlichen Festzeiten, als Armbrustschießen und Empfangsfeierlichkeiten, die Pritschmeister in ganz ähnlicher Weise. Der praktische Sinn, der in der vorliegenden Periode besonders zu Tage tritt, dem Bürger aber sich von je gern zu eigen gab, führte eigentliche Dichtertalente vorzugsweise zur didaktischen Poesie, der denn auch die Erzählung dienend sich beugen mußte; der wohl berechtigte Unmuth des 15. Jahrhunderts fand, daß es schwer sei, sich der Satire zu enthalten.

Haben wir es erklärlich gefunden, daß die Periode der Universitäten-Gründung eine Zeit des Verfalls für die Poesie war, so darf uns auch die andere Wahrnehmung nicht befremden, daß mit der sinkenden Dichtkunst zunächst die prächtigste Entfaltung der Architektur, später die Blüthe der Malerei gleichzeitig liegen. Denn diese bildenden Künste können gewissermaßen als liebenswürdige Kinder einer vorausgegangenen großen Zeit betrachtet werden. War es der vorliegenden Zeit nicht verliehen, das Höchste in der Poesie zu erreichen, ja nicht einmal die alten Erinnerungen fest zu halten, so wetteiferten die Städte doch in herrlichen Bauten, bis auch hier, leider zu früh, der constructive Sinn nachließ, das Wesen der Baukunst, ähnlich wie bei der Poesie im Meistergesang, in Verzierungen, Schnörkeln, todtem Astwerk, kurz in Aeußerlichkeiten gefunden wurde. Länger erhielt sich die Malerei auf der Höhe der Zeit. Und so machen wir hier die erfreuliche Bemerkung, daß der Kunstsinn im Allgemeinen auch in der vorliegenden Epoche, die so gern und nicht ganz mit Unrecht als eine der traurigsten des Mittelalters bezeichnet wird, durchaus nicht erlosch.

Denn allerdings war es eine trübe Zeit, die vorliegende. Erlebte das Papstthum sein babylonisches Exil und schloß sich daran das noch trostlosere Schisma, bei welchem die Gläubigen vollends an ihren Päpsten irre werden konnten, so wurden die christlichen Länder, besonders aber

das hart geprüfte Deutschland noch von Mißwachs, Ueberschwemmung, Hungersnoth und von dem schwarzen Tod heimgesucht. Auch andere ungewohnte Krankheiten traten epidemisch und geistesstörend auf, wie der Veitstanz, der zu wilden Ausgelassenheiten führte, so daß die annoch Vernünftigen für ihre Denkkraft zu fürchten anfingen. Solche Plagen führten neue Arten von Bußen und Wallfahrten herbei, die Geißelfahrten, die in der Entwicklung der geistlichen Poesie ein nicht unwichtiges Moment bilden.

Im Uebrigen waren diese Jahrhunderte eine Zeit des ausgedehntesten Handels, der rastlosen Geschäftigkeit, zugleich eine Zeit der mannigfaltigsten Erfindungen. Durch diese Erfindungen, durch die Entdeckung neuer Länder und Handelswege wurde eine neue Zeit vorbereitet und herbeigeführt. Aber wie Handel und Gewerbthätigkeit selten aufrichtige Freunde der Dichtkunst sind, so ist auch eine Zeit, die sich mit rastlosem Eifer auf die Erforschung und Bewältigung der Natur, auf Erfindungen und Entdeckungen wirft, durchweg der Poesie nicht besonders günstig, weil durch ihre stille geräuschlose Wirksamkeit nicht befriedigt. Selbst jene Erfindung, die mit der Literatur in der engsten Beziehung zu stehen scheint, die Buchdruckerkunst, von einem nie geahnten Einfluß auf die Ausbreitung der Kenntnisse, manche Forschungen und Erscheinungen in der Literatur erst ermöglichend, sie konnte die gesunkene Poesie nicht erheben, nicht einmal den weiteren Verfall aufhalten. Mit Recht hebt Vilmar hervor, daß durch die Verbreitung der Typographie unsere Dichtkunst eine Poesie mehr für das Auge als für den lebendigen Gesang geworden sei, ein Uebel, an dem unsere Poesie noch immer kranke; er hebt hervor, daß wohl weder eine Ilias oder Odyssee, noch ein Nibelungenlied vorhanden sein würde, wofern das Menschengeschlecht in jener Zeit die Buchdruckerkunst gehabt hätte; die Poesie habe mit der Herrschaft der Presse aufgehört eine Tradition zu haben.

Die erfreulichste Erscheinung bei so vielen Trübseligkeiten ist neben der deutschen Prosa das Volkslied, dort vorzugsweise zu Hause, wo man weder Lesen noch Schreiben kannte. Vom Epischen, von den alten, aus der Erinnerung des Volkes mehr und mehr schwindenden Sagenstoffen, sich dem Lyrischen zuwendend, fluthet der Liederstrom unerschöpflich, bald wild stürmend und leidenschaftlich brausend, bald sanft und wehmüthig rauschend, dann wiederum muthwillig, neckisch plätschernd. Da ist poetisches Leben, das aus der Tiefe des Gemüthes quillt und deßhalb auch selbst bei der Mangelhaftigkeit der Form die Wirkung auf das Gemüth des Hörers nicht verfehlt.

Denn allerdings ist auch in Beziehung auf die Form ein fortdauerndes Sinken nicht zu verkennen. Wie sehr auch die Meistersänger

sich in genau abgezirkelten Strophen bemühten, wie genau sie auch Reim- und Versregeln fixirten, so wurde der Vers doch immer unbeholfener und stolpernder, der Reim immer unreiner und klangloser. Aber was schlimmer war — die Sprache selbst schien eine Beute der trostlosesten Verwirrung und Verschlechterung zu werden.

Im vorigen Zeitraum fanden wir das Mittelhochdeutsch als die gemeinsame Sprache der Höfe, der Gebildeten und des besten und umfangreichsten Theils der Literatur; drängte es ja sogar in der volksthümlichen Epik den Einfluß der niederen Volksmundarten zurück und zog seine Kreise selbst bis nach Niedersachsen. Nur das Mitteldeutsche, dem höfischen Hochdeutsch allerdings stark verwandt, behauptete in den mittleren Landstrichen Deutschlands auch in höheren Kreisen seine Geltung, während das Niederdeutsche in der aufgezeichneten Literatur sich fast der Beachtung entzog. Aber mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts beginnt der Verfall des höfischen Hochdeutsch, sowie nach dem Untergang der Hohenstaufen und dem Hintritt Rudolfs des Habsburgers die ohnehin nie zu enge an einander geschlossenen Volksstämme sich immer mehr lösten und nur einen Schatten von Reichseinheit bestehen ließen. Unaufhaltsam und ohne Maß dringen die Dialecte ein, die Sprache immer mehr vergröbernd und in den mannigfaltigsten Mischungen auseinander führend. Selbst die Schriftsteller eines und desselben Landes haben verschiedene Färbung, je nachdem sie der früheren Hofsprache, der noch immer nicht ganz abgewürdigten Schriftsprache, mehr oder weniger Einfluß gestatten. Am schlimmsten ist das für die Poesie, die bei durchweg gesunkenem oder abhanden gekommenem Formtalent sogar die dialectischen Eigenthümlichkeiten durcheinander zu mischen nicht ansteht, wofern dadurch Rhythmus und Reim zu erzielen ist. Besser stand es nach dieser Seite hin um die Prosa, die sich entschiedener an die Volkssprache anlehnen und freier bewegen konnte. Mehr noch als in der Sprache riß in der Schreibweise eine Willkür ein, die zur vollendeten Inconsequenz und regellosen Verwilderung gelangte.

Unter solchen Umständen konnte das Mitteldeutsch, das in der vorigen Periode außer den früher schon aufgeführten Produkten besonders noch durch Ebernand von Erfurt (Heinrich und Kunigunde) vertreten war, als eine das Hoch- und Niederdeutsch verbindende Sprachform zu höherer Bedeutung gelangen. Die Vokalisirung dieses Mitteldeutschen weist immer entschiedener auf unser Neuhochdeutsch hin. Da haben wir unter Anderem u statt mhd. uo (zû, bûch für mhd. zuo, buoch), ê statt mhd. ae (clûsenêre für mhd. clûsenaere), î für das (diphthongische) mittelhochdeutsche ie (zîren, lîben für mhd. zieren, lieben), u für mhd. iu (kusche, dutsch für mhd. kiusche, diutsch). Später bildet sich dann das organische î zu ei (mein, sein, leib für das

frühere mîn, sîn, lîp), das ou zu au (baum, laub für boum, loup), das iu zu eu (leute, reu für das ältere liute, riuwe). Doch scheinen diese letzteren Bildungen, die vollständig zu dem neueren Hochdeutsch hinüber leiten, eher als in Mitteldeutschland, in Bayern und Oesterreich durchgedrungen zu sein. Sie finden sich bereits in den Urkunden der Lützelburger, des Johann von Böhmen, Karls IV. und Wenzels, stammen also wohl aus der bayrisch-österreichischen Mundart und kamen erst von da nach Mitteldeutschland durch den Einfluß der böhmischen Hof- und Kanzleisprache.

Auf diesem Wege entstand dann im 15. Jahrhundert die neue ‚Reichssprache'. Die vielen, fast regelmäßig wiederkehrenden Reichstage ließen das Bedürfniß eines ‚gemeinen Deutsch' immer entschiedener hervortreten. So fing man denn an, sich nach der kaiserlichen Kanzlei zu richten; diese aber mußte in Lauten und Formen das Mitteldeutsch möglichst adoptiren, zunächst weil es Uebergangssprache war, sodann weil die Mehrzahl der angesehensten Reichsfürsten, unter ihnen die drei geistlichen und ein weltlicher Kurfürst, dem Sprachgebiet Mitteldeutschlands angehörten. Gegen Ende des Jahrhunderts war diese Reichssprache derart durchgedrungen, daß nach Luthers Worten ‚ihr nachfolgen alle Fürsten und Könige in Teutschland'. Derselbe Luther sagt, daß ‚Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen im römischen Reich die teutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen haben'. Wenn nun auch der erste Ausspruch nur mit bedeutender Einschränkung (wegen des Niederdeutschen) der Wahrheit nahe kommt, so steht doch so viel fest, daß die Durchführung einer schon lange angestrebten, theilweise errungenen gemeinsamen Reichssprache hauptsächlich dem Kaiser zufällt, der auch die Einheit und den Frieden des Reichs mit Eifer erstrebte.

Neben der erst am Schluß unserer Periode eingeengten Sprachverwilderung ist zugleich, besonders aber im 15. Jahrhundert, eine Verwilderung des sittlichen und ästhetischen Gefühls zu beklagen. Das 15. Jahrhundert mag — wir wollen es glauben — in sittlicher Beziehung nicht so tief gestanden haben, als die ihm angehörenden poetischen Produkte. Diese Produkte aber bieten in der That ein erschreckendes Maß von Rohheit, Schamlosigkeit und Schmutz. Die Schriften des Wittenberger Reformators kommen uns jetzt roh und stellenweise schmutzig vor; sie sind nur ein Nachklang von der Sprache des vorhergehenden Jahrhunderts. Der Schamlosigkeit und Frivolität — denn Rohheit kennt auch der Religion gegenüber keine Grenzen — scheinen einzelne Dichter des 15. Jahrhunderts ihre Popularität zu verdanken. Auch das Volkslied, das Volksbuch, das Volksräthsel mußten sich einigermaßen dieser Richtung beugen.

So konnte es denn der deutschen Dichtkunst wenig helfen, daß die Dichterkrönung, deren Petrarca im Jahre 1341 auf dem Capitol gewürdigt wurde, unter Kaiser Friedrich III. auch in Deutschland aufkam. Dieser dichterische Lorbeer war ein Vorzug der Gelehrten, ein Lohn für lateinische Poemata. Aeneas Sylvius (später Papst Pius II.) erhielt die Dichterkrone im Jahre 1442; Konrad Celtes ward im Jahre 1491 zu Nürnberg von des Kaisers eigener Hand gekrönt; Thomas Murner und Ulrich von Hutten erhielten von Maximilian den Lorbeerzweig, auch diese beiden wegen lateinischer Poesien.

II. Epische Gedichte.

Namhafter singer ist nu lützel.
Der Renner.

Unter dem Titel Heldenbuch besitzen wir eine Zusammenstellung mehrerer Theile der Heldensage; das Buch enthält nach der eigenen Angabe ‚den Wolfdietrich und sagt des ersten von herr keyser Otnit vnd dem kleinen Elberich vnd von ir mörfart in die heidenschafft, darnach sagt es von herrn Hugdietrichen vnd seinem sun herrn Wolfdietrichen, auch sagt es von dem rosengarten vnd von schönen frawen vnd sagt auch ein lieplich lesen von dem cleinen Laurin, wie er seinen rosengarten so mit grosser manheit bewarte.‘ Das sind also die Gedichte des Heldenbuchs, so viel thunlich zu einem Ganzen, wenigstens äußerlich, verbunden. Ein vorausgestellter Prosa-Auszug gibt indeß noch manche Nachrichten über andere Helden, an deren Spitze sofort Grenthelle von Trier erscheint (Orendel). ‚Das Land zu Köln und Aachen hieß etwan Grippigen-Land, in dem wohnten viel Helden, als Lugegast, Hug von Menez, Ortwein von Bunn. Worms und das Land herum hieß Burgund, da war König Giebich und Frau Kriemhild seine Tochter.‘ Es folgen Notizen über den Schmied Wieland, den starken Heime, über die Helden des Nibelungenlieds. Ein großer Kampf geschah vor Bern; Hildebrand fiel durch Gunther, und alle Helden wurden ‚abgethan‘ bis auf den Berner. Da kam ein Zwerglein und holte Herrn Dietrichen ab, und es weiß Niemand, wohin er gekommen ist.

Das Heldenbuch gibt auch einige Notizen über die Quellen, wovon hier einige Strophen als Sprachprobe stehen mögen:

Es ward sich ein buoch funden das sag üch für war,
im closter zuo Tagmunden da lag es maniges jar.
In eren man es hete; darnach ward es gesant
dem bischoff zuo Eystette, dem ward das buoch bekant.

Er laß das buoch fürware biß er sein ende nam,
nach seim tod zehen jare laß es sein cappelan.

Da er müden begunde er ging auff ſchneller fart
vnd trug es zuo der ſtunde den cloſterfrawen zart.

Sant Walpurg genennet zuo Eyſtet in der ſtat,
den ward das buoch erkennet, wann man in darum bat.
Die frawen all gemeine horten es gar gerne leſen.
Die eptiſſin was reine, ſie möcht nit ſchöner weſen.

Wir ſehen, wie aus dem alten Heldenverſe ſich hier eine neue regelmäßige Strophe bildet. Der Wechſel zwiſchen Hebungen und Senkungen iſt regelmäßiger geworden, in die Mitte der Langverſe tritt ein klingender Reim, während am Ende der ſtumpfe beibehalten iſt, die vierte Hebung der letzten Vershälfte fällt weg. So entſteht eine Strophe, die man nach Belieben als vierzeilig oder achtzeilig betrachten mag. Unter Weglaſſung des Mittelreims iſt es die ſogenannte neuere Nibelungenſtrophe; achtzeilig unter Anwendung desſelben wurde die Strophe vom 15. Jahrhundert an mit Vorliebe für lyriſche Erzeugniſſe gebraucht. Das Volkslied kennt ſie unter der Bezeichnung ‚der Benzenauer Ton‘; in demſelben iſt unter andern das berühmte Lied ‚Herzlich thut mich erfreuen‘ abgefaßt. Die kirchliche Dichtung der Reformationszeit hat ebenfalls dieſe Strophe gepflegt.

Das Heldenbuch gehört zu den älteſten deutſchen Drucken; wohl möglich, daß der frühe Druck des Wolfram von Eſchenbach (1477) auch die Vervielfältigung dieſes deutſchen Sagenbuches veranlaßte, beſonders da der darin enthaltene Wolfdietrich (natürlich fälſchlich) ſich als Wolframs Werk bezeichnet. Mehrere jüngere Drucke haben das Andenken an unſere Heldenſagen bis in ſpätere Zeiten fortgepflanzt. Durch den literariſchen Verein zu Stuttgart wird eine neue Ausgabe vorbereitet.

Viel reichhaltiger iſt Kaſpar von der Roens Zuſammenſtellung der alten Sagen, von dem Herausgeber von der Hagen ebenfalls das Heldenbuch genannt. Der Schreiber, aus Münnerſtadt in Franken gebürtig, wird durchweg als ein Bänkelſänger gewöhnlichſten Schlages dargeſtellt, der recht ungeſchickt aus den alten Sagen alles Gute, Echte, poetiſch Wirkſame getilgt habe. Es iſt wahr, Kaſpar berühmt ſich, er habe ‚viel unnütz wort‘ weggelaſſen und ſo tüchtig abgekürzt, daß z. B. aus 587 Strophen ſeines Originals 297 geworden ſeien. Indeß wäre es zu hart, ihm allen Geſchmack abzuſprechen und ſein ganzes Verdienſt auf die Erhaltung einiger für uns in ihren früheren Faſſungen verlorenen Sagen zu beſchränken. Gemäß ſeinen Andeutungen muß er noblere Hörer gehabt haben; auch zeugt ſeine Darſtellung, obwohl nur an einzelnen Stellen, für richtiges poetiſches Gefühl; jedenfalls hat er ſeine Stoffe mit Schonung behandelt. Er kommt uns vor wie ein Burgwart, der durch ein halbverfallenes, vernachläſſigtes Schloß führt und im

Anblick der alten Ahnenbilder und Rüstungen eilend und etwas verworren die Heldenthaten früherer Burgbewohner erzählt.

Außer den bereits besprochenen Sagen von Ortnit, Wolfdietrich, Ecke, dem Rosengarten, Sigenot, Herzog Ernst, Zwerg Laurin, Dietrich und Gesellen und dem Hildebrandslied, welches letztere Kaspar ‚der vater mit dem sun' nennt, hat der Sammler noch zwei uns sonst nicht bekannte Sagen aufgenommen: ‚das Meerwunder' und ‚Etzels Hofhaltung'. Während das Meerwunder ziemlich gehaltlos ist, läßt das zweite Gedicht Dietrich an Etzels Hof gelangen, nachdem er wegen seiner Jugend dem alten Hildebrand hat schwören müssen, binnen neun Jahren nicht zu kämpfen. Aber an Etzels Hof sucht eine verfolgte Jungfrau einen Kämpfer gegen ihren Feind, den wilden Wunderer. Die Jungfrau, für welche Dietrich mit Etzels Erlaubniß den Kampf unternimmt, und die drei Gnaden von Gott besitzt, daß sie nämlich Jedermanns Gedanken kennt, daß ihr Segen Jeden schützt und daß sie sich täglich einmal beliebig versetzen kann, gibt sich darnach als ‚Frau Sälde' zu erkennen [1].

Nur in zwei Gedichten aus den alten Sagenkreisen bricht die ursprüngliche Kraft des Volksgesangs unwiderstehlich durch. Es ist das Volkslied von Meister Hildebrand, der nach dem Kampfe mit seinem Sohne von diesem zu Frau Ute zurückgeführt wird. Das Lied ist hoch- und niederdeutsch im Benzenauer Ton gedichtet. Das andere Gedicht ist der hürnerne Siegfried, ebenfalls nur in alten Drucken vorhanden und in derselben Strophenform verfaßt. Es erzählt die Jugendgeschichte des Helden; Siegmund, ein König in Niederlanden, war sein Vater; der ungebändigte Knabe kam zu einem Schmied, erschlug im dunklen Tann einen Drachen, befreite nach schwerem Streit mit dem Riesen Kuperan die Tochter des Burgundenkönigs Gibich, die von einem Drachen geraubt war, und erhielt schließlich von dem Zwerglein Eugel Weissagungen über seine künftigen Schicksale. Wer nun weiter hören will von Siegfrieds Abenteuern, den weist der Dichter auf ein anderes Werk, Siegfriedens Hochzeit, da werde er deß Bericht finden. Ein solches Gedicht besitzen wir nun freilich nicht mehr. Der hörnerne Siegfried, später in Prosa zum Volksbuch aufgelöst, stammt in der jetzigen Gestalt wohl aus dem 15. Jahrhundert; nach den Versen zu urtheilen, muß er indeß als die Ueberarbeitung eines um wenigstens 100 Jahre älteren Gedichtes angesehen werden.

Die Märe von König Ermenrichs Tod, die sich der Dietrichs-

---

[1] K. von der Roen schrieb — aber wohl nicht die ganze Handschrift — für Balthasar Herzog von Schwerin im Jahre 1472. Gedruckt in Hagens und Primissers Heldenbuch. Berl. 1820.

Sage angeschlossen haben muß, wird in dem oben erwähnten Prosa-Auszug des Heldenbuchs mitgetheilt. Ein glücklicher Fund K. Gödeke's hat uns mit einem niederdeutschen Volksliede des 16. Jahrhunderts bekannt gemacht. Was die Sage selbst anlangt, so genüge es mitzutheilen, daß Dietrich, schwer von Ermenrich beleidigt, mit elf Heldengenossen — darunter der zwölfjährige Blödeling, der echt mythisch zwischen seinen Brauen drei Spannen mißt — in des Königs Burg von Frisach (Breisach) dringt und denselben tödtet. Unter Ermenrich's Getreuen befindet sich nach dem Volksliede ein Reinolt von Milan; J. Grimm vermuthet in ihm den Erzbischof Reinold von Köln, den treuen Gefährten Barbarossa's, der von dankbaren Dichtern in die Heldensage aufgenommen sei[1].

Da wir uns noch immer in dem reichen Gebiet der Sage bewegen, so wird es nicht unpassend sein, hier noch einer Reihe von kleineren Sagen nachzugehen, die wie Waldesgrün unter dem Schatten der Rieseneichen fortwucherten und selbst noch in den Fassungen der Meistersänger, mehr aber noch von den Tönen des Volksliedes getragen, den Waldesduft nicht eingebüßt haben. Sie sprechen besonders von zarter Frauentreue.

Der Ritter aus Steier oder Trimunitas — so war der Name des Ritters — heißt ein von dem Meistersänger Martin Meyer im Herzog-Ernst-Ton verfaßtes Gedicht. Der schöne Ritter aus Steier erwarb am Hofe zu Dänemark des Königs Tochter, durch seinen Leichtsinn gerieth er dann am französischen Hof in die äußerste Gefahr für sein Leben, die treue Gattin rettete ihn, indem sie selbst in des Gemahls Kleidern im Kerker blieb, und reinigte so auch die Königin von einem leider nur zu sehr verdienten schweren Verdacht.

Eine besonders am Niederrhein verbreitete Sage erzählt in den Hauptzügen, wie ein edler Herr im Heidenland in Gefangenschaft gerieth und durch seine Gattin, die als Mönch oder Sänger verkleidet die Gunst des heidnischen Großen erwarb, befreit wurde. Aber die lange Abwesenheit der Gattin von der heimischen Burg erweckte in dem heimgekehrten Ritter bösen Verdacht, den die Gattin zerstreute, indem sie in der früheren Mönchstracht wieder hervortrat. (Luise Brachmann's Romanze ‚Der Befreite'.) In volksthümlichen Liedern des 16. Jahrhunderts führt die Erzählung den Namen der Graf zu Rom oder der Graf im Pflug, weil der arme Herr in heidnischer Gefangenschaft den Pflug ziehen mußte.

Wiederum wird uns vom edlen Möringer erzählt (der Name wird wie Marner wohl Seefahrer bedeuten); der zog in Sankt Thomas

[1] Koninc Ermenikes dôt, herausg. von K. Gödeke. Hannover 1851.

Land (Indien) und befahl seine Gattin einem jungen Edlen von Neifen, seinem Kämmerer. In der Ferne zeigte ihm ein Gesicht, daß die Gattin im Begriffe stehe den Kämmerer zu ehelichen. Durch ein Wunder von Sankt Thomas wurde er in die Heimat versetzt und an einem ‚Hovelied', wie es auf Möringers Burg Sitte gewesen, sowie an einem rothgoldenen Ringelein, das er in den Becher Wein senkte, erkannt. Der Gattin, die ihr ‚frewlich gelüpt' gebrochen und die Strafe des Vermauerns verdient hatte, wurde vergeben. Die Sage ist von hohem Alter; Cäsar von Heisterbach verlegt sie nach einem Dorfe Holenbach oder Hanebach, wo die Enkel des so wunderbar aus Indien Entrückten noch die Wahrheit bestätigen könnten.

Von eigenthümlichem Reize ist die Sage vom Tanhäuser, von Johann Agrikola im 16. Jahrhundert bereits als eine alte bezeichnet. J. Grimm findet in ihr ‚die Sehnsucht nach dem alten Heidenthum und die Härte der christlichen Geistlichkeit rührend geschildert'. Nach den Volksliedern befand sich Tanhäuser, ‚ein Ritter gut', in Frau Venus Berg oder bei der Frau Frene. Unter einem Feigenbaum kam ihm der Entschluß von Sünden zu lassen; denn ‚Frau Venus, die edle Frau so zart, sie ist eine Teufelin.' So gelangte er nach Rom ‚zu einem Papst der hieß Urban, da wollt er Beicht und Buß empfahn, ob er Gott möcht anschauen.' Der Papst hatte ein dürres Stäblein in der Hand: ‚Als wenig das Stäblein grünen mag, kommst du zu Gottes Hulde.' Verzweifelnd zog Tanhäuser wieder in den Berg. Es stand bis an den dritten Tag, der Stab fing an zu grünen; der Papst schickte in alle Lande nach Tanhäuser aus, doch der war wieder in die Gewalt der dämonischen Liebe gerathen. ‚Deß muß der vierte Papst Urban auch ewiglich sein verloren'[1].

Die ausländischen Sagenkreise, bei den höfischen Dichtern so bevorzugt, wurden natürlich auch beim Niedergang der Poesie nicht ganz vergessen. Kerlingische Sagen kamen fort und fort aus den Niederlanden herüber: Herr Ogier von Dänemark, Herr Malagys der Nekromant, Herr Valentin. Auch Artus- und Gralsagen hielten sich in Gunst, doch führten sie auf Abwege. Weniger zwar auf die nebelhaften Pfade der Allegorie und Mystik; aber was ein Wolfram an Abenteuern wohl gekannt, doch mit sicherem Dichterblick von seiner Darstellung ausgeschlossen hatte, der Abfall von Sagen und Geschichten, die Erzeugnisse einer willkürlichen Phantasie, das galt dieser Zeit als ein kostbarer Fund. A. von Keller belehrt uns in seiner ‚Romfahrt', die aus italieni-

[1] Trimunitas, 1507 bereits gedruckt, steht in Körners Volksliedern, der Graf von Rom und der Möringer in Uhlands Volksliedern Nr. 298 und 299. Tanhäuser in zwei hochdeutschen und einer niederdeutschen Fassung daselbst 297.

schen Bibliotheken manchen guten Beitrag zur Geschichte unserer mittelalterlichen Dichtung bringt, wie ein Herr von Rapoltstein manche mit der Parzivalsage in gewisser Verbindung stehende Abenteuer entdeckte, dieselben wie eine werthvolle Ergänzung durch einen Schreiber und einen dolmetschenden Juden in deutsche Verse zwängen und dem Parzival Wolframs anhängen oder einschalten ließ. Wir dagegen verzeihen dem Eschenbacher gern diese Auslassungen.

Indeß auch den meist wenig beachteten Dichtern jener Zeit werden wir es verzeihen, wenn sie, angeekelt von der Rohheit der Gegenwart, obwohl ohne geistige Kraft um die hohe Vergangenheit zu durchdringen, dennoch mit sehnsüchtigem Auge in die ritterliche Zeit zurückschauten, wenn sie, unbeirrt von den Spöttereien der Zeitgenossen, denen sie vielleicht als Don Quixote erschienen, sich in die alten Pergamente der Rittergedichte vergruben, wenn sie mit liebender Sorgfalt dem Leben der höfischen Dichter nachforschten und ihre Gräber verehrend aufsuchten, wenn sie endlich, hier wahrlich nicht hinter der Zeit zurückbleibend, die Erfindung der Buchdruckerkunst benutzten, um wenigstens einige der großen Dichter zugänglicher zu machen. Schon erwähnten wir, wie Ritter Püterich von Reichershausen voll Ehrfurcht am Grabmal Wolframs im Flecken Eschenbach stand. Er dichtete einen Ehrenbrief für die verwittwete Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, die um 1460 zu Rotenburg am Neckar lebte. In der schweren Titurelstrophe (Labers Ton), in einem ungethümen Deutsch zählt er die Ritterbücher der Erzherzogin und die damals noch turnirenden bayerischen Geschlechter auf. — Ein echter Alexandriner, ein rechtes Kind der Epigonenzeit, dichtete Ulrich Fürterer oder Füterer, ein Wappenmaler zu München, für Herzog Albrecht IV. von Bayern ein cyklisches Gedicht über die Tafelrunde unter dem Titel Buch der Abenteuer. Um das Möglichste zu leisten, beginnt er mit dem trojanischen Krieg und dem Argonautenzug, es folgen dann: der Zauberer Merlin, Gaudin und Gamuret, Tschionatulander und Sigune, Parzival, Lohengrin, Flores und Wigalois, Siegfried von Ardemont, Meleranz von Frankreich, Iwein, Persibein, Lanzelot. Wie einst Herr Frauenlob in seinen eigenen Augen ‚der Kunst ein Koch', hat Fürterer seine Gerichte in der Titurelstrophe angemengt, auch die Würze des Rohen nicht verschmäht, obgleich sein Werk ausdrücklich eine Gegengabe gegen die üppigen Schwänke der zeitgenössischen Dichter bilden sollte. Es war das letzte kümmerliche Aufflackern der erlöschenden Ritterpoesie. Bald legten die Ritterromane das beengende Versgewand ab, zeigten sich in gemüthlicher Prosa und stiegen von den Burgen herab in die Volksstuben.

Die edle Richtung des Ritterthums erhielt sich am längsten bei den Ordensrittern, die durch ihre Regel immer wieder auf ihren hohen

Beruf hingewiesen, durch kriegerische Unternehmungen lange vor Erschlaffung und Versumpfung bewahrt blieben. Uns interessirt hier nur der Deutschritterorden. Als die Hoffnungen für die Erhaltung der christlichen Herrschaft im hl. Lande dahin schwanden, unternahm der junge Orden die große Aufgabe, deutsche Cultur und Sitte zugleich mit der christlichen Religion an die Weichsel unter die heidnischen Preußen zu tragen. Auch in Beziehung auf die Literatur verleugnete der Orden den deutschen Ursprung nicht. In Rücksicht der Sprache bemerkten wir früher schon, daß wir in dem nördlich gelegenen Preußen Mitteldeutsch vernehmen. Hier nun noch einige Dichtungswerke. Ein nicht weiter bekannter Dichter Schondoch erzählt unter dem Titel der Littower (Lithauer) eine Ordenssage, die aber wohl von höherem Alter sein mag, da sie auch von dem Sachsenherzog Wittekind überliefert ist. Es ist die Bekehrung des Lithauerfürsten durch die Anschauung Christi in der erhobenen Hostie. Das in seiner Einfachheit anmuthige Gedicht steht in der Handschrift der Martina und wurde deßhalb von Laßberg, wohl mit Unrecht, dem Dichter der Martina-Legende zugeschrieben. Hochmeister Lother, Herzog von Braunschweig (1331—34), der deutsche Bücher liebte und verfaßte, bearbeitete die Legende von der hl. Barbara. Das Werk ist noch nicht wieder aufgefunden. Wahrscheinlich auf Betrieb des Hochmeisters Dietrich von Altenburg (1335—47) brachte sein Kaplan Nikolaus von Jeroschin die Geschichte des Ordens in Verse. Das Werk hat allerdings hauptsächlich nur sprachlichen Werth, indem das Historische in seiner Quelle, dem Peter von Dusberg, vorliegt. Anderen im Orden entstandenen Dichtungen liegen biblische Stoffe zu Grunde; das Buch Hiob wurde unter dem erwähnten Hochmeister poetisch umschrieben, die Propheten wie die Apostelgeschichte übersetzt und von einem Claus Cranc mit gereimter Vorrede eingeleitet; Heinrich Hesler erweiterte die Apokalypse durch Einfügungen und Betrachtungen zu einem umfangreichen Gedicht. Bruder Johannes, von Frankenstein in Polen stammend, verfaßte eine Passion, der Kreuziger genannt, da ja der Herr der erste Kreuzträger gewesen[1].

Auch sonst wurde die Legende nicht vernachlässigt, konnte sich aber am wenigsten dem sinkenden Geschmack und der steigenden Verwilderung entziehen. Da ist z. B. eine viel gelesene Legende von dem hilligen Brandan (Abt in Irland, † 578); er hat ein Wunderbuch verbrannt und muß, um ein solches wieder zu schaffen, von Irland aus eine Seereise machen, die manche Herzog-Ernstische, manche echt mönchische

[1] Die Littower durch Meister Seppen (Jos. von Laßberg). Konstanz 1826. — Den Nic. von Jeroschin hat Strehlke in den preußischen Geschichtsquellen und daraus besonders (Leipz. 1861) abdrucken lassen.

Abenteuer herbeiführt. Eine mehr kirchliche Fassung, die dem Anscheine nach sogar als Kirchenlied gebraucht wurde, hat die spätere Legende vom hl. Georg; hier ist der Drachenkampf St. Jörgens natürlich der bevorzugte Stoff.

Reimchroniken sind nicht mehr so häufig als in der vergangenen Periode. Heinrich von München lieferte den Ausläufer der Weltchroniken unter Benutzung und Aufnahme früherer Werke. Der Aufstand der reichen Weberzunft in Köln, die Fehde zwischen der Stadt und dem Erzbischof Dietrich, die Reimchronik der ehrlichen Stadt Neuß zur Zeit der Belagerung durch Karl den Kühnen (verfaßt von Christ. Wierstraat, herausg. von E. von Groote, Köln 1855), sodann die Geschichte des Konstanzer Concils von Thomas Brischuch in Augsburg, die Chroniken des Schwabenkriegs u. A. können hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden.

Mehr Beachtung verdient Peter Suchenwirth, ein Oesterreicher, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts neunzehn historisch-biographische Gedichte verfaßte, die gewöhnlich als Ehrenreden bezeichnet werden, weil der Dichter die berühmtesten Helden seiner Tage darin verherrlicht, allerdings zumeist österreichische Helden; aber auch aus anderen Landen muß ihm die Kunde über wichtige Begebenheiten mit einer bis in's Einzelnste gehenden Genauigkeit zugeflossen sein. Durch fast alle damals bekannten Länder führt uns der Suchenwirth; daneben zeugt die Darstellung von einer dauernden Theilnahme für seine Helden, wie von sorgfältiger historischer Behandlung; auch Vers und Reim zeichnen sich vortheilhaft vor den zeitgenössischen Gedichten aus [1].

Einen dankbaren Stoff hat ein unbekannter Dichter — spätere Drucke nennen ihn Eckenolt, Fischart schreibt Erckenhold — wahrscheinlich aus Volksmund, möglicher Weise aber auch aus einem früheren Gedichte entnommen und mit einer damals seltenen Zartheit behandelt. Es ist das durch Fouqué's Darstellung so beliebt gewordene Märchen Undine, hier aber ganz lokalisirt und mit räthselhaftem Hintergrunde. Die schöne Unbekannte hat den Ritter von Stauffenberg in Stürmen und Streiten wie an dem heiligen Gottesgrabe beschützt; als aber der Ritter mit ihr ein Bündniß geschlossen und dann, von Anderen verleitet und wegen seines Seelenheils in Unruhe versetzt, zu einer Vermählung mit der reichen Erbin von Kärnthen sich überreden läßt, da wird ihm durch Erscheinen der Unbekannten sein Tod drei Tage nach der Hochzeit angekündigt. Das durchblickende elbische Wesen des wunderbaren Weibes ist wie in mehreren Erzählungen des Heisterbacher

[1] Werke Suchenwirths, herausg. von Primisser. Wien 1827. Koberstein, über die Sprache Suchenwirths. Naumbg. 1828.

Cäsarius dadurch gemildert, daß die Unbekannte als Christin und als Schutzgeist dargestellt wird.

Zu Poppelsdorf bei Bonn lebte um das Jahr 1400 Hans von dem Bühel oder der Büheler im Dienste des Kurfürsten Friedrich von Saarwerden. Wahrscheinlich im Auftrage seines Gebieters verfaßte der Büheler zwei größere erzählende Gedichte. Von eines Königs Tochter in Frankreich betitelt, versetzt das eine die früher erwähnte Geschichte von Mai und Beaflor an den französischen Hof. Von größerer Bedeutung ist Diokletians Leben oder von den sieben weisen Meistern. Das Buch, später zum beliebten Volksbuch geworden und in Rücksicht auf Berühmtheit und Größe seines Wirkungskreises fast die hl. Bücher erreichend, stammt aus dem Orient, ging durch verschiedene Sprachen hindurch, bis es aus dem Lateinischen oder Französischen in's Deutsche übertragen wurde. Orientalisch ist die Einschachtelung von Erzählungen in eine Rahmenerzählung. Diese Rahmenerzählung sagt uns hier von Kaiser Pontianus, der seinen Sohn Diokletian durch sieben weise Meister erziehen ließ. Die Nachstellungen einer bösen Stiefmutter bereiteten dem Prinzen Gefahr, indem sie durch sieben Erzählungen das Gemüth des Gemahls gegen den Sohn zu stimmen suchte. Die Meister hielten durch sieben andere Erzählungen das Verderben des Prinzen auf, bis dieser am achten Tage die Nachstellungen enthüllen konnte. Phantasie und Geschmack des Dichters haben bei den einzuschaltenden Erzählungen in etwa freie Hand, und der Büheler hat nicht ohne Geschmack die orientalischen Mären modifizirt, oder statt derselben näher liegende Geschichten eingeflochten [1].

Von eigenthümlichem Interesse ist das erst in unserer Zeit aufgefundene groteske Gedicht der Ring von Heinrich Wittenweiler. Nicht frei von der dem ganzen 15. Jahrhundert eigenthümlichen Rohheit, bietet das Gedicht doch einerseits eine große Reihe von wahrhaft komischen Zügen, die mit Geschick zu lächerlichen Situationen herausgearbeitet sind; auf der andern Seite gibt der Dichter mit redlichem Ernst, ein Stück Freidank, die Spruchweisheit seiner Zeitgenossen. Die Grundzüge der Erzählung hat der süddeutsche (bayerische oder schweizerische) Verfasser in früheren Gedichten vorgefunden; es ist eine Bauernhochzeit, betrachtet von vornehmerer Seite, geschildert und durchgeführt von Bauernhaß, den im 15. Jahrhundert die steigende Wohlhabenheit des ländlichen Standes erzeugte [2]. Der Ring, so nennt der Dichter sein Buch, weil es der Welt Lauf wie an einem Ringe darstellen soll, zum ersten Stechen

---

[1] Diokletians Leben, herausg. von A. Keller. Quedlinbg. 1841.

[2] ‚Metzen Hochzeit' siehe im vorigen Buch bei den Schwänken; der Hätzlerin Liederbuch hat einen ‚Maier Betz'.

und Turniren mit Sagen und Singen, sodann wie ein Mann sich an Leib und Seel' halten soll, endlich wie man fahren soll in Nöthen und Kriegszeiten. Die Komik sei nur dazu eingemengt, damit das Ganze sich ‚desto sänfter' lesen lasse. Die Geschichte spielt im Dorfe Lappenhausen, der Held heißt Bertschi Triefnas. Und zwar wird zuerst ein lächerliches Turnei erzählt, bei dem Herr Neidhart die Dörfer fegt. Es folgen die Liebeswerbungen des Helden um Mätzi (Mechtild) Rürenzumpf mit dem Ständchen des Spielmanns Gunterfay, mit rührenden Brieflein von ‚Maienblüth und meines Herzens Paradeis' und sonstigen abgestandenen höfischen Phrasen, mit einem Familienrath, der die wichtigen Lebensfragen erörtert, und mit dem nicht allzu gut bestandenen Brautexamen des Helden. Die Hochzeit wird ausführlich beschrieben; Geschenke, wie alte Volkslieder scherzhaft sie aufführen, werden überreicht, Wein und Most bald ausgetrunken und dann durch saure Milch ersetzt, mit Dietrich dem Berner beginnt der Sang, unter Liedern werden die Paare zum Tanze vertheilt, und endlich bricht die unentbehrliche Prügelei los. Dieser blutige Zwist führt dann zu einem wahren Vertilgungskriege, da beiderseits Bundesgenossen angeworben werden; Riesen, Zwerge, Hexen, sowie berühmte Helden ziehen in den Kampf, Ritter schlägt man auf der Wahlstatt unter den Worten: ‚Hie besser Ritter, dann Knecht!' und endlich wird das wonnigliche Dorf Lappenhausen von den Gegnern vertilgt [1].

Nachdem wir das Gebiet der scherzhaften Erzählung betreten haben, mag es gestattet sein, zwei Enkelkinder des Pfaffen Amis vorzuführen, die wir allerdings auch mit den prosaischen Verwandten aus der Familie der Volksbücher hätten verbinden können; es sind der Pfaff vom Kalenberg und Peter Leu. Das erste Gedicht, von einem Philipp Frankfurter verfaßt, wurde früher ohne Grund in's 14. Jahrhundert verlegt, es gehört dem 15. an. Der Held, den Fugger in seinem Spiegel des Hauses Oesterreich Wigand von Dewin (Theben bei Wien) nennt, soll zu den Zeiten Otto's des Fröhlichen († 1339) gelebt haben. Besaß der Pfaffe Amis im Allgemeinen noch einen gewissen Anflug von Anstand, so hat der Kalenberger zeitgemäß jedes decorum clericale abgelegt und die gemeinste Narrenjacke angezogen; imponirt Amis seinem Bischof durch Mutterwitz, so benutzt der Kalenberger die Schwächen seines sittenlosen Oberen zur schamlosen Beschämung desselben und zur Entschuldigung des eigenen regellosen Lebens. Darum versetzt ihn Sebastian Brant unter seine groben Narren: ‚Wer wol die Sewglock

[1] Der Ring, herausg. von L. Bechstein in den Publikationen des Stuttgarter lit. Vereins 1851.

leuten kan, der muß yetz syn da vornan dran, wer yetz kan tryben sollich werck, als treib der pfaff von Kalenbergk.'

Als Student an des Herzogs Hof gelangt, verschaffte er einem gierigen Höfling eine Tracht Prügel. Auf der armen Pfarre zu Kalenberg machte er bäuerische Streiche, wodurch die Pfarrkinder in Schaden klug wurden. Bekannt ist der Schalksstreich, wie er verbreiten ließ, er werde über die Donau fliegen; bei seinem Verziehen und der großen Hitze tranken ihm die Bauern seinen ‚kanigen und zähen' Wein aus. Er besorgte vor den Augen seines fürstlichen Gönners die niedrigen Geschäfte einer Waschmagd, damit er so Verbesserung seiner geringen Pfründe erlangte. Um seine hohen Gäste zu bewirthen, schleppte er die Heiligenbilder aus der Kirche herbei und schob sie in den Ofen; daher das spätere Sprüchwort: ‚Komm, Jackele, du mußt heran!' So ist das Gedicht, ohne poetischen Werth, wenigstens eine redende, obwohl traurige Urkunde von den schlimmen Zuständen jener Zeit. Die zahlreichen Auflagen und Erwähnungen, besonders im 16. Jahrhundert, zeugen von der Volksthümlichkeit dieses Eulenspiegels im Talar.

Dagegen wird der Peter Leu, als dessen Verfasser sich ein gewisser Achilles Jason Widman von Hall nennt, selbst an Schwänken dürftig und schwach. Der Held, von niedriger Herkunft und ungebildet, soll am Zug der Armengecken (Armagnacs) 1444 Theil genommen haben. Als Coadjutor des Pfarrers in Westein betrog er diesen sowohl als die Bauern, um sich das Nothdürftige an Nahrung und Kleidung zu verschaffen. Er überredet die Bauern, als die Gegend stark nach Schwefel riecht, daß die Hölle ein Loch bekommen habe, zu dessen Verstopfung denn die Dörfler allerhand Brauchbares herbei bringen; Bauernmägde mit zierlich weißen Hemden hört er durch den rußigen Kachelofen Beicht; eine Predigt theilt er in drei Theile: den ersten versteht ihr nicht, den zweiten kann ich nicht, den dritten versteht ihr nicht und kann ich nicht [1].

Eine noch bedenklichere Richtung schlugen schon seit längerer Zeit die kleineren Erzählungen ein. Beim Lesen dieser Schwänke gemahnt es uns an die ‚komischen Erzählungen' Wielands und seiner Nachtreter, sowie an die Aeußerung, die, wofern wir nicht irren, Wieland gethan hat, daß die eigentliche Kraft der Komik in dem Gebiete der geschlechtlichen Verhältnisse liege. Eine gesunkene Zeit wagt mit Durchbrechung aller sittlichen Schranken das Aeußerste geradezu auszusprechen. Dieselben Meistersänger, die sorgfältig ihre Gesetzlein und Gesangesstollen zum Lobe Gottes abzirkelten, griffen hier ohne Bedenken zu den un-

[1] Der Pfaff vom Kalenberg mit dem Peter Leu in v. d. Hagens Narrenbuch; Peter Leu auch im Weimarischen Jahrbuch von Hoffmann und Schade. Bd. 6.

sittlichsten Stoffen und fanden die Komik der Ausführung in den zweideutigsten und pöbelhaftesten Wendungen. Erwähnen will ich hier nur die falschen Beichten, die gleich einzelnen Räthselfragen das Schlimmste in unanständigen Wendungen vorzubringen scheinen, während die folgende Auflösung zeigt, daß solche Verhüllung eben nur einer zuchtlosen Phantasie angehört.

Eine andere Art der Darstellung, auch aus dem Geiste der Zeit hervorgegangen und mit Vorliebe gepflegt, hat ihre Ranken in die verschiedensten Dichtungsgebiete hinüber getrieben, leider auch oft wie eine Schmarotzerpflanze das aus dem Boden der Poesie quellende Leben erdrückt. Es ist die Allegorie. Früher auf geistlichem Gebiete und in gemäßigter Anwendung, begegnet sie uns jetzt häufig auf dem ihr viel weniger zusagenden weltlichen Gebiete. Da ist ein ‚Kloster der Minne', eine ‚alte und neue Minne' und dergleichen leere breitgeschlagene Spielereien. Ein poetischer Einsiedler lebte auf dem Runkelstein in Tirol, umgeben von Wandgemälden aus den Nibelungen und dem Heldenbuche, Konrad Vintler. Er dichtete nach italienischem Muster eine Blume der Tugend. Siebenzehn Tugenden werden nach Art einer Chrie in Definition, Gleichniß und beweisender Erzählung eben so vielen Lastern entgegen gestellt. In ähnlicher Weise läßt Heinrich von Müglin oder Mügeln, ein Günstling Karls IV., in ‚der Meide Kranz' die Wissenschaften als Jungfrauen auftreten und denselben durch seinen Gönner den Rang anweisen. Ein im Uebrigen unbekannter Dichter, Eberhard von Cersne, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte, schrieb der Minne Regeln, die er natürlich von Niemand geringerem als der Minnekönigin selbst empfangen und an König Sydrus' Hof ritterlich vertheidigt hat.

Ein schwäbischer Ritter, Hermann von Sachsenheim, in abfallender Zeit lebend, aber eingenommen von der guten alten Ritterzeit und Minne, pflegt in verschiedenen Wendungen, durchweg aber mit Einmischung der Allegorie und nicht ohne Humor, die höheren Stände mit ihren vermeintlich feinen Sitten und die niederen Regionen in ihrer Rohheit, die ritterliche Minne mit ihrer Zartheit und die Ausartung der Liebesverhältnisse, wie des Dichters Zeit sie wohl reichlich bieten mochte, einander gegenüber zu stellen. Das Gedicht die Mörin erzählt, wie der Dichter wegen Unbeständigkeit in der Minne vor Gericht gestellt wird; König Danheuser ist Richter, einer Mohrin ist die Rolle der Plumpheit zugefallen. Mehrere der von Holland und Keller unter dem Titel Meister Altswert herausgegebenen Gedichte schreibt Gödeke mit guten Gründen unserem Dichter zu. Die Titelerzählung erzählt aus Frau Venus Mund, wie alte Schwerter den neuen vorgezogen werden, so soll man Männer in reiferen Jahren nicht hinter jungen Laffen

zurücksetzen. Der Kittel läßt den Dichter Bericht erstatten über die neue, natürlich nicht sehr würdevolle Minne, wie sie im Elsaß gepflogen wird. Ein Gedicht führt die Aufschrift: des Spiegels Abenteuer. Frau Treue, von Frau Aventiure ausgesandt, um den Zoll der Treue in Schwaben einzusammeln, blieb ohne jegliche Einnahme. Da bietet der Dichter des eigenen Herzens Treue, mit der man wohl tausend Elephanten und noch manchen Wagen beladen möge, und besteht sehr erschwerte Proben der Treue [1].

Und nun kommen wir zu dem durch seinen Verfasser ebenso wie durch seine Ausstattung berühmtesten allegorischen Gedicht. Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, der berühmteste Tjostirer seiner Zeit, der beste Jäger und darum beim Fange von Gemsen, Wildschweinen und Bären nicht selten in Lebensgefahr, voll poetischer Vorliebe für Kreuzzüge und Abenteuer, kam am Abend seines Lebens auf den Gedanken, die eigenen Erlebnisse und Abenteuer in allegorischer Darstellung um seine Brautfahrt zu der tief betrauerten Gattin seiner Jugend, Maria von Burgund, zu gruppiren. Das ist der Theuerdank, oder vollständiger: ‚die geuerlichkeiten vnd eins teils der geschichten des löblichen streitbaren vnd hochberümbten helds und ritters Thewrdanckhs.' Theuerdank wird der Held genannt, weil ‚er von Jugend auf alle seine Gedanken nach theuerlichen (tapfern) Sachen gerichtet'. Die Abenteuer Maxens auf Jagden, bei Turnieren, auf friedlichen Spaziergängen und im ernsten Kriegestanze waren theilweise zu wenig poetisch angethan, stellenweise zu geringfügig, jedenfalls aber der Gegenwart zu nahe liegend und in ihrem Verlaufe zu gleichmäßig, als daß daraus ein wahres Epos sich hätte gestalten lassen. Damit wir nun in dem ungemein trocken und chronikmäßig abgefaßten Werke nicht etwa auf falsche Fährte und in Irrthum gerathen, so verfehlt der Dichter nicht an geeigneter Stelle uns zu erinnern, daß die Handlungen poetisch gestellt seien und die auftretenden Personen nicht leben, sondern poetische Abstraktionen darstellen. Und was hier noch etwa versäumt sein mag, das deutet uns der prosaische Anhang; eine spätere Ausgabe gibt sogar einen Schlüssel zum Theuerdank und erzählt mit Tag und Datum die den einzelnen Bildern und Kapiteln zu Grunde liegende Begebenheit; und wo endlich die historische Kunde nicht ausreicht, gibt sie uns treuherzig die Versicherung, daß sich aus den übrigen Abenteuern des theuerlichen Helden auch auf die Wahrheit dieser Geschichten mit Fug und Recht schließen lasse.

Auf der Brautfahrt zu der edlen Ehrenreich-Maria kommt Theuerdank nach einander an drei Engpässe, an deren jedem ihn ein Feind erwartet. ‚Diese drei Hauptleutt', sagt nun die Glosse, ‚bedeuten die

[1] Meister Altswert in den Publikationen des Stuttg. lit. Vereins. 1850.

drey altter, nämlichen die jugent, das mittel und das altter'; sie heißen: Fürwittig, Vnfalo und Neydelhardt, ‚dieweil die erst plüend jugent reitzt und begierig macht, durch fürwitz allerley zu versuchen, dieweil sodann im bestendigen altter am meisten vnfall begegnen, vnd endlich einem yeden in seinem altter, dem glückh vnd ander gaben zusteen, vil menschen neydig vnd hessig werden'. Die drei Hauptleute, deren Begleitung Theuerdank nach einander genießt, sehen sich übrigens gerade so ähnlich, wie die von ihnen angesponnenen Gefahren und Abenteuer. Schließlich wird der Held durch die schneeweiße Hand der Königin Ehrenreich mit einem Kranz ‚von dem kraut genant Laurus' bekränzt; dasselbe Kraut steht Keinem wohl, ‚er habe denn mit Ritters Ehren sein Leben vielfältig thun mehren'. Darauf erbittet der Ehrenhold die Bestrafung der drei ungetreuen Zagen; und ohne daß die Richter die gar nicht hand- und fußlose Vertheidigung der Drei berücksichtigen, und ohne daß der Dichter selbst bedenkt, wie ja die drei Hauptleute eben die drei Stufen seines eigenen Lebens darstellen sollen, werden die Armen unerbittlich dem Tode durch Schwert, Galgen und Mauersturz geweiht. Eigenthümliche poetische Gerechtigkeitspflege!

Dem Kaiser stand bei der Ausarbeitung seines Lieblingswerkes sein Kaplan Melchior Pfinzing treu zur Seite. Kaiserlich sollte die Ausstattung des Buches sein. Dazu wurden die raschen Fortschritte der Holzschneide- und Buchdruckerkunst redlich benutzt. Johann Schönsperger der Aeltere, Bürger zu Augsburg, Schriftgießer und Papiermüller zumal, machte mit Maxens Gebetbuch zuerst eine befriedigende Probe. In Nürnberg, dem damaligen Sitz künstlerischer Thätigkeit, vollendete sodann der Druckkünstler das prächtige Werk in dem Jahre, das so gewaltigen Umschwung vorbereiten sollte. Ein theuer bezahltes Prachtstück, ein Unicum der Typo- und Xylographie, wurde es auf Bibliotheken angestaunt, später von Burkard Waldis schonend in bessere Verse umgesetzt und sodann in achter Auflage im Jahre 1679 durch einen gewissen Matthäus Schultes noch einmal aufgefrischt und mit erklärendem ‚Schlüssel' versehen [1].

Vom Kaiser Max rührt dann auch noch ein Prosawerk her, das auf seinen Betrieb und nach dem von ihm angefertigten Material, oder wie der Bearbeiter selbst sagt, ‚nach Ew. kaiserlich Mayestät Ernstlich bevelch, muntlich anzeigen und schrifftlich Vnderricht', sein Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein von Ehrentreitz unter dem Titel der Weiß-Kunig abfaßte. Die geringen Thaten des alten Weiß-Kunigs (Fried-

[1] Theuerdank, Pergamentdruck 1517. Zweite Aufl. 1519. Die Ausgabe von 1517 hat Haltaus abdrucken lassen. Quedlinburg 1836. Die zweite Auflage gibt Scheible in seinem sogen. Kloster. Bd. 4.

richs III.), die Jugend, Erziehung und die Unternehmungen des jungen Weiß-Kunigs (Maximilians), die Berührungen mit dem rothen König (England), dem blauen König (Frankreich) u. A. bilden den Inhalt des Werkes, das selten über die trockenste Darstellung sich erhebt, bei der Masse des Materials, zu dessen Ordnung Max wenig mit helfen konnte, auch stellenweise verworren erscheint und wohl für die Geschichte noch bessere Ausbeute liefern würde, wenn nicht der vertraute Diener gar zu sehr die Rolle eines Lobredners durchführte. Auch dieses Prosawerk ist, freilich erst nach mehr als dritthalb hundert Jahren, mit trefflichen Holzschnitten ausgestattet und gedruckt worden [1].

III. Reineke de vos.

Indem wir noch einmal zur Thiersage uns wenden, haben wir das berühmteste poetische Werk des Zeitraums aufzuführen. Es ist Reincke de Vos, 1498 zu Lübeck gedruckt, ein Werk, das eine fast beispiellose Verbreitung erlebte, das nach 300 Jahren den Meister Göthe zu einer Umarbeitung anzog, und wie in früheren Jahrhunderten die Meister der Holzschneidekunst, so in unserer Zeit das Genie eines Kaulbach zu Illustrationen anregte, das beste Erzeugniß der ganzen niederdeutschen Literatur. Wer von uns hat nicht mit Wonne diese alten, noch immer in den Volksstuben erzählten Abenteuer von Fuchs und Wolf in seiner Jugend in dem schalkhaften Reineke, dem das niederdeutsche Gewand so vortrefflich steht, wieder gefunden? Fast schmerzte uns die Entdeckung, daß dieses Prachtwerk kein deutsches Original mehr sein soll, sondern die getreue Nachbildung eines niederländischen Gedichtes. Die Vorrede der Lübecker Ausgabe sagt zwar ausdrücklich, daß Heinrich von Alkmer, Schulmeister und Zuchtlehrer der Herzoge von Lothringen, das Gedicht aus welscher und französischer Sprache in die deutsche umgesetzt habe. Dem entgegen wurde schon von Rollenhagen die Autorschaft einem Nicolaus Baumann ertheilt, der am Ursprung der Weser gebürtig, eine Zeit lang am Hofe des Herzogs von Jülich angestellt gewesen, von dort durch Verleumder verdrängt worden sei, und daher in Rostock, wo er auch im Jahre 1526 gestorben, den Reineke als eine Satire auf das unsittliche Treiben an den Höfen, namentlich am Hofe zu Jülich, verfaßt habe. Es müßte uns leid thun, sollte diese Angabe, als auf Wahrheit beruhend, den dichterischen Werth des Reineke so verkümmern. Doch aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Sache anders; und zwar versah der Niederländer Hinrik von Alkmer wahrscheinlich im

[1] Weiß-Kunig. Wien 1775. Die Holzschnitte sind von Hans Burgmeier.

15. Jahrhundert den älteren Reinaert mit einer Gloſſe in Proſa. Nach dieſer Ausgabe wird dann der niederdeutſche Dichter, vielleicht der Buchdrucker ſelbſt, ſeinen Reinecke mit bewußter dichteriſcher Kraft und Selbſtändigkeit bearbeitet haben.

Das niederländiſche Gedicht von Reinaert wurde in ſeinem erſten und entſchieden vorzüglichſten Theil durch einen Willem di Madok verfaßt, den ‚es hart jammerte, daß die geeste von Reinaert nicht ſo recht war beſchrieben und ein Theil dahinter geblieben'. Ihn ſetzt J. Grimm in's 13. Jahrhundert, der Niederländer Willems noch früher. Zu dieſem Reinaert wurde im 14. Jahrhundert eine Fortſetzung geliefert, die in minder gelungener Darſtellung noch eine Reihe von Thierſagen anfügt, gute und ſchlechte. Die Fortſetzung iſt in der Anlage nur eine Wiederholung: Hofhalt, Anklage, Vorladung, Beicht, Ankunft bei Hof, Vertheidigung, Sühne kehren wieder[1]. (Vgl. S. 166.)

Sogleich der frühlingsduftende Anfang, ‚wie es an einem Pfingſttag geſchah, daß man da Wälder und Felder ſah grüne ſtehen mit Laub und Gras und mancher Vogel fröhlich was', gehört dem niederländiſchen Vorbilde an. An Nobel's Hof klagt Iſengrim: ja wäre alles Tuch, das man zu Gent bereitet, Pergament, es reichte nicht aus, um Reinaerts Bosheiten darauf zu ſchreiben. Alſo klagt auch der Hund Curtois, und Pancer der Biber erzählt, wie Reinaert dem Haſen zu Leibe gewollt. Dachs Grimbert vertheidigt den Verwandten; zur Unglücksſtunde aber erſcheint Canteclêr mit Cantaert und Craiant, auf der Bahre die todte Henne Coppe tragend. Rache wird da gerufen, der Ermordeten das ‚Placebo Domino' geſungen, und nach gepflogener Berathung der Bär gen Maupertus geſandt. Nach der übelgelungenen erſten Ladung übernimmt Tibert der Kater die zweite unter ſchlimmen Vorzeichen; Dachs Grimbert bringt den Verklagten endlich herbei, nachdem er ihm unterwegs die Beicht abgenommen. Die Erzählung von König Hermelinx Schatz in dem Gehölze Hulſterlo bei dem Bronnen Kriekeputt rettet den Fuchs, ſeine Liſt zieht den feigen Haſen und den eitlen Bock Belin in's Verderben.

So weit Willem di Madok in äußerſt geſchicktem Zuſammenhang und leichter Darſtellung. Der Fortſetzer hat dann die Friedensbrüche gegen Kaninchen Lampreel und Rabe Corbout, abermalige Beichte (Fohlenkauf), Reinart's Lügen von goldenem Kamm und wunderbarem Spiegel, endlich den bekannten Zweikampf.

Daraus iſt ſofort erſichtlich, wie genau ſich der Verfaſſer des Reineke

[1] J. Grimm, Reinhart Fuchs. Berl. 1834 (darin S. 115 der niederländiſche Reinaert). — Reinaert de Vos von J. F. Willems. Gent 1836 (enthält auch die Fortſetzung). — K. Gödeke, deutſche Dichtung des Mittelalters. S. 678.

an sein Vorbild angeschlossen hat. Selbst die Orts- und Thiernamen weichen nur selten ab; der Hase hat seinen Namen mit dem in Niedersachsen volksmäßigen Lampe vertauscht, Frau Hersuinde heißt Gieremut, das Land Vermandois ist zum ‚Gülecker Land' geworden, der beste Hahn kräht nun zwischen Holland und Frankreich, Kriekeputt liegt noch immer bei Hulsterlo, mit leiser Abänderung aber hat der Brunnen den Namen Krekelputt (Grillenbrunnen) erhalten; der welsche Bauer Lamfroit hat den gutdeutschen Namen Rustevyle eingetauscht. Kaum ist eine neue Fabel eingeschoben; die Ausfälle, die Reinaert sich gegen Hof- und Gerichtswesen erlaubt, wendet der später reflectirende Reineke mit Vorliebe gegen die Geistlichkeit und die römische Curie. Die Ausführung des Reineke ist indeß nach allen Seiten hin ein Muster von lebendiger, spannender, an rechter Stelle verweilender Darstellung.

Reineke Fuchs ist für uns von mannigfachem Interesse. Zunächst von *sprachlichem*; er ist das bedeutendste Gedicht in niederdeutscher Sprache, die hier noch einmal den Reichthum ihrer Formen, die Schärfe ihres Ausdrucks, besonders aber das Volksthümliche in ihrer Entwicklung vor uns entfaltet, um dann bald vor dem hochdeutschen Sprachidiom zurück zu treten. Keinem Leser des Reineke wird es entgangen sein, wie durchaus passend der plattdeutsche Dialect für naive und komische Darstellung erscheint und wie das sprachliche Gewand dem klugen Schleicher ebenso natürlich zukommt als sein brauner Pelz. Die deutschen Rechtslehrer haben dem Reineke auch ein merkwürdiges *juristisches* Interesse abgewonnen. Es konnte nicht verborgen bleiben, daß in dieser Thiersage ein getreuer Rechtsspiegel vorliegt, nicht so vollständig als ein Sachsenspiegel, aber unterhaltender und überraschender: deutsche Gerichtsverfassung, Vorladung des Reichsbarons, Geleit, peinliche Gerichtsordnung, Lehensrecht bis hinab zur Entscheidung durch das Gottesgericht des Zweikampfs. Auch die *historischen Beziehungen* möchten der genaueren Betrachtung nicht unwürdig erscheinen.

Die Thiersage hat bei dieser ihrer letzten Rückkehr auf deutschen Boden, zum Glück nur in bescheidenem Maße, zwei neue Elemente in sich aufgenommen, es ist das satirische und das damit zusammenhängende didaktische. Indessen ist der Verfasser des Reineke damit nicht so weit vorgeschritten, als einige geschmacklose Dichter späterer Zeit, deren Hauptrepräsentant der zuchtlose Italiener Casti sein mag. Die Thiere der deutschen Sage sind auch im Reineke noch nicht verkappte Menschen. Dem satirischen Zug kann der Dichter besonders bei der Thierbeichte genügen, indem er bald den Fürsten herbei zieht, der seine Unterthanen bedrückt, als seien sie seine eigenen Mannen, dann die Geistlichen, die auch ‚vil quaet' wissen und schlechtes Beispiel geben, endlich sogar den ganzen Weltlauf anklagt, in welchem das Geld die Oberhand hat und

Jeder spricht: ‚gebt mir das Eure, laßt mir das Meine!‘ Die didaktische Tendenz der Lehrfabel konnte im Ganzen beim Reineke schlecht ankommen; was sollte denn auch die Moral, die im Grunde doch wieder keine ist, daß der Kluge schließlich überall durchkomme? Dafür finden sich im Reineke die prächtigsten volksthümlichen Sprüche, die an Freidank und den Renner gemahnen.

Mag demnach das Werk nicht mehr als Original gelten können, für Deutschland hat es wie das beste Original gewirkt. Die besseren literarischen Erscheinungen des folgenden Zeitraums sind durch den Reineke möglich geworden; bildliche Darstellungen hat das Gedicht bis in die neueste Zeit hervorgerufen; in's Lateinische mehrfach übertragen hat es der gelehrten Welt gedient; im alten Gewande, in Prosa umgesetzt oder in's Hochdeutsche übertragen, blieb es ein beliebtes Volksbuch; dänisch und schwedisch wiedergegeben hat es unter diesen germanischen Stämmen die Thiersage aufgefrischt und endlich in Göthe's Bearbeitung ein klassisches, wenn auch nicht ganz anschließendes Gewand erhalten [1]. —

Behandelten wir hier das bedeutendste niederdeutsche Literatur-Produkt, so mag es uns nun gestattet sein, hier noch mit einigen Worten einiger andern niederdeutschen Gedichte zu gedenken. Um 1370 verfaßte Gerhard, Dechant zu Minden, 102 Aesopische Fabeln in Boner's Weise d. h. nach älteren Vorbildern und mit Untermischung von kleineren Erzählungen. In der Lokalisirung mitunter glücklich, erzählt Gerhard mit einer gewissen Breite und Redseligkeit [2]. In dreifacher Bearbeitung existirt das Schauspiel von Theophilus, dem schon erwähnten Vorläufer des Faust [3]. Im Uebrigen zeigt die niederdeutsche Literatur hauptsächlich mehr oder minder glückliche Nachahmungen und Uebersetzungen der älteren hochdeutschen Produkte, wie des Freidank, der Sittensprüche des Cato, der allegorisirenden Minnegedichte, des Tristan u. dgl. Gödeke erwähnt eine Blankenheimer Sammlung niederrheinischer Gedichte, sodann das sogenannte Hartebok (Herzbuch) der Flanderfahrer, dessen Inhalt wohl größtentheils aus den Niederlanden stammen mag. Die Marienlieder des Bruder Hans werden wir im nächsten Kapitel besprechen.

---

[1] Im Original neu herausgegeben von Gottsched, sodann von Bredow (Eutin 1798), am besten von H. v. Fallersleben mit Wörterbuch (Breslau 1834, 1852), und von A. Lübben. Oldenbg. 1867.

[2] Theilweise gedruckt in Wiggerts Scherflein zur Literatur. 2. Magdebg. 1836.

[3] Theophilus, herausg. von H. v. Fallersleben. Hann. 1853.

IV. Nachklang des Minnegesangs. Historische Lieder.

Im Folgenden fassen wir eine Reihe von lyrischen Dichtern zusammen, bei denen die Nachwirkung des Minnegesangs sowie der Einfluß des erblühenden Volksliedes hervortreten, die wir daher den Meistersängern nicht zugesellen mochten, denen sie auch zum Theil durch adelige Geburt fern stehen.

Graf Hugo von Montfort, Herr von Bregenz, Waller zum heiligen Land, dichtete erst im reifern Alter, meist seit 1400, seine Lieder im Minneton, großentheils in Wäldern und Auen, auf seinem Rosse. Er hatte sich bemüht, die Titurelstrophe nachzubilden, angezogen von dem edlen Gedicht, ‚der Blume aller deutschen Bücher'; es wollte ihm nicht gelingen. Indeß nicht zum Schaden seiner Weisen, die durch Frische und Natürlichkeit ersetzen, was ihnen in der Form abgeht, und zu denen sein treuer Knecht Burk Mangolt die Melodien machte. In mehr didaktischen und politischen Gedichten — er nennt sie Reden — beklagt er das große kirchliche Schisma und hat es mit Kaiserwahl, Türkenheer und Böhmenkrieg zu thun; hinwiederum schlägt er auch den ererbten allegorischen Ton an.

Sein Wallfahrtsbruder war Oswald von Wolkenstein, ein Tyroler, berühmt durch ein bewegtes, abenteuerndes Leben. Nach seiner Wallfahrt war er thätiges Mitglied des Elephantenordens, den tyrolische Ritter gegen die Angriffe der Eidgenossen gegründet hatten. Im Dienste Kaiser Siegmund's entfaltete er in England, Frankreich und Spanien eine große Thätigkeit für die Einigung der Kirche und das Konstanzer Concil. Bei dem Zwist zwischen den Brüdern Ernst und Friedrich von Oesterreich wurden die Wolkensteiner aus ihren Burgen vertrieben; Oswald zog darnach mit gegen die Hussiten. Das bewegte Leben spiegelt sich in den Gedichten, die eine Weite des poetischen Horizonts und eine Mannigfaltigkeit der Form entfalten, wie kein anderer Dichter dieser Zeit sie erreicht. Minnelieder und heitere Tanzweisen, daneben fromme geistliche Gesänge, theilweise nach lateinischen Vorbildern, ziehen gereimte Schilderungen aus seinem Leben, politische Lehr- und Strafgedichte und dunkle Allegorien nach sich; zur Seite steht dann ein leichtsinniges Trinklied und heitere Weisen nach Art des Tyroler Jodlers. Die meisten Lieder wahren in hohem Grade das musikalische Element; der Dichter konnte sie deßhalb selbst componiren[1].

---

[1] Beda Weber hat mit besonderer Liebe den Wolkensteiner behandelt: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Innsbruck 1850. — Oswald von Wolkensteins Gedichte. Das. 1847.

Suchensinn — wohl ein angenommener Name, wie wir denn in ähnlicher Bildung noch einen Suchenwirth und einen Suchenbank besitzen — war ein wandernder Sänger, wohl derselbe, von dem ein Rechnungsbuch des Herzogs Albert von Bayern notirt: ‚1392 item dem Suchensinn und seinen Gesellen gegeben 4 Pfge., item so hat man ihn gelöst aus der Herberge von dem Hünermair 7 Schill. 6 Pfge.‘ Die fünfzehn unter seinem Namen erhaltenen Gedichte zeigen ihn indeß nicht als den leichtfertigen ‚Luderer‘, den man nach dieser Notiz in ihm vermuthen sollte; vielleicht aber sind die schlimmen Liedlein nicht erhalten. Alle Lieder sind in einem dreizehnzeiligen Ton gedichtet, der Suchensinns Namen erhielt; sie haben meist einen didaktischen Zweck, ‚einem biderben Weibe gute Lehren zu geben‘, ‚Orenrunen‘ (Ohrenbläserei) an den Pranger zu stellen und dergleichen. Indeß ist der lehrhafte Hintergrund meist durch dramatische Lebendigkeit und lyrische Bewegung verdeckt.

Das Erbe früherer Zeit in Minnegesang und politischem Lied trat nicht ohne Glück zu Anfang des 15. Jahrhunderts Muskatblüt an, der wohl auch nur im Reiche der Poesie diesen duftigen Namen geführt haben wird. Er sang, erzählt Behaim, mit Beifall und Glück an fürstlichen Höfen. Ob die rheinische Färbung seiner Sprache einen Schluß auf seine Heimat gestatte, ist wohl sehr zweifelhaft; die Trierer Handschrift, nach welcher E. v. Groote seine Gedichte drucken ließ, mag durch einen Abschreiber diese Färbung gewonnen haben[1]. Muskatblüt hat bereits die Gewohnheit, seinen Namen in den Schluß seiner Gedichte zu verweben; er gebraucht meist eine 22zeilige, künstliche, aber nicht ungeschickt durchgeführte Strophe. Die allegorisirende Richtung ist auch bei ihm nicht leer ausgegangen, doch interessiren uns die künstlich ersonnenen Räthsel und Sprüche weniger. Mit den geistlichen, besonders den Marien-Liedern tritt er die Fußstapfen eines Frauenlob noch breiter; hier erhält die hl. Jungfrau die Titel: ‚Gnadenstengel in Gottes Hag, wohldurchleuchtete Fackel, ein edles Myrrhenfaß, ein keusches Monstranzenglas‘. Dagegen sind die Zeitgedichte und politischen Poesien von eigenthümlichem Interesse. In accurater kirchlicher Gesinnung, vielleicht auch geleitet von Kenntniß der böhmischen Zustände, erhebt der Dichter sich gegen Hus, ‚der des Wassers Fluß zuerst trübte, der den Christenglauben in manchen Stücken taub macht und viele Christenleute zweifelnd. Manche Schaar kam gen Costnitz, da briet man eine Gans in großer Hitz, davon viel Junge kamen. Maria, Trost der Christenheit, hilf uns die Gänslein tödten; die Federn sind ihnen viel zu lang! König Siegmund, wirf deinen Adler auf, laß ihn schwingen sein Gefieder und bring

[1] Lieder Muskatblüts. Erster Druck. Köln 1852.

dein altes Wort herwieder'. Mit froher Hoffnung folgt er dem Concil, das wohl endlich eine Einigung bringen werde, die man bei dem Dreipapstthum sehr ersehnte. Unerschrocken sagt der Dichter den mächtigen Zeitgenossen bittere Wahrheiten. In einem Gedichte lobt er in ironischer Darstellung Zustände und Personen seiner Zeit. Es findet sich kein Wucherer mehr, wer früher Wucher trieb, gibt es getreulich wieder; ich höre nicht mehr von Simonie, nicht mehr vom Geiz der geistlichen Orden; die Mönche sind halbe Heilige, Fürsten und Herren nehmen ihrer Ehre wahr, kein Armer wird da unterdrückt, die Lande stehen in gutem Frieden; es ist ein englisches Recht, man kehrt sich nicht an Geschenke, über Treue der Handwerker höre ich Niemand klagen; alle Frauen und Maide sind züchtig; das Beste kommt noch, daß man kein Spiel mehr leiden thut — ‚o Muskatblüt, wie grob hast du gelogen'! Man kann dazu R. Prutz' Lügenlied vergleichen. —

An Muskatblüt mögen sich zwei Dichter historischer Lieder anschließen. Die berühmte Schlacht bei Sempach (1386), in welcher der Uebermuth österreichischer Ritter von den Eidgenossen so furchtbar gezüchtigt wurde, gab einem Schweizer Halbsuter Anlaß zu dem kräftigen Lied von dem strit ze Sempach. Da ist keine Spur von der Künstelei des Meistergesangs; wie ein heller Klang des Kriegshorns, wie der Jubelton des Triumphs schallt das Schlachtlied daher. So stört es denn auch nicht als Mißton, daß der Dichter mit Spott und Ironie die Geschlagenen, ja gar die Gefallenen und deren Gesippten verfolgt; es ist der trotzige Naturlaut, wie er sich der vom Druck befreiten Brust entringt. Epische Breite ist glücklich vermieden, und doch sind die Hauptpersonen, wie auch besonders noch die rettende That Winkelrieds genügend individualisirt. Spöttlich wird den Herren aus dem Niederland angerathen, vorab zu beichten: ‚Wo sitzt denn nun der pfaffe, dem einer da bychten muoß? Zu Switz ist er beschaffen, er gibt eim harte buoß. Die wirt er üch ouch schier geben; mit scharpfen halebarten wirt er üch gen den segen'. Als hundert Jahre später die Eidgenossen ihre Freiheit gegen den kühnen Karl von Burgund bei Grandson und Murten vertheidigten, fanden sie einen immerhin noch geschickten Sänger ihrer Heldenthaten; — ‚Vit Weber ouch ist er genannt, zu Friburg im Brisgawe ist er gar wol erkannt', so führt er sich selber ein. Veit Weber vertrieb mit Gesang sein Leben; darum hatten ihm einzelne Städte Schilde geschenkt, die er zur Beglaubigung an sich trug. Er war selbst mit bei Murten und hat dort keinen Schimpf (Spaß) verstanden. Seine Lieder hat uns Diebold Schilling in seiner Chronik aufbewahrt; leicht aber mag er außer den fünf Schlachtliedern noch andere verfaßt haben. In dem Lied von dem Sieg bei Murten, das Weber sang, ‚als er ab der Schlacht kam', geht er zwar nicht tief in

den heißen Kampf ein, schildert aber ganz vortrefflich in kurzen Zügen die Kampflust der Eidgenossen. Während die gefallenen Feinde zu Tausenden gezählt werden, sind der ‚frommen' Eidgenossen nicht zwanzig gefallen. ‚Daby man wohl erkennen mag, daß sy Gott behüet nacht und tag, die küenen und die frommen'. Dem Herzog aber hat man ein Schweißbad gemacht: ‚Man treib mit ihm schaffzabelspiel; der fenden hat er verloren viel, die hutt ist ihm zwürnt zerbrochen. Sin roch, die mochten ihn nit vorsan, sin ritter sach man trurig stan, Schachmatt ist ihm gesprochen' [1].

Michael Behaim erinnert durch sein bewegtes Leben an den Wolkensteiner. Bei seinem Kriegs- und Wanderleben kam er, mit seiner Verskunst überall willkommen, bis an die Höfe von Dänemark und Norwegen, zog mit Ladislaus von Böhmen gegen die Türken vor Stadt und Festung Belgrad, ward als Strenggläubiger an dem hussitisch gesinnten Prager Hof verunglimpft und theilte mit Friedrich III. die Bedrängnisse, als dieser in der Hofburg von den Wienern gefangen gehalten wurde. Die Abenteuer dieser Belagerung boten ihm den Stoff zu dem Buche von den Wienern, das in dürrem Meistersängerton das Unbedeutende wie das Wichtige in derselben Ausführlichkeit mittheilt. Seine sechszeilige Strophe nennt er die ‚Angstweise', er hat diese Weise gewählt, damit man das ‚Buch singen und sagen' könne. Eine von Behaim selbst geschriebene Sammlung seiner kleineren Gedichte enthält deren nicht weniger als 399 in 14 Meistersängertönen. Ueberhaupt gibt nur die Mannigfaltigkeit des Inhalts, die ein bewegtes Leben, ein vertrautes Verhältniß zu fürstlichen Personen und Bücherkenntniß verlieh, dem Behaim einen Vorzug vor den gewöhnlichen Meistersängern. Er selbst glaubt freilich an die Unerschöpflichkeit der poetischen Ader und stellt uns in der ‚Trommeten-weiß' dar, wie er die Grube der Poesie gefunden und Erz ‚wohl von neuner Hand' daraus gefördert; wohl leicht möcht er noch tiefer hauen und noch bessere Münze an's Licht bringen. Manch dummer Mensch meine, man könne nicht mehr recht singen, doch ‚Musica die wird nicht leer'.

Das letzte Wort bewährt nun auch ein erst kürzlich bekannt gewordener niederdeutscher Dichter. Minzloff fand auf der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg in prächtig ausgeführtem Manuscript, welches das Wappen der Herzoge von Cleve-Berg trägt, Marienlieder eines Bruders Hans in niederrheinischem Dialect [2]. Der Herausgeber vermuthet, daß Margarethe von Jülich-Berg (1364—89) das Manuscript

[1] Im alten Schachspiel (Schachzabelspiel) hießen die Bauern Fenden, die Thürme Roch, die Springer Ritter.

[2] Marienlieder des Bruder Hans. Hannover 1862.

besessen, und der Dichter um dieselbe Zeit gelebt habe. Das Werk besteht nicht aus eigentlichen Liedern, zerfällt aber nach Inhalt und Form in drei gesonderte Abtheilungen, von denen die erste und letzte durch Künstelei in Vers und Reim unvortheilhaft gegen die zweite umfangreichere abstechen. Im ersten Theil reimen lateinische, französische, englische und deutsche Verse miteinander. Der zweite Theil, in der flüssig behandelten Titurelstrophe durchgeführt, beschenkt uns mit einem zarten Marienleben, das an manchen Stellen den ganzen Duft der frommen Poesie ausströmt, anderswo die naivste Kindlichkeit und die lieblichste Idylle entfaltet, dann hinwiederum die Klagetöne des Schmerzes im Mitleid mit der trauernden Mutter und in Reue über eigenes vergangenes Leben anschlägt, während die reichen Arabesken der Allegorie wegen ihrer geschmackvollen Wahl nicht beleidigen. Einen wehmüthigen Eindruck machen die Strophen, in denen der Dichter am Schlusse jedes der sechs Abschnitte die hl. Jungfrau erinnert, daß er sein Liebstes ihretwegen verlassen habe, und die Getrennte dem Schutze der Himmlischen befiehlt[1]. Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen geben akrostichisch das Ave Maria. Vielleicht möchte man nicht fehl gehen, wenn man auch diesen Bruder Hans zu den Dichtern aus dem Orden der Deutschritter zählte, welche die Verehrung ihrer Ordenspatronin so sinnig förderten.

V. Meistergesang. Rosenblüt. Folz. Rügegedicht.

Früher pflegte man nach dem Meistergesang als der bedeutendsten Erscheinung der Zeit die vorliegende Dichtungsperiode zu benennen; in unseren Tagen darf man an demselben rascher vorüber gehen.

Der ehrsame Stand der Bürger, besonders in den Handels- und

---

[1] Ez ist dir alles kundich
miin hertz und miin gemute.
Wie snoed ich bin und sundich,
so han ich doch gelaszen durch diin gute
daz liebste miin mit bitterlichen smertzen;
und werlich, wur is nicht gescheen,
ich tet es noch mit willentlichen hertzen.

Nu hilf dan, vrou, uns beyden
zu dime zarten kinde.
die du hass by gescheyden,
daz yetzlich da den andern weder vinde;
sy is diin dyrn, ich bin diin armer slave;
ich bid, daz sy ons leste wort:
Maria muter virgo semper ave!

Reichsstädten, hatte im Gegensatz zu dem sinkenden Ritterthum durch Betriebsamkeit, Wohlhabenheit und Bildung einen bedeutenden Aufschwung genommen und durch treues Zusammenhalten und gemeinsames kräftiges Auftreten seine materiellen und geistigen Güter beschützt. War also die Kunstpoesie noch zu vererben, so konnte nur der Bürgerstand das vom Ritterthum aufgegebene Erbe antreten. Leider aber war der Inhalt der Lyrik, nie zu reichhaltig, nun gar zu dürftig, das Epos erschöpft oder fremd geworden, das Drama kaum in die erste Entwicklung eingetreten. Kein Wunder also, wenn die Form als die wichtigste Errungenschaft der Kunstpoesie angesehen und behauptet wurde. Und dieß ist denn auch das Charakteristische des Meistergesanges: die Poesie sollte wie ein Handwerk oder Geschäft erlernt werden, Fleiß und Unterricht aber Jedem dazu die Wege bahnen.

Wann eigentlich die schulmäßige Einrichtung des Meistergesanges eingetreten, läßt sich nicht genau angeben. Jedenfalls hatte lange Zeit ein freies Verhältniß Platz; die Freunde des Gesanges und der Dichtkunst werden sich in den Städten von selbst zusammen gefunden haben. Aber die ganze Richtung der Zeit, die nur in einem geschlossenen Innungswesen etwas Lebensfähiges erkannte, der bald vorherrschende Handwerkerstand mit seiner strengen Gliederung, sie brachten auch für den städtischen Gesang Zunft und Regeln. Sangeszünfte mit festen Ordnungen bildeten sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts besonders in den süddeutschen Städten als Augsburg, Straßburg, Worms, Nürnberg, Ulm, Freiburg. Bald rückte eine gläubig hingenommene Fabel das Entstehen der jungen Zunftgenossenschaft in graue Zeiten hinauf. Zwölf alte Sangesmeister — die Namen werden verschieden angegeben — seien die Stifter der ‚wonniglichen Kunst' des Meistergesanges. Vom Papst verketzert, seien sie von Kaiser Otto I. zu Paris oder Pavia geprüft, orthodox befunden und mit einem goldenen Kranz beschenkt worden, der dem jedesmaligen besten Meister zukomme. Unter den zwölf ersten Meistersängern war vor allen Frauenlob mit seinen künstlichen Tönen, seiner abstrusen Allegorie und Suffisance, Gründer der Singerschule zu Mainz; Schmied Regenbogen mit seinen langen Tönen durfte nicht fehlen; von früheren Sängern wurden Walther von der Vogelweide, Wolfram (hier Wolfgang Rohn genannt) und Reinmar von Zweter als der Römer von Zwickau herbei gezogen. Der Strophenbau kam von den Minnesingern; während ein ganzes strophisches Gedicht als Bar bezeichnet wurde, hieß die einzelne Strophe ein Gesätz und bestand durchweg aus zwei Stollen in gleichem Maß und dem Abgesang, der andere Versmaße hatte. Je künstlicher der Strophenbau, je länger und buntreimiger das Gesätz, um so vorzüglicher galt das Gedicht. Die Töne oder Weisen erhielten bald die seltsamsten Namen, hier von

den Erfindern: des Römers Gesangweis, Regenbogens langer Ton, des Marners Hofton, der blaue Ton Frauenlobs, Peter Zwingers rother Ton; dort nach bekannten Gedichten: des Danheusers Ton, Herzog Ernst-Ton; dann aber auch in fast abenteuerlicher Weise: Die Weber-Kratzenweis, die gestreift Safranblümleinweis, die Englisch-Zinnweis, die Gelblöwenhautweis, Hans Foltz-Balbirers Hanenkrattweis, die abgeschiedene Vielfraßweis, die Treupelikanweis, die verschalkte Fuchsweis u. dgl. Solcher Töne gab es im 17. Jahrhundert etwa 300.

Um nun diese holdselige Kunst des Meistergesanges im rechten Geleise zu halten, war ein Zunftwesen mit bestimmten Gesetzen nöthig. So versammelten sich denn die ehrsamen Bürger an den Sonntag-Nachmittagen, hier in der Kirche, dort im Stadthaus oder sonst an bekanntem Orte; die ausgehängte bunte Schultafel war die Einladung. Den Vorstand der Schule bildeten drei Merker, an erhöhter Stelle ‚auf dem Gemerk' sitzend und die vorgetragenen Gedichte kritisirend. Einer der Merker hatte Archiv und Kleinode in Verwahrsam; der Büchsenmeister führte Rechnung und Kasse. Es erschienen die Schüler und übten sich an den vorhandenen Gesängen, die Schulfreunde, die Singer und Dichter, um eigene, nach vorhandenen Tönen gefertigte Dichtungen vorzutragen, auch wohl ein Meister, der selbst einen neuen Ton gefunden hatte. Gespannt lauschten die Anwesenden, Bürger und Bürgerfrauen, auf den Vortrag. Hatte sich Einer ‚in der Kunst glatt' gezeigt, so erhielt er wohl vom Kronmeister ein Kleinod, einen König David d. h. ein Bildniß des Harfenkönigs und Sangespatrons an silbernem Kettlein, einen zierlichen Kranz u. dgl. Die Kleinode verblieben der Schule, die daher bei feierlichen Gelegenheiten wohlgeziert aufziehen konnte. Das Urtheil aber erging ‚nach der Tabulatur' d. h. nach dem Inbegriff der Regeln für die Gesangesform. Drei und dreißig Fehler bezeichnete dieses Gesetzbuch, als: ‚Fehler gegen die hohe deutsche Sprache', ‚falsche Meinungen' (Verstöße gegen Glaubenslehren, Aberglauben), ‚blinde Meinungen' (unverständliche Sätze), ‚blinde Wörter' (unsinnige); Wortfehler, als: ‚Laster' (willkürliche Aenderungen eines Vokals), ‚Halbwörter' (Verstümmelung des Wortes), ‚Klebsylben' (falsche Zusammenziehungen), ‚Milben' (des Reims wegen abgebrochene Wörter); endlich auch Fehler gegen den Ton, als: ‚falsch Gebäud' und ‚falsche Melodey'. Falsche Meinungen fielen am schwersten in die Wagschale; deßhalb hatten seit der Reformation die Merker stets die Bibel als Glaubensnorm vor sich liegen.

Wie es immer geschieht, wenn Aeußerlichkeiten die Regel abgeben und die Kunst zur Künstelei wird, so überdeckten bald trotz Tabulatur die gewöhnlichsten Fehler gegen Sprache, Vers, Reim, geschweige gegen Geschmack und dichterisches Gefühl das weite Gebiet des Meistergesanges.

Doch vermochte derselbe sich nicht ganz dem Einfluß des naturwüchsigen Volksliedes zu entziehen, und manche Volkstöne drängten sich neben den Baren und Stollen in die Schulen ein.

Der Stoff zu den Meistergesängen ist verschiedener Art. Bald wie im Minnegesang Preis des Frühlings und der Liebe, bald geistlich ‚von der entfenkniß Mariens in des Nachtigalls senftem Ton', ‚von unser lieben Frawen, da sie vber das gebirg ging im rothen Zwinger Ton', ‚von den zehn Plagen Egyptens im Ton als man singt unser Frawen scheidung', ‚ein new lied vom Rosenkrantz in Schillers Ton', ‚ein schöner passion zu singen in des Regenbogen brieff weiß'; auch Alttestamentliches: ‚von Samson dem stärksten man', ‚von der gottsfurchtigen Fraw Judith'; sodann moralische Dichtungen: ‚ein schön new liedt von dem ehestandt in des Bentzenauers ton', ‚ein lied von der ruten und kinderzucht', ‚ein lied von dem geitzigen Mammon in des Regenbogen blauem ton'; Schalkslieder: ‚von einem schneider und schumacher wie sie rechten vmb die gaiß in Jörg Schillers Ton', ‚ein lied von den faulen haußmaiden' (‚Von einer faulen Dirnen so will ich heben an'); weiter ernste und heitere Geschichten: von der edlen Lucretia, von dem Kaiser im rothen Bart, ‚von einem Kaufmann, der einem Juden ein Pfund Schmers aus seiner Seiten versetzet'; Räthselfragen und Antworten; Manches auch nach der Manier des Volksliedes: ‚vom edlen Rebensafft', ‚abenteuerlich lied von dem Schlauraffenlandt'. —

Meistersänger sind im Ganzen nur wenige mit ihrem Namen bekannt geworden. Am berühmtesten sind die noch besonders zu erwähnenden drei Hänse zu Nürnberg: Rosenblüt, Folz und Sachs. Der Meistergesang dauerte über die Reformationszeit lange hinaus als eine harmlose Beschäftigung des Bürgerstandes, die im sittlichen Leben gewiß nicht ohne Bedeutung und Einfluß war, und zwar von guter Seite. Rohheit und Müßiggang wurden fern gehalten. Aber freilich, die Blüthe des Meistergesanges war das Leben einer abgepflückten Strohblume, die auch so ihr stilles Dasein fristet, bis langsam das letzte Blatt abbricht. Bis in's vorige Jahrhundert hinein dichtete die Meistersängerzunft in Nürnberg. In Ulm fanden sich im Jahre 1830 noch die letzten Ueberreste, zwölf alte Singmeister, deren Zahl aber bald noch mehr zusammen schrumpfte. Da übergaben die vier letzten im J. 1839 ihre Tabulatur nebst Sing- und Liederbüchern dem dortigen Liederkranz, und der Meistergesang ward also zu Grabe getragen. Zu Memmingen besaßen bis zum J. 1835 die Meistersänger das Theatermonopol [1].

[1] Zur Literatur: J. Görres, altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Fkf. 1817. — J. Grimm, über den altdeutschen Meistergesang. Gött. 1811. — K. Bartsch, Meisterlieder aus dem Colmarer Codex (Publikation des Stuttg. lit. Vereins).

Nach dieser Uebersicht verweilen wir kurze Zeit bei zwei Dichtern, in denen sich die bürgerliche Richtung der Poesie des 15. Jahrhunderts recht ausgeprägt findet.

Hans Rosenblüt dichtete in den Jahren 1430—60, nahm an den Kämpfen der Reichsstadt Nürnberg Theil, gehörte zu den Wappendichtern, die an den Höfen der Fürsten ihre Nahrung suchten, und war nebenbei wohl auch Wappenmaler. Er nennt sich selbst der Schnepperer oder ‚Hans der Schnepper', ein Beiname, der auf muthwillige Richtung und losen Mund hindeutet. In den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts kommt in Nürnberg ein Hans Rosenblüt, Bruder des Predigerordens, vor, der einen Spruch auf die Reichsstadt Nürnberg nebst andern Sachen dichtete. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir trotz der muthwilligen Jugendgedichte und Fastnachtsspiele hier unsern Schnepperer als Klosterbruder wieder gefunden haben. In Rosenblüt findet sich eine eigenthümliche Mischung der Poesie. Wappendichter an Fürstenhöfen, mußte er natürlich kunstreiche und langathmige Beschreibungen liefern. Das war aber nicht seine Liebhaberei. Die Ereignisse jener Zeit, die Affairen bei Tachaw und Tauß 1431 gegen die Hussiten (‚Spruch von der Hussenflucht', ‚Spruch von Böheim'), die Gefahren Seitens der Türken, den Krieg Nürnbergs mit Markgraf Albrecht 1449 (‚vom Kriege zu Nürnberg') stellt er trocken beschreibend dar. In den mehr geistlichen Gedichten: ‚Von unsrer Frauen Schönheit', ‚unserer Frauen Wappenrede', ferner in dem Gedicht: ‚die Wochen', das mit Einmischung vieler lateinischen Verse die Pflichten der Wochentage vorführt, zeigt sich der Meistersänger in Gedanken, Allegorien und Versen. Rosenblüt hat indeß meist einen glücklicheren, volksmäßigen Ton angeschlagen, nicht immer freilich mit demselben Geschick. Das Lied: ‚Die Lerch und auch die Nachtigall' erinnert an die ländlichen Gedichte Vossens.

Die lerch und auch die nachtigal die treiben groß geschrey;
Das peste gesank, das ich da weiß, das heißt: Jackack ein ey!
Und das die hennen in der schewren singen vnd im hauß,
So steigt die pewrin zu dem nest vnd nimpt die eyer auß.

Der Schluß zeigt uns den leichtfertigen Schnepperer:

Der dieses liedlein hat geticht, das uns die wahrhait gevt,
Der trinkt vil liber wein dan wasser und hetts der papst geweyt,
Hans Snepperer ist er genant ein halber byderbman,
Der in ein großen swatzer heist der tut kein sünde dran.

Aehnlich, aber wohl noch volksthümlicher ist der ‚Callender zu Nürnberg', der die Hauptheiligen mit ihren schönen Gaben aufführt, als: ‚Der liebe herr Sant Jörge, der bringet uns den meyen', ‚der lieb herr Sant Johannes macht uns die Kirschen rot', ‚der liebe herr St. Gilge der bringt uns neues Bier', ‚der liebe herr St. Martin,

der füllet uns die Faß', ‚die liebe heil'ge Weihnacht die bringt uns große Weck', bis endlich zu der ‚lieben heil'gen Fastnacht, die bringt der Narren viel'. —

In den Schwänken zeigt sich Rosenblüt als einen gewandten Erzähler; die Stoffe sind allerdings zumeist von etwas bedenklicher Natur, theils aus älteren Erzählungen entnommen, theils wohl in der losen Zeit des Dichters entstanden. Aber auch die Ausführung der an sich nicht unsittlichen Stoffe bleibt nicht frei von Derbheiten; Rosenblüt zieht die sinnlich-greifbaren und darum derben Ausdrücke unbedingt den gewählteren vor, sofern diese weniger plastisch sind. Die Schwänke, ‚von der Tinte', ‚von der Wolfsgruben', ‚von einem fahrenden Schüler', ‚von dem Mann im Garten' legen alle davon Zeugniß ab, nicht minder die zahlreichen Fastnachtsspiele. Die volksthümliche Richtung des Schnepperers zeigt sich noch besonders in seinen zahlreichen Priameln, die von ihm sogar den Namen Schnepper erhielten, und in seinem ‚Klopf an!' Im Ganzen erscheint Rosenblüt als ein echtes Kind seiner Zeit, in der frommer Sinn und scharfer Spott, zartes Gemüth und derber Ausdruck, langweilige Allegorie und nichts verhüllende Lust an Sinnlichkeit geschwisterlich zusammen leben konnten; er erinnert an die Gebetbücher jener Tage mit ihren andächtigen Bildern und ausgelassenen Randverzierungen.

Ein Geistesverwandter, vielleicht auch noch ein jüngerer Zeitgenosse des Schnepperers, war Hans Folz, seines Zeichens Barbier d. h. Wundarzt zu Nürnberg und hauptsächlich um 1470 bis 1490 dichtend. Was bei Rosenblüt Ungünstiges zu berichten war, trifft Folz in höherem Maße; was dort Anerkennung verdiente, findet sich hier weit weniger. Als blüthenseliger, ernstgestimmter Meistersänger dichtete Folz in Frauenlobs Grundweis einen ‚Preis des Meistergesanges' mit der Bitte an den werthen Meister, sein ‚Gegrunze' nicht zu verwerfen und ihn als Schüler anzunehmen. In der Flammweis erschien sein ‚böser Rauch', ein geharnischter Gesang gegen böse Eheweiber; fast drollig ist der Schluß, in dem der Dichter sich eines besseren Looses zu erfreuen vorgibt und dennoch hinzusetzt: ‚Deß freu ich mich ihres Ausgangs sehr, denn die Weil bin ich Mann im Haus und sonst mein Lebtag nimmer mehr.' Als Palinodie des vorigen dichtete er alsbald in demselben Ton ‚wider den bösen Rauch von dem Lob der Ehe'. Dem Barbierer Folz werden die zehnreimige Feilweise, der achtzehnreimige Baumton, die zwanzigreimige Abenteuerweise und andere Weisen zugeschrieben. An den ernsten Spruch- und Lehrgedichten ‚vom Ursprung des römischen Reichs', ‚vom Wildbaden' u. dgl. gehen wir vorüber, weil auch Folz' Stärke im Komischen liegt. Die von ihm verfaßten Schwankgedichte behandeln indeß mit wenigen Ausnahmen die leichtfertigsten Stoffe, wozu es freilich nicht an gehäuftem Material fehlte, und diese dazu in der zweideutigen,

schmutzseligen Art des Schnepperers. In einem von seinen vielen Fastnachtsspielen, ‚die alte und neue Ehe' (Testament), tritt eine überaus heftige Polemik gegen das Judenthum zu Tage. Aehnlichen Ton schlägt der Schwank ‚der Juden Messias' an, der schon bei Cäsar von Heisterbach vorkommt, sodann später vom Verfasser des Simplicissimus ausgiebig dargestellt ist. Unter der Ueberschrift: ‚die Freche und die Stille' oder ‚zweier Frauen Krieg' erhalten wir ein vom Dichter belauschtes Zwiegespräch, das Frauenleben und Frauensitten damaliger Zeit charakterisirt. Widerlich sind zwei Gedichte, die, ohne den satirischen Ton anzuschlagen, von der Beichte handeln, ‚die gedichtete Beicht' und ‚der Freiheit (Freihart) und der Priester'. Sie gestatten einen klaren, aber traurigen Blick in die sittliche Ungebundenheit jener Tage. Und wenn nun gar an solche schmutzigen Schwänke ernst gehaltene Ermahnungen über den Nutzen der Beicht, ja selbst Beichtunterricht und Beichtspiegel sich anschließen, dann wird uns eine Dichternatur wie Folz vollends zum Räthsel. Auch ‚Klopf an auf allerlei art' hat Folz geschrieben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst eine Druckerei besessen und die Erzeugnisse seiner Muse alsbald in fliegenden Blättern, meist ohne Jahrzahl und Druckort, ausgehen ließ [1].

Und nun gestatte man uns, den geraden Gegensatz der Folz-Rosenblüt'schen Poesie anzuschließen, die dichterische Opposition gegen Leichtsinn und Unsittlichkeit, das Rügegedicht. Mit dem Sinken der Dichtkunst gegen den vorigen Zeitraum werden die Rügegedichte schärfer, folgte ja auch dem heiteren Horaz der bittere Juvenal.

Nicht, wie mancher satirische Dichter, selbst in die zu geißelnden Laster versunken, sittenrein, bieder, weise und wohlthätig tritt der Spruchdichter Heinrich der Teichner in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Wien auf. Seine Spruchgedichte, mehr als 300, verbreiten sich über die verschiedensten Stände und Verhältnisse, noch nicht bitter und brennend, sondern ruhig, ernst, obwohl harte Dinge sagend. Ein jüngerer Zeitgenosse und Landsmann war der bereits als epischer Dichter erwähnte Peter der Suchenwirth. In seinen ‚Reden' kräftiger als der Teichner, ist er auch für die Culturgeschichte interessanter, da er Namen nennt, was jener vermeidet. Die Reden handeln vom leichtfertigen Spiel, vom Geiz, vom Pfennig u. s. w. Der ‚Brief' (Adelsbrief) und ‚die Verlegenheit' wenden sich gegen den Adel, der sodann in dem ‚Widertheil' (d. i. Gegensatz gegen früheres Ritterthum) die wuchtigsten Hiebe empfängt. Sogar gegen die Herrscher seiner Zeit wagt der Suchenwirth in der Rede ‚von dem Ungeld' seine Stimme

[1] Manche Sachen von Rosenblüt und Folz sind in dem dritten Band von Kellers Fastnachtsspielen mitgetheilt.

kräftig zu Gunsten des hart besteuerten, nothleidenden Volkes zu erheben. Er sprach deutlich, deutsch, gerade, daß man ihn wohl verstehen konnte; mit Recht sagt er: ‚Ich bin geheißen Suchenwirth, der oft mit Rede so nahe schürt, man möcht es greifen mit der Hand'. —

Ein umfangreiches Strafgedicht, erst in neuester Zeit zugänglich gemacht, nennt sich des Teufels Netz (des tüfels segin). Es ist fast ohne alle künstlerische Behandlung, dichterisch unbedeutend, für den Sprachforscher und Culturhistoriker durch eine reiche und bunte Schilderung des Lebens nicht unwichtig. Die Einkleidung ist diese: Einem Einsiedler, der die Ausbreitung des göttlichen Reiches rühmt, stellt der Teufel sein größeres Reich vor. Er hat ein Netz gespannt zum Menschenfange, das sieben Knechte, die Hauptsünden, ziehen. Nach diesen kommen die zehn Gebote, darnach aber — der interessanteste Theil des Buches — die einzelnen Stände, wie sie der Böse in's Netz zieht. Vornan der Papst, der mit dem Concil (zu Basel?) in Hader liegt, wodurch dann die Reform unterbleibt; weiter Cardinäle, Bischöfe, Pfarrer, Ordensleute, Einsiedler, Beghinen; dann kommt das weibliche Geschlecht, die weltlichen Großen und die einzelnen Stände vom Kaufmann bis hinab zum Knecht und Hirten. Mit wahrhaft erschreckendem Pessimismus findet der Verfasser überall Verderben, Unsitte, Teufelsgesind. Nur die freiwillig Armen, Einsiedler, Beghinen, Regelnonnen gewähren dem Teufel selten einen Fang. Daher möchte man in dem Verfasser einen Mann vermuthen, der sich ebenfalls der Welt abgethan und in der Gegend des Bodensees — darauf weisen der Dialect und einzelne Beziehungen — ein Einsiedlerleben geführt haben dürfte [1].

VI. Das Volkslied.

So sing, so sing, Fraw Nachtigal!
Die andern Waldvögelein schweigen.
Volkslied.

Wir treten nunmehr von der Betrachtung eines Herbariums mit seinen getrockneten, aber künstlich geordneten Pflanzen in die grüne Au mit lebensfrischen, in jeder Form sich hervordrängenden Blättern und Blüthen, mit naturwüchsigen Baumgruppen, die kein Künstler zurecht gestutzt, mit dem hellen Vogelgesang, der keine Schulübung verräth, mit dem frischen Morgenduft, der sich nicht verpflanzen läßt. Und Alles ist so heimisch und bekannt, als wären wir hier zu Hause, als wären es die traulichen Plätze unserer frohen Jugend. Es sind ja die Töne, die in unsere Kindheit und Jugend hineinschallten und sich nicht leicht

[1] Des Teufels Netz, von K. A. Barack in den Publikationen des Stuttg. liter. Vereins. 1863.

vergessen. Ist im Meistergesang Alles bis zum Ersticken in steife Formen geschnürt, so haben wir im Volksliede den klaren Gegensatz. Und dieser Strom des Volksliedes trat wie aus verborgenen Quellen mit solch wunderbarer Kraft hervor, fluthete einher mit so gesundem, reinem Lebenswasser, daß — um mit dem trefflichen Vilmar zu reden — an seinen Ufern die edelsten Blüthen aller Lyrik sprossen konnten, strömt mit solcher Gewalt und Stärke, daß er, später abermals auf zwei Jahrhunderte verschüttet, mit neuer Kraft hervorbrach und die Dichteraven späterer Jahrhunderte tränken, daß ein Herder und ein Göthe aus ihm schöpfen und zum Theil durch ihn für sich und ihre Zeit und für uns das werden konnten, was sie geworden sind.

Wenn wir schon früher gelegentlich über die Grenzen des zunächst abgesteckten Zeitraums hinüber schweiften, so ist dieß beim Volkslied geradezu nöthig, soll nicht, was zusammen gehört, getrennt werden. Die Nachbarschaft, in welcher Volkslied und Meistergesang Jahrhunderte hindurch neben einander lebten, legt uns den durchgreifenden Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung nahe. Und da stellt sich als Merkmal der Volkspoesie nicht etwa heraus, daß sie das Produkt einer bestimmten niederen Schicht der menschlichen Gesellschaft sei, die man ‚Volk' im Gegensatz zu höheren gebildeten Ständen nennen dürfte. Der Bürgerstand nährte ja beide Dichtungsarten, Meistergesang wie Volkslied. Die Volkspoesie ist vielmehr *das naiv-objektive Produkt poetischer Eindrücke auf eine bestimmte Gesammtheit*, die durch Abstammung, Sprache, Bildung und Sitte zusammen gehalten wird. Die Volkspoesie hat den Charakter der *Naivetät*, sie reflektirt nicht, sondern gibt den empfangenen poetischen Eindruck ohne Beigeschmack einer gewissen Bildung und Berechnung; sie ist *objektiv* gehalten und spiegelt nicht die Empfindungen des Einzelnen, etwa des dichtenden Subjekts wieder. Damit soll nicht gesagt sein, daß ein Volkslied nicht das Werk eines Einzelnen sein könne, sondern von einem nebelhaften Dichteraggregat, Volk genannt, verfaßt sein müßte. Die Bedeutung der Volkspoesie liegt in ihrem Inhalt, und dieser Inhalt wird nicht *verfaßt*, sondern man wird davon-*erfaßt*. Möglich, daß Mehrere zugleich, daß ganze Gesellschaften erfaßt werden. Soll es ja noch in unsern Tagen in Tyrol, jenem Ländchen, das noch jetzt ein Asyl der Volkspoesie zu sein scheint, also zugehen, daß im ‚Heimgarten' (Abendgesellschaft) neue Lieder gemeinsam verfaßt werden in der Lust des sangesfrohen Augenblicks, besonders wenn die Zahl der bekannten Lieder erschöpft, die poetische Stimmung gehoben ist. Meist aber ist es ein Einzelner gewesen, der vom dichterischen Eindruck zuerst und am mächtigsten angeregt wurde, auf den der gleichsam in der Lust schwebende Stoff nieder fiel, der den empfangenen Eindruck aussprach

und ähnlich gestimmten Gemüthern mittheilte. War der rechte Ton getroffen, so wurde das also entstandene Produkt fortan Gemeingut für eine bestimmte Schicht der Gesellschaft, und darüber ist sehr oft, ja meistens der Dichter vergessen worden.

Die erste Poesie der Völker ist eine erzählende, die Bewahrerin ihrer Erinnerungen. Völker wie das spanische, das schwedische, bewahren noch immer in ihren Volksliedern eine Fülle von geschichtlich-sagenhaftem oder mythischem Stoff. Was wir nunmehr als deutsches Volkslied vorzuführen haben, das enthält nur hie und da noch historische Erinnerungen; aber gern schlägt es, wie die alten Zauber- und Sagenformeln, einen erzählenden Ton an. Der lyrische Volksgesang folgt zeitlich dem epischen; zur Zeit der Minnesinger, und gewiß nicht ohne Einfluß von einzelnen aus ihnen[1], scheint der Volksgesang sich mehr dem Liede zugeneigt zu haben. Lust pflegt dann Kraft zu erzeugen, und je mehr die Kunstlyrik nieder ging, um so frischer und reicher wurde der Gesang bei den Naturkindern, den wandernden Gesellen, den Jägern, Hirten und bei dem Landvolk. Auf den Wegen und Straßen, in den Feldern und Herbergen wurde nach dem Bericht der Limburger Chronik im vierzehnten Jahrhundert fleißig gesungen und gepfiffen. Dieselbe Chronik führt eine gute Anzahl von Liederanfängen auf, und datirt um die Zeit von 1360 einen großen Umschwung oder Aufschwung im Volksgesang; sie erzählt dabei von einem Barfüßermönch, der wegen seines Aussatzes in die Einöde gestoßen war; ‚derselbe machte die besten Diktamina und Lieder mit Reimen, dergleichen Keiner am Rheinstrom oder in diesen Landen machen kunnte; und was er machte, das pfiffen und sungen die Meisten gerne nach.‘ Um dieselbe Zeit (1350) dichtete Graf Hans von Habsburg in der Gefangenschaft auf dem Wellenberg das Lied: ‚Ich weiß ein blaues Blümelein‘.

Das deutsche Volkslied hat also wenig mehr von den Thaten und Erlebnissen eines ganzen Volkes zu berichten; es führt meistens die Erlebnisse und Empfindungen des Einzelnen vor, aber diese gehören dennoch wegen ihrer Einfachheit, Wahrheit und Allgemeinheit einer ganzen Menschenklasse an. Weil das Volkslied von Kunst nichts kennt, so vermißt man bei ihm genaue Verbindung, Uebergänge, Erklärungen; sie würden die Unmittelbarkeit der Naturlaute stören. Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten und rhapsodisch, stoßweise wieder gegeben. So zeigen die nordischen Balladen Sprünge und Lücken, so reißen auch unsere Volkslieder über untergeordnete Momente hinweg. Das nennt Göthe bewundernd ‚den kecken Wurf des Volksliedes‘. Zum Volkslied gehört nothwendig die Musik, die Melodie, aber eine ent-

[1] Vgl. Kap. 22 des vorigen Buches.

sprechende, volksthümliche. Mit wenigen Tönen, wie mit wenigen, aber tiefen Empfindungen, bescheidet sich das Volkslied; aber wie es den größten Dichtern nur selten gelungen ist ein wahres Volkslied zu gestalten, so den tüchtigsten Meistern nur hie und da eine volksthümliche Melodie zu schaffen.

Die äußere Form weiß natürlich nichts von Künstlichkeit. Zwar scheint der Reim wesentlich zu sein, aber das weniger verfeinerte Ohr begnügt sich gern mit der Assonanz, dem Anklang. Der Strophenbau ist möglichst einfach, bald zweizeilig, besonders in alten Liedern, sehr oft vierzeilig, dann aber meist nur durch einen Reim gebunden, fünfzeilig (der Lindenschmied), sechszeilig, siebenzeilig (wie das ‚Ich stund an einem Morgen'), achtzeilig (Hildebrandston, Benzenauer). War ein Lied beliebt geworden, so entstanden bald Nachahmungen und Umdichtungen. Dadurch mag es gekommen sein, daß einzelne viel gesungene Lieder für uns verloren gegangen sind, so das Reuterliedlein: ‚Gott grüß dich, Bruder Veite', das ursprüngliche ‚Bohnenlied', das Lied: ‚Ins Wildbad hin steht mir mein Sinn', und das später geistlich umgedichtete: ‚Es flog ein kleins Waldvögelein'.

Die ältesten Volkslieder leben in engem Verkehr mit der Natur. Sommer und Winter werden in einen Wettkampf eingeführt, besonders am Lätare- (Rosen)-Sonntag, und der Winter muß das Land räumen. ‚Der Kuckuck mit seim Schreien macht fröhlich Jedermann'; denn er ist, vor Allem in nördlichen Landschaften, der eigentliche Frühlingsbote. Im Süden aber mag er sich todt fallen von einer hohlen Weide; denn da sitzt Frau Nachtigall auf grünem Zweige. Das erste Veilchen wurde schon zu Neidhards Zeit von den Bauern auf eine Stange gesteckt und unter frohen Liedern umtanzt. Buchsbaum, der wintergrüne, und Felber (Weide) halten Zwiegespräche über ihre Vorzüge, wiederum siegt der frühlingsgrüne Felber. Daran schließen sich Fabellieder: vom Wolf, der die gefangene Gans singen läßt und mit ihr tanzt, ‚als wär' es Fastelabend', bis die Gans ihren Vortheil ersieht und davon fliegt; vom Hasen, der bittere Klage über sein Schicksal erhebt; vom Zaunkönig, dem der Reif zu kalt, das Kleid zu dünn ist; von Frau Nachtigall, die lieber ihre Waldfreiheit behalten will, als daß man ihr das Gefieder mit Gold beschneide, die auch guten Rath zu geben versteht; von dem ‚Käuzchen kleine', das bei Nacht so alleine fliegen muß; von der Vogelhochzeit zwischen Nachtigall und Kohlmeise, wo der Wiedehopf vortanzt, der schwarze Rabe Koch und der Kuckuck Kämmerer ist.

Räthsellieder weisen auf die älteste Zeit hin. Meister Traugemund (Dragoman, Dolmetscher), dem 72 Lande kund sind, vereinigt eine Menge in dem nach ihm benannten Liede. Ein Verwandter von Traugemund ist Meister Irregang. Den Räthselliedern nähern sich die

Lieder von unmöglichen Dingen, meist in Zwiegesprächen. Da soll z. B. das Mädchen von Haberstroh spinnen die klare Seide, verlangt aber seinerseits, daß der junge Mann ihr aus Lindenlaub ein neu Paar Kleider schneide. Oder der junge Gesell will wiederkehren, wenn es Rosen schneiet und regnet kühlen Wein. Die Lügenlieder berichten von Lahmen, Blinden und Tauben, die einen Hasen fangen, von dem Land Kurrelmurre (Schlauraffenland), wo die Gänse gebraten fliegen, die Kirchen von Butter sind und darin ein buchsbaumener Pfarrer und ein hagebuchener Küster, die alle Sonntage das Weihwasser mit Knüppeln austheilen. Wunschlieder endlich sprechen vom wilden Falken, vom weißen Schwan, vom kleinen Waldvögelein, deren Gestalt ersehnt wird, oder von Rosendecken, von Lilienblüthen und Muskatblümlein, unter denen man ruhen will.

Die Begebenheiten der Zeit spiegeln sich wieder in den historischen Volksliedern: Schlacht, Fehde, Raubritterthum, Landfriedensbruch nebst Strafe. Sie sind meistens gesungen von einem, ‚der mit dabei gewesen' oder ‚den Reien mitgesprungen hat', oder ‚der dreimal ist in Ungarn gwest, ist allzeit wieder kommen', oder ‚der den Raubrittern nicht ist hold und wünschet allen Schnapphähnen, daß es ihnen so gehen sollt'. Die Schweizer Schlachtlieder wurden bereits besprochen. ‚Der Orden,' der unter dem frommen Kaiser Max aufkam, ‚der durchzeucht alle land mit pfeifen und mit trummen, Landsknecht sind sie genannt', hat lange an seinem Kampfruhm gezehrt. Ein Jahrhundert hindurch sang man das Lied von der Schlacht bei Pavia (1525), das gewiß die ‚frommen' Söhne Georg Frundsbergs in hellem Siegesjubel überall hingetragen haben. Von der Schlacht wird freilich nur Weniges erzählt; am meisten freut sich der Verfasser, daß die ruhmredigen Schweizer im französischen Heere ihren Lohn erhielten.

‚Also habt ir vernummen wol, wie es den schweizern ist ergangen,
Sie heten geschworen einen eid, sie nemen unser kein gefangen,
Sie ruften Maria Gots muter an, das wir ir theten warten,
Ich mein wir haben sie bar bezalt zu Pavia im tiergarten.

Der uns das liedlein neues sang, von neuem hat gesungen,
Das hat gethan ein lantzknecht gut, den reien hat er gesprungen.
Wan er ist auf der kirchweih gewest, der pfeffer ward versalzen.
Man richt ihn mit langen spießen an, mit helleparten geschmalzen.'

Die Fehde des ritterlichen Christoph von Bayern gegen die Abensperger (1485) wurde lange in einem Volksliede besungen, ebenso der unglückliche Zug der Schwaben vor Dorneck (1499), da ‚die Schwaben vor Dorneck einen Häring aßen und darnach erst zu Straßburg trunken'. Die Belagerung der Feste Kufstein und die Hinrichtung ihres Befehlshabers Hans Benzenauer (1505) wurde von einem besungen, ‚der sich

nicht nennen thut; denn er ist auch dabei gewest, und wär er nicht entrunnen, man hätt ihm den Kopf geschorn.' Das Lied wurde gewiß ein Jahrhundert lang durch alle deutschen Lande gesungen. Ebenso verbreitet waren die Lieder vom Lindenschmied, dem Straßenräuber, der zu Baden in der werthen Stadt hingerichtet wurde.

,Was wöll'n wir aber heben an?
Das best, das wir gelernet han,
Ein neues lied zu singen;
Wir singen von einem edelman,
Der heißt Schmied von der Linden.'

Das ist die oft vorkommende Weise, ‚wie der Lindenschmied gesungen wurde.' Ein ähnlicher Landfahrer war der Schüttensamen, der die Nürnberger oft angegriffen und gebrandschatzt hatte, aber von seinem Knechte um sechshundert Gulden verrathen wurde. Die Nürnberger, die bekanntlich keinen hängen, sie hätten ihn denn, vollzogen noch an einem anderen Landstreicher die rächende Strafe,

,Es was ein frisch freier reutersmann,
Der Epple von Geilingen ist er genannt.'

Es werden dann von seinen Streichen gegen die Nürnberger Pfeffersäcke einige erzählt, aber endlich

,Sie fürten in auf den rabenstein,
Man legt im den kopf zwischen die bein.'

Die Wiedereroberung Münsters aus der Wiedertäufer Gewalt brachte ‚ein fromm Landsknecht, der mit an dem Tanz gewesen', in eine niederdeutsche Weise. Die Magdeburger sangen 1551 ein stolzes Lied:

,Magdeburg ist eine schöne statt, ein hochgewehrtes Haus,
komen viel frembder gäste, die wöllen uns treiben aus.
Die gäst und die uns komen seind münch- und pfaffenknecht,
hilf reicher Christ vom himel, daß wir sie machen recht.
In Magdeburg auf der brucken da liegen drei hündelein,
sie heulen alle morgen, kein Spanier lassen sie ein;
zu Magdeburg auf dem markte, da liegt ein faß mit wein,
will in der kaiser trinken ein landsknecht muß er sein.'

Nun reihen sich die balladenmäßigen Volkslieder an. Wer kennt nicht das ergreifende niederdeutsche Lied:

,Et wassen twe künnigskinner,
De hadden enander so lef,
Se konnen to nanner nich kummen,
Dat water was vil to bred.'

Ebenso rührenden Ton schlägt das alterthümliche Lied an: ‚Jt daget in dat osten, de man schint averall.' Hier ist es noch der Ritter, der an der grünen Linde zum Tode verhauen liegt, der Schildknecht,

der durch Ueberbringung der Todesnachricht das Botenbrod verdient, die treue Maid, die dem Erschlagenen mit ihren weißen Händen das Grab macht, mit ihrer hellen Stimme das Todtenamt singt und dann im Kloster verschwindet. In späteren Tagen singt man: ‚Stand ich auf hohem Berge, schaut' in das tiefe Thal'; da vergißt der Ritter sein bürgerliches Lieb, zu spät will er sie mit Gewalt aus dem Kloster holen, oder er kommt nach Augsburg, als man ihr Grab gräbt. — Der Tod eines unschuldigen Knaben wird fürchterlich gerächt (‚Es liegt ein Schloß in Oesterreich'), dagegen erbittet von dem Herrn von Falkenstein eine treue Hausfrau das Leben und die Freiheit des gefangenen Gatten. Nicht so gelingt es in späteren Tagen der Mutter, die vor Hauptmanns Haus zog, um ihren Sohn loszubitten, daß er nicht vor Straßburg, der wunderschönen Stadt, seinen Tod finde. — Rumensattel wird fälschlich als Siegelfälscher angeklagt und verbrannt; Gott, dem er das Urtheil befiehlt, rächt seinen Tod an den Verräthern. — Die von Werner so fatalistisch gewandte alte Geschichte bringt das Volkslied: ‚Es waren einmal zwei Bauernsöhne.' Das Lied von der Judentochter: ‚Es war ein stolze Jüdin' ist aus einer Novelle Arnims bekannt. — In verschiedenen Fassungen findet sich das Lied vom Ulinger, dem alten Blaubart, der elf Bräute ermordet hat, indeß die zwölfte durch ihre Brüder gerettet ward. — ‚Es wohnet Lieb bei Liebe, dazu groß Herzeleid' beginnt ein anderes Lied und erzählt von einer Herzogin und einem edlen Ritter, die durch Täuschung eines Zwergleins den Tod fanden.

Die Reuterliedlein sind zwar nicht immer so ‚fein sauberlich', aber frisch, wohlgemuth, trutzig wie die kühnen Reutergesellen: ‚es kommt ja ein frischer Sommer, darauf ich mein Sach setz.' Dann aber kommt ‚der Reif und auch der kalte Schnee, der thut uns armen Reutern weh; was sollen wir nun beginnen?' Sie kommen ‚für eines Wirthes Haus, da sah das Mägdlein zum Fenster hinaus: So hab ich all die Reuter lieb, um meines Buhlen willen'. Oder die wackere Frau Wirthin drückt dem feinen Reutersmann die Gulden in die Hand, um den filzigen Wirth zu bezahlen. Der Reuter ist natürlich auch verliebt, er schildert dem wackern Mägdelein seine Wohnung ‚auf grüner Haiden, unter einem Baum, daran hängt er Sattel und Zaum'. Aber er hat kein bleibend Quartier, kann treue Lieb nicht bewahren; darum grämt er sich nicht, wenn ihm gekündigt wird, sondern singt: ‚Guckguck hat sich zu Tod gefallen von einer hohlen Weiden.' Das Lieb schrieb einen Absagebrief, ‚das acht ich wahrlich kleine, da sitz ich auf mein apfelgraues Roß und reit wohl über die Haide.' Eher wird der Reuter ‚fuchswild', wenn der Wein theuer ist und der Wirth nicht mehr borgt, oder wenn der Winter ihn gar verschneit hat.

Auch in der Studentenwelt erhielt sich Sinn und Liebe für

volksthümliche Dichtung. Die alten, meist lateinischen Lieder der fahrenden Schüler, die Zech- und Liebeslieder, wie sie die Carmina Burana in ziemlicher Zahl bieten, haben trotz des lateinischen Gewandes doch ein gut deutsches Herz. Fahrende Schüler singen in späteren Tagen den Kleriker an: ‚Ei Pfarrer, lieber Herre, corde jucundo, beweiset eure Ehre sitibundo; ihr seid ein Kron der Ehren, euer Gut das soll sich mehren — date literatis dona pietatis.‘ Wiederum singt der Student: ‚Ach Jungfrau klug von Sinnen, still doch dein Uebermuth, acht nicht so gar geringe das edle Studentenblut‘; er warnt sie vor den Reutern, die nichts können als Sakramentiren. ‚Um Maria Geburt ziehen die Schwalben und Studenten furt‘, das betrauert ein Jungfräulein zu Köln wohl in der Stadt und besingt aus gutem Muth die Vorzüge der Studenten. Die Mutter hat für das Töchterlein einen Kaufmann ausgesucht, aber ‚der Kaufmann soll mich mit Frieden lan, ich will und muß einen Studenten han,‘ freilich ‚keinen Pflastertreter und Trunkenbold, es soll ein freier Studente sein, der etwas hat gestudiret.‘ Ein anderes Lied indeß wissen die Bauern oder in deren Namen die Studenten zu singen:

‚Schlimm Leut seind Studenten, man sagt's überall,
Obwohl sie schon kommen im Jahr nur einmal,
So machen's in's Dorf so viel Unruh und Mist,
Daß uns die erste Woche schon weh dabei ist.‘

Die meisten dieser Studentenlieder gehören übrigens der nachreformatorischen Zeit an. Aelteren Klang hat das Lob des Bursenlebens: ‚Ich weiß ein frisch geschlechte, das sind die Bursenknechte; ir orden steht also: sie leben ane sorge den abend und den morgen, sie sind gar stätlich froh.‘

Ebenfalls einer späteren Zeit gehören die meisten zunftmäßigen Handwerkslieder an: der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied der Schmiede, der Schneider Ruhmlied; rechnen wir auch gleich hinzu die Ehrenlieder der Bauern. Da schmeckt die Poesie schon wieder nach dem Handwerk. Geschäfte und errungene Ehren werden sorgsam aufgezählt und ein allgemeiner Segen und Glückwunsch ausgesprochen: Wohlfahrt dieses Lebens, Gesundheit alle Stund und die schönste Frau der Welt mit vielen tausend Gulden. Dabei treten noch andere Schattenseiten hervor. Weniger bedenklich sind die Spottlieder, die der eine Stand dem andern zusang, obwohl für die Poesie durchweg nur ein geringer Abfall sich ergibt. Der Bauer singt dem Müller zu Trotz und Aerger; er hat ja ‚drei Säck in die Mühle gethan, sind ihm zween wieder kommen‘. Die Leineweber, vorzüglich aber die ehrsame Schneiderzunft, sind den stachlichten Spottgedichten von je ausgesetzt gewesen. Der Schreiberorden, der sich wohl mehr dünkte als die Hand-

werker, muß in einem seiner Glieder: ‚Hainrice Kunrade der Schreiber im Korb' Spießruthen laufen. Handwerksgesellen singen Spottlieder über Meister und Frau Meisterin, vor allem über die stolzen Bürgerstöchter, die ‚keinen Schuster' wollen, sondern einen Edelmann. Diese Liedlein singen solche, die Erfahrungen gemacht haben; andere haben sie ‚verdrungen'. ‚Geh du nur hin, ich hab mein Theil, ich führ dich nur am Narrenseil; ohne dich kann ich schon leben, ohne dich kann ich schon sein!' singt ein Anderer ganz resignirt.

Bei weitem der größte Theil der Volkslieder weiht sich der Liebe, bald in rührender Einfachheit und Tiefe, bald gemischt mit Naturlauten von dem erwachenden Lenz, dem Bäume entlaubenden Herbst, dem Winter mit Reif, von der lieben Frau Nachtigall, von Veilchen und grünem Klee, bald auch von Wanderklängen begleitet, von der Fahrt in fremde Lande, die sieben Jahre dauern soll. Bergreien nennen sich viele von diesen Liedern, weil sie in bergbautreibenden Gegenden entstanden waren oder am liebsten gesungen wurden; andere führen den unserm Ohr anstößigen Namen Gassenhauer, der indeß von anständiger Herkunft ist. ‚Hawen' bezeichnet nämlich nichts anderes als gehen, Gassenhauer sind also Liedlein der auf den Gassen Gehenden; ‚gassatim gehen', ‚gassiren' bezeichnet dann Ständchen bringen. Die Grasliedlein bieten allerdings mehr die Sinnlichkeit und das Leichtfertige in der Liebe.

Hierher sind schon einzelne namenlose Lieder aus der Zeit des Minnegesangs zu ziehen, so die (dem Wernher von Tegernsee zugeschriebene) allerliebste Strophe von dem Herzensschlüsselein: ‚Dû bist mîn, ich bin dîn — des soltû gewis sîn — du bist beslozzen in mînem herzen; — Verloren ist daz slüzzelîn — dû muost iemer dar inne sîn.' Zwei andere Liedlein: ‚Chume, chum, geselle mîn' und ‚Ich wil trûren varen lân' haben ebenfalls ganz den Klang des Volkslieds. Eines der ältesten, von der Limburger Chronik mitgetheilten Volkslieder ist die Nonnenklage: ‚Gott geb ihm ein verdorben Jahr, der mich gemacht zu einer Nonnen'. — Das einfachste, später in manchen Variationen wiederkehrende, mit verschiedenen Zusätzen vermehrte Liebesliedlein verschweigt wie ein Minnesinger den Namen: ‚Dort oben auf dem Berge, da steht ein hohes Haus, darein gehn alle Morgen drei hübsche Fräulein ein. Die erste ist mein Schwester, die andre ist mir gefreundt, die dritte die hat keinen Namen, die muß mein eigen sein.' Oder: ‚Mit Lust thät ich aus reiten In einen grünen Wald.' Das Mühlenrad wird als poetisches Motiv gern herangezogen: ‚Da unten in jenem Thale, da treibt das Wasser ein Rad, das treibt nichts als die Liebe, vom Abend bis wieder am Tag. Das Mühlrad ist verbrochen, die Liebe hat ein End; und wenn zwei Liebe sich scheiden, reichen sie einander die Händ.' — ‚In meines Buhlen Garten, da stehn zwei Bäume=

lein, das eine das trägt Muskaten, das andere Nägelein. Muskaten die sind süße, Nägelein die sind gut. Der einen lieben Buhlen hat, der trägt einen frischen Muth.' — Wiederum träumt der Liebende, daß er in der Liebsten Garten liege und es schneie über ihm; ‚und da ich nun erwachte, da war es aber nicht; es waren die rothen Röslein, die blühten über mich.' — An das Liebesgebiet kaum anstreifend erfreut sich des reinen Naturgenusses das weit verbreitete Lied: ‚Herzlich thut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit.' Die Blümlein führen aber immer wieder in der Liebe Land: ‚Sie gleicht wohl einem Rosenstock, darum geliebt sie mir'; sie ist das ‚Röslein auf der Haiden, so züchtig, fein bescheiden'. Aber nun die harte Trennung — ein in endlosen, zarten und schwermüthigen Tönen aushallendes Motiv. ‚Ach Gott, wie weh thut Scheiden, hat mir mein Herz verwundt; so trab ich über die Haiden und trau'r zu aller Stund. Het mir ein Gärtlein bauen (gebaut) von Veil und grünem Klee, ist mir zu früh erfroren, thut meinem Herzen weh.' — ‚Entlaubet ist der Walde gen diesen Winter kalt; beraubet ward ich balde meins Liebs, das macht mich alt' — oder ‚Innsbruck ich muß dich lassen' — oder ‚So wünsch ich ihr ein gute Nacht, bei der ich war alleine'; vor allen aber singt den Trennungsschmerz das in unzähligen geistlichen und weltlichen Umdichtungen wiederkehrende Lied: ‚Ich stund an einem Morgen.' Die zartesten Töne schlagen die noch nicht ganz verklungenen Strophen an: ‚Warum bist du denn so traurig? Bin ich aller Freuden voll. Meinst ich sollte dich vergessen? Du gefällst mir gar zu wohl. Saßen da zwei Turteltauben, saßen da auf grünem Ast; wo sich zwei Verliebte scheiden, da verwelket Laub und Gras. Laub und Gras das mag verwelken, aber treue Liebe nicht. Kommst mir wohl aus meinen Augen, doch aus meinem Herzen nicht.' Jünger ist das: ‚Morgen muß ich fort von hier.' — Getrennt von der Lieben singt die Sehnsucht: ‚So viel Stern am Himmel stehen'; der Tannenbaum mit seinen treuen Blättern ist das Sinnbild der ewig grünen Liebe; Frau Nachtigall, das kleine Waldvögelein, wird als Bote ausgesandt; wenn aber der Liebste ‚ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt', flög er selbst hin. So mag die Liebe ‚dauern sieben Jahr und noch viel mehr, die Liebe nimmt kein Ende mehr'. — *Untreue* ist ein neues Motiv: ‚Ich hört ein Sichlein rauschen, wohl rauschen durch das Korn; ich hört ein Mägdlein klagen, sie hätt ihr Lieb verlorn.' Der Knabe kehrt heim, wenn sich der liebe Sommer angeht und blühen die Rosen im Garten. Da hat die einstige Geliebte schon längst einen Mann; der eifersüchtige Knabe stößt ihr das Messer so fein und spitz in's Herze; das Goldringelein zieht er von ihrer Hand und wirft es in fließend Wasser, daß es hinschwimme zur tiefen See. Oder: ‚Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Aest,' dann

aber: ‚Und als ich wieder kam zu ihr, verdorret war der Baum; ein andrer Liebster stand bei ihr — o du verwünschter Traum!‘

Aus den Jägerliedern, die meist muntere Noten blasen von dem Jäger, der da wollte jagen drei viertel Stund vor dem Tage ein Hirschlein oder ein Reh, oder von dem Jäger aus der Kurpfalz, blickt noch einmal, freilich fast unkenntlich, die alte Sage hervor von dem Waldfräulein, das selbst die raschen Hunde nicht erreichen können. — Im 16. Jahrhundert war eine beliebte Weise: ‚Es taget vor dem Walde, stand auf, Ketterlein!‘ Auf Herzog Ulrich von Würtemberg (1510) wird das feine Liedlein zurückgeführt: ‚Ich schell mein Horn in's Jammerthal, mein Freud ist mir verschwunden.‘

An Trinkliedern ist kein Mangel, indeß auch kein so arger Ueberfluß, als man vielleicht bei dem weltberühmten deutschen Durst, insbesondere aber bei einem Durst des 16. Jahrhunderts, anzunehmen geneigt sein möchte. Der Jubel geht meist über die erlaubte Lebenslust nicht hinaus. Zu Fischarts Zeiten sang man in verliebter Weise: ‚Den liebsten bulen, den ich han, der ligt beim wirt im keller; er hat ein höltzins röcklin an und heißt der Muskateller.‘ Die Parallele mit dem Wasser lag so nahe als in unsern Tagen: ‚Man sagt wohl, in dem Maien, da sind die Brünnlein gesund; ich glaub's nicht bei mein Treuen; es schwenkt einem nur den Mund und thut im Magen schweben, drum will mir's auch nicht ein; ich lob die edlen Reben, die bringen uns guten Wein.‘ Die Weinschmecker kennen natürlich auch die guten Lagen: ‚Zu Klingenberg am Main, zu Würzburg an dem Stein, zu Bacharach am Rhein, hab ich in meinen Tagen gar oftmals hören sagen, soll'n sein die besten Wein'.‘ Die munteren Gesellen, die sich ohne Arg und Verachtung Schlemmer nennen ließen, sangen von einem neuen Orden, den sie gegründet, dem stracken Gegentheil des Karthäuserordens; sie wählen einen Abt, der zu Halben und zu Vollen trinkt, und die dann nicht nachkommen aus dem Orden stößt; sie wünschen den Fuhrleuten allen, die gen Frankfurt fahren, daß ‚Gott sie hab in Hute und Maria die viel gute sie allezeit wöll bewahren.‘ Im Joachimsthal, wo ‚man gut Bier schenkt‘, da erhebt sich ein Turnier, ‚und wenn man in die Schranken reit, so gilt es: welcher leit (liegt), der leit.‘ Da ist der Wahlspruch: ‚Schling das Bier und kau es nicht!‘ Leichtsinniger noch ist das Schlemmerlied in Bruder Veits Ton: ‚Wo soll ich mich hinwenden, ich dummes Brüderlein?‘ Was der leichte Vogel heut verzehren sollte, ist gestern schon verthan; ja hätte er den Zoll am Rhein und Venedig dazu, es wäre all' verloren, es müßt verschlemmet sein. — Wie solche Liedlein entstanden, davon erzählt Jörg Wickram eine artige Anekdote. Der Musikus Nik. Grünewald hatte bei Gelegenheit des Reichstages zu Augsburg (1530) ‚so wacker gedempft und gezecht, daß

sein Geld alles in nasser Waar und guten Bißlein dahingegangen war'. Der Wirth belegte ihm den Mantel mit Beschlag; da wandte Grünewald sich an den edlen Herrn Fugger mit einem selbstgemachten Liedlein nach der Weise: ‚Ich stund an einem Morgen,' das des Dichters Noth und Wünsche deutlich darlegte. Herr Fugger verstand alsbald seine Krankheit, errettete ihm seinen Mantel und schenkte ihm eine gute Zehrung dazu; da sang der lose Vogel: ‚Ade du laufiger Wirthe, ich komm dir nimm in's Haus.' Das Lied aber wird gewiß mancher ‚nasse Knabe' nachgesungen haben. Auch künstliche Strophenformen widerstreben dem Weinlied nicht: ‚Wein, Wein, von dem Rhein, lauter, klar und fein, dein Farb gibt gar lichten Schein, als Krystall und Rubein. Trink, gut Ketterlein! Machst rothe Wängelein; du sühnst, die allzeit pflegen feind zu sein, den Augustein und die Beghein, ihnen beiden scheiden kannst du Sorg und Pein, daß sie vergessen Deutsch und auch Latein.'

Die Neidharte seien im Vorbeigehen erwähnt, jene Lieder, welche die von Trunk und Tanz nicht immer zu trennenden Raufereien zum Gegenstand haben. Eines der bekanntesten und späterhin noch mehrfach umgesetzten beginnt: ‚Von üppiglichen Dingen so will ich heben an.' — Tanzlieder kommen erst mit dem 16. Jahrhundert auf und werden nach ihren welschen Weisen ‚Galliarden' genannt. — Häusliche Scenen, häufig Folge des Schlemmerlebens, oft auch von bösen Weibern veranlaßt, bringen neue Lieder; am Rhein, wo die Todtentänze eben in Aufnahme gekommen waren, wird der Tod von Basel angerufen, um die Alte fort zu holen. Das böse Weib aber setzt der Unzufriedenheit des Mannes die Liedesworte entgegen: ‚Und hast du mich genommen, mußt du mich wahrlich han.'

Politische Lieder treten zuerst noch vereinzelt und bescheiden auf; in dem gährenden 16. Jahrhundert werden sie rücksichtslos, derb, widrig. Im Thüringerland sang man früh ernste Strophen auf Herzog Wilhelm von Sachsen: ‚Wo der Geier auf dem Gatter sitzt, da gedeihen die Küchlein selten; Es dünkt mich fürwahr ein seltsam Narrenspiel, welcher Herr seinen Räthen gehorcht zu viel, muß mancher arme Mann entgelten.' In andern Liedern spricht sich bald der Groll gegen den raubenden Adel, bald gegen die reich und üppig gewordenen Städte (‚Jubileus ist uns verkündt'), bald gegen die unruhigen Bauern aus, denen man die im Bauernkrieg errungenen Niederlagen von Herzen gönnt. Kaiser Karl V., mit großem Jubel empfangen, kann bald den Spottliedern nicht entgehen (‚Es geht ein Butzemann im Reich herum').

Ein weiter Abstand ist freilich von den politischen zu den Kinderliedern, die wir einer eingehenden Betrachtung nicht unterziehen wollen, obgleich ihnen einiges poetische und historische und viel mythisches Interesse inwohnt. Von mehr localer Bedeutung sind die zum Theil sehr alten

Kirchspielslieder (Kaspellieder), meist in witziger Weise die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dorfschaften vorführend und gelegentlich verspottend. Erwähnung verdient noch das St. Jakobslied, durchaus nicht geistlichen Inhalts, sondern nach Wanderer Weise die Wallfahrtserlebnisse vorführend. ‚Wer das Elend bauen (in fremdes Land ziehen) will, der bedarf wohl zwei Paar Schuh, eine Schüssel und eine Flasche, einen breiten Hut und einen Mantel wohl mit Leder besetzt, Sack und Stab und — daß er gebeichtet sei.' So ziehen wir durch's Schweizerland; im welschen Land geht's schlimmer, ‚die sind uns Brüdern unbekannt', und dann in der Armengeckenland, da gibt man uns nichts als Apfeltrank. Dagegen Langedocken und Hispanierland, das loben wir Brüder alle. Fünf hohe Berge liegen im welschen Land; der erste heißt Runzeval, da werden einem die Backen schmal, und auf den andern kann man sich mit Steigen das Himmelreich verdienen. Es folgt dann die Mär von dem bösen Spittelmeister zu St. Jakob, der vierthalbhundert Brüder vergiftet hat, bis der Hispanierkönig verkleidet seine Bosheit erfuhr und ihn zu Burgos kreuzigen ließ. Von St. Jakob hat man noch vierzehn Meilen zu einem Stern heißt Finster (Finisterre).

Von der Reformation an bietet das Volkslied nur einzelne erquickliche Oasen in der weiten Wüste der durchweg parteiischen historischen, der unwürdigen politischen und der rohen gesellschaftlichen Lieder. Gedichtet wurde viel im Volkston; ja als ob diese Töne nicht ausreichten, man parodirte bekannte Kirchenweisen, und so wurde auf Gustav Adolph gesungen: ‚Wie schön leucht uns der Mittnachtstern', auf Tilly: ‚Durch Tilly's Fall ist in Grund verderbt das ganz liguistisch Wesen', und im Elsaß: ‚Mitten wir im Elsaß sind mit Unglück umfangen'. Außerdem grollt der Liedersturm gegen das Interim mit dem Schalk hinter ihm, gegen Herzog Heinrich von Braunschweig (‚Es bleibt das alte Sprüchwort wahr, es lauft kein toll Hund sieben Jahr'), gegen den Landfriedensbrecher Grumbach, gegen den Winterkönig in Böhmen, gegen Jesuiten, gegen den tapfern Holk, gegen Kipper und Wipper, ‚was das für Vögel sein'. Viele von diesen spätern Liedern werden wie Eintagserscheinungen vorübergegangen sein [1]. Ein echtes Volkslied wurde Dachs ‚Aennchen von Tharaw', sodann das Lied von Prinz Eugen dem edlen Ritter. Mit der ganzen Macht des alten Volksgesanges griff in späteren Tagen das Lied: ‚Schier dreißig Jahre bist du alt' um sich.

Die ältesten Volkslieder erhielten sich nur durch Tradition, daher die Abweichungen im Text und die Aufnahme von Strophen aus andern ähnlichen Liedern. Seit die Buchdruckerkunst allgemeiner geworden war,

[1] Wellers Annalen der poetischen Literatur der Deutschen. 2 Bde. Freiburg 1862. 64.

erschienen die Volkslieder auf fliegenden Blättern in Nürnberg (bei Jobst, Christoph, Friedrich Gutknecht, Hans oder Kunegund Hergot), in Augsburg, Basel, Zürich, in Magdeburg und Lübeck (bei Johann Balhorn). Die Beziehungen der Gelehrten und Geistlichen zum Volksgesang waren äußerst verschieden, bald moralisch verwerfend ‚wegen schandbarer possen, übeler anlegung der zeit und singen bis zu blutigen köpfen', dann auch wohl freundschaftlich wegen der anmuthigen Liedlein, oder moralisch billigend, ‚als wodurch viel unnütz Geschwätz und Zutrinken verhindert werde'. Bedeutende Componisten, wie Ivo di Vento und vor allen Orlandus di Lassus, setzten viele Volksgesänge mehrstimmig, besonders in fünf Stimmen, als: Tenor, Contratenor, Diskant, Bassus, Vagans.

Fast zweihundert Jahre lag der Schatz des Volksgesanges, unbekannt den Gebildeten, unbenutzt von Dichtern, verachtet von Literaten. Da machte zuerst Herder auf denselben aufmerksam [1], nachdem man in England bereits einen großen Theil des verschütteten Gebietes neu ausgegraben (Percy). Nicolai, der Buchhändler, verspottete das Volkslied in sich selbst [2], während Göthe und Bürger, freilich in verschiedener Weise, dasselbe auf ihre Gedichte einwirken ließen. Den Romantikern Arnim und Brentano war es vorbehalten, dem Volkslied die gebührende Stelle zu erringen; es mochte damals wohl nur möglich sein, indem die Herausgeber als geschmackvolle Dichter sich hie und da Aenderungen an den alten Texten gestatteten [3]. Ludwig Uhland und Hoffmann von Fallersleben haben dann mit deutschem Fleiß und feinem Takt die echten Texte nach Möglichkeit hergestellt [4], während andere Sammlungen Altes und Neues oder Volks- und Meistergesang unterschiedslos geben [5] oder nur einzelne Gegenden berücksichtigen [6]. Von den neueren Dichtern hat

---

[1] Volkslieder in Herders Werken zur Literatur. Bd. 4. Leipz. 1778. 79.

[2] Eyn kleyner feyner Almanach voll schönerr echterr lieblicherr Volksliederr von Daniel Seuberlich. 1777. 78.

[3] Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von A. v. Arnim und Cl. Brentano. Heidelbg. 1806. 3 Bde. Charlottenbg. 1845. 4 Bde.

[4] Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder von L. Uhland. Stuttg. 1844. — Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts von H. von Fallersleben. Leipz. 1844.

[5] Sammlung von K. Simrock. Frankf. 1851. — Die Volkslieder der Deutschen von Erlach. Mannheim 1834. 5 Bde. Sammlung von Mittler. Leipz. 1846.

[6] Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens von Meinert. Wien 1817. — Schlesische von H. von Fallersleben. Leipz. 1842. — Die in Dialekten gesungenen in Firmenichs Völkerstimmen. — Historische Volkslieder auf Befehl des Königs Max II. von Bayern gesammelt von Liliencron und Frommann. Bis jetzt 2 Bde. Leipz. 1865 ff. — Uhlands Abhandlung zu den Volksliedern, herausg.

Schiller umsonst nach der Weise des Volksliedes geforscht, Claudius und Fr. Schlegel sie verfehlt, W. Müller streift nahe daran, Uhland, Hauff, Eichendorff und H. von Fallersleben haben den rechten Ton ganz wieder gefunden.

VII. Volksbücher.

‚Wie Windes Wehen, wie Kindes Lallen ist ihr Reden, das Ohr horcht den wundersamen Klängen, dem inneren Sinn ist ihr Verständniß gegeben.' Görres.

Es ist bereits früher hervorgehoben worden, daß unsere schönen Nationalsagen vom Volke dauernd getragen, von dem einen Zeitraum durch ungünstige Verhältnisse hindurch in bessere Zeiten gerettet und mehr oder weniger von volksthümlichen Sängern in die letzte uns noch zugängliche Sangesform gebracht wurden. Den fremden französischen, bretonischen oder morgenländischen Stoffen, wie höfische Dichter sie einführten, hielt sich das Volk im Ganzen fern; nur Einzelnes konnte seinen gesunden Sinn auf die Dauer befriedigen und so bei ihm heimisch werden. Auch aus der Geschichte bewahrt der Volksmund in seinen Erzählungen nur die mit einem gewissen poetischen Nimbus bekleideten Personen, nur einzelne durch Tradition und stetes Hin- und Herwandern zwar geschichtlich getrübte, dichterisch aber verklärte Begebenheiten. Man kann dem Volke nicht bieten, was man eben will; die Nation, sagt Görres, ist nicht einem todten Felsen ähnlich, dem der Meißel willkürlich jedes Bild eingraben kann, es muß etwas ihr Zusagendes in dem sein, was man von ihr aufgenommen wissen will; ein dunkler Instinkt für das Gute ist keiner Creatur versagt, und damit fühlt sich leicht was gut und gedeihlich, was schädlich und giftig ist heraus; und kräftig und ohne sich zu besinnen stößt die Menge Alles ab, vor dem dieser dunkle Trieb sie warnt. Diese abstoßende, ausscheidende Kraft des Volks, die vielfach als Eigensinn und Störrigkeit ausgelegt wurde, zeigt sich in den Erzählungen durch Vernachlässigung bestimmter Richtungen, durch Entfernung und Ersetzung einzelner Partien, durch Uebertragung brauchbarer Züge aus sonst verschmähten Dichtungen in andere der Aufnahme gewürdigte Bücher. Indeß ist auch des Volkes Sinn nicht wie ein wandelloses Urgebirge; langsamer freilich, aber eben so sicher wie der Einzelmensch, schreitet die Nation voran oder zurück, ändert und wandelt

---

von Pfeiffer. Stuttg. 1866. — Ambraser Liederbuch (von 1582), herausg. von Bergmann. Stuttg. 1845. — Antwerpener Liederbuch (von 1544), herausg. von H. von Fallersleben. Hann. 1855. — Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg 1867.

sich. Dem Charakter des Volkes werden also auch seine Lieblingsbücher entsprechen; Erzählungen, Sagen, Schwänke, Lieder, Scherz und Ernst werden die Zeit nicht verläugnen können, die ihnen Leben und Pflege gab.

Das 15. Jahrhundert sah die eigentlichen Volksbücher entstehen, es löste die Heldensagen in Prosa auf, heftete die losen Anekdoten an einen bestimmten Träger, nahm die eben erfundene Buchdruckerkunst zu Hülfe und brachte in solcher Weise die Helden-, Liebes- und Schwankbücher in die Familien hinein. Gelesen und zerlesen, wurden diese Bücher in immer neuen Auflagen auf Märkten und Kirmessen feil geboten; ihre ewig frische unverwüstliche Jugend zeigte denn auch wohl das Titelblatt: ‚gedruckt in diesem Jahre'. Holzschnitte, so roh nur immer die Wiegenzeit der Holzschneidekunst sie liefern mochte, Druckpapier der grauesten und rohesten Sorte, Typen, die keinen Fortschritt der edlen Buchdruckerkunst ahnen ließen, zeigten die Eigenthumsrechte des Volkes an diesen Büchern unwidersprechlich. Wir haben ja selbst in unserer Jugend diese Bücher auf Jahrmärkten gekauft, heimlich verschlungen, vorgelesen und nacherzählt. Erst Görres, eine der tiefsten poetischen Naturen Deutschlands, hat im Jahre 1807 auf den Kerngehalt dieser Volksbücher aufmerksam gemacht und ist so seinen Freunden Arnim und Brentano zur Seite gegangen. Seine noch immer werthvollen Erörterungen glänzen im Lichte der reinen, edlen Begeisterung und entzücken durch die Blüthe der ihm eigenthümlichen Sprache. Schwab, Marbach, vor Allen aber Simrock haben durch geschmackvolle Erneuung dieser Volksliteratur sich Verdienste erworben [1].

Von dem halbheidnischen Urgebirge der Nibelungen ist fast nur eine einzige Felsenzacke, die wilde Kraft des hörnernen Siegfried, übrig geblieben, aber nicht mit den im Nibelungenliede besungenen Abenteuern, sondern mit seiner Jugendgeschichte, die auch ein schon besprochenes Gedicht in schmucklosen Umrissen vorführt.

Aus der bretonischen Sage hat der Niederschlag hauptsächlich zwei Volksbücher entstehen lassen. Wigalois, der Ritter vom Rade, beschäftigte durch seine bunten, mannigfaltigen, wenn auch zwecklosen Aben-

---

[1] J. Görres, die teutschen Volksbücher; nähere Würdigung der schönen Historien, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Heidelbg. 1807. — G. Schwab, Buch der schönsten Geschichten und Sagen. Stuttg. 1836. 2 Bde. (Enthält: Siegfried, Magelone, Hirlanda, Genovefa, Griseldis, Robert der Teufel, Schildbürger, Kaiser Octavian, Haimonskinder, Melusine, Herzog Ernst, Fortunat.) — Volksbücher, herausg. von G. O. Marbach. Leipz. 1838 ff. (Enthält zugleich die den alten Drucken möglichst nachgeahmten Holzschnitte.) — Deutsche Volksbücher; nach den echtesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Berl. und Frkf. 1839 ff. 13 Bde. Die folgenden sollen F. Liebrechts Untersuchungen über die Volksbücher bringen.

teuer die verlangende Phantasie des Volkes, wie dreihundert Jahre früher Wirnt von Gravenberg mit denselben Zauberdingen seine höfischen Zuhörer ergötzt hatte. Und wie hätte man das liebende Paar aus Artus' Kreise vergessen können! ‚Hie hebt sich an die historie Herren Tristants vnd der schönen Ysalden, welche historie gar kurtzweilig zu lesen ist', so sagt das Titelblatt der alten Ausgaben des Volksbuches. Es ist nicht aus Gottfried von Straßburg geflossen, ‚ein Meister in Britania hat zuerst von dieser Historien geschrieben und hat nachmals sein Buch geliehen einem, der hieß Filhart von Obret (Eilhart von Oberge), der hat es danach in Reimen beschrieben. Aber von der Leut wegen, die solcher gereimter Bücher nicht Gnad haben, habe ich Ungenannter diese Historie in die Form gebracht'. Das Volksbuch wünscht, daß Niemand etwas anderes aus ihm lerne, als wie auch bei so herrlichen Menschen sinnliche, unheilige Liebe zu nichts führt als zu Jammer und Noth und zu einem kläglichen Ende. Möge Gott ihrer Seelen walten und um ihrer Treue willen ihnen ihre Missethat vergeben.

Der Kerlingische Sagenkreis bot in den wunderbar erfundenen ‚Haymonskindern' eine Erzählung, wie geschaffen für die Volkslektüre. Auf der einen Seite ein reckenhafter Held, der zum deutschen Heiligen wird, drei gleich gesinnte Brüder, die Fülle der organischen Kraft in Roß Bayard, die Zauberkunst endlich in Malegys; wer mag diesem Bunde widerstehen können? Die ganze Welt nicht, und darum steht auf der anderen Seite der gewaltigste, aber hier ohnmächtige Kaiser Karl mit seinen Rittern und Knechten, ja mit dem ganzen fränkischen Reiche. — Sodann aber, den Kerlingischen Kreis nur schwach streifend, ‚eine schöne und kurzweilige Historie von dem Kaiser Octavian, seinem Weib und zweien Söhnen, wie die in das Elend verschickt und wunderbarlich in Frankreich bei dem frommen Könige Dagobert wiederum zusammen gekommen sind'. Welch' reiche Stofffülle, im Hintergrund römischer Kaiser und Reich, sodann Kreuzfahrt und heiliges Land, im Bilde selbst Kampf und Sieg gegen die ‚heidnischen' Schaaren der Mohammedaner, Entführung und Bekehrung von Sultans Töchterlein, Wiederfinden in Glück und Ehre nach langer, vom Neid herbeigeführter Trennung. — Abermals mit den Karlssagen in Verbindung stehend erscheint der Riese Fierabras aus Hispanien, der ein Heid gewesen, dessen Wunden heilenden Balsam bekanntlich Don Quixote aus seinen Ritterbüchern kennen gelernt hatte und zur ergötzlichen Plage des treuen Stallmeisters nachmachte. — Waren diese Sagen zunächst aus französischer Quelle geflossen, die indeß schon früher auf deutschen Boden geleitet war, so wurde auch der spätere Hugo Capet für die Volkssage ein beliebter Held, und seine wunderbare Geschichte aus dem Französischen in's Deutsche übertragen: ‚ein liebliches Lesen und eine wahr-

haftige Historie, wie einer der da hieß Hug Schapler und aus Metzgers Geschlecht, ein gewaltiger König zu Frankreich ward durch seine große ritterliche Mannheit; und als die Geschrift sagt, ist er der nächste gewesen nach Carolus Magnus Sohn, König Ludwig.' Wohl mochte eine solche Erzählung den dauernden Beifall des Volks finden, das selbst den Unterschied der Stände wegzuräumen und den niedergehaltenen Bürger- und Bauernstand neben die bisher bevorzugten ritterlichen Stände zu setzen suchte.

Die Helden aus der deutschen Geschichte, die im Sagenschmuck gehoben erscheinen, werden von den Volksbüchern durchweg mit des Orients Wundern und den Thaten der Kreuzzüge in Verbindung gebracht. Da ist zunächst Friedrich, ‚den die Welschen wegen seines langen rothen Barts Barbarossa nannten'; ihm wird die heilige Stadt Jerusalem zu Theil, gegen die Könige von Frankreich und England zieht Herzog Eckhart von Bayern zu Hülfe und wirft seinen Bundschuh als Banner auf; durch des Papstes Verrath fällt der Held in des Sultans Gefangenschaft; nachdem dieser Verrath bestraft worden, wird der deutsche Fürst in den Berg entrückt. — Aber auch sein langjähriger Mitkämpfer und späterer Gegner, Heinrich der Löwe, theilt sich friedlich in den Sagenruhm des großen Lehensherrn. ‚Das Buch', sagt Görres, ‚ist ganz im Geiste der altsteinernen Ritterbilder, die auf den Grabmälern mit gefaltenen Händen knieen, während oben aufgehangene Straußeneier und Greifenklauen von den Thaten der Gestorbenen im heiligen Land als stumme Zeugen mimisch Zeugniß geben, und ein gothisch Bogenwerk, wie ein Gewächs aus dem wunderbaren Drachen- und Greifenlande, dasteht und als eine Laube die Schlafenden umschattet, während die großen altfränkischen Messingbuchstaben der Inschrift von dem feuchten Hauch getrübt erdunkeln und das Gedächtniß der Thaten, die man ihnen anvertraut, sich wirrt und erblaßt und die Wahrheit am Metall in Farben erglühend wieder zur Fabel wird.' — Und wie hätte das Andenken an Herzog Ernst vergehen können, an den zuerst mit den Reinoldsmäßigen Kämpfen gegen seinen Lehensherrn Otto den Rothen die ganze Kunde von den Wundern des Orients sich angeheftet hatte? Das war ja gleichsam ein nicht alterndes poetisches Handbuch der Geographie für den Hausgebrauch des deutschen Volkes, ein Panorama der Kreuzzüge von geistlichem und weltlichem Standpunkt aus für alle Jene, die nicht in der glücklichen Zeit dieser Kreuzfahrten geboren waren. — Und sollte auch ein Herzog Ernst noch nicht Alles gesehen und gehört haben, John Maundeville, ein Doctor der Arznei aus St. Albans in England, hatte ja vom Jahre 1322 bis 1355 die orientalischen Wundergegenden durchreist und das Erlebte für seine Zeitgenossen niedergeschrieben. Ein Domherr von Metz, Otto von Diemerungen, machte

diese Reisebeschreibung seinen Landsleuten zugänglich. Für das Volk aber wurde daraus ein Ritter Montevilla geschaffen, der den früheren Marco Polo verdrängte, die Wunder Asiens erschloß und sie durch häufige Einflechtung des Helden Ogier aus dem Kerlingischen Sagenkreise und durch gelegentliche Einfügung ursprünglich deutscher Sagen in fortdauernder Beziehung zu seinen deutschen Lesern erhielt.

‚Wie aus festem Kiesel schlug die feste Kraft im Norden den Funken der Poesie hervor, von selbst aber strömt sie im Süden freiwillig sich entladend aus' (Görres). Sage an Sage knüpft die Geschichte von den sieben weisen Meistern; in immer neuen Auflagen, zuweilen auch unter Abwechselung und Erneuung der eingeflochtenen Geschichten, wanderte das beliebte Buch durch die Hände des lesebegierigen Volkes. — Die Feenwelt des Orients aber mit ihren Elementargeistern, die über Erde, Luft, Feuer und Wasser gebieten, weht wie eine leichte Luftspiegelung, die jeder Hauch phantastisch wandelt, in dem unschätzbaren Schloß der Höhle Xara, das den Besitzer des höchsten Glückes theilhaftig macht, aber eben deßhalb die sorgfältigste Hut erheischt.

Im Abendlande durchkreuzt ein christlicher Gedanke diese Feensagen: die heidnische Schönheit der Wunderjungfrau soll durch liebevolles Hingeben an einen edlen Mann der dämonischen Umgebung entzogen und der Segnungen des Christenthums theilhaftig gemacht werden. So klingt es uns entgegen aus einem der ältesten Volksbücher, der ‚abenteuerlichen Historie von einer Frauen, genannt Melusina, die eine Meerfei und dazu eine geborene Königin war'. Menschlicher Vorwitz verscheucht diese liebenswürdigen Wesen elbischer Natur; doch mütterliche Liebe besiegt selbst das unerbittliche Gesetz jener Geisterwelt; wie die dahingeschiedene Wöchnerin nach mancher Lokalsage, so nährt Melusina noch ihre zurückgelassenen Kinder und schwebt als schützender, mahnender Geist über jenen, denen irdische Liebe sie einst verband. So erinnert uns dieses Volksbuch wiederum an die liebliche Geschichte von dem Schwanenritter, die ihrerseits wieder unsern Blick zurück lenkt auf die mittelalterlichen Gralsagen.

Ein Wunderbuch anderer Art, in welchem die übernatürlichen Gaben nur zu Reichthum und Wohlleben hinführen, ist Fortunatus mit seinem Zauberseckel und seinem Wünschhütlein. In Cypern, England und Flandern hauptsächlich umhergetrieben, von Menschenhülfe verlassen, findet der Günstling Fortuna's im Schlafe sein Glück. Wohl muß der schlafende Mensch dem Glücke ein wohlgefälliger Anblick daliegen. Und nimmer erscheinen die Götter allein; dem glücklichen Besitzer des Zauberseckels wird auch das Hütlein zu Theil, das augenblicklich je nach Wunsch seinen Besitzer versetzt. Natürlich erfordern die kostbaren Glücksgaben treue Hut und können, verloren, nur in schwerem Kampfe wieder er-

rungen werden. Die Heimat dieser Wundersage scheint Spanien zu sein; in den Pyrenäen empfingen die Rolandsknappen von der heidnischen Alten ähnliche Gaben. Aus der heidnischen Zeit hat sich noch ein Kobold auf christlichen Boden geflüchtet, Bruder Rusch oder Rausch, ein neckischer Poltergeist, der in Schalksnarrenstreichen sich gefällt, zu deren Durchführung er sich ein verweltlichtes Mannskloster ersehen hat. Aber die verwandelte Zeit hat den heidnischen Spätling zum Teufel gemacht, der in Menschengestalt sieben Jahre im Kloster dient, bis er, von seinen Collegen, den in einem hohlen Baum versammelten Teufeln, verrathen, von dannen scheiden muß. Die Sage weist nach England als ihre Heimat hinüber.

Das alte, nie ausgesungene Thema der höfischen Poesie, Liebe und Liebestreue, Trennung und Wiederfinden, Verkennung und Versöhnung, ist natürlich auch von den Volksbüchern nicht ausgeschlossen. Wie ein Nachklang des edelsten Minnegesangs erscheint die ‚fast lustige und kurzweilige Historie von der schönen Magellone', die um Liebe Alles ließ, sich dann aber von der Liebe verlassen sah und in treuer Ergebung ausharrte, bis das Geschick versöhnt war. — Ein anderes Buch vermeldet ‚eine schöne und liebliche Historie von dem edlen und theuren Ritter Galmy aus Schottland und von seiner züchtigen Liebe, so er zu einer Herzogin getragen hat'. — Die früh aufblühende, lange knospende Liebe von Flos und Blankflos war durch die Hände des italienischen Novellisten Boccaz gegangen und wurde dem deutschen Volke wieder geboten als ‚eine gar schöne neue Historie der hohen Liebe des königlichen Fürsten Florio und von seiner lieben Biancessora'.

Viele Unterhaltungsbücher wurden, wie früher die Stoffe der höfischen Epiker, aus dem welschen Lande herüber geholt. Fürstinnen sammelten bekanntlich in Frankreich Sagen und fabliaux; Fürstinnen übertrugen französische Romane in die deutsche Zunge. Eleonore von Oesterreich schöpfte aus französischem Romane die Historie ‚von dem edlen Königssohn auf Galicia genannt Pontus, auch von der schönen Sidonia, Königin auf Britania'. Margaretha, Herzogin von Lothringen, verfaßte in italienischer Sprache den Lother und Maller; ihre Tochter Elisabeth, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, übersetzte ihn sammt dem Hug Schapler in's Deutsche. Aus französischer Quelle stammte der Ritter vom Thurn, ein Exempel der Gottesfurcht und Ehrbarkeit; ferner Herpin, ‚der weiß Ritter, wie er so getreulich beistund Ritter Leuwen, des Herzogen Sohn von Burges, daß er zuletzt ein Königreich besaß'. Dagegen müssen wir die Abstammung der viel gelesenen Griseldis, des rührenden Beispiels von großer Stätigkeit, in Italien aufsuchen. Die letzte Erzählung in Boccaccio's Decamerone vom Markgraf Walther von Saluzzo wurde durch Petrarca in's Latei-

nische und daraus von unbekannter Hand früh in's Deutsche übertragen und bereits 1471 gedruckt. Aus lateinischer Quelle stammt die abenteuerliche Geschichte von König Appollonius, ‚wie er, von Land und Leuten vertrieben und verjagt, Schiffbrüche und mancherlei Unglück und Elend erduldet und doch zum letzten wieder in sein Land gekommen ist'.

Das Gemüth des Volkes will indeß auch in ähnlicher Weise für seine religiösen Bedürfnisse gesorgt wissen. Hier war in der kirchlichen Legende reiche Nahrung geboten, die duftigsten Blumen waren früher bereits zu poetischen Kränzen gewunden; in den Legendensammlungen, den Lebensgeschichten der lieben Heiligen, war die kirchliche Seite vertreten; das Volk aber, wie es das Kirchenlied sich mundgerecht machte, gestaltete sich auch die Legende nach seinem Geschmacke. Da ist denn zunächst unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch, zwar entstanden aus den schon von Papst Gelasius verworfenen apokryphen Evangelien, aber in Wahrheit eine wunderliebliche Idylle in der Religion, die nur roher Sinn und Fanatismus den Händen des Volks entrissen haben würde. Dazu kam dann der hl. Gregorius auf dem Stein, Bild der Sünde im Uebermaße, zugleich tröstendes Vorbild der Buße und Verzeihung. Nie alternd, derselben Theilnahme gewiß bei allen Verfolgten und Unglücklichen, ein christliches Trostbuch von den zartesten Klängen durchzittert, steht die Erzählung von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa da. Hier möge abermals für mich Görres sprechen: ‚Eine stille, einsame Kapelle in tiefer Waldeinsamkeit, der Poesie, der Treue und Ergebung gebaut, um die rund umher sich eng verschlungenes Dickicht zieht, über der alte Eichen in heißen Sommertages Brand flüsternd sich bewegen, durch deren Zweige gebrochen dann das Licht durchstreift und ein Schattengewölke über die Wände gießt, während von innen halbdunkle Kühle, erfrischende Stille herrscht und hinten in der Nische das Bild der Heiligen dämmernd und freundlich durch das Gitter blickt; in dem Waldblumen halbwelkend niederhängen und unten auf der Steinstufe der bekannte Alte betend kniet, während Vogelschlag eindringt durch die offene Thüre und Waldgerüche und kühles Luftgesäusel und grüner Schein und Bachesrauschen; und Alles feierlich und betend rund umher, bis auf die Wolken, die einzeln wie Pilger auf blauer Himmelsbahn hinwandeln, und die Winde, die wie Stumme der Natur nur im Hauche beten: so blickt das Gedicht mit dem bescheidenen, kleinen Glockenthurme aus des Mittelalters dichtverwachsenem Hain vom fernen, grauen Berg herab, und Jahrhunderte hindurch läutet das kleine Glöckchen oben fort, zum Trost einladend, dem Wanderer zu, daß er zu dem Bilde komme und sich Stärke hole und freudigen Lebensmuth'. Als Nebenbilder werden für den christlichen Hausaltar die frommen Figuren von der Herzogin Hirlanda und von der geduldigen Helena hingestellt.

Aber das Volk unterbricht alsbald den tiefen Ernst der frommen Geschichten und den romantischen Klang alter Mären mit seinem aufheiternden Humor, der in Witz und Schwank, in neckischem Spruch und schalkhafter That hervortritt, nicht hoch fahrend, nicht verletzend und boshaft, sondern mit herzlichem Lachen über sich selbst. So wurde denn Salomon und Morolt, jetzt Markolf genannt, wieder vorgenommen, und sowohl in Versen als auch in Prosa die Hofesweisheit des alten Königs unerbittlich der plumpen Justiz des Bauernwitzes überliefert. Dabei wurde selbstredend die ohnehin nicht sehr feine Fassung des alten Gedichts noch mehr in's Grobe und Gemeine gearbeitet. Der eigentliche Träger der Schalksnarrenstreiche aber wird mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts Till Eulenspiegel. Was fahrende Schüler, wandernde Handwerksburschen, Possenreißer von Profession seit Jahrhunderten an Schalksstreichen ausgeführt und der Ueberlieferung anvertraut hatten, das wurde auf einen Bauernjungen aus Kneitlingen im Braunschweigischen zusammen gehäuft, der im Jahre 1350 gestorben und zu Möllen begraben sein soll. Da die Schwänke zum großen Theil lokale Farben trugen, so mußte Eulenspiegel durch die verschiedensten Länder gewandert sein. Die Lebensklugheit der Welt wird durch wörtliche Auffassung und Ausführung von Seiten des Schalks zur Narrheit. Hinter anderen Witzen hohnlächelt die Satire des Volks gegen einzelne Stände hervor; auch die Geistlichkeit findet keine Schonung. Nach der Reformation aber bilden sich geschiedene Gruppen von katholischen und protestantischen Ausgaben. Kein Volksbuch wurde so vielfach aufgelegt[1]. Die Geschichte von den sieben Schwaben, ein Volksbuch, das jüngerer Zeit zufällt, faßt ebenfalls manche alten Volkswitze zusammen, durchflicht sie nebenbei mit schwäbischen Volksliedern und stellt die sieben komischen Helden als Vertreter verschiedener Gaue hin. Noch sind es einzelne narrenmäßige Individuen, aber bald ist die Narrheit epidemisch geworden und zeigt sich in ‚der Schildbürger wunderseltsamen, abenteuerlichen, unerhörten und bisher unbeschriebenen Geschichten und Thaten' oder dem ‚Lalenbuch', wie es auch genannt wird, über eine ganze Gemeinde verbreitet. Die Abderiten-Schwänke, erzählt von einzelnen Städten und Oertern, waren durch ganz Deutschland verbreitet; hatte ja der Niederrhein sein Dülken, Westphalen sein Beckum, Niedersachsen sein Schöppenstedt und Burtehude, Schwaben sein Tripstrill, Sachsen sein Schilda; hatte ja doch Graf Adolf von Cleve im Jahre 1381 allen Ernstes mit 36 adeligen Herren eine Gecken-Gesellschaft gegründet. Nun sind die theilweise schon früher bekannten

[1] Eulenspiegel, herausg. von Lappenberg. Leipz. 1854. — Die sieben Schwaben auch in dem trefflichen Volksbüchlein von Auerbacher. München 1835. 1839. 2 Bde.

Narrenstreiche auf einen Ort zusammengedrängt. Die Schildbürger aber werden nach Misnopotamien hinter Utopia versetzt, und ihre Geschichte ist aus utopischer und rothwelscher in deutsche Sprache übergeführt. Echt komisch muß es wirken, wenn die Schildbürger zuerst durch die höchste Weisheit sich auszeichnen, mit derselben in fremden Landen florieren, aber aus Noth und in weiser Ueberlegung ihre Weisheit mit erzwungener Narrheit vertauschen, bis die Gewohnheit jede Spur früherer Einsicht verwischt. Eben so wirksam ist es, wenn die Schildbürger durch eigene Schuld den Sitz ihrer Weisheit und späteren Thorheit zerstören und in alle Welt sich zerstreuend jeden Ort mit Narren ausstatten. Ein komisches Gegenstück zu den Wunder- und Reise-Romanen eines Herzog Ernst oder des Ritters Montevilla bildet der um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandene ‚treffliche und weit erfahrene Ritter, Herr Polycarp von Kirrlarissa, genannt der Finken-Ritter, wie der drittehalb hundert Jahr, ehe daß er geboren ward, viel Land durchwandert und seltsam Ding gesehn, und zuletzt von seiner Mutter für todt liegen gefunden, aufgehoben und erst von neuem geboren worden'; später findet sich als Genosse auch ‚der lustige Cavalier Hans Guck in die Welt mit seinen wohlgemeinten und fleißig gesammelten Scherzreden'[1]. Claus Narr und Hans Clauert erbten sodann am Schlusse des 16. Jahrhunderts die immer reichere, vielseitigere Ansammlung von Eulenspiegeleien. Ein Spätling im Aufschneiden und Lügen erschien endlich im vorigen Jahrhundert der noch immer frische Freiherr von Münchhausen. —

Im Mittelpunkt der Zaubersagen hatte früher der heitere Zauberer Virgilius gestanden. Als aber die Geschichten von zauberhaften Künsten und ungeheuerlichen Leistungen, wie man sie von Albertus Magnus, von Johannes Teutonicus, Scotus, Paracelsus erzählte, immer umfassender wurden, als man in der Reformationszeit die dämonischen Einwirkungen und teuflischen Bündnisse augenfälliger zu entdecken glaubte, da fand sich ein neuer Träger für die dunklen Geschichten, der Doctor Faust. Den klaren Berichten der Zeitgenossen gegenüber läßt sich nicht bestreiten, daß zur Zeit der Reformatoren ein durch zauberähnliche Künste in der Chiromantie, Nigromantie u. dgl. die Zeitgenossen blendender, von den Einsichtigeren aber als Windbeutel und Betrüger gekennzeichneter Faustus gelebt hat. Aus Melanchthon's Munde soll die Notiz

---

[1] Zu den ausgedachten, noch jetzt populären Unmöglichkeiten gehören z. B. ‚zwischen Pfingsten und Eßlingen, da der Weg über die Weiden hangt'; ‚zur Zeit, da die Bach brannten, und man mit Stroh löschte, da die Bauern bollen, die Hunde mit Spießen loffen, da die Nacketen neue Pelze anhatten, nämlich zur Zeit des strengen Finkenritters' u. dgl.

stammen, daß dieser Faust zu Kundlingen in Schwaben daheim gewesen. Die trübe Zeit (1587) übertrug auf ihn nicht nur einen Theil der heiteren Zauberpossen, sondern ganz besonders die unheimlichen wüsten und dämonischen Abenteuer, wie sie vereinzelt in jenen Tagen sich vorfanden; die düstere Phantasie hob dann den Bund mit dem Bösen und die schließliche grausenhafte Entführung durch denselben namentlich hervor. Es war ein Buch der Zeit; rasch verbreitete es sich seit dem Jahre 1587, wo die erste Ausgabe ankündigte, daß die Geschichte ‚mehrentheils aus seinen eignen hinterlassenen Schriften zusammen gezogen sei'; die Volksbühne fand in Faustens ärgerlichem Leben und schrecklichem Ende einen dankbaren Stoff. Trotz des abschreckenden Ausgangs wurde das Zauberbuch gefährlich; Zauberformeln wurden in der abergläubischen Zeit hervorgesucht und angewandt; kein Wunder, da ja noch in unseren Tagen die für die Literatur wichtigen Faustbücher von Scheible gefährlich geworden sind. G. R. Widmann wagte deßhalb im Jahre 1599 den bedenklichen Stoff nur mit gleichzeitiger Abschwächung durch moralische Bemerkungen herauszugeben, ähnlich der Nürnberger Arzt Pfizer (1674); das Volksbuch konnte dessen entrathen. — Ein jüngerer Genosse des Faust, wiederum ein würdiger Repräsentant seiner Entstehungszeit ist der ewige Jude, ‚Ahasverus genannt, welcher fürgibt, bei der Kreuzigung Christi gewesen und bishero von Gott dem Allmächtigen bei dem Leben erhalten worden zu sein, sammt einer theologischen Erinnerung an den christlichen Leser mit glaubwürdigen Historien und Exempeln illustrirt und vermehrt von Chrysostomo Dudaläo' (1617). Die Sage wird sich im Mittelalter gebildet haben, Matthäus Paris erwähnt sie wohl zuerst zum Jahr 1228. Nach Dudaläus war Ahasver im J. 1547 zu Hamburg, 1601 zu Lübeck gesehen worden; der ewige Jude ist bereits durch Wanderung und Schicksale ein gläubiger, Gott vertrauender Christ geworden; und so meint denn der Herausgeber, ‚nachdem viel andere Schriften, die sonst wenig nütz und nöthig sind, als von Marcolpho, Pfaffen von Kalenberg, Finkenritter, Eulenspiegel, Faust und was derselbigen Narrenpossen vielfältig mehr seind, mit großer Lust und Begierde von ihrer sehr vielen gelesen werden, so kann man dieß auch nützlich und wohl lesen'.

VIII. Räthsel. Jagdschrei. Sprüchwort. Aufschrift. Priamel. Weingruß. Klopf an.

Die Räthselfragen sind stellenweise bis in sehr alte Zeiten zu verfolgen; wie die Volksmärchen pflanzten sie sich, zuweilen mit kleinen Aenderungen, oft mit ganz neuen Auflösungen, von einer Generation auf die andere fort. Ein großer Theil der volksthümlichen Räthsel hat

so geringe Bestimmtheit, daß mehrere Auflösungen mit aller Berechtigung neben einander bestehen können, daß man aber auch ebenso gut Wochen lang an einem Räthsel kauen könnte, ehe man die beliebte Lösung finden dürfte. Gewiß ist man zunächst von den einfachen Naturanschauungen ausgegangen — dieser Räthselinhalt ist noch jetzt beim Volke und bei Kindern am beliebtesten — um von da zu abgelegeneren Einzelheiten, zu spielenden Neckräthseln, zu kirchlich gewendeten, geheimnißvollen Fragen und meistersängerisch durchgeführten Spitzfindigkeiten zu gelangen. Sammlungen von Räthseln kommen erst in verhältnißmäßig später Zeit vor. Die älteste Räthselsammlung (aus dem 15. Jahrh.) ist auf der Bibliothek zu Weimar und von R. Köhler (Weimarisches Jahrbuch Bd. 5.) zum Theil herausgegeben worden.

Kürzere Räthselfragen finden sich am frühesten liederweise zusammengestellt. Dahin gehört das schon erwähnte Traugemundslied mit Räthselfragen wie: Welcher Baum trägt Frucht ohne Blüthe, welcher Vogel säugt seine Jungen, welcher Vogel ist ohne Zunge, was ist weißer denn der Schnee, was ist schneller denn das Reh? Und Meister Traugemund oder Wahrmund, dem 72 Länder kund sind, löst die Fragen: Wachholder, Fledermaus, Storch, Sonne, Wind. Die Fragen werden nun schwieriger: Durch was ist der Wald so greis, durch was ist der Wolf so weis', durch was ist der Schild verblichen, durch was ist manch guter Gesell von dem andern entwichen? Lösung: Von manchem Alter ist der Wald greis, von unnützen Gängen ist der Wolf weis', von mancher Heerfahrt ist der Schild verblichen, durch Untreu ist manch guter Gesell entwichen.

Traugemund verwandelt sich im 14. oder 15. Jahrhundert in den Freihart oder Freiheit und nimmt mehr die Manieren eines Landstreichers an. Er hat zuweilen sehr christliche, noch öfter aber gar zu leichtfertige Einfälle. ‚Wo ist eine Straße ohne Staub, ein Baum ohne Laub, ein Wasser ohne Weiden, eine Maid ohne Leiden?' Das ist die Straße gen Himmel, die Tanne, der Jordanfluß, die Jungfrau Maria. Der Freihart Jaufkind kann aber noch schwierigere Fragen lösen: ‚Nun sag mir auch noch drei Stück, man soll sich hüten vor großem Glück, vor rechtem Tod, vor gesunder Speise? Wenn Einer abfällt Arm und Bein, so sagen Alle insgemein: er hat Glück, daß er nicht fiel todt. Wer sich vor rechtem Tod hütet nicht, der wird verurtheilt vor Gericht. Wenn man spricht die Speise sei gesund, so thut derselbe Mensch Krankheit leiden, darum die drei Stück sind zu meiden.' Zu diesen Traugemund'schen oder Freihart'schen Räthseln sind denn auch die noch immer frischen, im Wechselgesange mit Wiederholungen vom Volke gesungenen, aus dem Klosterleben auch noch lateinisch erhaltenen Fragen: Was ist Eins? Was ist Zwei? u. s. w. zu rechnen.

Der Freihart kann auch mimische Räthsel machen und auflösen. Christen und Juden kommen in Streit, der durch Disputatz (Disputation) ausgemacht werden soll. Dem gelehrten Rabbinen stellt sich für gut Essen und Trinken ein Freihart entgegen. Der Jude erhebt einen Finger, der Christ sofort zwei — ein Weg in die Ewigkeit, zwei Wege zum Himmel und zur Hölle, faßt der Rabbiner es auf; er wollte mir ein Auge ausstechen, ich ihm zwei, erklärt der Freihart; — der Jude streckt die flache Hand aus, der Christ ballt die Faust entgegen — Gottes Barmherzigkeit Allen offen und doch geschlossen, erklärt der Jude die Mimik, der Freihart aber: er bot mir einen Backenstreich an, ich ihm aber einen Faustschlag. In derselben Weise fallen die anderen scharfen Gänge aus. Das Gedicht wird Rosenblüt zugeschrieben. Nach der Reformation fallen die Rollen ganz natürlich einem Protestanten und einem Katholiken zu.

Das älteste, oben erwähnte Räthselbuch hat schon populäre Theologie zuweilen mit etwas Bauernwitz versetzt; z. B.: Warum hängt man auf Kirchweih Fahnen aus? (als Zachäus vom Feigenbaum herab stieg, ließ er seine Hosen auf demselben hangen;) wie ja jetzt auch noch, warum ein Hahn auf der Kirche steht, was am überflüssigsten in der Kirche ist, wann der Priester am stärksten ist. Echte Volkstheologie verrathen die Räthsel: Wer ist nicht geboren und doch gestorben? Wer ist geboren und nicht gestorben? Wer ist einmal geboren und zweimal gestorben? — Das älteste Räthselbuch hat schon eine ganze Reihe von unanständigen Räthselfragen, die in den bedenklichsten Wendungen sich bewegen, doch in der Auflösung ein ganz unschuldiges Gesicht zeigen und leider noch stark im Volke vertreten sind. — Bekannt sind die Jägerräthsel, wie weit der Hase in den Wald läuft, auf welche Seite er geschossen fällt, wann ihm die Zähne weh thun u. dgl. Der arme Lampe ist natürlich für die sich selten machenden Reineke und Isengrim und für den edlen Hirsch eingetreten [1].

Dieß führt uns zu einer andern Gattung von Volksdichtung, dem Erbtheil, das dem frohen Waidmann zugefallen war. Als noch Alles zunftmäßig geordnet war und der heimkehrende Wanderbursch die Merkzeichen jeder größeren Stadt kennen mußte, da wurde auch zur Reinerhaltung des edlen Jägerstandes die Kenntniß von gewissen Jagdschreien und die regelrechte Antwort auf mancherlei Waidmannsfragen mit äußerster Strenge gefordert. Diese Jäger-Eigenthümlichkeiten dienten nicht bloß zur Abweisung der Uneingeweihten, sondern auch zur Unterhaltung des Jägers und der hohen jagenden Personen; sie sind daher vielfach mit Jagdtönen, Waidmannssprüchen und Jagdglück ver-

[1] Simrocks Räthselbuch. Keller Fastnachtspiele, 3, 1145. 1458 ff.

heißenden Rufen durchschossen. Da heißt es z. B.: ‚Sag an, lieber Waidmann, wie viel End-Ahn (Geweihspitzen) hat der edle Hirsch auf seinem Kopf stahn? So oft sich der edle Hirsch hat gebetzt und gewetzt, so viel End hat der edle Hirsch auf seinen Kopf gesetzt.‘ Der Jäger spricht mit seinem treuen Hund, ein Verhältniß, ganz der guten Bekanntschaft zwischen Thier und Mensch in der alten Thiersage angemessen. Der Hund ist des Jägers Gesellmann, sein lieber Knecht, sein guter Waldmann. ‚Gesellmann, Gesell, Gesellmann, den Hirsch fielst du heut recht brav an, da er zog her vom Feld und über die Straßen; drum muß er dir und mir das Jägerrecht lassen. Ho, ho, Gesellmann, hab Dank! Ist das nicht ein guter Anfang?‘ — Hadamar von Labers Jagd, so wie manche allegorische Gedichte des 14. Jahrhunderts erwähnen bereits die ‚Jagdschreie und Waidesprüche‘ [1].

Die Volksliteratur führt uns nunmehr zum Sprüchwort. Wenn Aristoteles sagt, die Sprüchwörter seien nichts anderes als die Reliquien jener alten Philosophie, die sich in der Vorzeit aus den Ruinen der menschlichen Dinge gerettet haben, so legt er damit Zeugniß wie für das Alterthum so für die Wichtigkeit des Sprüchwortes ab; und wir wollen ihm glauben, wenn er meint, die alte Weisheit, deren Funken noch in den Sprüchwörtern verborgen lägen, sei zur Auffindung der Wahrheit scharfsinniger gewesen, als die spätere Philosophie. Rückert hat in einem artigen Lehrgedicht das Wesen des Spruches dargestellt. Ein orientalischer König läßt sich bei seinen Reisen den ganzen Bücherschatz auf hundert und ein Kameelen nachschleppen; aber da Solches gar zu lästig ist, so machen seine Weisen ihm einen Auszug in hundert ein Büchern, die ein einziges Kameel tragen kann. Doch es ist noch zu viel, und aus dem Auszug läßt er wiederum einen Auszug machen; da erhält er ein artiges Büchlein, das er selbst mit Würde tragen kann. Und noch concentrirter will man die Weisheit, daher läßt der König des Auszugs Auszug noch einmal ausziehen; da faßt man das Ganze in einen weisen Spruch, den der König alsbald seinem Gedächtnisse einprägt. So sind die Erfahrungen, die Ueberlegung, die Weisheit des Volks in seine Sprüche zusammen gedrängt, oder wie Seb. Frank sagt, ‚der Alten und Nachkommen große Vernunft und Klugheit, auch was zu ewiger und zeitlicher Weisheit, Tugend, Zucht und Kunst dienet, gespürt und begriffen‘. Sailer bezeichnet sie mit Beziehung auf Spr. 1. 20. als die Weisheit auf der Gasse, die mitten unter dem Volke an den Thoren, auf den Straßen und an den Ecken predigt. Wir sahen, wie

[1] J. Grimm, in den altdeutschen Wäldern. Bd. 3. Daraus in Gerlachs Volksliedern. — Waidsprüche und Jägerschreie von R. Köhler im Weimar. Jahrbuch Bd. 3. S. 329. — Jägerbrevier (von Gräße). Dresden 1857.

die Lehrdichter des Mittelalters ihre besten Erzstufen aus dem Schachte der Volksweisheit erhoben und gewiß auch ihrerseits hinwiederum befördernd und erfrischend auf diese Volksliteratur einwirkten. Später kleideten die dem Volksleben nahe stehenden Dichter die Erfahrungsweisheit gern in das nicht unpassende Gewand der Priamel, einer Form, die indeß bald wie die Gewandung der Zeit, z. B. die Pluderhosen, an zu schlaffer Weite laborirte und in ihren Schlitzen die künstlichen Einsätze hervorblicken ließ.

Sammlungen von Sprüchwörtern legte schon das Mittelalter an. Ein alter Sammler erfaßt richtig das Wesen derselben, ‚daß sie erstlich nach dem Buchstaben recht und wahr seien und darnach verblümter Weise weiter aussehen und Ursach und Anleitung geben, schärfer nachzusinnen auf etwas mehr, das darunter verstanden und gemeint wird'. Mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts wird auf diesem Felde reichere Lese gehalten. Ueber zwei der ältesten Sammler berichtet H. von Fallersleben. Anton Tunicius, Domvikar zu Münster, legte eine ziemlich reiche niederdeutsche Sammlung an; dem deutschen Sprüchwort fügte er einen lateinischen Herameter bei. Aehnliche Nachwirkung des gelehrten Latein zeigt sich bei Johannes Fabri, der 1520 ‚Proverbia metrica et vulgariter rytmisata' zu Leipzig erscheinen ließ. Luthers Landsmann Johann Agricola (Schnitter), gewöhnlich Magister Eisleben genannt, später wegen seiner versöhnlichen Richtung und Thätigkeit an dem Interim vertrieben, gab nacheinander, zuerst niederdeutsch zu Magdeburg 1528, sodann hochdeutsch, mehrere Sammlungen ‚gemeiner deutscher Sprüchwörter' heraus, in der lobenswerthen Absicht, zu zeigen, ‚wie unsere Vorfahren gar ehrbare, tapfere und weise Leute gewesen', und in patriotischem Schmerz darüber, daß die Deutschen seiner Zeit ‚fremde Kleidung, fremde Krankheiten, welsche Praktiken an sich tragen und derohalben zu besorgen, daß der Deutschen Treue und Glauben, Bestand und Wahrheit fallen und vergehen werden'. Den Sprüchwörtern läßt Agricola eine Auslegung folgen und erläutert dieselben sodann häufig durch zugehörige Geschichtchen, die auch wohl die Entstehung des Sprüchwortes sollen ahnen lassen. Volksmäßige Züge, Klarheit des Gedankens und der Darstellung findet man bei diesem Sammler, weniger durchdringenden und erschöpfenden Tiefsinn. Wie zu seinen Spruchsammlungen, so hat er auch zu seinen Erklärungen den Freidank und Renner mit Geschick benutzt. — Sebastian Frank aus Donauwörth, von Luthers Einseitigkeiten abgestoßen und der mystischen Richtung hingegeben, ein freimüthiger Geschichtschreiber und erfahrener Ethnograph, ließ zu Frankfurt im J. 1541 zwei Bände ‚schöner, weiser, herrlicher Klugreden und Hofsprüche' erscheinen. Frank beherrscht das weite Gebiet volksthümlicher Sprüche und Redensarten mit Umsicht; reichhaltiger als

Agricola, läßt er die Erläuterung bei Seite, knüpft aber dafür manche gute Anekdote und viele wohl aus dem Volksmunde stammenden Erzählungen an. Ein Beispiel mag den Reichthum damaliger Zeit aufweisen. Für das lateinische ‚os sublinere' hat Frank unter vielen andern deutschen Ausdrücken: ‚Die Ohren melken, den Kauzen streichen, das Hälmlein durchs Maul ziehen, den falben Hengst streichen, glatte Worte schleifen, einen ströhernen Bart flechten, in das gemalte Stüblein führen, eins auf dem Aermel machen.' — Unter den Nachfolgern schließt sich Eucharius Eyering mit seiner ‚Proverbiorum copia' (1601) an Agricola an. Die reichste Sammlung (an 20,000) von Sprüchen, Priameln, Redensarten gab bald nachher Friedrich Petri heraus (Hamburg 1605). Christoph Lehmann ordnete unter 286 Titeln oder Hauptschlagwörtern die in Sprüchen und Schwankworten vertretene Volksweisheit. Eine niederdeutsche Sammlung — ‚ein schön rimbökelin' (Lübeck, Balhorn) — bringt Reimsprüche aus Freidank, dem Renner, dem Narrenschiff und dem Reineke, aber auch manchen Spruch aus Volksmund.

Sprüchwörter veralten nicht leicht. In ihrer prägnanten Weise, der kürzeste Volksausdruck für Manches, was der Gelehrte in langen Deductionen demonstrirt, in ihrer durchsichtigen Fassung, die dem Denkenden blitzartig das Rechte zeigt und doch im Hintergrunde noch etwas Tieferes ahnen läßt, in ihrer kindlichen Naivetät oder schalkhaften Ironie, in ihrem wuchtigen Ernst gehen sie durch die Jahrhunderte, stets verjüngt, nur wenig geändert, an neue Ereignisse sich anschmiegend, zuweilen auf bestimmte Persönlichkeiten zurückgeführt und aus dem Lieblingswort eines großen Mannes zum Eigenthum des Volks geworden [1].

Mancher gute Spruch findet sich als Aufschrift an Häusern und Geräthen. So las man im Magdeburgischen und auch anderswo: ‚Dies Haus ist mein und doch nicht mein, der vor mir war, 's war auch nicht sein, der ging hinaus und ich hinein; nach meinem Tod wird's auch so sein.' Die Tadelsucht wird durch folgende mehrfach vorkommende Aufschrift zurecht gesetzt: ‚Was stehet ihr für diesem Haus und laßt die bösen Mäuler aus; ich hab gebaut wie mir's gefällt, mich hat's gekost mein gut Stück Geld.' Ein Wirthshausschild ladet naiv ein: ‚Lieber Gast, komm geschwind herein; hast du Geld, hab ich guten

[1] Agricola ist von Latendorf neu herausg. — Die ältesten deutschen Sprüchwörtersammlungen von H. von Fallersleben im Weimar. Jahrb. II. 173. — W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 3, 25 ff. — Körte, Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten. Leipz. 1837. — Die ältesten Sprüche in lateinische Hexameter umgesetzt in Müllenhoff und Scherer's Denkmälern. S. 43 mit eingehenden Bemerkungen. — Sailer, die Weisheit auf der Gasse. Sulzbach 1848. — Eiselein, Sprüchwörter und Sinnreden. Freibg. 1840. — Simrock, deutsche Sprüchwörter. Fkf. — E. Höfer, wie das Volk spricht. Stuttg. 1855.

Wein; hast du keins, kannst du drüben einkehren, da steht ein Brunnen mit zwei Röhren.' Als Aufschrift an Kirchhöfen findet sich oft der durch ganz Deutschland zur Zeit wohl bekannte Spruch, den Magister Martinus zu Biberach im J. 1498 auf einen Buchdeckel schrieb: ‚Ich leb und weiß nicht wie lang, ich sterb und weiß nicht wann, ich fahr und weiß nicht wohin, — mich wundert, daß ich fröhlich bin' [1].

Die Spruchpoesie tritt gegen Ende des Mittelalters gern in der Form der Priamel auf. Das Wort ist aus dem lateinischen praeambulum gebildet und bezeichnet einen Sinnspruch, der in mehreren Zeilen eine parallel laufende Reihe von Vordersätzen hinstellt, worauf dann die Endzeile das Gemeinsame derselben oft in überraschender Weise zusammenfaßt und so die Moral des Ganzen vorlegt. Das Ganze beruht also wesentlich auf einem Witze. Nicht minder würde die Priamel das Wesentliche des Epigramms darbieten; ‚es wird', sagt Herder, ‚erst lange präambulirt, und dann folgt der kurze Schluß oder Aufschluß: gerade die wesentlichen Stücke, in die Lessing das Sinngedicht setzt.' Oft auch gleicht die Priamel vollständig einem Räthsel mit nachfolgender Auflösung. Noch jetzt findet sich manche kürzere Priamel im Munde des Volkes, wie: ‚Frauengunst, Aprillenwetter, Märzenschnee und Rosenblätter, Würfel-, Karten- und Saitenspiel verändern sich oft, wer's glauben will.

Auch in der nordischen Poesie findet sich die Priamel, vereinzelt kommt sie bei den Minnesingern vor, mehrfach, aber noch in prägnanter Kürze, bei Freidank. Im 15. Jahrhundert eigneten volksthümliche Dichter sich diese Form an und gossen Weisheit, Witz und übersprudelnde Derbheit hinein. Hier sind wiederum Rosenblüt und Folz zu erwähnen. Einige Beispiele mögen die Gattung am besten erklären:

Wer baden will einen Rappen weiß,
Und daran legt seinen ganzen Fleiß,
Und an der Sonnen Schnee will dörren,
Und Wind will in eine Kiste sperren,
Und Unglück will tragen feil,
Und alle Wasser will binden an ein Seil,
Und einen Kahlen will bescher'n,
Der thut, was da unnütz ist, gern. —

Ein böhmisch Mönch und schwäbisch Nonn,
Ablaß, den die Karthäuser hon (haben),
Ein polnisch Brück und wendisch Treu,
Hühner zu stehlen, Zigeuner-Reu,
Der Welschen Andacht, Spanier Eid,
Der Deutschen Fasten, Kölnisch Maid,

[1] Deutsche Inschriften auf Haus und Geräth. Berl. 1865.

Eine schöne Tochter ungezogen,
Ein rother Bart und Erlenbogen,
Für diese dreizehn noch so viel
Gibt Niemand gern einen Pappenstiel. —

Von dem schon erwähnten Schnepperer oder vielleicht auch von dem unerwarteten Abschnappen des Gedankens am Ende hat diese Gattung von Sprüchen den Namen Schnepper erhalten. Die Handschriften lassen die Autorschaft derselben durchweg ungewiß [1].

Weingrüße und Weinsegen, so bezeichnen sich selbst kurze Gedichte, mit denen der Trinker in liebenswürdiger Gemüthlichkeit das edle Getränk anredet (Weingruß), oder den Trunk gesegnet (Weinsegen). Rosenblüt hat derselben eine Anzahl in einem Büchlein gesammelt, zweifelsohne viele selbst verfaßt. So beginnt der Trinker: ‚Nu grüße dich Gott, du edles Getrank, frisch mir mein Leber, sie ist krank, mit deinen gesunden, heilsamen Tropfen; du kannst mir all mein Trauern verstopfen. Selig sei der Häcker, der um dich hackt, selig sei der Leser, der dich abzwackt und dich in einen Kübel legt, selig sei, der dich in die Keltern trägt, selig sei der Büttner und die Hand, die dich mit Reifen umband! Selig sei, der dich hat eingeschenkt! Unselig sei, der ein solches erdenkt, daß man die Maß soll machen klein! Nu behüt dich Gott vor dem Hagelstein und vor des kalten Reifes Frost, du ganze Labung, du halbe Kost. So will ich der erste sein, der anfecht, und will einen Trunk wohl thun und recht!‘ In einem andern Weinsegen hebt der Trinker hervor, wie sich im edlen Trank des Herrn Redlichkeit erschauen lasse, ob er etwa mit ‚Eierklar, mit Steinsalz, mit Schweinschwarten, mit Weidaschen oder mit Tropfwurz dem edlen Wein bereitet den Untersturz‘. Und wie weinselig der folgende Weinsegen: ‚Nu gesegne dich Gott, du lieber Eidgesell! Mit Lieb und Treue ich nach dir stell. Du bist meiner Zunge eine süße Naschung und meiner Kehle eine reine Waschung; du bist meinem Herzen ein edles Zufließen, und meinen Gliedern ein heilsam Begießen, und schmeckest mir baß denn alle Brunnen, die aus den Felsen je sind gerunnen; denn ich die Enten nicht leiden mag. Nu behüt dich Gott vor St. Urbans Plag (Podagra), und beschirm mich auch vor dem Strauchen, wenn ich die Stiege hinab muß tauchen, daß ich auf meinen Füßen bleib und fröhlich heimgeh zu meinem Weib und alles das wisse, was sie mich frag! Nu behüt mich Gott vor Niederlag!‘ —

Der Beginn des neuen Jahres gab Anlaß zu dichterischen Glückwünschen, die nach den Anfangsworten ‚Klopf an!‘ genannt werden.

[1] Lessing in Eschenburgs Denkmälern. — A. Keller, alte gute Schwänke. Leipz. 1847. — Derselbe in den Fastnachtsspielen. Bd. 3. 1161. 1273. 1333 ff.

Die Neujahrsnacht soll ja die Zukunft zeigen. Darum zogen die Manns- und Frauenspersonen verkleidet, oft mit Musik und Gesang, durch die Straßen, klopften an die Thüren und empfingen dann von innen einen Gruß. Meistens war es ein guter Wunsch z. B.: ‚Klopf an! klopf an! Ein seliges neues Jahr geh dich an! Alles was dein Herz begehrt, des wirst du zu diesem Jahr gewährt. Der lieb Herr Sant Moritz der behüt dir Sinn und Witz, und die elftausend Maid behüten dich vor allem Herzeleid. Sant Niklas der heilig Himmelfürst der bescher dir Wein gnug, wenn dich dürst! Hab dir Samsons Stärk und Kraft und Alexanders Herrschaft, die Schöne Absalons, die Weisheit Salomons, und hab dir fröhlichen Muth und Priester Johannes Gut!‘ Ein andermal wird der Reimspruch neckend und ironisch, zuweilen auch heftet er einer mißliebigen Person einen derben, unzweideutigen Denkzettel an. Die noch vorhandenen ‚Klopf an‘ weisen meistens auf Rosenblüt und Folz zurück [1].

IX. Geistliches und Kirchen-Lied.

Bei der Behandlung des geistlichen Liedes befinden wir uns in derselben Lage, wie beim Volksliede: wir müssen in frühere Zeiten zurückgreifen, ohne daß es doch thunlich gewesen wäre, eher als an dieser Stelle die Besprechung eintreten zu lassen. Was zunächst die vorausgesetzte Sonderung von geistlichem und Kirchenlied betrifft, so ist dieselbe so nahe liegend, daß es hier genügt, auf den durchgreifenden Unterschied aufmerksam zu machen: das *geistliche Lied* ist die individuelle fromme Empfindung, das *Kirchenlied* die fromme Erhebung der ganzen Gemeinde; demnach kann allerdings das geistliche Lied zum Kirchenlied werden, wie das weltliche zum Volkslied. Bei dem deutschen Kirchenlied nun wirkten zwei Potenzen zusammen. Die lehrende Kirche, der mächtige Clerus, behauptete die Aufsicht und Regelung des Kirchengesanges; das am Gottesdienst betheiligte Volk läßt sich aber auch keine Lieder aufzwingen, die seinem Gefühle und Geschmack widerstreben. So konnte also nach beiden Seiten hin eine Abzweigung vom Kirchenlied stattfinden: Lieder geistlicher Art, aber nicht Eigenthum des Volkes; Gesänge aus dem Volk entsprossen, Lieblinge des Volkes, aber vom liturgischen Dienst fern gehalten, man kann sie *geistliche Volkslieder* nennen.

Die liturgische Sprache der Kirche ist für das Abendland die lateinische. Es ist hier nicht der Ort, über die Vorzüge dieser Sprache

[1] Keller, Fastnachtssp. Bd. 3, 1243. — Klopf an, Beitrag zur Geschichte der Neujahrsfeier von O. Schade. Hannover 1855 (abgedr. aus dem Weimar. Jahrb.).

für die Liturgie zu sprechen. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß diese kirchliche Liturgie mit ihren Gebeten, Hymnen, Psalmen und Antiphonen ein Meisterwerk ist; sie ist, was der hl. Ignatius vom Christenthum überhaupt sagt, kein Werk des Schweigens, sondern der Größe. Aber freilich auch nicht das Werk eines Tages. In ihr liegen noch die tiefen Gedanken eines hl. Ambrosius, die fromme Begeisterung eines hl. Augustinus, die Gluth eines hl. Prudentius, eines hl. Thomas von Aquino zu Tage, in ihr klingen noch die Trauertöne eines Thomas von Celano, eines Jakoponi, klingt noch der helle Weihnachts- und Auferstehungs-Jubel der ersten Christen, die ihre Gemeinde aus blutiger Verfolgung ebenfalls erstehen sahen; in ihr fand sich zusammen, was die Musik jener Tage Hohes und Ergreifendes hatte.

Und diese lateinische Liturgie blieb dem Volke nicht ganz fremd und unverständlich. Die romanischen Völker konnten ihr lange Jahrhunderte leicht folgen. Für Deutschland mußte mündliche Erklärung und allerdings prosaische Ueberarbeitung (Interlinear-Versionen) das Allernöthigste thun. Ein Mehreres wäre wünschenswerth gewesen; denn das deutsche Volk sang gern, wie der hl. Bernhardus bestätigt. Wie übrigens selbst lateinische Lieder zu volksthümlichen werden konnten, zeigt das noch in unsern Tagen viel gesungene Weihnachtslied: ‚Magnum nomen Domini Emmanuel.‘

Den unübertrefflichen Dankes-Hymnus der Kirche, das Te Deum, besitzen wir in einer sehr alten, vielleicht dem achten Jahrhundert angehörigen, singbaren Uebertragung; die Verdienste Notkers und seiner St. Galler Brüder sind bereits erwähnt, ebenso ein altes Lied auf den hl. Petrus; das Loblied auf den hl. Gallus, deutsch angefertigt vom Mönche Radbert, ist uns nur in einer lateinischen Uebertragung des Mönchs Eckehart erhalten. Wie manches andere mag uns verloren sein!

Die kirchlichen Lieder wurden gern mit dem Worte ‚Leis‘ bezeichnet, das Einige von dem keltischen Lois (Ton) oder dem französischen lais herleiten, das aber wohl am ehesten von Kyrie eleison abzuleiten sein möchte. Mit diesen Worten wurden nämlich Strophen der Hymnen vom Volke singend beschlossen. Der Prediger Berthold erwähnt das Kyrioleis: ‚Nu bitten wir den heiligen Geist‘. Besonders wurden deutsche Lieder vor und nach der Predigt gesungen; auch bietet die kirchliche Liturgie nach der Elevation und bei der Kommunion Lücken, die durch deutsche Lieder ausgefüllt werden konnten. Gesteht doch Melanchthon selbst: ‚wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen weniger deutsche Gesänge gesungen werden: so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen; darum ist's so neu nicht.‘ Dieß mag denn schon zur Beleuchtung der noch immer wiederkehrenden Phrasen dienen: Luther sei der Schöpfer des deutschen Kirchenliedes, oder: Vor der Re-

formation gab es in Deutschland zwar geistliche Lieder, aber deutsche keine, welche in der Kirche wären gesungen worden [1].

Was wir an religiösen Gedichten von den Minnesingern besitzen, das ist trotz theilweise innerer Trefflichkeit wohl nicht in den Kirchengesang übergegangen. Dahin mögen Walthers geistliche Lieder zählen; die Strophen von Spervogel dagegen scheinen für kirchlichen Gebrauch eher geeignet. Die Töne aber von seinen beiden Liedern ‚Er ist gewaltig und stark' und ‚Wurze des Waldes' sind verschwunden. Ebenso kennen wir die Weise nicht von dem althochdeutsch klingenden: ‚Nu sîs uns willekommen, hêrro Krist', das in der Christnacht von dem Scheffen im Münster zu Aachen gesungen wurde, ebenso wenig von den aus dem 12. Jahrhundert stammenden, dem Marienlied: ‚Ju inin erde leit eine gerte', und dem ‚Krist sich ze marterenne gap' und ‚An dem oesterlîchen tage'. Nur die Weise von dem herrlichen ‚Christ ist erstanden' ertönt noch jetzt wie vor sieben hundert oder mehr Jahren. Einen echt volksthümlichen Klang hat sodann das in Hagens Minnesinger unter den namenlosen Liedern mit aufgenommene sehnsuchtsvolle Lied: ‚Weine Herze, weinet Augen, weinet Blutes Thränen roth!'

Zu den religiösen Liedern sind die von F. Pfeiffer herausgegebenen Mariengrüße zu rechnen. In künstlichen Reimen wendet sich ‚ein sündiger Alman' (Allemanne) an die Fürbitte der Heiligen. Nach Rosenkranzart beginnt er seine Mariengrüße, zuerst 53 mit dem Anfange: ‚wis gegrüezet!' sodann nach kurzer Unterbrechung durch ein Gleichniß 50 Strophen mit den Anfangsworten: ‚freue dich fraue!' endlich nach einer eingefügten Legende noch 50 Strophen mit dem Eingange: ‚hilf uns!' — Tagzeiten der hl. Jungfrau finden sich in Versen abgefaßt in verschiedenen Recensionen, Meßgebete aus dem zwölften Jahrhundert, in den kurzen Reimversen jener Zeit niedergeschrieben, hat Roth herausgegeben.

Indem wir zu den eigentlichen Kirchenliedern zurückkehren, stoßen wir auf die von einem Ritter gedichtete Tageweise: ‚O starker got, al unser not', die mit großer Vorliebe gesungen wurde. Wie einzelne Lieder durchdrangen, zeigt der Bericht, daß vor der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) das deutsche Heer Rudolfs die Weise erschallen ließ: ‚Maria muoter unde meit, al unsre not si dir gekleit' (geklagt). Im jüngeren Titurel wird das Kirchenlied: ‚wol ûf ir toten alle' erwähnt, dessen Melodie ebenfalls verloren ist. Zwei Weisen aus dem 13. Jahrhundert haben sich erhalten: ‚Nun bitten wir den heiligen Geist' und ‚In Gottes Namen fahren wir'.

Wallfahrtslieder wird das Volk sich selbst geschaffen haben.

[1] Wackernagel, deutsches Kirchenlied, Vorrede XIII.

Im Herzog Ernst wird uns ein einfaches mitgetheilt: ‚Christ, Herre, du bist gut, nun hilf uns durch dein reines Blut, durch deine hehren Wunden, daß wir fröhlich werden funden, da süße ist der Engel Ton, in dein Reiche! Kyrie eleison!‘ Nach der Straßburger Chronik sangen die Geißler: ‚Nun ist die Betefahrt also hehr, Christ reit selber gen Jerusalem, er führte ein Kreuz in seiner Hand, nun helfe uns der Heiland. Nun ist die Straße also breit, die uns zu unser Frauen treit (trägt), in unser lieben Frauen Land, nun helfe uns der Heiland.‘ Hier haben wir offenbar ein geistliches Volkslied vor uns, das nicht bloß den Geißelbrüdern eigen war. Dagegen werden die Bußlieder derselben: ‚Nun tretet her, die büßen wöllen, fliehen wir die heißen Höllen‘ und ‚Sünder, womit wilt du mir lohnen?‘ besonders von diesen immer mehr ausartenden Flagellanten gesungen worden sein.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist das Osterlied des Konrad von Queinfurt, Pfarrers zu Steinkirch an der Queiß († 1382 zu Löwenberg in Schlesien): ‚Du lenze guot, des jares tiurste quarte‘. Es hat mich immer mit seiner prächtigen Begrüßung des Frühlings an die Osterfeier in Göthe's Faust erinnert. Eine künstliche, siebzehnzeilige Strophe hat es nicht gehindert, daß dieses klangvolle Gedicht zum gern gesungenen Kirchenliede wurde.

Die Lieder der Mystiker zeichnen sich durchweg durch Tiefe des Inhalts wie durch singbare Weisen aus. Wer kennt nicht das Weihnachtslied, das man dem edlen Tauler beilegt: ‚Uns kommt ein Schiff gefahren, es bringt ein schönen Last; darauf viel Engelschaaren und hat ein großen Mast‘? Sogar für die üppige Fastnachtszeit hat ein Mystiker ein wackeres geistliches Lied gedichtet: ‚Gen dieser Fastnacht laßt uns sein voll Andacht und voll Minne.‘ Dem Heinrich von Laufenberg wird das in wahrem Heimweh gedichtete geistliche Lied zugeschrieben: ‚Ich wölt, daß ich daheime wär!‘ Dieser Heinrich von Laufenberg war Dekan des Domcapitels in Freiburg, bis er sich im Jahre 1445 in das Johanniterkloster zu Straßburg zurückzog. Zum Lob der hl. Jungfrau sang er zahlreiche Lieder, stark duftend von allegorischen Blüthen. An seine Seele richtete er das ernste Spruchgedicht: ‚Ach döchterlin, mein seel gemeit, willtu der hell entrinnen.‘ Außerdem übertrug er viele lateinische Kirchenhymnen in singbare deutsche Verse. Wie sehr der übliche lateinische Gesang durchschlug, davon geben uns einige Bearbeitungen Heinrichs einen eigenthümlich interessanten Beweis. Zunächst tritt die Uebersetzung neben das Original:

Ave maris stella, bis grüeßt ein stern im meer,
Tu verbi Dei cella, Du Gotesmuoter her,
Dei mater alma, Du Gotsgebärerin,
Tu virtutum palma, Du aller tugende schrin,

Atque semper virgo, Du muoter, küsche meit,
Tu plena Dei verbo, als Gabriele seit,
Felix coeli porta, die sah Ezechiel,
Per te est salus orta, der war Emmanuel.

Berührt selbst uns diese Zusammenstellung nicht unangenehm, so kommt uns die Mischung von lateinischen und deutschen Wörtern allerdings abgeschmackt vor, z. B.: ‚Sancta coelorum conditrix, Du edle Gotes genitrix, quid sol ich de te singen? Cum cuncti de te vil lobend wunder Dingen.‘ Ein Weihnachtslied von Mischversen, ein wahrer Liebling des Volkes, hat sich über die Reformation hinaus in katholischen sowohl als lutherischen Kirchen erhalten; es ist das bekannte: ‚In dulci jubilo, nun singet und seid froh.‘ Das ist ein echter christlicher Jubel für die fröhliche, selige Weihnachtszeit. Der früher als Verfasser angenommene Peter von Dresden ist indeß unter den Händen der Kritiker fast zu einer mythischen Persönlichkeit geworden. Aehnlich dem erwähnten ist das ‚Puer natus in Bethlehem‘. — Außerdem waren schon früh, lange vor der Reformation, die auch jetzt noch nicht verklungenen Weihnachtslieder bekannt: ‚Ein Kindlein ist geboren von einer reinen Maid‘, ‚Gelobet seist du Jesus Christ, daß du Mensch geworden bist‘, ‚Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute‘. Der Passionszeit fällt zu das Lied: ‚Da Jesus an dem Kreuze stund‘. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts gab Martin Myllius (Müller), zu Ulm gebürtig, Propst in einem österreichischen Kloster, eine Passio Christi heraus und in derselben 26 deutsche Kirchenlieder. Wie ein eigentliches Volkslied wird noch jetzt das alte Kirchenlied gesungen: ‚Da Jesus in den Garten ging und sich sein bitter Leid anfing, da trauert Alles, was da was, da trauert Laub und grünes Gras.‘ Am Osterfeste sang man bereits im 14. Jahrhundert: ‚Es gingen drei Fräulein also fruh, sie gingen dem heiligen Grabe zu.‘ Auf Dreifaltigkeit wurde ‚unter der prosen deutsch gesungen‘ das Lied: ‚Des helfen uns die Namen drei‘; in der Kreuzwoche sang man: ‚Gott der Vater wohn uns bei und laß uns nicht verderben‘; in der Frohnleichnamszeit: ‚Gott sei gelobt und benedeit, der uns selbst hat gespeiset‘.

Neben diesen und vielen andern Originalen wurden die schönen lateinischen Hymnen für den Volksgesang deutsch gewandt. Dem Salzburger Mönch Johann oder Hermann, der gegen Ende des 14. Jahrhunderts lebte, wird eine Reihe von trefflichen Bearbeitungen beigelegt, so: ‚Komm, sanfter Trost, heil'ger Geist!‘ ‚Mein Zung erkling und fröhlich sing‘, ‚Lobe Sion deinen Heiland‘. So wurden die lateinischen Hymnen zu gern gesungenen deutschen Kirchenliedern. Dieses Bestreben geht selbst auf die Reformatoren und ihre Nachfolger über. Viele protestantische Kirchenlieder wurden lange als Eigenthum der Reformatoren

ausgegeben, bis die in neuerer Zeit den lateinischen Kirchenhymnen zugewandte Aufmerksamkeit diese Täuschung für immer zerstört hat.

Am Schlusse unserer Periode steht Johann Böschenstein, der Beförderer hebräischer Studien zu Ingolstadt, Augsburg, Nürnberg, Heidelberg. Außer dem Liede: ‚Gott ewig ist ohn Endes Frist' wird ihm auch der schon erwähnte Passionsgesang: ‚Da Jesus an dem Kreuze stund' zugeschrieben. — Der unhemmbare Einfluß des Volksliedes zeigt sich bald darin, daß weltliche Volkslieder geistlich umgedichtet wurden (Contrafacta). Dahin gehören: ‚Es flog ein kleins Waldvögelein aus Himmels Throne, es flog zu einer Jungfrau fein, ein Maged frone', sodann: ‚Es wollt ein Jäger jagen, er jagt vom Himmelsthron; was begegnet ihm auf dem Wege? Maria die Jungfrau schon', oder: ‚Den liebsten Buhlen, den ich han'. Vergessen dürfen wir an dieser Stelle nicht die schöne geistliche Umdichtung des ‚Wart umbe dich': ‚Himmelreich, ich freu mich dein, daß ich da mag schauen Gott und die liebe Mutter sein, unsere schöne Frauen, und die Engel mit der Krone, die da singen also schone; des freuen sie sich; Gott der ist so minniglich. Wart umbe dich! Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich'[1]. Diese Umdichtungen von ‚Bergreihen, Gassenhauern' u. dgl. nahmen übrigens erst nach der Reformation unter den Protestanten recht überhand.

Es läßt sich wohl denken, daß von dem dichtenden und singenden Volke manches Liedeserzeugniß ausgehen mochte, das die Kirche wegen Fassung und Inhalt nicht für ihren Gottesdienst gebrauchen konnte, von dem aber ein christliches Gemüth sich angezogen und erhoben fühlte. So die mystischen Strophen: ‚Wir wollen uns bauen ein Häuselein, und unsrer Seel ein Klösterlein, Jesus Christus soll der Meister sein, Maria Jungfrau die Schaffnerin, göttliche Furcht die Pförtnerin, göttliche Liebe die Kellnerin, Demüthigkeit wohnt wohl dabei, Weisheit beschleußt das Leid all ein.' In anderen Liedern klingen noch die alten Marienlegenden durch, von der Flucht nach Egypten, da die allerkälteste Nacht war und die Frau Wirthin, durch eine Erscheinung belehrt, das Pfännlein von der Wand nahm und dem Kind eine Speise bereitete; oder ‚Maria sollt' zur Schule gehn, die ganze Welt sollt sie durchgehn'; oder ‚Es kommen die drei Könige mit ihrem Stern, sie zogen in dreizehn Tagen vierhundert Meilen; Herodes sprach zu ihnen: Bleibet hier, ich will euch

[1] Vielfach ging es auch umgekehrt. Wie wenig man sich damals aus einer fast frivol erscheinenden Mischung von geistlich und weltlich machte, zeigen Strophen wie:

‚Woluf gesellen in die tabern, Aurora lucis rutilat;
Ach liebe gesellen ich trünk so gern, Sicut cervus desiderat.
Ein guter wein ist aufgethan, Jam lucis orto sidere,
Kein bessrer ist auf diesem plan, A solis ortus cardine.'

geben Wein und Bier, ich will euch geben Stroh und Heu, dazu die ganze Zehrung frei; sie aber zogen fort einen Berg hinan, da mußte der Stern wohl stille stahn.' Noch jetzt wird gesungen: ‚Da droben, da droben an der himmlischen Thür, da sitzt ein arm Seelchen so traurig dafür'; oder ‚Zu Fasten da kommt sich das Frühjahr heran', ein geistliches Bauernlied, gesungen dem Herrn Jesu Christ, der selber der oberste Bauersmann ist. Auch volksthümliche Legenden von den lieben Heiligen hat man zu häuslichem Gebrauch geformt.

Aber auch die sagende Poesie geht nicht leer aus. Aus den Morgen- und Abendsegen klingt häufig die christliche Andacht mit allerhand Volkszusätzen. In dem heiligen Frieden will der Erwachende gehn, in dem unsere liebe Frau ging, da sie den heiligen Christ empfing, er will sich gürten mit den heiligen fünf Worten. Dem zum Schlafe Gehenden stehen zwölf Engel bei, zwei zu Häupten, zwei zur Seiten u. s. f. Für die Reise dient Tobias, des guten Herrn, Segen, um den Leib zu feien, die Seele vor der Hölle zu bewahren; die heiligen Zwölfboten sollen den Fahrenden beschützen, St. Gallus seiner Speise pflegen, St. Gertrud ihm gute Herberge geben. Die Vieh-, Hirten-, Feuer- und Wundsegen führen theilweise auf ein abergläubisches, das alte Heidenthum noch stark streifendes Gebiet [1].

X. Das Drama.

Ueber den Ursprung des deutschen Dramas sind zwei von einander sehr abweichende Meinungen aufgestellt und vertheidigt worden. Die erste, der wir uns im Folgenden durchweg anschließen werden, wird hauptsächlich von Mone und Hoffmann von Fallersleben vertreten; sie leitet das deutsche Drama aus kirchlichen Gebräuchen und Ceremonien her, die durch die Theilnahme des Volkes erweitert und mit volksthümlichen, besonders komischen Scenen durchschossen worden seien. Dem entgegen behauptet J. Grimm, das eigentliche dramatische Element sei vom Volke ausgegangen, das in uralter, weltlicher und heidnischer Lust das Drama in die Kirchen hineingebracht habe; die komischen Scenen seien das eigentliche dramatische Element auch in den alten Mysterien. ‚Volks- und Kinderspiele, die sich bis in's höchste Alterthum verlieren, heidnische Opferversammlungen und Julfeste, Scenen aus dem Gebiete der Thierfabel,

[1] Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 2. Ausg. 1854. — Rambach, Anthologie. Hamb. 1817. 4 Bde. — B. Hölscher, das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. Münster 1848. — Kehrein, kath. Kirchenlieder. Würzb. 1859. — B. Hölscher, Niederdeutsche geistl. Lieder. Berl. 1854. — K. S. Meister, das kath. deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. 1. Bd. Freibg. 1862.

Einführungen und Verkündigungen des Sommers, Mairitte, Schwerttänze, Vermummungen, welche sich um Frau Holde, Berhta und Knecht Ruprecht drehen, und ähnliches mehr, das scheinen die ältesten und eigentlichen Anknüpfungen des Schauspiels in Deutschland, wie es in Frankreich und Italien aus altrömischen Festen und Volksbelustigungen hervorgegangen ist. Die Kirche suchte, wie in andern Fällen, zur Zähmung und Sättigung des Volks einen Theil jener Gebräuche mit erbaulichen Vorstellungen zu vermählen, und so entsprang eine Reihe von Mysterien und Dramen, die um so unlebendiger wurden, je mehr sie das weltliche Element einzuengen und auszuschließen trachten.' Wir können dem nicht ganz beistimmen. Allerdings werden die joculatores, mimi und histriones, die von den Chronisten und bereits in den Capitularien der von Karl dem Großen gehaltenen Mischsynoden durchweg als eine geächtete Menschenklasse bezeichnet werden, nicht erst den kirchlichen Einfluß abgewartet haben, um ihre vielleicht auch hie und da dialogisirten Unterhaltungsstücke zu produciren. Aber gerade die älteren der uns erhaltenen Dramen zeigen am wenigsten solche Einlagen, die auf komisch-volksthümliche Einwirkungen möchten schließen lassen. Dagegen werden die Witze und Vermummungen der joculatores und des frohen Volkes wohl zu einer niedrig stehenden Art von dramatisirten Scenen, den Fastnachtsspielen, die der Kirche immer fern standen, den Grund gelegt haben.

Der Ritus der Kirche ist bekanntlich durchweg dramatisch angelegt; Chöre treten einander gegenüber, Antiphonen, Versikeln deuten die Theilnahme verschiedener Personen an, der Todtendienst hat noch immer dramatischen Anflug; an den bedeutungsvolleren Tagen steigert sich mit dem Gefühl der Theilnahme die dramatische Entwicklung; die Leidensgeschichte des Herrn wird geradezu dramatisch behandelt; die Ostersequenz Victimae paschali hat durchaus dramatischen Schwung, die Auferstehungsfeier trägt noch immer drastische Momente genug an sich, der Palmsonntag ist derselben noch nicht entkleidet. Von welcher ergreifenden Kraft drastische Darstellungen auf das Gemüth des Volkes sind, das hat die Kirche wohl nie verkannt. Eine alte St. Galler Handschrift unterrichtet uns, daß und wie in ältester Zeit in der Klosterkirche von St. Gallen die Auferstehungsfeier von neun Mönchen in Scene gesetzt worden sei, welche die Engel im Grabe, die Frauen, endlich den Auferstandenen dargestellt, bis dann das versammelte Volk mit dem ‚Christ ist erstanden' als Chor eingefallen sei. — Die zuerst in den Kirchen eingeführten Stücke aus der hl. Schrift oder dem Heiligenleben tragen den Namen mysteria, in England Miracle-Play. Uns sind Weihnachts-, Passions- und Osterspiele erhalten; Patronsfeste mochten weiteren Anlaß zu kirchlichen Spielen bieten; die Bekehrung Magdalena's ist in mehrfachen Bearbeitungen erhalten; ein im Jahre 1322 zu Eisenach aufgeführtes

Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen ergriff den Landgrafen Friedrich von Thüringen derart, daß er in dumpfe Schwermuth versank und bis zu seinem nach dritthalb Jahren erfolgten Tode stumm blieb.

Von dramatischer Kunst kann bei diesen kirchlichen Spielen zunächst nicht die Rede sein. Die Handlung schreitet ruhig in epischem Gange fort, Begebenheiten, die für den Gang des Dramas überflüssig erscheinen, werden unbedenklich eingefügt. Die Worte der sprechenden Personen schließen sich enge an den Text der hl. Schrift an; kirchliche Lieder und Hymnen bringen ein hebendes lyrisches Element hinein. Die Sprache war zunächst die der Kirche, die lateinische; bald aber erscheinen deutsche Einlagen, natürlich besonders für jene Rollen, die von Laien gespielt werden sollten. Aber auch später bleiben die Anweisung gebenden oder neue Personen einführenden Zwischenworte, der ordo, lateinisch; noch das 16. Jahrhundert hält es so. Nachdem einmal das Volk zum Mitspielen herangezogen war, konnten volksthümliche, d. i. komische Scenen nicht lange fern bleiben. Man denke nur an die Wächter am Grabe, die das Volk als Ritter darstellte. Auch der Wettlauf Petri und Johannis zum Grabe, sowie die Wirthshausscene in Emmaus wurden scherzhaft dargestellt. Zu komischen Intermezzo's gaben weiter die Teufel Anlaß, mit ihrem bestraften Stolz, mit ihren eitlen Bemühungen die Erlösung zu hindern, kurz, nach dem Volkswitz als ‚dumme Teufel'. Zu förmlichen Episoden oder Zwischenspielen gestalteten sich die Scenen aus den Osterspielen, in denen der Salben verkaufende Krämer den drei Marien seine Waaren anpreist, über den Preis mit seinem Weib in Zank geräth oder durch einen Hausknecht von eulenspiegelmäßigem Charakter die Zuschauer mit derben Witzen bedienen läßt. Jahrmärkte, mit den Osterspielen vielfach zusammentreffend, mögen die Lust an solchen Krämer-Episoden gemehrt haben. In den Passionsspielen war durch den Verrath des Judas die Grundlage für einige komische Züge gegeben; das Feilschen mit den Priestern, die ihn schließlich echt jüdisch mit schlechtem Gelde auslohnen, wird wohl den Einfluß auf die Lachmuskeln der Zuschauer nicht verfehlt haben.

Diese Spiele wurden zunächst in den Kirchen gegeben, auch dann noch, als die komischen Einlagen sie nach unseren Begriffen wenig dafür befähigten. Da aber bald der Raum für die weither zuströmenden Zuschauer nicht ausreichte, so wurden Kirchhöfe und öffentliche Plätze herangezogen. Damit traten einerseits die scenischen Bedürfnisse mehr hervor, andererseits ward das Spiel der Kirche mehr und mehr entfremdet, trotz des anscheinend noch immer festgehaltenen kirchlichen Grundcharakters. In Frankreich waren die possenhaften Aufzüge in den Kirchen, wie das Eselsfest am Palmsonntag, derart unanständig geworden, daß strenge

Kirchenverbote dem Unfug steuern mußten. Auch in Deutschland untersagten bald die Statuten der Concilien den Klerikern die Mitwirkung bei verweltlichten Schauspielen. Dafür nahmen die Mysterien zwar nicht an dramatischer Anlage, aber an Umfang und Personal dermaßen zu, daß bald ein ganzer Tag, ja mehrere Tage beansprucht wurden und die Zahl der Mitwirkenden auf Hunderte stieg, wie denn ein im J. 1498 zu Frankfurt gegebenes Passionsspiel deren 265 zählte. Der Mangel an scenischem Apparat machte es nöthig, daß auf einem großen Gerüste die Oertlichkeiten neben und übereinander angebracht wurden. Da waren z. B. drei Abtheilungen übereinander, die für sich wieder in Unterabtheilungen zerfielen. In der ersten Hauptabtheilung waren die Hölle, Gethsemane und der Oelberg, die zweite stellte die Häuser des Herodes, Pilatus und Kaiphas, sodann den Abendmahlssaal dar; die dritte enthielt den Kalvarienberg, das hl. Grab und den Himmel. Aenderung der Scenerie konnte in der Mittagszeit, wo die Zuschauer sich entfernten, vorgenommen werden. Einen Hintergrund hatte die Bühne wohl nicht, so daß man von allen Seiten dem Schauspiel folgen konnte. Daher konnten die darstellenden Personen die Bühne nicht verlassen; sie saßen an den Seiten derjenigen Abtheilungen, in denen sie zu spielen hatten, traten auf und zogen sich, wenn sie ihren ‚Part' gesagt hatten, wieder auf ihre Sitze zurück. An eine täuschende Nachahmung der Wirklichkeit war also gewiß nicht zu denken; so werden die Costüme sicher oft nur andeutend gewesen sein, entsprechend der Scenerie, in welcher ein Faß einen Berg, eine Kiste das Grab vorstellen mußte. Die Theatermechanik lag natürlich ebenfalls noch in den Windeln; der sich erhängende Judas trug unter seinem Brustkleide einen schwarzen Vogel und die Eingeweide irgend eines Thieres zu leicht zu errathendem Gebrauch; nachher rutschte er mit dem Teufel an einem quer gespannten Seil in die Hölle hinein. Im 15. Jahrh. hatten viele Städte ein ‚spilhus' oder einen ‚spilhof' d. i. einen freien, für theatralische Aufführungen (daneben auch für Versammlungen und Tanzbelustigungen) geeigneten Platz. Man zog in Prozession zu dem Schauspiel, der Herold kündigte das Drama an und suchte Ruhe zu schaffen; zuweilen war für die Zuschauer ein Kreis gezogen, den Niemand überschreiten durfte, der etwaige Uebertreter wurde den Teufeln übergeben, die ihn in der Hölle bis zum Schluß des Stückes unterbrachten.

Die Spur der geistlichen Spiele läßt sich sehr weit zurück verfolgen. Dem hl. Gregor von Nazianz wird ein Passionsspiel zugeschrieben. Im neunten Jahrhundert erscheint ein Spiel von der Geburt Jesu Christi oder der Anbetung der drei Weisen[1]. Unter den ganz lateinisch ge-

[1] Weinhold, Weihnachtsspiele u. Lieder aus Süddeutschland u. Schlesien. Gratz 1853.

schriebenen Weihnachtsstücken ist ein im Kloster Benediktbeuern gefundenes ‚ludus scenicus de nativitate Domini', in welchem zunächst die Propheten des alten Bundes, unter ihnen auch Bileam auf seinem Esel, erscheinen. Ihren Prophezeiungen wollen die Juden nicht glauben; der Schulbischof ruft als Schiedsrichter den hl. Augustin herbei, der an der Kirchthüre sitzend bisher dem Ganzen zugehört hat. Heftiger Disput. Es kommt dann Verkündigung, Geburt und Flucht des Heilands, Kindermord, Sturz der Götzenbilder in Aegypten. Ein auftretender Festzug besingt in Liedern mit munterem Kehrreim den erwachenden Frühling. — Ein ähnliches Stück, ‚ludus paschalis sive de passione Domini', aus demselben Kloster hat bereits einige deutsche Einlagen. Magdalena vor ihrer Bekehrung kauft Schminke und singt: ‚Krämer gib die Farbe mir, die meine Wänglein röthe.' Indem sie die Füße des Erlösers wäscht, singt die Bekehrte: ‚Jesus, Trost der Seele mein, laß mich dir empfohlen sein.' Auch in diesem Spiele ist mit Vorliebe die Marienklage in deutschen Versen behandelt: ‚O weh, o weh mir, heute und immer weh! O weh, wie sehe ich nun an das liebste Kind, das je gewann auf dieser Welt jemals ein Weib. Laßt leben mein süßes Kindelein und tödtet mich, die Mutter sein, Maria, mich viel armes Weib!' In einem herrlichen Bruchstücke des 13. Jahrhunderts hat sich ohne weiteren Zusammenhang mit einem kirchlichen Spiel eine Marienklage erhalten, in welcher die Jungfrau Christi Leiden in wunderschönen deutschen Versen beweint und auch Johannes zum Mitweinen einladet, ‚da ich ja Niemand hab' als dich'. ‚Kreuzes Ast, nun neige dich, zu dir sollst du ziehen mich, zu meines Kindes Seiten'[1]. Marienklagen wurden selbständig am Charfreitag (bona feria sexta) aufgeführt. — Sonst wird aus früher Zeit ein Spiel von dem verkauften und erhöhten Joseph erwähnt; sodann existirt in späterer Handschrift ein Spiel von den drei Königen mit lateinischem ordo und deutschen und lateinischen Gesängen. Wie es nahe liegt, wird auch der hochgeachtete Heidenmann Virgilius für die Weihnachtsspiele herangezogen; vom hl. Augustinus befragt, was er über den Messias wisse, trägt er seine vierte Ekloge vor.

Die Aarauer Kantonsbibliothek besitzt aus dem Kloster Muri Fragmente des ältesten deutschen Passionsspiels; die Handschrift gehört dem Anfang des 13. Jahrhunderts an. Ein höfisch gebildeter Dichter, so meint K. Bartsch, macht in diesen Bruchstücken den Versuch, das Passionsspiel der deutschen Poesie zu gewinnen zu einer Zeit, da

[1] Marienklagen, gedr. bei Mone, Schauspiele des Mittelalters I, 27. Haupt Zeitschr. 12, 288. Altd. Bl. 2, 129. Die beiden andern Spiele in ‚Carmina burana' von Schmeller.

das deutsche Drama noch in seinen Anfängen war. Sein Versuch, nach Form und Inhalt geschickt und anziehend, läßt bedauern, daß nicht Andere den gleichen Weg betraten und daß nicht das ganze Werk auf uns gekommen ist. Der Dialog ist wechselreich, das Ganze hat ernste und würdige Haltung, nichts von jenen zotenhaften Späßen, die manche späteren Spiele entstellen. Nur die Rede des Krämers (paltenaere) hat einigen humoristischen Anstrich, aber auch diese Scene ist ungleich milder und gemessener, als in den meisten ähnlichen Stücken. Auf deutschen mittelalterlichen Boden ist das Ganze verpflanzt, der Knecht des Pilatus führt deutschen Namen, deutsch-mittelalterlich ist zumal jene Krämerscene, die leider nicht ganz erhalten ist.

Das oben erwähnte, so verhängnißvolle Eisenacher Spiel von den zehn Jungfrauen glaubt Bechstein wieder aufgefunden zu haben. Die lyrischen Klagen der thörichten, vom Bräutigam ausgeschlossenen Jungfrauen sind Anfangs in einer Nibelungenstrophe, dann in der Strophe des Walterliedes abgefaßt. — Das Innsprucker Passionsspiel, noch dem 14. Jahrhundert angehörig, bis auf den ordo deutsch, zerfällt eigentlich in vier Abtheilungen, von denen die dritte ein wahres Zwischenspiel von durchaus komischer Natur ist. Die drei Marien wollen Salben kaufen. Der Kaufmann sucht und findet einen Knecht Rubin (Ruben), das Urbild eines Possenreißers, wie er noch in unsern Tagen den rauschenden Beifall ländlicher Zuschauer findet. Der Rubin ist in vielen Ländern gewesen, ‚zu Franken han ich viel gelogen, zu Bayern han ich viel Leut betrogen'. Seinen Meister Hippokras empfiehlt er mit den Worten: ‚Was man ihm von Gesunden bringt, die macht er Alle sieche; die Blinden macht er sprechen, die Stummen macht er essen; er kennt vom Arztthum also viel, als der Esel vom Saitenspiel.' Und als die verlangte Salbe bereitet wird: ‚Herr, habt guten Muth, die Salbe wird aus der Maßen gut. Da kam hinein das Getümmel von einer Brücken, das Schmalz von einer Mücken, das Gehirn von einem Flegel, das Blut von einem Schlegel (Schnecken) und was der Kuckuck heuer sang' u. dgl. Der Preis der Spezereien bringt den Kaufmann zu thätlichem Zank mit seinem Eheweib, die in Folge dessen mit dem Knecht Rubin durchgeht ‚an den Rhin'. Der Schluß des Spiels erinnert die Zuschauer, der ‚armen Schüler' (Schauspieler) nicht zu vergessen.

Das Alsfelder Passionsspiel ist sehr umfangreich und auf eine dreitägige Aufführung berechnet. Am interessantesten mag die Bekehrung Magdalena's sein. Vor dem Spiegel, den ein Teufel als verkappter Diener hinhält, schmückt sie sich, sie singt lustige Liedlein, tanzt einen nach dem andern von den Jünglingen müde und singt dann scherzend: ‚So, Herr, so, was wollte ich der Gesellen tanzen auf ein Stroh; der ist bereits müde worden, jo; wären ihrer mehr, ich thäte

allen also!' Die abmahnende ernste Martha hat von ihr die gelungensten Bezeichnungen hinzunehmen, die jemals für ‚Betschwester' in unserer reichen Sprache aufgebracht sein mögen [1].

Daß das Volk auch ohne den für frühere Aufführungen verheißenen, natürlich später entzogenen Ablaß von solchen Schauspielen sich mächtig angezogen fühlte, kann die noch jetzt in langen Zwischenräumen wiederholte, von Schaulustigen fleißig besuchte Aufführung der Passion im bayerischen Oberammergau lehren. Schauspieler von Profession, wie E. Devrient, staunten über die echt dramatische Färbung wie über die gelungene Aufführung.

In niederdeutscher Sprache ist eine Dramatisirung des Theophilus, der als Faust des Mittelalters gelten kann, vorhanden. Am eigenthümlichsten indeß erscheint das Spiel von Frau Jutten, das im Jahre 1480 durch einen Geistlichen Theodor Schernberg geschrieben wurde. Der Stoff, die Fabel von der Päpstin Johanna, deren Wahrheit damals Niemand bezweifelte, ist nicht im Mindesten zum Komischen oder Satirischen gewandt, sondern recht nach Art der Mysterien behandelt. Eine Versammlung von Teufeln beschließt, eine schöne Engländerin Jutta für die Hölle zu gewinnen. Diese wird in ihrer Ruhmsucht bestärkt, in ihren Studien gefördert und endlich zum Papst gewählt. Ein Teufel verkündet aus einer Besessenen das Geschlecht des Papstes. Die Scene wird sofort in den Himmel verlegt, wo Mariens Fürbitte den Zorn des Herrn versöhnt. Die Unglückliche soll Verzeihung erlangen, falls sie sich der irdischen Schande und dem leiblichen Tod unterwirft. Jutta entschließt sich dazu; ihre Seele wird von Teufeln fortgeführt, aber durch Sankt Michael befreit und vom Herrn freudig aufgenommen: ‚Sei willkommen, liebste Tochter mein, du sollst mit mir fröhlich sein in meinem Himmelreiche. Und was du gethan in deinem Leben, das soll dir Alles sein vergeben; denn Maria, die liebe Mutter mein, hat dir gethan ihrer Hülfe Schein mit dem heiligen Nicolao; drum sollst du sein wohlgemuth und froh.'

Auch das Weltende mit seinen himmlischen und dämonischen Erscheinungen, Antichrist und Henoch-Elias, war für die Mysteriendichtung nicht verloren. Ein derartiges Spiel ist bei Mone gedruckt. Der Ernst des Stoffes geht indeß an die Ausgelassenheit des Humors verloren in einem Stücke überschrieben: Der Entkristvasnacht.

Das mag uns denn hinüberführen zu einer anderen entschieden abweichenden dramatischen Richtung, zu den Fastnachtsspielen. Man

[1] Aeltestes deutsches Passionsspiel von K. Bartsch in Pfeiffers Germania 8, 273. — Spiel von den zehn Jungfrauen. Halle 1855. — Innsprucker Osterspiel bei Mone S. 109. — Alsfelder Passionsspiel in Haupt Zeitschr. 3, 377.

wird uns eine Geschichte der Fastnacht gern erlassen; genug, daß die Ausgelassenheit der Fastnacht mit dem tollen Mummenschanz kleine dramatische Vorstellungen verband. Muntere Gesellschaften, zuweilen nur zwei oder drei Personen, oft aber in großer Anzahl, schweiften durch die Häuser und stellten bald rohe Bauern, bald Mönche und Bettler, dann auch wohl allegorische Figuren dar. Da die Vermummten mehrere Häuser, insbesondere Wirthshäuser, abzumachen hatten, so ließen die aufzuführenden Stücke keine breite Exposition zu. Von scenischem Apparat war durchweg gar nicht die Rede; auch war er weniger erforderlich, da die meisten Stücke in einer kurz dramatisirten Anekdote oder in einigen losgelassenen Witzen bestehen. Der Dialog ist äußerst einfach; meistens tritt eine Person auch nur einmal auf und sagt ihr ganzes Pensum her. Zuerst erscheint der Präcursor, Ausschreier oder auch Einschreier, in etwas gehobenen Stücken auch wohl Herold genannt. Er verkündigt, wessen man sich zu gewärtigen habe oder was zu wissen nöthig, um in den Zusammenhang zu kommen. Am Schluß nimmt der Ausschreier Abschied, meistens mit einem: ‚Herr, der Wirth, ihr sollt uns Urlaub geben!' mit der Bitte um Entschuldigung, ‚wenn man allenfalls zu grob gesponnen', auch wohl mit einigen derben Fastnachtswitzen oder einer lustigen Priamel. Zuweilen wird auch zum Tanz aufgefordert und der Schluß der ‚Gesegen-Reim' genannt. Bietet so die äußere Form nicht viel Abwechslung, so ist der Inhalt auch gerade nicht von großer Mannigfaltigkeit: Streit zwischen Mann und Frau mit den obligaten Schimpfwörtern, für die kein Wörterbuch ausreicht; Einmischung der Verwandten in die Ehehändel, die nur Oel in's Feuer gießt; versuchter, bald geglückter, bald entdeckter Betrug im Handel; Verabredung zur Heirath unter nahe liegenden Sticheleien und mit Aufzählung der schönen Hochzeitgeschenke nach Art des Rings von Wittenweiler; Liebes-Abenteuer, die aber nicht auf der Bühne vorgestellt, sondern, und zwar meist in unsauberen Wendungen, erzählt werden. Zuweilen gibt die Fastnacht selbst den Stoff her; die übrig gebliebenen Mädchen wurden, wie bekannt, am Fastnachtsschluß in den Pflug gespannt oder eingesalzen; die Fastnacht wird persönlich vor Gericht gezogen wegen alles angerichteten Unfugs. Ueberhaupt sind Gerichtsscenen beliebt, nur sind dann meist unanständige Stoffe gewählt. Die besonders im 15. Jahrhundert so zahlreich gewordenen Fastnachtspiele werfen ein sehr bedenkliches Licht auf die sittlichen Verhältnisse der Zeit. Die meisten gehen auf Verspottung der Bauern aus, deren naturwüchsige Derbheit von den übermüthigen Städtern alsbald zur Zote gemacht wurde. Zuweilen kommt die Form des Räthsels vor, wie in dem Spiel von dem Freiheit nach Art des Traugemundsliedes. Es fehlt natürlich auch der Quacksalber nicht, der seine Kuren und Medikamente preist oder durch einen possenreißen-

den Knecht rühmen läßt. Von Individualisirung der Personen ist kaum eine Spur; sie treten einfach auf als der erste, zweite, dritte Bauer oder der erste Narr, der zweite Gänslöffel, der dritte Dorflapp, der vierte Ackertrapp, der fünfte Dildap.

Doch erinnern einige von diesen Fastnachtsspielen an ältere Geschichten und Schwänke. Das Spiel von Salomon und Markolf führt die ‚Tischputatz' (Disputation) zwischen den beiden bekannten Gegensätzen wieder vor. Das Neidhartspiel bringt einen von den bäurischen Schwänken des bekannten Bauernfeindes Neidhart Fuchs, an den sich dann eine dörfische Rauferei anschließt. Der Kaiser und der Abt dramatisirt die durch Bürgers Behandlung bekannte Schwankgeschichte mit den Räthselfragen. Der Lunetenmantel führt noch einmal in die Sagen des Artuskreises zurück. Zu einigen Stücken haben ältere Novellen den Stoff geboten. Da Red' und Widerred' einmal die Hauptsache beim Spiel ausmachten, so konnten auch ernsthafte Stoffe benutzt und durch komischen Einschlag genießbar gemacht werden. Zwei Stücke führen ganz ernsthafte Disputationen über religiöse Fragen zwischen Christen und Juden vor: Der Kaiser Konstantin, an die schon früher erwähnte Bekehrung der Kaiserin Helena zum Judenthum anknüpfend; sodann die alte und neue Ehe (Testament), von Hans Folz mit einer nicht geringen Kenntniß der jüdischen Bücher und Mythen, aber natürlich nicht mit Vorliebe für die Synagoge abgefaßt. Weniger wendet sich der satirische Zug gegen den Klerus; politische Anspielungen sind bei dem bevorzugten Auftreten von Bauern ebenfalls selten. Der Türken Fastnachtspiel nimmt allerdings die Gelegenheit wahr, gegen politische, gesellschaftliche und religiöse Verhältnisse der Zeit zu polemisiren.

Der dichterische Werth dieser leichtfertigen Produkte ist natürlich äußerst gering, die Sprache durchweg gemein und roh, die Verse — alle Fastnachtspiele bewegen sich in Reimen — hart und ungelenkig. Die meisten weisen auf Nürnberg, Bamberg und Augsburg hin. Die Vergleichung in Ausdruck und Wendungen zeigt alsbald, daß besonders die schon erwähnten Nürnberger Hänse, Rosenblüt und Folz, in Abfassung von Fastnachtspielen thätig waren; bei einzelnen sind sie ausdrücklich als Verfasser genannt [1].

Auch Neujahrsspiele waren in Gebrauch; und dürfen wir nach einem uns erhaltenen Spiele dieser Art, das freilich in das 16. Jahrhundert hinein fällt, urtheilen, so ist ein Fortschritt den Fastnachtspielen gegenüber wahrzunehmen. Das Lustspiel: der kluge Knecht ist bereits in Acte abgetheilt, führt eine Anekdote nicht ohne Geschick und mit einer

[1] Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh., gesammelt von A. Keller. Stuttg. (liter. Verein) 1853. 3 Bde. und 1 Bd. Supplemente.

gewissen Charakterisirung durch und erinnert ganz auffallend an eine alte französische Posse Pierre Pathelin, ohne daß man indeß an irgend eine Abhängigkeit des deutschen Verfassers denken könnte.

So steht die dramatische Poesie der Deutschen allerdings an der naturgemäßen Stelle, nach der Blüthe der epischen und lyrischen Dichtung. Aber leider war dieser für die Entwicklung des Dramas so wichtigen Zeit das Andenken an die alten reichen Sagenstoffe schon fast abhanden gekommen, und Deutschland hat zur rechten Zeit keinen Shakspeare und keinen Calderon erzeugt [1].

XI. Prosa.

Hat uns die letzte Zeit des Mittelalters für die abfallenden Blüthen der Kunstdichtung und die herbstlichen Blätter des Meistergesangs in dem Volksliede einigen Ersatz geboten und gezeigt, wie Zweig um Zweig am Baum des geistigen Lebens sproßt, so bietet diese Zeitperiode uns noch eine weitere Entschädigung in der Entfaltung der Prosa. Wir hoben bereits früher hervor, daß das Mannesalter der Individuen wie der Nationen sich mehr der Prosa zuwendet. An die Stelle der alten Sagen und Epen tritt die Geschichte oder der auf dem Grenzgebiet hausende Roman; das Lehrgedicht sieht sich von Rede und Predigt überwuchert; was früher als Wissenschaft in Sprüchen und Versen bruchstückweise, ungenau im Volke umgetragen wurde und sich vererbte, das wird langsam zur durchdachten, abgeschlossenen Disciplin, nicht länger mehr Sache des Gemüths, sondern des Prosa redenden Verstandes. Die Prosa ist nicht weniger eine Kunst als die Poesie.

Ueber die Volksbücher hinaus, die ihren Ursprung aus aufgelösten Gedichten selten verleugneten, gelangte die Erzählung. Nicolaus von Wile, den das Städtchen Bremgarten im Aargau geboren, den später das gewerbreiche, lebensfrohe Nürnberg als Rathschreiber besaß, unterrichtete junge Leute in der ‚Kunst des Schreibens und Dichtens', benutzte die in Italien gesammelten Erfahrungen zur Fortbildung der Muttersprache, die er mit dem Marke des klassischen Alterthums durch Uebersetzungen zu nähren und durch Wetteifer mit der bereits vorgeschrittenen italienischen Prosa zu heben suchte. Er bestrebte sich die Eleganz seiner

[1] Kehrein, die dramatische Poesie der Deutschen. Leipz. 1840. 2 Bde. — Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berl. 1847. — Devrient, Gesch. der deutschen Schauspielkunst. Leipz. 1848—61. 4 Bde. Derselbe, das Passionsschauspiel in Oberammergau. Leipz. 1851. — Pichler, über das Drama im M.-A. in Tyrol. Innsbruck 1850. — Mone, altd. Schauspiele. Quedlinbg. 1841. Schauspiele des M.-A. Karlsruhe 1846. 2 Bde. — H. Reidt, das geistl. Schauspiel des M.-A. Fkf. 1868.

lateinischen Vorbilder nachzubilden, damit ‚die zierlichkeit vnd farben, so darin begriffen, eigentlich gemerckt werden mügen'. Unter seinen Translatzionen oder tütschungen, die von 1461 an nach und nach entstanden, sodann nach seinem Tode gesammelt und zu Straßburg (1510) zusammen gedruckt wurden, finden sich Petrarcha's Tröstung in Widerwärtigkeit, der Bericht, wie Hieronymus von Prag zu Konstanz verbrannt wurde, eine Abhandlung ‚von nutz vnd lernung der schrifft', eine ‚Ortografia oder fast nutzliche auffschreiberey'. Mit Vorsicht nahm er für neue Ideen, von denen er für seine Zeit Nutzen erwartete, die aber gegen manche Verhältnisse und Gewohnheiten anstießen, nicht das gefährliche Recht des Autors, sondern nur das wohlberechnete des Uebersetzers in Anspruch. Seine ‚Disputatz von dem adel' legt in der Zueignung dem Grafen Eberhard von Württemberg das Urtheil nahe, daß ‚des menschen adel sy in eigener vnd warer tugend des gemüts, als worin auch sein Gönner Niemanden im Lande entwiche'. Auch für zwei Novellen, die er in klarer Sprache bot, konnte er die Verantwortlichkeit fremder Meister in Anspruch nehmen, für Ghiscardus und Sigismunda den allerdings übel beleumundeten Meister Boccaz, für die Erzählung von Euryalus und Lucretia aber die schwer wiegende Autorschaft des Aeneas Sylvius, späteren Papstes Pius II.

Aehnlicher Art waren die Bestrebungen des klassisch gebildeten Ulmer Arztes Heinrich Steinhöwel, nur diente er mehr der Unterhaltung und Lesesucht seiner Zeitgenossen. Darum wandte er sich den Possen und Schwänken zu, die zuerst Poggio in seinen facetiis in feinem Latein angelegt hatte. Der volksthümliche Kern dieser Anekdoten führte Steinhöwel zur Uebersetzung der Aesopischen Fabeln, zu denen dann noch spätere Fabeln und das Leben des alten Fabulisten Aesop hinzukamen. Von Steinhöwel wurde an der Wiege der Buchdruckerkunst auch eine ‚tütsche Cronica' gedruckt, und so führt der Ulmer Arzt uns zu den theilweise weit älteren Chroniken, zu der historischen Prosa. Reimchroniken hörten noch nicht ganz auf, aber ihre Zeit war vorüber.

Es ist eine landläufige Phrase geworden, daß die Chronisten des Mittelalters von historischer Kunst keinen Begriff gehabt, daß sie planlos Wichtiges mit Bedeutungslosem vermischt, daß sie trocken und dürre, dürftig und langweilig die unerquicklichen Gebiete städtischer Geschichten und Alfanzereien durchwandert hätten. Indeß werden wir auch hier zu der Forderung berechtigt sein, daß der Durchforscher der früheren geschichtlichen Prosa sich einigermaßen dem alten Standpunkte nähere, den Maßstab der weiten geschichtlichen Umschau und des Pragmatismus, den neuere Zeit geschaffen, einstweilen bei Seite lege und für jetzt nur epische Unmittelbarkeit und Frische der Darstellung verlange, die wir ja auch z. B. an einem Herodot zu rühmen gewohnt sind. Dann aber wird ein

großer Theil der jetzt zu erwähnenden Chroniken nicht geringes Interesse bieten, allerdings mit Unterschied und durchweg zum Vortheil der früheren Unternehmungen.

Vielleicht hat die hochdeutsche Uebertragung der Sachsenchronik im 14. Jahrhundert einen Straßburger Fritzsche Closener angeregt, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit, so wie theilweise auch früherer Jahre, insbesondere aber die seine Vaterstadt berührenden Begebenheiten chronistisch darzustellen. Closener war Vikar und später Stiftsherr an dem hohen Chor in Straßburg, Streitigkeiten zwischen Stadt und Bischof veranlaßten ihn zu einem tieferen Eingehen in die geschichtliche Entwicklung der städtischen Verhältnisse; das gewonnene Resultat drängte zu weiteren Arbeiten. Der literarische Verein zu Stuttgart hat die Chronik als eine seiner ersten Publikationen herausgegeben. Ein jüngerer Zeitgenosse Closeners, später ebenfalls Chorherr am Straßburger Münster, Jakob Twinger von Königshofen, führte mit Benutzung der Arbeit seines Vorgängers die Straßburger Geschichten bis zum Jahr 1414 fort. Wie im geistlichen Stand, so harmonirten beide Chronisten auch in ihrem wissenschaftlichen Streben, das sich sogar zur Abfassung eines lateinisch-deutschen Wörterbuchs erhob. Würdig stellt sich der Straßburger die Limburger Chronik zur Seite, zum größten Theil verfaßt von einem gewissen Tielemann. Sie ist mehrmals, aber in modernisirter Sprache, herausgegeben und von großem literarischen und culturgeschichtlichen Interesse, indem sie über Volkssitten und besonders über die zu jener Zeit beliebten Volkslieder manche Auskunft ertheilt. Von Johannes Rothe, der das Leben der hl. Elisabeth verfaßte, ist wahrscheinlich auch die in niederdeutscher Sprache geschriebene Thüringer Chronik. Sie zeichnet sich bei der scheinbaren Vorliebe für Anekdoten durch eine gute Charakterisirung der Hauptpersonen aus. Dagegen hat die ‚Geschichte der Stadt Breslau' vom Jahr 1440—79, verfaßt von dem Nürnberger Peter Eschenloer, der in Breslau das Amt eines Stadtschreibers bekleidete, den Vorzug diplomatischer Genauigkeit, die sogar bis zur Beifügung von Verhandlungen und Urkunden geht. Die Begebenheiten des Constanzer Concils zeichnete in trefflicher Weise Ulrich von Reichenthal auf. — Am reichsten ist die freie Schweiz an hierher gehörigen Werken. Bern hatte am Anfange des 15. Jahrhunderts seinen Chronisten in seinem Stadtschreiber Konrad Justinger, dem dann bis zum Schlusse des Jahrhunderts Thüring Frickart oder Fricker folgte. Der dritte Berner Chronist, Diebold Schilling, fand bereits Erwähnung, weil er die kriegerischen Lieder Veit Webers aufbewahrt hat. Das kleinere Luzern besaß seinen Melchior Ruß und dessen wichtigeren Nachfolger Petermann Etterlin. Anregung zum fleißigen Aufzeichnen gaben die berühmten Thaten des Schweizervölkchens im 14. und 15. Jahrhundert.

— Am Niederrhein bekannt ist die im Jahre 1499 gedruckte Cronica van der hilliger statt van Köllen, in niederdeutscher Mundart, von einem unbekannten Verfasser. W. Wackernagel findet in ihr ‚ein eigenthümliches Gemisch kritikloſen Aberglaubens und schon der gelehrten Kritik'.

Die eigentlichen Schöpfer der deutschen Prosa sind die Mystiker. Der Scholastik, die immer mehr in künstliche Syllogismen, unfruchtbare Schulweisheit und dürre Objections- und Refutations-Pedanterie ausartete, daher der lateinischen Sprache nicht entrathen konnte, stellte die Mystik als praktische Philosophie sich zur Seite. Sie ist dem deutschen Epos wesentlich verwandt. Wie in diesem der deutsche Geist seine eigenen Heldenthaten besingt, und darum die Schilderung von Kampf und Streit die Gemüther in Spannung versetzt, weil Jeder in der Geschichte des Helden seine eigene Geschichte, seines Herzens Wohl und Wehe wieder findet: so strömt die deutsche Mystik aus den beiden Quellen der Philosophie und der Offenbarung und fluthet durch die innig frommen Gemüther der Deutschen, weil in ihr jeder Einzelne seines Herzens tiefste Sehnsucht, die Versöhnung mit Gott, das Ziel alles Wissens, ausgesprochen findet. Daß da manchmal auch trübes Wasser mit unterfließt, was kann's dem Strome schaden?

Mächtig bewegte Zeiten haben immer schöpferisch auf die Sprache gewirkt. Welches Jahrhundert war tiefer bewegt als das dreizehnte? Die Söhne Mohammeds drohten dazumal alle Gebiete des Wissens zu erobern, wie sie bereits die schönsten Länder erobert hatten. Noch gefährlichere Feinde waren in den manichäisirenden Irrlehrern aufgetaucht. Ihnen entgegen stellte sich das geistliche Ritterthum in den Orden der Franziskaner und Dominikaner. Die letzteren besonders pflegten in der Mystik zugleich die deutsche Sprache.

Die erste deutsche Philosophenschule ist die von Köln. Albert der Große war Lesemeister zu Köln; seine mystischen Schriften erscheinen im 14. Jahrhundert häufig in deutscher Sprache; er hat deutsch gepredigt. Deutsch schrieb auch der erste Dominikaner-Prior zu Köln, Bruder Heinrich. Aber die erste großartige Erscheinung, die in Deutschland einen mächtigen Einfluß auf die Geister ausübte, ist Meister Eckhart († 1326). Die tiefsten Geheimnisse des Glaubens und Wissens versucht er in wenigen Worten auszusprechen. So wird er manchmal überschwänglich und dunkel. Und weil die Worte des Meisters von den gleichzeitigen Secten der Freigeister und Begharden ketzerisch gedeutet wurden, so verurtheilte Papst Johann XXII. eine Anzahl Sätze aus den Schriften Eckharts. In die Tiefen des deutschen Sprachschatzes mußte der Meister greifen, um für die Tiefen des Gedankens die rechte passende Form zu finden. Mag weder Philosophie noch Sprache das

Geheimniß des göttlichen Wesens auszusprechen vermögen, so ist doch Gott dem Menschen näher, als dieser sich selber. Die menschliche Seele ist ein Abbild der Dreieinigkeit, ein lichter Spiegel des göttlichen Wesens. Und alles Geschaffene strebt nach Gott wie die Blume zum Sonnenlichte. Dann zeichnet Eckhart das Weh der Sünde und schildert die Führungen der göttlichen Gnade, die unter ernstem Ringen den Menschen wiederum dem Lichte entgegen führt. Parzival!

Man kann wohl sagen, daß von der Kölner Schule aus ein großer Theil der geistigen Erfrischung tief inneren religiösen Lebens über ganz Deutschland sich ausbreitete mitten in trostloser Zeit. Ein Schüler Eckharts ist Johannes Tauler (1290—1361), Dominikaner zu Köln. Seine Wiedergeburt erzählt in treuherzigen Worten, wie ihm ein neues Licht aufging, ein neues Leben begann. Für das Volk schrieb er ein schönes ascetisches Werk, Nachfolge des armen Lebens Jesu, das allerdings später durch das correctere Buch des Thomas von Kempen verdrängt wurde. Zu Meister Eckharts Füßen hatte in Köln auch Heinrich Suso (1300—1365) gesessen, der, aus dem edlen Geschlechte der Herren vom Berge stammend, nach seiner Mutter sich nannte und daneben den Geheimnamen Amandus führte. Er ist der Minnesänger der göttlichen Liebe, die reiche Dichterseele, in der die schmerzhafte Sehnsucht nach dem Ewigen in hundertfältigen Weisen ausklingt, weil immer etwas dem Menschenherzen ‚gebreſtet', das aller Glanz der Welt zu geben nicht im Stande ist. Wie Tauler wurde Suso nach seinem Tode von der dankbaren Menge wie ein Heiliger verehrt. Seine Schriften hat ein Geistesverwandter aus unsern Tagen, der edle Diepenbrock, herausgegeben. Johann Ruysbroek (1293—1381) verpflanzte die Mystik nach den Niederlanden. Er ist zugleich der scharfsinnige Denker, der den Freigeistern unwiderstehlich ihre Irrthümer bloß legte. Außerdem zählen noch Johann von der Sterngassen, Dietrich von Thüringen, Bruder Arnold und viele Ungenannte zu der Kölner Schule. Thomas von Kempen, Nicolaus von Cusa erhielten von ihr aus ihre Geistesrichtung; spätere Ableger sind dann noch Geiler von Kaisersberg, Heinrich Herpff von Hessen u. A.

Otto von Passau, Lesemeister im Franziskanerkloster zu Basel (1386), gab in seinem Buche: ‚die vier und zwentzig alten oder der guldin tron der minnenden selen' eine Blumenlese der besten Sprüche und Gedanken aus älteren mystischen Werken, ein Seitenstück zu Thomas von Kempen. Ein anderes Buch ist später von Luther herausgegeben und in der ersten Zeit seines Auftretens für ihn von verhängnißvoller Wirksamkeit gewesen. Luther nennt es eyn deutsch Theologia, obwohl es durchaus kein System der Theologie darstellt; in der Ueberschrift zur Vorrede heißt es ‚der Franckforter', wohl deßhalb, weil

der Verfasser Priester und Custos im Hause der Deutschherren bei Frankfurt war [1].

Gehen wir nun zur rhetorischen Prosa über. Johannes Tauler hat durch seine Predigten des Guten unendlich viel gewirkt. Seine Darstellung, ausgezeichnet durch Anmuth und Liebenswürdigkeit, seine Geistesrichtung, hinarbeitend auf Darstellung eines echt christlichen Lebens, das nur im engen Anschluß an die göttliche Gnade und durch Versenkung des kreatürlichen Willens in den absoluten möglich sei, seine Tiefe, hervorgegangen aus einem langen beschaulichen Leben, und doch hinwiederum von der vollständigsten Meisterschaft über die Sprache begleitet, fesselten die Gemüther der Hörer. In dem brausenden Sturm der späteren Streittheologie, unter dem schallenden Lärm der Controverspredigten wurde Tauler vergessen. Spener, der Stifter der Pietisten, machte wieder auf den Mann aufmerksam, der vor Allem christliches Leben zu fördern suchte. Seitdem sind außer den in der Sprache modernisirten Ausgaben viele von seinen Predigten nach den älteren Handschriften diplomatisch genau edirt worden.

An der Grenzscheide der Zeit steht der zweite große Kanzelredner, Johannes Geiler von Kaisersberg, ein Mann, der neue Bahnen für die geistliche Beredsamkeit brach und zugleich durch die große Anzahl seiner hinterlassenen Reden die Aufmerksamkeit auf sich zieht. In Schaffhausen geboren, Professor der Theologie in Freiburg, erhielt er wegen seiner oratorischen Leistungen fast gleichzeitig einen Ruf nach Würzburg wie nach Straßburg. Den letzten vorziehend wirkte er als Kanzelredner 33 Jahre in Straßburg. Noch heute trägt die Kanzel im dortigen Münster seinen Namen; Geiler hat unter derselben im Jahre 1510 seine Ruhestätte gefunden. Er selbst gab von seinen Predigtschriften nichts heraus; sein Schwestersohn, Peter Wikram, besonders aber der Franziskaner Johannes Pauli, schrieben die Predigten nach oder übersetzten sie aus den lateinischen Manuscripten (Geiler skizzirte seine Predigten gewöhnlich lateinisch) in's Deutsche zurück. Doch sind die Reden durchaus deutsch gedacht, wie denn Geiler in seinem ganzen Wesen eine deutsche Natur war ohne Beimischung von den damals so reichlich verstreuten antiken Elementen. In dieser echten Volksnatur lag Hohes und Alltägliches, tiefer Ernst und harmloser Scherz friedlich neben einander. Auch die Richtung der Zeit war eine andere geworden; Bruder Berthold, Tauler wären nicht mehr die Helden des Tages gewesen; die satirisch

[1] Diepenbrock, Heinrich Suso. 2. Aufl. Regensbg. 1837 mit Vorrede von J. Görres. — Die deutsche Mystik im Predigerorden von Greith. Freibg. 1861. — F. Pfeiffer, deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. Leipz. 1844. 57. 2 Bde. — J. Bach, Meister Eckhart. Wien 1864.

angeregte Zeit begehrte pikante Speise. Geiler wußte sie zu bieten. Gewandt in Beweisführungen, überzeugend in Deductionen, war er zugleich überreich an passenden Einfällen, Anekdoten, Witzworten und Geschichtchen. Das Zeitalter schrieb ihm hierin keine prüde Beschränkung vor; obgleich Geiler nach unseren Begriffen hierin mehr als das Erträgliche leistet, durfte er doch von der Kanzel aus polemisiren gegen solche Redner, die ihre Zuhörer durch Possen zum Lachen anregten. Geiler legt das Narrenschiff von Brandt einem ganzen Cyklus von Predigten zu Grunde, jedem einzelnen Narrenschwarm hängt er noch verschiedene Schellen an und gewinnt so die Eintheilung für seine Predigten. Der Redner setzte dem Narrenschiff auch ein Büßerschiff in Fastenpredigten entgegen. Ein in Straßburg zur Schau gestellter Löwe bot ihm Veranlassung über den hellischen Löwen zu predigen. In der Predigtsammlung: Der haß im pfeffer muß das Häslein als Beispiel dienen; wie dieses soll der Christenmensch besser den Berg (der Vollkommenheiten) hinauf laufen als hinunter (zu weltlichen Lüsten), soll lange Ohren haben (zum Hören des göttlichen Wortes), soll gebraten werden (im Feuer der Widerwärtigkeiten), gespickt werden (mit dem Fett der Andacht und Liebe). Es ist wahr, solche Durchführungen kommen uns barock vor; bei Geiler's Zuhörern wird es anders gewesen sein. In der ‚ußlegung über das gebette des herrn', so wie in den 24 Predigten ‚über die sünden des munds' bewegt der Redner sich indeß in würdigerer Fassung [1].

Noch ein liebenswürdiger Schriftsteller ist zu verzeichnen, der in lehrhaften Schriften durch Scherz und Ernst, in Unterweisungen und Exempeln die Moral vorbrachte. Es ist Albrecht von Eib, Domherr zu Bamberg und Würzburg, von Papst Pius II. zum Kämmerer ernannt. Unter seinen Schriften, die zum Theil nach älteren Vorbildern gearbeitet sind, ragt durch Selbständigkeit und Reichthum des Inhalts hervor das Werk: ‚Ob einem manne sey zu nemen ein eelich weib oder nit'; hier gibt der Stoff Gelegenheit zur Entfaltung reicher Kenntnisse wie zur Erzählung mancher ernsten und heiteren Geschichte.

Endlich sei noch erwähnt, daß die Fabel am Schlusse des Mittelalters sich in der Prosa zurecht zu finden begann. Das orientalische Fabelbuch Bidpai, ‚das Buch der Beispiele der alten Weisen', wurde seit 1483 sehr oft aufgelegt. Eine andere Sammlung bildeten die Cyrill'schen Fabeln oder das ‚Buch der natürlichen Weisheit' (Augsburg 1400 und öfter).

---

[1] Einzelne Schriften Geilers sind von Prof. Braun und von Director Bone neu herausgegeben.

Viertes Buch.

Von der Kirchenspaltung bis zum 30jährigen Krieg.

Protestantisches Kirchenlied. Satire.

‚Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer sein.‘
Göthe.

I. Allgemeines.

Die Darstellung der vorigen Literatur-Periode hat uns mehrfach über die gezogene Zeitbegrenzung hinaus in die jetzt zu betrachtende Epoche hineingeführt. Es geschah das in der wohlbegründeten Annahme, daß mit der Kirchenspaltung noch nicht der entscheidende Zeitpunkt gegeben ist, der in der Literatur neue fruchtbringende Bestrebungen herbeiführte. Nein, der vorliegende Zeitraum ist eine Periode des andauernden Verfalls, die Zeit des Wegräumens. Allerdings ringt sich aus dem Schutt noch Strauch und Baum hervor und erkämpft sich die unerläßlichen Bedingungen des Lebens, während die Brennnessel der Satire und die Wildlinge des Schwanks in dem Schuttboden ihre reiche Nahrung finden und üppig gedeihen. Jenes Hinübergreifen aus der vorreformatorischen Zeit erleichtert uns zugleich die Aufgabe, falsche Auffassungen und ungerechte Ansprüche zurückzuweisen. Seitdem nämlich bei gebildeten Protestanten die Begeisterung für Luthers kirchlich-reformatorische Bestrebungen sich entschieden abgekühlt hat, sollte doch wenigstens die politische Entwicklung der neueren Zeit in denselben wurzeln; da aber auch hier eine unparteiische Forschung gar nicht verkennen ließ, daß die nächste Folge der Reformation vielmehr eine lange schmachvolle Despotie Seitens der Fürsten und eine Austilgung der volksthümlichen Freiheiten gewesen ist, so sollten die auf religiösem und politischem Gebiet nur ungern aufgegebenen Verdienste auf literarischen Boden übertragen werden. Aber

auch hier wird man nach dem mit so großem Siegeslärm genommenen Anlauf den Rückzug bis in gewisse Grenzen nicht vermeiden können. Auf die ganze Volksliteratur hatte der Protestantismus seine breite Hand gelegt, sie sollte ein Produkt des in der Reformation befreiten und gehobenen Volkes sein; — aber das Volkslied erklang schon lange vorher und in den besten Weisen, ja wir sehen die Repräsentanten der Reformation durchweg nicht einmal in einem freundlichen Verhältnisse zu demselben stehn. Die Volksbücher mit den Resten der alten Sagen, mit Witz, Sprüchwort und Räthsel waren überall verbreitet, und nur ein geringer Nachwuchs und zwar ein sehr charakteristischer (Faust, Ahasver) fällt in die vorliegende Periode. Das deutsche Kirchenlied soll ein Kind der Reformation sein; — aber unsere gedrängte Darstellung desselben im vorigen Zeitraum und die uns noch obliegende Betrachtung des protestantischen Kirchenliedes führen solche Ansprüche auf ein bescheideneres Maß zurück. So soll denn Luther an der Spitze der Reformatoren wenigstens der Schöpfer der deutschen Prosa sein; — aber auch hier dürfen wir wohl zur Abwehr auf die Prosaiker des vorigen Zeitraums zurückweisen. Indeß soll uns dieß keineswegs hindern, die Verdienste, welche Luther um die Fortbildung der deutschen Prosa, überhaupt um die deutsche Sprache im Allgemeinen sich erworben hat, mit Unparteilichkeit zu würdigen. Unser Standpunkt soll uns nicht hindern, das protestantische Kirchenlied in seinem Werthe zu prüfen; er soll uns nicht veranlassen, mit Verkennung der eigenthümlichen Zustände dem Protestantismus unbilliger Weise aufzubürden, was nicht auf seine Rechnung fällt.

Es sind mancherlei Zustände und Einwirkungen hier zu berücksichtigen. Ohne Zweifel das wichtigste Ferment in dem großen Gährungsprozesse, aus dem in harten Geburtswehen eine neue Zeit sich entwickeln sollte, ist das Wiederaufleben des klassischen Studiums und der daran sich ansetzende Humanismus. Zwar mit dem Absterben des alten römischen Reichs war die klassische Gelehrsamkeit nicht zu Grabe getragen, und wie sich noch Männer von echtrömischem Charakter fanden, so erfreute sich ein guter Theil der lateinischen Klassiker der verdienten Ehre und Pflege, besonders in den Klöstern und Klosterschulen. Aber das Interesse blieb großentheils an der Sprache haften, die in einer dem alten Geiste widerstrebenden Fort- und Umbildung dem Verkehr der Gebildeten dienen mußte, in der die wichtigen Documente abgefaßt, die wissenschaftlichen Fragen erörtert wurden, die das bindende Glied zwischen der großen christlichen Völkerfamilie bildete und als liturgische Sprache die ganze religiöse Seite beherrschte. So müssen wir denn sehen, wie die Koryphäen der italienischen Literatur in vollständiger Umkehr der Verhältnisse von ihren lateinischen Produktionen, die jetzt Niemand mehr

beachtet, die Krone des Dichterruhms erhofften. Und wenn nun zwar der Einfluß der lateinischen Literatur sich nicht auf die Klostermauern beschränkte, so blieb doch das eigentliche Volk und die Blüthe unserer mittelalterlichen Poesie von ihr unberührt. Weder Stoffe, noch allgemein dichterische Regeln, noch Rhythmik und Verskunst kamen dem deutschen Mittelalter aus der römischen Literatur. Man sollte denken, die Kunde von der römischen Geschichte hätte nicht schwinden können, und doch, welche Unkenntniß derselben in den Reimchroniken!

Und nun erst die griechische Literatur, die Lehrmeisterin für römische Rhetorik, Philosophie, Geschichte und auch für die Poesie in ihrer späteren Entfaltung! Homer, die großen Dramatiker und Geschichtschreiber waren für das Abendland verschüttete Erzadern, an deren Dasein kaum Jemand noch dachte, deren Ausbeutung aber auch einstweilen selbst bei glücklicher Muthung noch unthunlich gewesen wäre. Welche abenteuerliche Wanderungen und Wandelungen mußte der philosophische Heros Aristoteles durchmachen, bis der Quell seiner Doctrinen trotz der verschlungenen Leitung die Scholastik befruchten konnte! Und Alexander der Große mußte sein Leben nach ähnlichen Kreuz- und Querzügen mit fremden Anhängseln dem mittelalterlichen Dichter bieten. Das wurde nun freilich im Laufe des 15. Jahrhunderts anders. Hatte das Studium des römischen Rechts schon zu einer genaueren Erforschung des römischen Lebens und der alten Geschichte hingedrängt, so mußte auch der nicht mehr zu verkennende Verfall der Literatur, der bei der Scholastik in die Haide trockener Abstraktionen, bei der Dichtkunst zum dürren Astwerk leerer Formen führte, die Strebenden zu anderweitigen frischen Versuchen aufmuntern. Die Lehrer an den Universitäten meinten mit Grund in den lateinischen Klassikern nicht bloß das triviale Material zur Erlernung einer todten Sprache suchen zu dürfen, sondern zugleich die lebensfrischen Vorbilder für Kunst und Wissenschaft. — Im Jahre 1453 erlag Konstantinopel den Türken. Nun kamen die griechischen Gelehrten mit ihren literarischen Schätzen hinüber in's Abendland; nun öffneten sich unaufhaltsam die Schleusen des Klassicismus.

Mit Recht ist schon oft bemerkt worden, daß ein Volk, welches sich hartnäckig und grundsätzlich vor allen fremden Elementen abschließt und sich dem geistigen Verkehr mit andern Völkern entzieht, nach und nach verknöchert und in sich verdorrt, ja nicht einmal in dem Besitz seiner alten, eigenthümlichen Schätze sich zu behaupten vermag. Nun hatte allerdings das deutsche Volk seit seinem ersten Auftreten in der Geschichte keineswegs einem solchen Absperrungssystem gehuldigt. So war es zu erwarten, daß es sich dießmal nicht gegen den mächtigen Einfluß der antiken Cultur auf die Dauer abschließen, sich nicht ferner begnügen werde, die Griechen und Römer nur aus der Ferne und durch Vermittlung zweiter und

dritter Hand kennen zu lernen. Und von welch' segensreichem Einflusse hätte das Bekanntwerden mit den ewig gültigen Mustern des Schönen für Deutschland werden können, wenn jene Zeit noch ein starkes, im christlichen Bewußtsein und Leben gefestigtes Volk vorgefunden hätte, wenn wenigstens die Beförderer klassischer Studien nicht einseitig auch dem klassisch-heidnischen Leben gehuldigt hätten! Das that aber leider die Mehrzahl derselben. Und wir brauchen, um die unheilvollen Consequenzen der ersten klassischen Bildung vorzuführen, hier nur an Cola Rienzi, an Petrarka mit seinen Sympathien für diesen schwärmerischen Patrioten, an Boccaz mit seinen Bemühungen die Mythologie zu christianisiren, an Macchiavell mit seiner durchaus heidnischen, aber in schreckhafter altrömischer Consequenz durchgeführten Politik zu erinnern. Die Vertreter griechischer Cultur kamen aus dem seit Jahrhunderten unterwühlten, gewissermaßen entchristlichten Konstantinopel. Dazu war, wie Vilmar bemerkt, damals das Bewußtsein des eigenen Lebens im deutschen Volke nicht mehr ein starkes; es war die Erinnerung an die eigene Geschichte, dieses instinctartige, aber darum kräftige Erhalten und Benutzen des alten Erbes schon im Erlöschen; mit desto entschiedenerer Energie trat nun das Bewußtsein eines fremden Lebens, die Erinnerung an eine fremde Geschichte und die Kenntniß von derselben in das Leben des deutschen Volkes ein. Bei dem sinkenden Leben der Nation erzeugte sich in tieferen Geistern ein wohlberechtigtes Verlangen nach einer allgemeinen Restauration, die zugleich das materielle Streben, die sittliche Rohheit paralysiren und besiegen sollte. Hob sich Geschmack und feine Sitte, — und die klassische Cultur konnte das ermöglichen — dann konnten ferner nicht mehr solch' maßlos rohe Produkte, wie das 15. Jahrhundert sie bot, auf den Markt gebracht werden. Aber die neue Wissenschaft überraschte und blendete die nicht gehörig Vorbereiteten, erzeugte auch vielfach jene Halbbildung, die der letzten Consequenzen sich nicht bewußt und daher nicht immer mit böser Gesinnung auf Umsturz hinarbeitet und die Besonnenen verspottet, und suchte ernstlich den vollständigen Bruch mit den bisherigen Verhältnissen herbei zu führen. Die gelehrten Kenner der vorchristlichen Welt betrachteten sich vielfach als Freigelassene des Christenthums, als Bürger eines altklassischen Staates, als Genossen einer vom Christenthum losgeschälten Gesellschaft.

Auch die sociale Frage schien sich einer Krisis zu nähern. Unsicherheit und Willkür, am Ende des 15. Jahrhunderts von Kaiser Max ernstlich bekämpft, die Lage des gedrückten Bauernstandes, der zur Selbsthülfe zu schreiten bereit stand und im Jahre 1502 unter dem Namen ‚Bundschuh', im Jahre 1514 als ‚Bund des armen Konrad' (Koinrad = kein Rath) bessere Zustände zu erringen suchte, die Lage des niederen Adels, der jedes geordnete Ziel der Thätigkeit verloren zu haben schien

und ohne Verdienst nach den Gütern der Kirche und dem Einfluß bei Hofe lungerte, — Alles ließ eine gewaltige Revolution ahnen, sobald das ersehnte Wort gesprochen würde.

Die Reformation sprach dieses Wort. Sie hat, sagt Eichendorff, die Krankheit und das allgemeine Gefühl derselben weder erzeugt noch geheilt, aber sie hat ihre nach welthistorischen Dimensionen noch bis auf den heutigen Tag fortdauernde Krisis herbeigeführt, indem sie der Sehnsucht der Wohlmeinenden und Besonnenen, so wie der sich selbst unverständlichen Unruhe der Menge, den einzeln zerstreuten und sich kreuzenden Gedanken und Richtungen concentrirend ein bestimmtes Ziel, Namen und Banner gab, ein Umstand, der überall im Thatsächlichen den Ausschlag gibt. Allerdings schien im Anfang und dauernd bis zum Jahre 1525 das Vorgehen Luthers und seiner Genossen eine Heilung der Krankheit nach allen Seiten hin bewirken zu wollen. Luther erschien wie der lang ersehnte Mann der Zeit. Er schien den mystisch Gesinnten Genüge zu thun durch das blendend grelle Hervorheben des göttlichen Einflusses bei der Gnaden- und Sittenlehre; der dürren Scholastik schien er das Ende zu bereiten durch das Hervorheben der einen Quelle des Christenthums, des geschriebenen göttlichen Wortes; dem christlichen Adel teutscher Nation zeigte er in der Umgestaltung der kirchlichen Verfassung neuen Einfluß, in der Beibehaltung der Stifter und Pfründen neuen Reichthum; es schien, als ob er ernstlich den Armen das Evangelium verkündigen und den gedrückten dritten Stand der Freiheit entgegen führen wollte; ja auch die Humanisten konnten sich mit der klassischen Gelehrsamkeit des Reformators und dem Abschaffen der Bußwerke befreunden. Aber die practischen Consequenzen der thüringischen Bauern mußte der Reformator bald selbst verdammen; verlor die Reformation nun einen guten Theil ihres populären Charakters, so verstanden die Fürsten den abnehmenden Sympathien durch Gewaltmaßregeln nachzuhelfen. Den Ausschreitungen der Mystiker, den practisch reformirenden Bilderstürmern und Wiedertäufern setzte Luther das Gewicht seines Ansehens und Einflusses entgegen und hieb die Unwillkommenen ‚über die Schnauze'.

Mit der Mitte des 16. Jahrhunderts trat für die Verbreitung der Reformation ein Stillstand ein. Die Hälfte Deutschlands, und zwar im Allgemeinen diejenige Hälfte, die dazumal in Bildung und Cultur am weitesten vorgeschritten war, hatte sich den Neuerungen hingegeben. Die Rückwirkung auf die Literatur ließ nicht auf sich warten. Zunächst wurde der Bruch mit der Vergangenheit, an dem schon das vorige Jahrhundert fast bewußtlos gearbeitet hatte, mit Bewußtsein immer mehr durchgeführt; so verschwanden die alten Erinnerungen bis auf die Volksbücher. Das Verhältniß der christlichen Confessionen zu einander blieb

andauernd auf der Höhe der Abneigung. Die rücksichtslose Polemik Luthers fand in dem Grobianismus seiner Nachfolger einen weit hallenden Nachklang. Bald beschränkten die katholischen Gegner sich nur mehr auf Abwehr und Vertheidigung. Aber fast die ganze Literatur erhält einen verbitterten, polemischen Anstrich; die Satire und das Pasquill feiern ihre Wonnetage; über die Blüthe der Poesie legt sich der kalte Reif des Hasses. Der Meistergesang führt sein Scheinleben fort, ja er scheint in Hans Sachs einmal einen gesunden Zweig zu treiben. Im Innern der protestantischen Confessionen wird das Bedürfniß des eigenen Kirchenliedes gefühlt, in welchem sich ebenfalls für lange Zeit Katholik und Protestant scheiden. Luthers unbesonnene, immer düsterer sich gestaltende Dämonologie, die überall Teufel und dämonischen Einfluß witterte, blieb nicht ohne Nachwirkung. Während Brant und Murner die Laster als Thorheiten behandelten und im Bereich des Menschlichen ließen, ergeht sich der orthodoxe Eifer des 16. Jahrhunderts in dämonischer Personifizirung der Laster und Mißbräuche. Stadt, Land, Dorf, Haus füllt sich mit Dämonen an[1]. Den Einwirkungen der protestantischen Lieder zu begegnen, entstehen auch auf katholischem Boden reichere Sammlungen von Kirchenliedern, zum Theil Ausmünzungen aus dem reichen Schatz kirchlicher Hymnologie, zum Theil aber auch Fortbildung derselben.

Der fortwährend gepflegte Gegensatz übte seinen Einfluß auch auf die epischen Stücke aus; das Thierepos nimmt einen satirischen Charakter an, die Lehrfabel will die moralischen Anhängsel nicht ferner in ruhig lehrhafter Art bringen, sondern greift ebenfalls zur Satire. Die Dramen der Reformationszeit kranken entweder an einer dichtungsfeindlichen Polemik, oder sie kommen doch nicht über das Gebiet des alten Fastnachtspiels und des Mysteriums hinaus. Endlich macht die Verwilderung des 30jährigen Krieges einen traurigen Abschluß.

Nachdem im vorigen Buche die Entstehung des neuhochdeutschen Sprachidioms bereits dargestellt ist, können wir uns über die Sprache hier kurz fassen. Am Schluß des 15. Jahrhunderts strebte das Neuhochdeutsche, und nicht ohne Erfolg, derjenigen Stellung entgegen, die im 13. Jahrhundert das Mittelhochdeutsch behauptet hatte; es war Kanzlei- und Hofsprache im größten Theile von Deutschland, es ging

[1] Da wir im Folgenden auf diesen eigenthümlichen Zweig der Literatur nicht mehr zurückkommen können, so sei hier erwähnt: Chrysäus, der Hofteufel; Musculus, der Hosenteufel (Pluderhosen); der Fluchteufel; Friderich, der Saufteufel; Spangenberg, die bösen Sieben in Teufels Karnöffelspiel; Westfal, der Faulteufel; Pape, der Bettelteufel; Schütz, der Sacramentsteufel u. s. w. Alles zwischen 1550 bis 1580. Das folgende Jahrhundert hat noch einige nachtrabende Dämonen: Den Soldatenteufel, den Schoristenteufel, den Goldmacherteufel, den Fastnachtsteufel.

darauf aus, die Sprache der Gebildeten zu werden, so weit nicht die lateinische Sprache ihm Schranken setzte oder der Einfluß der Dialecte sich übermäßig geltend machte. Allerdings waren die Verhältnisse im Allgemeinen der Entwicklung einer Gemeinsprache fast ungünstiger als zur Hohenstaufenzeit. Da aber trat fast noch an der Schwelle des 16. Jahrhunderts ein Ereigniß, oder vielmehr eine Reihe von Ereignissen ein, die rasch über das einst im Mittelhochdeutschen erreichte Resultat hinausführte. Durch die Schriften Luthers, ganz besonders durch seine Bibelübersetzung, drang das Neuhochdeutsche nicht bloß in den Kreisen der Gebildeten, sondern auch in den tieferen Regionen des eigentlichen Volkes durch und erhob sich unter stetem Zurückweichen des Niederdeutschen und mit Niederhaltung der Mundarten zur allgemeinen Schriftsprache. Nahm also Luther die Einheit des Glaubens hinweg, so erhielt Deutschland doch durch seinen Einfluß die Einheit der Schriftsprache, — freilich ein bedenklicher Ersatz, aber doch das einzige Band, das alle deutschen Stämme, selbst die politisch von der Gesammtheit getrennten, mit einander verbindet. Die neuhochdeutsche Sprache gelangte mit Luther und hauptsächlich durch ihn zum Abschluß, indem er einerseits die mehrerwähnte Kanzlei- und Hofsprache in ihrer damaligen Formation und Entwicklung zu Grunde legte, andererseits den Wortschatz durch Heranziehen der Volkssprache selbst in den Mundarten und durch Benutzung der vorhergehenden ausgebildeten Prosa, insbesondere der Mystiker, bereicherte. So entstand eine *Gemeinsprache*, innerhalb deren sich allerdings noch längere Zeit hindurch mannigfache mundartliche Einflüsse als Spielarten geltend machten. Bekanntlich haben sich auch nicht alle von Luther aus seinem obersächsischen Dialect herüber genommenen Wörter in der Schriftsprache behaupten können. Daß aber die Sprache Luthers in solcher Weise durchdrang, das erklärt sich nicht allein aus der theologischen Bedeutung, die sein Bibelwerk nebst seinen Commentaren bei seinen Anhängern, ja sogar bei den Reformirten behauptete und für die ganze religiöse Seite des Lutherthums behaupten mußte, sondern ganz besonders aus dem wahrhaft volksthümlichen Geiste dieser seiner Sprache. Jedes Wort, jede Wendung sollte volksthümliches Gepräge tragen, und zumeist glückte es allerdings dem auch auf diesem Gebiete kühnen Mann. Darum erkannte denn auch das Volk hier alsbald *seine* Sprache, mochte auch die eigene Mundart andere Laute haben. Unter solchen Umständen konnte es geschehen, daß einzelne katholische Polemiker die ganze neuhochdeutsche Sprache für eine wesentlich protestantische hielten und unvernünftig sich dem Strom entgegen stellten, der die kirchliche Literatur fortzuschwemmen drohte. Doch es war so arg nicht. Als die Streittheologie, und zwar eine recht müßige und fanatische, in der neuen Confession sich erhob, da sank die Sprache in raschem Falle, da verlor

sich Reinheit und Kraft, Wohllaut und Leichtigkeit; Weitschweifigkeit verband sich mit Unbeholfenheit des Ausdrucks und Schwerfälligkeit der Darstellung; ein gespreizter und affectirter Ton stelzte daher in langathmigen Sätzen, die nicht einmal durch Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Wendungen einen Ersatz boten.

In den Versformen zeigt der vorliegende Abschnitt keinen besonderen Fortgang; die kurzen reimenden Verse der Erzählung, Meistersängertöne und Weisen des Volksliedes werden ruhig beibehalten. Indeß finden sich auch Versuche in Alexandrinern, Sonetten und Terzinen, ja selbst in Hexametern, aber sie alle sind wenig hoffnungerweckend [1].

II. Luther und das Kirchenlied.

‚Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwey bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt.‘ G. Witzel.

Die Entstehung, Fortbildung, Befestigung, wenn man will das Geheimniß der sogenannten Reformation ist in Luther, dem deutschen Reformator, gegeben. Sohn eines Bergmanns und zu Eisleben am 10. November 1483 geboren, hatte Martin Luther sich die Universitätsbildung und den Magistertitel auf der an humanistischen Elementen reichen Universität Erfurt erworben. Ein plötzlicher Schrecken und unüberwindliche Todesfurcht trieben ihn in das Augustinerkloster daselbst. Der Provinzial Staupitz sandte ihn als Lehrer der Dialectik und Ethik an die neu errichtete Universität Wittenberg. Hier gab Luther im Jahre 1516 die ‚teutsche Theologie‘, eine mystische, pantheisirende Schrift des 14. Jahrhunderts heraus, die ihm ‚übertröstlich in Kunst und göttlichem Werth‘ erschien, weil die Nichtigkeit der menschlichen Freiheit gegenüber der Allgewalt des göttlichen Willens darin dargelegt war. Demgemäß gestaltete sich in Luther schon vor seinem Auftreten im Jahre 1517 die Abweichung vom kirchlichen Lehrsystem in Bezug auf Sünde und Recht-

[1] Die ältesten deutschen Hexameter — allerdings nicht ohne einige Einmischung des Lateinischen — sind in Priamelform ausgeführte Haushaltungsregeln aus dem 14. oder 15. Jahrhundert:

‚Sê korn Egidii, habern, gersten Benedicti,
Iss gens Martini, wurst in festo Nicolai,
Iss Blasii lemper, haering Oculi mei semper,
Kauf holz si velis, wilt nit erfrieren Michaelis etc.‘

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat dann Konrad Geßner solche Versuche erneut und die Alleinglaubensseligkeit in schlechten Hexametern besungen.

fertigung als Resultat seines damaligen angsthaften, leidenschaftlichen Seelenzustandes und der durch eifriges Studium gewonnenen mystischen Ideen. Dieses Lehrsystem glaubte er dann auch aus der hl. Schrift, besonders aus St. Paulus heraus lesen zu müssen. Der äußere Anstoß zur Geltendmachung des so tröstlich gefundenen ‚Evangeliums' (der eigenthümlichen Gesetzes- und Rechtfertigungslehre) im Jahre 1517 ist bekannt. Dem leidenschaftlichen Gemüthe Luthers erschien schon damals die kirchliche Rechtfertigungslehre als ein Verderben bringendes, gottloses Dogma, das Buß- und Ablaßwesen als ein das Seelenheil ruinirendes Werk, überhaupt der Gegensatz zu seinen so glücklich aufgefundenen Ansichten als Grundsätze des Bösen. Billigend standen alsbald auf seiner Seite einestheils viele Mystiker der geistlichen Orden, die im Gefühlsleben den Sinn für feste kirchliche Dogmen verloren hatten, anderntheils die Humanisten, denen jeder kirchliche Scandal und jedes Rütteln an dem alten Kirchensystem willkommen war, die selbst theilweise mit den Inquisitoren der Curie im Kampfe lagen. An die letzteren schlossen sich die studirenden Jünglinge, Bewunderer der imposanten, unerschrockenen Persönlichkeit, Freunde des ersehnten Fortschritts, der Freiheit auch auf religiösem Gebiet. Luther selbst aber glaubte trotz Vorladung nach Rom, dessen frühere Anschauung ihm nicht wohlgethan, trotz Leipziger Disputation mit dem gewandten Eck, trotz Verurtheilung Seitens der Universitäten Löwen und Köln, trotz römischer Bannbulle noch immer auf dem Boden der Kirche zu stehn und hoffte bei festem Ausharren eine Reform der alten Kirche erzielen zu können. Stand doch Murner, der ungestüme Tadler kirchlicher Mißbräuche, noch auf seiner Seite. Die Schriften des Jahres 1520: ‚An den christlichen Adel teutscher Nation' und ‚von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche', sodann ‚wider die bullen des Endechrists' zeigen sein immer kühneres Vorgehen. Von der Wartburg aus, die der sächsische Kurfürst ihm als sein ‚Patmos' angewiesen, setzte er in deutschen und lateinischen Schriften mit volksthümlicher Beredtsamkeit, mit unerschütterlichem Selbstvertrauen, mit schwunghafter Begeisterung, allerdings auch mit der Rücksichtslosigkeit eines Demagogen den unternommenen Kampf gegen Werkheiligkeit, Meßopfer, Fegfeuer, Gelübde, Beichte, besonders aber gegen die Hierarchie fort. Die Ausschreitungen der eigenen Partei in den Wiedertäufern, in dem bilderstürmenden Carlstadt und Genossen, die wissenschaftlichen Entgegnungen früherer Gesinnungsgenossen, wie des Erasmus, die praktische Durchführung des eigenen in's Volk geworfenen demagogischen Gedankenfunkens Seitens der aufrührerischen Bauern konnten Luthern auf seinem Wege nicht aufhalten; wohl brachten sie ihn, wie seine ferneren Schriften bezeugen, zu einer advocatenmäßigen Rabbulisterei, zu den wagehalsigsten Behauptungen, zu einem maßlosen wissenschaftlichen

Dünkel, zu einer bis dahin nicht erlebten grobkörnigen Polemik, die keine Schonung kennt gegen Person und Stand.

Die Reichstage von Speier und Augsburg hatten ein Glaubensbekenntniß gebracht, die kirchliche Organisation beschäftigte fortwährend den Reformator, der nach seinen traurigen Erfahrungen mit aufrührerischen Bauern, sittenlosem, egoistischem Adel und gleichgültigen Städtern die kirchliche Gewalt in die Hände der reformfreundlichen Fürsten legte. Aber selbst durch solche Schritte konnte Luthers einmal erworbene Popularität nicht verloren gehen. Doch der lieben Christengemeinde warf ja der Reformator noch immer seine freundlichsten Liebesblicke zu. Für sie dichtete er seine geistlichen Lieder, ihr widmete er seine stets beredten kräftigen Predigten, ihr exegesirte er das ‚reine Wort Gottes' aus den Büchern der hl. Schrift, die er als einzige Glaubensquelle hingestellt, aber auch nach und nach in die eisernen Fesseln seiner unnahbaren Auslegung geschlagen hatte. Mit der ganzen Energie seines Geistes warf er sich auf die Verdeutschung der hl. Schrift; hier hat er denn auch ein Werk vollbracht, das wir in seiner ganzen Bedeutung anerkennen. In späteren Kämpfen griff Luther nothgedrängt zu den Waffen der so schwer beschimpften Tradition und der Concilien; das Benehmen bei der Doppelheirath des Landgrafen von Hessen zeigt den trotzigen Mann gebrochen durch fürstliche Gunst oder Furcht; bittere Erfahrungen verbunden mit der psychologisch gegründeten Entwicklung seines Gemüthszustandes machten den ergrauten Reformator herbe, streit- und schimpfsüchtig, mißmuthig und ungenießbar. Seine Galle strömte er gegen ‚die Theologisten zu Löwen', gegen das ‚vom Teufel gestiftete Papstthum', gegen das Judenthum mit dem ‚Schem Hamforas' aus. Er starb in seiner Vaterstadt am 22. Februar 1546.

Zu einer Charakteristik Luthers, hinter dem Zwingli, Calvin, Melanchthon entschieden zurücktreten, fehlt uns der Raum; dem unparteiischen Forscher liefert sie die Geschichte, die Luthers Thaten eingetragen, liefern sie die Schriften, die mit Sorgfalt gesammelt, zum Theil aber nur ungern und mit Vorsicht publicirt worden sind[1]. ‚Wenn man den einen großen Mann nennt', sagt Döllinger, ‚der mit gewaltigen Kräften und Gaben ausgerüstet Großes vollbringt, der als ein kühner Gesetzgeber im Reiche der Geister Millionen sich und seinem Systeme dienstbar macht, dann muß der Sohn des Bauern von Möhra den großen Männern beigezählt werden.'

Mit Recht hebt Döllinger ferner hervor, daß zwischen Luthers lateinischen und deutschen Schriften ein großer Unterschied obwalte und

[1] Sammelausgaben: Wittenbg. 1539. Jena 1556. Von Walch, Halle 1734. 24 Bde. 4. Neuerlich Erlangen 1826 ff. 51 und 23 Bände Octav.

in den letzteren hauptsächlich seine Stärke und (theilweise) das Geheimniß seines außerordentlichen Erfolges liege. In den deutschen Schriften redet Luther die Sprache seines Volkes, da entwickelt er die ganze Fülle, Klarheit und Gewalt der deutschen Sprache, wie es selten Einem gegeben war. Aber nicht ohne Mühe und Schweiß war er dahin gelangt. Und wir glauben, wenn er im Hinblick auf seine Bibelübersetzung sagt: ‚Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern, läuft einer itzt mit den Augen drei, vier Blätter und stößt nit an, wird aber nit gewahr, welche Wacken und Klötz da gelegen sind, da er itzt über hin geht wie über ein gehobelt Bret; da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötz aus dem Wege räumten, auf daß man konnte so fein daher gehen. Und ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch nit funden.' Es ist nun freilich ein abgestandener Irrthum, als ob Luther die Bibel erst unter der Bank habe hervor ziehen müssen; abgesehen von Uebersetzungen einzelner biblischer Bücher lag die ganze hl. Schrift in einer bedeutenden Anzahl von Ausgaben deutscher Zunge vor. Aber das ist wahr, die Uebersetzung Luthers zeigt, was die Sprache anlangt, einen solchen Fortschritt gegenüber den Vorgängern, daß eine Vergleichung kaum möglich ist. Das liest sich wie echtes Deutsch und schmiegt sich doch an die Sprache und den verschiedenen Charakter des Originals an. ‚Man muß', sagt der Uebersetzer, ‚die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen wie sie reden und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.'

Die neue Kirchenordnung ließ mit dem Meßopfer den Unterschied zwischen Klerus und Laien fallen, die äußere Form der Messe wurde indeß dem Volke zu Liebe noch beibehalten; einstweilen sollten deutsche Lieder den lateinischen Chorgesang ersetzen. Mit sicherem Blick hatte Luther in dem Volksliede jener Zeit das einzige Lebensfähige der damaligen Poesie herausgefunden, mit ebenso sicherem Blick erkannte er die Gewalt des Gesanges über das menschliche Gemüth. ‚Hie kann nit sein ein böser Mut, wo da singen Gesellen gut. Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid, weichen muß alles Herzeleid', singt er selbst zu Ehren der ‚Fraw Musika'. Selbst musikalisch gebildet, fand er nach damaliger Weise für manche seiner Lieder auch die entsprechende Melodie. Im Uebrigen lösten seine Freunde, die beiden Kapellmeister Joh. Rupf und Joh. Walther, diese Aufgabe zur Zufriedenheit des Meisters. Nur sehr wenige Lieder sind auch dem Inhalte nach Eigenthum Luthers. Nach den Psalmen sang er drei seiner besten Lieder: ‚Ein feste Burg ist unser Gott', die Marseillaise des Protestantismus, ‚Aus tiefer Not

schrei ich zu dir' und ‚Ach Got vom Himmel sieh darein' (nach Ps. 46. 130. 12.); die beliebtesten lateinischen Hymnen gab er wie sein Eigenthum in deutscher Uebertragung, zuweilen mit kleiner Umänderung oder Erweiterung: ‚Vom Himmel hoch da kom ich her' (‚Coelis ab altis prodeo'), ‚Was fürchstu, Feind Herodes sehr' (‚Crudelis Herodes Deum'), ‚Kom heilger Geist, Herre Got' (‚Veni sancte spiritus'), ‚Kom Got Schöpfer, heilger Geist' (‚Veni creator spiritus'); auch des kostbaren ‚Media in vita' bemächtigte er sich alsbald (‚Mitten wir im Leben sind'); nur geringe Umformungen begehrten die bekannten deutschen Lieder von den zehn Geboten und das ‚Wir glauben all an einen Got'. Das neue Glaubensbekenntniß von den guten Werken, die nicht gelten, von dem freien Willen, der zum Guten erstorben ist, von dem frohen Evangelium bietet Luther in dem allerdings ganz volksthümlichen Lied: ‚Nun freut euch, lieben Christen gemein'. Besonders entzückten die Verse: ‚Denn ich bin dein und du bist mein, Und wo ich bleib, da soltu sein; Uns soll der Feind nit scheiden.'

Solche und ähnliche Lieder wurden auf fliegenden Blättern, dann in Kirchengesangbüchern verbreitet. Aus Magdeburg erfahren wir, wie im Jahre 1524 ein armer Tuchmacher zwei Luther'sche Lieder feil bot und vorsang. Wie in der Blüthezeit des Volksgesanges die mit guten Weisen versehenen volksthümlichen geistlichen Lieder wirken mußten, läßt sich vermuthen, wird aber auch ausdrücklich durch die von katholischer Seite oft geführte Klage bestätigt, daß die Leute sich in Luthers Lehre hinein *sängen*, wie denn Solches auch die Reformationsgeschichte vieler Orte bestätigt. Noch zu Luthers Lebzeiten erschien eine Reihe von Gesangbüchlein, ‚dem reinen wort Gotes gemeß', geistliche Gesänge und Psalmen, ‚rechtschaffen und künstlich verteutscht', ‚die deutsch Meß' und dergleichen, meist zu Wittenberg, Zwickau und Erfurt. Nebenbei erwähnen wir das mehr epische Gedicht Luthers, ‚von den zween Merterern Christi zu Brüssel, von den Sophisten zu Löwen verbrandt', gewissermaßen ein Ersatz für die verlorenen Heiligenlieder; sodann drei Lieder, die dem Reformator nicht zur Ehre gereichen: ‚Ein lied für die kinder, damit sie zu Mitterfasten den Papst austreiben' (‚Nun treiben wir den Papst hinauß'), weiter: ‚Das Judaslied auf Heintzen (Heinrich von Braunschweig) gedeutet' (‚Ach du arger Heintze, was hast du getan'), endlich: ‚Ein kinderlied zu singen wider die zween Ertzfeinde Christi und seiner heiligen Kirchen, den Babst und Türken', es ist das berüchtigte: ‚Erhalt uns Herr bei deinem Wort'. —

Nach Luther's Vorgang ward das protestantische Kirchenlied weiter gebildet. *Ulrich Zwingli* wußte allerdings den rechten Ton nicht zu finden; seine Lieder: ‚ein christlich gsang gstellt als er mit pestilentz anggriffen ward', sodann ‚ein geistlich lied um hülf und bystand in kriegs-

gefar', gedichtet für den Kappeler Krieg, zeigen künstlichen Meistersängerton und Abgang des volksthümlichen Elementes. Die ältesten Gesangbücher enthalten noch die guten katholischen Lieder, die Gesänge der mährischen Brüder, der Wiedertäufer und anderer Schwärmer, sowie auch Martyrerlieder friedlich neben einander. Dahin gehören: die ‚teutsch evangelisch Meßze' von Thomas Müntzer, die ‚teutsch meß und tauff, wie sy yetzund zu Stratzburg gehalten werden', das ‚Bonnisch Gesangbuch', von Bucer auf Betreiben des Kurfürsten Hermann von Wied verfaßt. Fortan werden Begebenheiten der hl. Schrift, besonders aber die Psalmen in deutsche Lieder gebracht. Der ‚alte Kantor' in Joachimsthal Nicolaus Hermann († 1561), ein kindliches Gemüth, sang ‚für seine lieben Kinder im Joachimsthal einen Theil der Psalmen, die Historien von der Sündfluth, Joseph, Mose, Elia' u. s. w., sodann Morgen- und Abendsegen mit altkirchlichen Reminiscenzen (‚Die helle Sonn leucht itzt herfür, fröhlich vom schlaff auffstehen wir' — ‚Hinunter ist der Sonnenschein, die finstre Nacht bricht starck herein'), das Tischgebet: ‚All die Augen warten Herr auf dich und auf dein Güte verlassen sich.' Für die Kinder bestimmte er auch das unsern Ohren allerdings seltsam klingende: ‚Herr segne unser Kirch und Schul, das Regiment und den Rathstuhl, das Bergwerk, Knappschaft sampt der Gmein; denn bei dir such wir Hülf allein.' Hermann's Freund und Pfarrherr Johann Matthesius dichtete in ähnlicher Weise im Sinne Luther's das Hochzeitslied: ‚Wem Gott ein eelich Weib beschert' und das innige Morgenlied: ‚Auß meines hertzens grunde sag ich dir lob und danck', das Gustav Adolf täglich gesungen haben soll. Der ganze Psalter wurde von Mehreren, natürlich zum Theil handwerksmäßig, in deutsche Verse gebracht, so von dem Fabeldichter Burkard Waldis, von Nicolaus Selnecker, von Cyriakus Spangenberg. — Einzelne mit Begeisterung aufgenommene Lieder verdanken ihren Ruhm wohl nur dem dogmatischen Inhalt. So sang Paul Speratus, der durch Luther an Albrecht von Preußen empfohlene Bischof von Pomesanien, das Lied: ‚Es ist das Heil uns kummen her von Gnad und lauter Güte.' Hier ist das Gesetz definirt: ‚So ist es nur ein Spiegel zart, der uns zeigt an die sündig Art in unserm Fleisch verborgen' und das Evangelium ruft dem Sünder zu: ‚Nun kreuch zum Kreuz herzu, im Gsetz ist weder Rast noch Ruh mit allen seinen Werken.' Auch das vielgesungene: ‚Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen' von Lazarus Spengler, dem Nürnberger Reformator, geht auf dogmatische Fixirung der Lutherischen Gnadenlehre aus.

Ein gesunder Anschluß an das Volkslied — wie denn z. B. der geistliche Gesang: ‚O Welt, ich muß dich lassen' auf das beliebte: ‚Inspruck, ich muß dich lassen' hinweist — stört unser Gefühl nicht. Da-

gegen erscheint uns mit Recht die förmliche geistliche Umdichtung von Volksliedern verfehlt, zuweilen nebenbei auch als ein schlimm gemeinter Angriff auf das Volkslied, das man so verdrängen wollte. So haben wir denn von Heinrich Knauß: ‚Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein, christlich, moraliter und sittlich verändert, damit die böse, ärgerliche Weise, unnütze und schandbare Liedlein zu singen, mit der Zeit abgehen möchte.‘ Schon Hermann Vulpius (1530) gab solche geistliche Reimlieder in dem Ton: ‚Der Maie, der Maie bringt uns der Blümlein viel‘ oder ‚Heint hebt sich an ein Abendtanz.‘ Alsbald waren die beliebten Volkslieder: ‚Gott grüß dich, Bruder Veite‘, ‚Von üppiglichen Dingen‘, ‚Ich stund an einem Morgen‘ christlich umgedichtet; es folgten: ‚Kuckuck hat sich zu Tod gefallen‘, ‚Ich sah den Herrn von Falkenstein‘, ‚Wär ich ein wilder Falke‘, ‚Rosina, wo ist dein Gestalt‘ u. a. m. Fischart kennt ein geistliches Lied von der wilden Sau, das geistliche wacker braun Maidlein, den geistlichen Felbinger. Natürlich wurde mit dem parodirten Text auch die Melodie herüber genommen, und so aus dem Ganzen eine triviale Zwittergestalt. Sonst galt es noch lange als Regel: ‚wem der heilige Geist ein christlich Liedlein eingegeben, demselben beschere er dazu auch die rechte Melodey.‘ Anders machte es Hans Sachs, er gab ältere katholische Lieder und Rufe ‚verendert und christlich corrigirt‘.

Auch der noch immer vegetirende Meistergesang übte seinen Einfluß aus. Selbst in mehreren der oben erwähnten Lieder, die volksthümlich in Inhalt und Vers sein wollen, sind vielfach nach Meistersängerart die Wörter und Silben zugestutzt und verschnitten, wie das Volkslied solches nimmer dulden würde. Eine andere Liebhaberei erhub sich bald, in akrostichischer Weise durch die Wort- oder Silbenanfänge der Strophen Namen oder Sprüche darzustellen (Namenlieder). Paul Eber, Melanchthon's Famulus, später Professor, dichtete außer mehreren andern geistlichen Liedern einen Gesang: ‚Helft mir Gottes Güte preisen‘, dessen Anfangsbuchstaben das Wort Helena ergeben. Ein Lied von unbekanntem Verfasser ergibt niederdeutsch: ‚Frederik Konink tho Denemark‘; eine ganze Reihe von Liedern liefert: ‚Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen.‘ Andere Lieder zeigen die Wahlsprüche oder Symbole von Fürsten und Städten z. B. des Pfalzgrafen Friedrich (‚Herr nach deinem Willen‘), der Stadt Nürnberg (‚Nur Gott mein Burg‘); es sind nur die mühseligen Produkte sich empfehlender Versmacher.

Auf andere Abwege sind die böhmischen Brüder gerathen. Es ist das tändelnde, süßliche Wesen, das ebenso sehr von dem alten kräftigen Kirchengesang der Katholiken als von dem Volksgesang fern steht. Nur ein Lied von Michael Weisse, der als Pfarrer zu Landskron ein Gesangbuch der böhmischen Brüder, meist Uebertragungen der alten hus-

sitischen Lieder, herausgab, macht eine rühmliche Ausnahme: ‚Nun laßt uns den Leib begraben, Bei dem wir keinen Zweifel haben, Er werd am letzten Tag aufstehn Und unverrücklich herfür gehn.‘ Bekanntlich haben die Herrnhuter später nach der süßlichen Richtung hin das Ueberschwängliche geleistet. Dagegen hat Philipp Nicolai, Pfarrer zu Unna und Hamburg, unter den Schrecken der Pest zwei auserlesene Lieder gedichtet; das eine ein geistlich Brautlied: ‚Wie schön leucht uns der Morgenstern‘, mit Liebesbildern ausgeschmückt, daher bei Heirathen gern gesungen, und dem weltlichen: ‚Wie schön leuchten die Aeugelein‘ nachgebildet. Das andere ist ‚ein geistlich Lied von der Stimme der Mitternacht und den klugen Jungfrauen‘, das an die Wächterlieder der Minnesinger erinnert: ‚Wachet auf! ruft uns die Stimme, Der Wächter sehr hoch an der Zinnen, Wach auf, du Stadt Jerusalem!‘ —

Außer den Dichtern selbst statteten auch einige Tonsetzer die geistlichen Gesänge mit Melodien, bald im Choral- und Volkston, meist aber in zwei, vier oder fünf Stimmen aus. Dahin gehören der ältere und der jüngere Johann Walther, Kapellmeister der sächsischen Kurfürsten, Georg Weber, Kantor zu Naumburg, Johann Steierlein, Bürgermeister zu Meiningen.

Bereits am Ende des 16. Jahrhunderts konnte man die Zahl der geistlichen Lieder auf 20,000 und mehr anschlagen. Und freilich bedurfte jedes Dorf seine eigenen Lieder; sang man ja im Fürstenthum Reuß: ‚O Herr, gib Regen und Sonnenschein Auf Reuß und Greiz und Lobenstein — Und wollen die andern auch was haben, so mögen sie's Dir selber sagen [1].‘

III. Satire.

Das Rügegedicht beschäftigte uns in den vorigen Perioden nur nebenbei; in der jetzt vorliegenden bildet es den Hauptzweig der Literatur, die Signatur der Zeit. Ein bitterer Ernst, der hier zu tiefer Schwermuth, dort zu verzweifelnder Rücksichtslosigkeit sich gestaltet, hat sich der echten Mannesseele bemächtigt; nicht länger mit dem Kitzeln des Humors, sondern mit der Schneide des durchdringenden Spottes, mit der Glühflamme des brennenden Zorns geht der Dichter den Krankheiten der Zeit zu Leibe, oder er setzt sich als Prophet drohend und Verderben kündend zu Gericht. Die Zeiten des Verfalls sind die Blütheperioden der Satire; politischer, socialer, moralischer, ästhetischer Niedergang erweckt die besten Kräfte zum Kampfe gegen die Entartung. Der Wendepunkt, da aus dem Mittelalter in heftigem Ringen eine neue Zeit geboren werden

[1] Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied. Stuttg. 1841. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes und Kirchengesanges. Stuttg. 1852. 4 Bde.

sollte, hat uns die klassische Satire gebracht. Aber auch eine bis dahin nie gesehene persönliche. Die Geister platzten aufeinander, im Zusammenschlag der Waffen sprühten die Witzesfunken; unter den immer erneuten elektrischen Schlägen der Satire sollte dem verhaßten Gegner die moralische Vernichtung bereitet werden. Wir finden daher bei Hutten, Murner, in den Reformations-Für- und Gegenschriften und in dem Spätling Fischart eine Rücksichtslosigkeit im Satirenkampfe, von der frühere Zeiten keinen Begriff hatten. Diesen Grobianismus, diese derbe, menschenfeindliche Polemik ermunterte besonders noch Luther durch eigenes Beispiel.

Noch ganz der Vorreformationszeit angehörig erscheint als der Reigenführer der Satirik — aber nicht der persönlichen — Sebastian Brant, 1458 in der Reichsstadt Straßburg geboren, zu Basel in den Rechten, aber auch in den alten Sprachen und freien Künsten wohl unterrichtet, in späteren Jahren und bis an sein Lebensende Syndicus und Kanzler in seiner Vaterstadt, geehrt von Kaiser Max, der ihn zum Rath des Kammergerichts und zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannte. Der Humanismus verdrängte bei Brant nicht die Anhänglichkeit an die Kirche. So sehr er auch an den Trägern der Kirchengewalt ihre Gebrechen verfolgte, so erfüllten ihn doch schon die ersten zur Kirchenspaltung führenden Schritte mit tiefer Bekümmerniß. Die Binde des Todes entzog seinem Auge die spätere Trübsicht. Er starb 1521.

Brant's bedeutende wissenschaftliche Werke können hier nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Wir durchwandern und betrachten nur sein Narrenschiff, das er im Jahre 1494 zum ersten, sodann bis zum Jahre 1512 noch neunmal in immer neuen Auflagen auslaufen ließ. Bearbeitungen in der lateinischen und den lebenden Nachbarsprachen, Variationen und Nachahmungen häuften sich schon zu Brant's Lebzeiten derart, daß der Dichter die unberufenen Helfer mit dem Vorwort einer späteren Auflage abwies:

Es kann nicht Jeder Narren machen,
Er heiße denn wie ich genannt,
Der Narr Sebastianus Brant.

Der Satiriker ist nämlich so human, auch die eigene Person in dem großen Schiff von Narragonien mit unter zu bringen. Es fehlt freilich bald an Platz, so zahlreich kommen die Narren herangeschwommen. Nichts weniger als ‚aller Ständ Schand und Laster, üppiges Leben, grobe, narrechte Sitten sollen als in einem Spiegel allhier gesehen und gestraft werden'. In 113 Kapiteln, von denen die beiden letzten übrigens den ungefärbten Ernst ohne Narrenkleid produciren, werden 111 verschiedene Narrensorten an Bord untergebracht und mit Narrenkappen und Schellen versehen. Und damit auch die große Zahl derer, die nicht lesen könnten,

doch ihre Porträts nicht vermißten, so ließ Brant sein Werk mit charakteristischen Holzschnitten ausstatten, die vielfach das Dichterwort weiter ausführen. Denn allerdings wird er zuweilen etwas trocken und allgemein, wie es in einem so umfangreichen Werke wohl erklärlich ist. Das würde aber noch mehr der Fall sein, wenn der Verfasser, was er wohlweise vermied, System und Reihenfolge in seine Narrenwelt hätte bringen wollen.

Den Vortanz hebt der Dichter selbst an als der Büchernarr, der unnütz viel Bücher hat und eitel wenig darin liest, doch so viel Latein versteht, daß er weiß, vinum heiße Wein, guclus ein Gauch und er selbst domine doctor. Sofort naht sich das ganze Geschwürm der Narren, ungerechte Richter, die mit Kolben und Stangen die Sau in den Kessel sprengen, Geizhälse, welche die Räude fürchten und den Grind finden, fürchten, ihnen gebreche zeitlich Gut und nicht sorgen, was das ewig thut; Neufund-Narren (Modenarren), die mit Affenschmalz sich schmieren und schändliche Kleidermoden zu Schand der deutschen Nation einführen; Eselsköpf-Narren, die guten Rath verschmähen und reiten, ehedenn sie gesattelt haben; denn ‚viel sind von Worten weis' und klug und ziehen doch der Narren Pflug'; falsche Freunde; denn ‚Freunde, wenn es geht an ein Noth, gehn vier und zwanzig auf ein Loth; und welche die besten meinen zu sein, gehn wohl achtzig auf ein Quintlein'. Dann kommen Buhl-Narren; ‚das ist ein kräftig Narrenkraut, dies Kappen klebt lang an der Haut'; Saufnarren, die aus sich selbst einen Weinschlauch machen, Biertrinker, die so voll werden, daß man mit ihnen eine Thür aufrennen mag; Schwatznarren, deren Wort so stark und tief, daß sie ein Loch reden in einen Brief; Sorgnarren, die sich kümmern, ob die Gänse barfuß gehen; Verzug-Narren, die singen cras, cras, der Raben Gesang, und wissen nicht, ob sie leben so lang; Offenburger, die Alles ausplaudern; denn allerdings ‚Narrenrath und Buhlerwerk, eine Stadt gebauet auf einem Berg, und Stroh, das in den Schuhen leit, die vier verbergen sich kein Zeit'; Hofir-Narren, Gassentreter, die Nachts keine Ruh haben wollen, springen am Holzmarkt über die Blöcher, schreien, brüllen, plärren, als ob einer ermordet würde. In der wenig ehrenvollen Zunft der Bettelnarren figuriren auch die Heilthumführer, die Stirnenstoßer, Stationirer; sie rufen auf Kirchweihen aus das Heu von der Krippe zu Bethlehem, eine Feder von St. Michaels Flügel, auch von St. Jörgens Roß ein Zügel oder die Bundschuh von St. Klaren. Die Bettler treiben viel Betrug: ‚Der geht auf Krücken, so man's sieht: wenn er allein ist, darf er's nit; dieser kann fallen vor den Leuten, daß Jedermann thu auf ihn deuten; der lehnet andern ihre Kinder ab, daß er einen großen Haufen hab'; mit ihrem Rothwelsch helfen sie sich überall durch; kurzum ‚Viele nähren aus dem Bettel sich,

die mehr Geld han, denn du und ich'. Reichhaltig fällt natürlich das Kapitel von den bösen Weibern aus: ‚Die klagt, die klappert, diese leugt, die richt' Alles aus, das steubt und fleugt'; da hat der Ehemann selten Frieden, muß manche Predigt hören, wenn der Barfüßer liegt und schläft.

Es war eine eigenthümliche Zeit, die Brant abschildert, und sie hat seinen Beifall durchaus nicht. In dem langen Kapitel vom Abgang des christlichen Glaubens beklagt der Dichter, daß man bei Fürsten, Herren, Land und Städten nur Säumniß und Schande aufspüre; Ketzer und Islam haben die früher christlichen Länder an sich gezogen, der Wolf ist im Schafstall, der Hirt liegt im Schlaf; Jeder überzeugt sich nur, ob seine Mauer noch kalt sei, mag da des Nachbars Haus brennen. Einst war der Deutschen Lob hoch geehrt, man gab ihnen das Kaiserthum: jetzt fleißen sie sich, wie sie das eigene Reich vernichten. Das Schifflein schwankt in großer Sturmesnoth; die ihr am Ruder steht, gedenkt meiner Worte, sonst schenk ich euch die Narrenkappe. — Aber wie mag es anders gehn? Manchem wird die Seelsorge anvertraut, man sollte ihm kein Vieh zur Hut geben. Oza, der die Arche anrührte, starb an derselben Stätte; besser wäre es, mancher rührte den Altar nicht an. Manch Kind stößt man in den Orden — was folgt? Da steht nun mancher Narr im Chor und erzählt von der Welschen Krieg, wenn er die Metten beginnen soll; viele kämen gar nicht, trieb sie nicht der Geiz; die richteten ihr Klapperbänklein und ihren Gänsemarkt besser anderswo auf. Darum sparen nun auch die Bürger von Affenberg ihre Geschäfte auf Sonn- und Feiertage zum Spott für die Judenschaft oder sitzen den heiligen Tag hindurch beim Wein. Ja, ‚falsch Lieb, falsch Rath, falsch Freund, falsch Geld; voll Untreu ist die ganze Welt.' Man hält kein Maß und Gewicht, die Elle ist kurz zugericht, der Laden muß ganz finster sein, daß man nicht seh des Tuches Schein; den Daumen wiegt man zu dem Fleisch, den Weg egget man zu der Furch, die alte Münze ist ganz herdurch. Auch bei Gericht ist Gerechtigkeit erkaltet; es gibt noch manche Susannenrichter; die Schwerter sind verrostet beid' und wollen nimmer recht aus der Scheid. Herr Pfennig, man thut euch zu viel Ehr; ihr geht vor Ehrbarkeit und Weisheit, ihr bewirkt auch, daß man die Pfründen häuft. Aber merk: ‚wer viel Pfründen haben wöll, der letzten wartet er in der Höll; da wird er finden ein Präsenz, die mehr thut, als die sechste Absenz.' Und die Studenten — so sie sollen studiren, so gehn sie lieber bubeliren. Freilich auch den Meistern gebricht viel, sie bringen unnütz Geschwätz und eitel Spitzfindigkeit vor; mit Origenes möchte man sie die Mücken und Hundsfliegen nennen, die Aegyptenland plagten. So geht nun die Jugend hin, und wir sind zu Leipzig, Erfurt, Wien, zu Heidelberg, Mainz, Basel gestanden, kommen zuletzt doch

heim mit Schanden; so ist ‚das Geld gelegt wohl an; Studentenkapp muß Schellen han.‘ Die Bauern, früher einfältig und schlicht, tragen jetzt Lündisch und Mechelsch Kleid, ganz zerhackt und gespreitet in allerlei wilden Farben, auf dem Aermel ein Gauchsbild. So ist es nun kein Wunder, ‚wenn du nicht findest eine Stadt, in der es jetzt nicht übel gaht‘; Krieg, Hunger, Pestilenz und Theurung geht um. Da meinen Manche, Sündigen sei doch menschlich, und Gott habe den Himmel doch nicht für die Gänse geschaffen; aber: ‚Wer spricht, daß Gott barmherzig sei allein, und nicht gerecht dabei, der hat Vernunft, wie Gänse und Säu.‘

Mit richtigem Blick findet der fein gebildete Dichter ein Hauptgebrechen der Zeit in der Zügellosigkeit, mit der die Schranken des Anstands und der bürgerlichen Sitte weggeräumt wurden. Ein neuer Heiliger ist aufgekommen, heißt Sankt Grobian; dem will jetzt dienen Jedermann; Herr Glimpfius ist leider todt. Wer jetzt kann treiben solche Werk, als trieb der Pfaff vom Kalenberg oder Mönch Ilsam mit seinem Bart, der meint, er thue eine gute Fahrt. All Grobheit ist jetzt kommen aus und wohnt gar nah in jedem Haus. Kommen die Prasser zusammen, so hebt die Sau die Metten an, die Prim ist im Eselston, die Terz ist von St. Grobian, Hutmacherknecht singen die Sext, von groben Filzen ist der Text; all wüste Rott sitzt in der Non; darnach die Sau zur Vesper klingt, Unflath und Schandbar darin singt. Wer der Allerschandbarste ist, dem beut man ein Glas mit Wein und lacht, daß das Haus bebt, bittet ihn, daß er noch eins sage; man spricht: Das ist ein guter Schwank, damit wird uns die Weile nicht lang. So fahren sorglos die Narren von Narbonne in's Schlauraffenland, darnach gen Montesiaskon und in das Land gen Narragon; Keiner achtet bei der tollen Fahrt auf Tablemarin und Compaß oder auf den Auslauf des Stundenglas. Die Rohheit zeigt sich besonders bei Tisch; hier wird Brant in hohem Grade drastisch, doch so, daß wir ihm nicht in's Einzelne folgen können. ‚Wem nun dieß Narrenbuch nicht gefällt, der mag es lassen laufen. Ich bitte Keinen es zu kaufen, er wolle denn witzig werden darob und ziehen selbst die Kappen ab. Ich hab lange Zeit gezogen daran, und will mir doch nicht ganz abgahn.‘

Durfte Brant, während er mit so schneidendem Ernst gegen die Laster der Zeitgenossen anging, gestehen, daß auch er die Narrenkappe noch nicht ganz abgestreift, so werden wir daraus auf seinen milden Charakter schließen, zugleich aber erwarten dürfen, daß er gegen eigentliche Thorheiten, die nach der moralischen Seite nicht allzu schwer in's Gewicht fallen, nur den ergötzlichen Humor werde spielen lassen. Als Probe mögen einige Gedanken aus dem Ruhmnarren-Kapitel dienen. Viele streben nach edlem Wappen; haben deß Brief und Siegel gut, daß

sie seien von edlem Blut; die Engel gehören zu ihrem Geschlecht. Andere lassen sich Doctor tituliren, weil sie rothe Röcke tragen und wollen in fernen Landen studirt haben, da doch die Gäuche nie hinkamen. Noch weiß ich Einen, der will in Norwegen und Schweden, zu Alkair und Granat gewesen sein und da, wo der Pfeffer wächst; und doch kam er nie so weit, hätte seine Mutter einen Pfannenkuchen gebacken, er hätte es riechen können. — Brant hatte den rechten Ton angeschlagen; das Narrenschiff war trotz des harten Straßburger Dialects, der uns die Lectüre erschwert, und trotz der ungefügen Verse von dem größten Erfolg. Treu der Zeitströmung konnte der größte Kanzelredner jener Zeit, Geiler von Kaisersberg, die einzelnen Kapitel wie Texte seinen beliebten Predigten zu Grunde legen [1].

Dem Genie, das neue Wege gefunden, folgten die Nachahmer auf dem Fuß. Eines Nachahmers aber brauchte sich Brant nicht zu schämen, es ist sein Landsmann Thomas Murner, durch seine ganze Erscheinung, insbesondere aber durch sein bewegtes, ruheloses Leben wie durch die Derbheit seines Auftretens ein Spiegelbild der wildbewegten Zeit. In dem Knaben, der, 1475 geboren, schon früh sich den Barfüßer-Franziskanern angeschlossen hatte, erkannten die Ordensobern ein seltenes Talent und schickten ihn zur Ausbildung auf die berühmtesten Universitäten, sogar nach Paris und Krakau. Zu Worms ward er im Jahre 1506 vom Kaiser Max zum Poeten gekrönt oder, wie er sich ausdrückt, ihm der Auftrag gegeben die Narren zu schinden. Die Verfasser der epistolae obscurorum virorum rechnen ihn zu den Mitkämpfern gegen Scholastik und Obscuranz. Lange Zeit gab er als Prediger über seine eigenen Dichtungen an verschiedenen Stellen Gastrollen. Luther und Genossen mußten demnach den Franziskaner für den ihrigen halten; aber vielleicht einer der ersten von den Humanisten erkannte Murner das Verderbliche in Luther's Streben; eher als irgend Einer zeichnete er bereits im Jahre 1522 wie im prophetischen Geiste die Folgen der reformatorischen Thätigkeit, die wohl Luther selbst noch nicht so voraussah. Von da ab aber erhob sich der Haß der Neukirchler gegen den ‚Abtrünnigen'; Schmähschriften, Pasquille regneten über ihn. Er focht mit denselben Waffen; aber zu zahlreich und zu schlau waren die Gegner, sie hetzten ihn von einer Stadt zu andern; und wer den damaligen Zustand Deutschlands kennt, den wird es nicht befremden, daß der kühne Mönch den verschworenen Gegnern weichen mußte, während seine früheren Satiren gegen Fürsten und Klerus ihm von dieser Seite den Schutz entzogen. Nachdem auch die freie Schweiz ihn wegen der An-

[1] Das Narrenschiff, neu herausg. von Strobel. Quedlinbg. 1839 und in sehr genauer, aber äußerst verschieden beurtheilter Ausgabe von F. Zarncke. Leipz. 1854.

griffe auf die Zwinglianer ausgetrieben, fehlen die weiteren Nachrichten über sein Leben. Nach Waldau's Ausführungen muß er im Jahre 1537 nicht mehr gelebt haben.

Murner erscheint in seinen ersten satirischen Werken: der Narrenbeschwörung und der Schelmenzunft, die beide im Jahre 1512 gedruckt wurden, als Nachahmer Brant's. Nicht bloß die Idee und der äußere Rahmen weisen darauf hin; es sind auch ganze Stellen fast wörtlich herüber genommen. Aber schon hier zeigt sich Murner als entschiedenen Fortbildner der Satire. Die Bilder, die Brant meist in Umrissen und rauher Holzschnittform entworfen, werden von Murner in den schärfsten Zügen enkaustisch ausgeführt. Ein unbefriedigtes Gemüth, ein ruheloses Leben, fortdauernder Wechsel der Umgebung bildeten bei ihm eine Lebendigkeit der Darstellung, eine Schlagfertigkeit des Witzes, eine Schärfe der Satire aus, wie sie selten sich finden. Auch die Sprache zeigt sich im Vergleich zu Brant beweglicher, volksthümlicher, frischer; wenn er schon anders wolle, sagt Murner, so komme ihm doch stets der Mund voll Reime. Leider aber hat er nach unserm Geschmack sich gar zu sehr zur satirischen Ausmalung des Trivialen und zum engen Anschmiegen an das Rothwelsch seiner Gauner und Gäuche hinreißen lassen, — Fehler, die übrigens den Gegenschriften und der ganzen damaligen Satire in hohem Maße ankleben.

Murner liebt es, seine Satiren an einen volksthümlichen Spruch anzuknüpfen, was oft an sich schon eine komische Wirkung ausübt. Die Gäuche werden vorgeführt: gelehrte Narren, sie lassen sich Doctoren schelten und wissen nicht, was die Rüben gelten; lügenhafte Alchymisten und Teufelsbeschwörer, in Wahrheit aber Händeleerer, sie haben einen spiritus familiaris und Salomons Spiegel auch, sähst du hinein, du sähst einen Gauch; Astronomen, die um zwölf erkennen, daß es Zeit zum Schlafengehen; Suppenfresser, Schmalzbettler, Faltenstreicher, Grantner, Karmesirer und wie sie im Rothwelsch heißen mögen. Nicht die geringsten Hiebe fallen auf die geistliche Welt; da geht's: Gevatter über den Zaun; der Dechant muß nach dem Bischofslied seinen Reigen führen und wenn die Köchin das puer natus singt, mit seinem Baß dazu sekundiren, das heißt man Pfauenstrich. In der Zwölfboten-Geschichte liest man von Simon: er hat der Brüder viel gelassen, die füllen Klöster, Land und Straßen. Wer jetzund in ein Kloster begehrt, ohn' Bringen ist er nimmer werth; ist es, daß er Pfennig hätt, so kommt er oben an das Brett. So ‚wird der Esel überladen'; Pfründen und geistliche Gaben, die müssen nur die Esel haben. Da heißt es denn: ‚aus einem hohlen Hafen reden', man betet Latein, das man nicht versteht und käuet dann die Wörter so, als unsre Kuh das Haberstroh; die sollen Gott unsre Noth klagen und wissen selbst nicht was sie sagen. Das nennt

man ‚Gott einen ströhernen Bart flechten'. Aber freilich, man kann da ‚Eier auf dem Altar finden'; die Pfarrer legen Alles auf Opfer an, da spricht denn der Herr zu seinem Kaplan: Sing mir fein langsam und schön und zieh die Noten also lang, bis Jedermann zum Opfer gang; wenn Jeder dann geopfert hat, so sing mir bald geschwind und drat (rasch). In den Klöstern ist vielfach ‚der Teufel Abt'; die Prälaten wissen nur von Blasen, Beitzen und Hochwild fällen, während die Hunde die Metten singen. Der Adel lebt von Sattelnahrung und vom Stegreif; da fand König Ferdinand neue Inseln im Kalekuterland, ‚Inseln finden' ist jetzt keine Kunst, man plündert die Schiffe auf dem Rhein und findet da Gold, Silber und Spezerein. Die Schafe wurden früher nur geschoren, jetzt gar geschunden mit Steuer, Beede, Zoll und Ungelt. Hat des Bauern Huhn ein Ei gelegt, er soll mir den Dotter geben, vom Eierklar soll meine Frau leben, und freß der Bauer die Schaal daneben. ‚An Heiligen ist Theurung', so daß man dem Teufel eine Kerze aufsteckt, aber auch an Juden, so daß auch Christen ‚mit dem Judenspieß rennen' (wuchern), sie sollten denn auch ein jüdisch Ringlein an ihrem Kleid tragen. Nun kommen erst die eigentlichen Narren: die leichtfertigen Tänzer mit dem ‚Schäfer von der neuen Stadt'; die Hippenbuben; die Eisenfresser, die ganze Heere haben erschlagen, und ward kein Todter weggetragen; die Gevatterin Klapperbänklein; die Kälberärzte, die am Geld sehen, was der Kranke einnehmen soll; die ‚eng gebrisenen' (geschnürten) Frauen, die mit Beginentand den Himmel erringen wollen, süße Worte reden und Jedem etwas anhängen. Wären sie, wo der Pfeffer wächst und möchten nimmer hergedenken, ich wollt ihnen gern das Weggeld schenken. Natürlich werden auch die ‚Backenkühler' nicht vergessen; denn was der Deutsche auf Erden anfängt, so wird dabei der Flasche gedacht. Eine neue Thorheit gesellt sich hinzu: ‚von Reichsstädten reden' (kannegießern). Mancher will Alles richten aus, was in dem Reich ist und daraus. Wir haben Tag und Nacht groß Sorgen, wem die Venediger Geld erborgen, wie sie es wollen wieder geben, und wie der Papst hält Haus daneben. Die Reichsstädt müssen auch daran, die haben uns dieß und das gethan. Lieber Schelm, schüfest du das dein und ließest Reichsstädt Reichsstädt sein, und tränkest lieber guten Wein, der ging dir desto glätter ein.

Von geringerem Werthe sind die Mühle von Schwindelsheim und Gredt Müllerin und die Gäuchmatt (Narrenwiese) ‚zu straff allen wybischen narren' (1519). In der geistlichen Badefahrt allegorisirt Murner. Alles zum Baden Gehörige wird hier auf die Reinigung der Seele angewandt. Unsern Geschmack mag die Allegorie nicht ansprechen, geistlos aber verdient sie nicht genannt zu werden.

Murner fand bald das Gefährliche in Luthers consequent fortge-

bildeter Lehre, noch mehr aber durchschaute er die unlautere Gesinnung seiner Bundesgenossen, besonders eines Hutten und des Johann Eberlin, der in seinen ‚fünfzehn Bundesgenossen' das aufgeregte Volk im Sinne des practischen Lutherthums haranguirte. Als Murners Abmahnungen nach Luthers Weise ihm nur die maßlosesten Beschimpfungen und die Verhunzung seines Namens eintrugen, da erhob er sich in seiner ganzen satirischen Kraft nicht bloß gegen die Persönlichkeiten der Gegner, sondern gegen die ganze verderbliche Richtung. Der im Jahre 1522 gedruckte ‚große Lutherische Narr, wie ihn Doctor Murner beschworen hat' muß als die beste satirische Schrift aus der Reformationszeit bezeichnet werden. ‚Ich hab sie deß genießen lan, wie sie mir haben vor getan, werden sie mein nit vergessen, so will ich ihnen besser messen', so beginnt er rechtfertigend sein Werk, das Gervinus mit der Bezeichnung Pasquill abfertigt. Soll denn Murner einmal der ‚Murr-Narr' sein, wie seine Gegner ihn ausrufen, so will er auch schonungslos den Narrenkolben schwingen, mag da auch Einer etwas ‚unsäuberlich' getroffen werden. Das Titelbild zeigt uns einen Franziskaner mit einem Katzenkopf, der auf dem großen Narren kniet und aus dessen Mund kleine Narren herauszieht. Der Lutherische Narr soll also eine Personifikation der Luther'schen Ideen, des ganzen reformatorischen Treibens sein. Da kommen denn aus dem Haupte die gelehrten Narren, die das reine Wort Gottes und das theure Evangelium immer vor sich her tragen, aber nach ihrem Gutdünken die Bibel erklären; aus der Tasche die Narren, ‚die gern ihre Händlein waschen wollten in Geld und anderer Leute Gut'. Im Bauch sitzen die fünfzehn Bundesgenossen, es sind die praktischen Folgen der Reformation: Abschaffung der Klostergelübde, der Messe, der Tagzeiten, des Fegfeuers, des Fastens u. s. w. Indeß sind der Bundesgenossen noch nicht genug; darum kommt noch Bruder Veit hinzu und drei Reisige, Personifikationen der Lutherischen Schmähschriften und Selbstüberhebung. Zum Bundeshauptmann des also ausgerüsteten Heeres wird billig Luther erwählt; der vertheilt die Fahnen, an das Fußvolk das Banner ‚Evangelium', an die Reisigen die ‚Freiheit', an den Troß das Fähnlein ‚Wahrheit'. Mittlerweile rüsten sich auch die treu gebliebenen Christen, um die geraubten Banner dem Feinde abzunehmen. Die Lutherischen zerstören Kirchen und Klöster; den Sturm auf die Hauptfestung aber schlägt Murner ab. Da versucht der lutherische Hauptmann List und bietet dem Murner seine Tochter an; dieser geht scheinbar darauf ein, findet aber bei der Hochzeit, daß sie (die Frucht lutherischer Ideen) den Grind hat, und verjagt sie mit Stockschlägen. Bald nachher erkrankt der Bundeshauptmann Luther, stirbt ohne Sacramente und wird am wüsten Ort begraben. Murner hat dazu eine Katzenmusik besorgt.

Zu sehr waren in jener Zeit die Leidenschaften erregt, als daß Murners Schrift die verdiente Würdigung hätte finden können; im Brand- und Schlachtruf protestantischer Schmähschriften mußte sie wirkungslos verhallen. Erst langsam findet unsere Zeit den richtigen Maßstab. Im Volkston, in Kalenderform, trat Murner noch einmal auf, 1527 erschien der lutherisch-evangelischer Kirchendieb- und Ketzerkalender; es geht auch hier in Wort und Holzschnitt nicht fein säuberlich her; man hatte es dem Mönch wohl angethan [1].

Es kann nicht unsere Sache sein, die rohen Satiren der Reformationszeit weiter zu verfolgen. Erwähnen aber müssen wir noch den heftigsten Gegner Murners und des ganzen Mönchthums, Ulrich von Hutten (1488—1523). Sein Name wirkt wie Scheidewasser, sein Auftreten ist Scandal, sein kurzes Leben Unstätigkeit und Unsitte. Mit seinem Namen steht die fürchterlichste, boshafteste Satire, die je verfaßt worden, die ‚epistolae obscurorum virorum' in untrennbarer Verbindung. Er schrieb nur wenig in deutscher Sprache; am berühmtesten ist sein ‚new lied': ‚Ich hab's gewagt mit sinnen und trag deß noch kein rew' — unverzagt, leidenschaftlich, wie später die Lieder Herweghs [2].

Von zwei anderen Satirikern in verschiedenen religiösen Lagern ist der eine durch Gödeke's Untersuchungen bekannter geworden. Pamphilus Gengenbach, Bürger und Buchdrucker zu Basel, war gerade während der ersten Jahre der Reformation für seinen eigenen Verlag thätig. Interessant für die Culturgeschichte ist sein ‚liber vagatorum' oder über den Bettlerorden, ein Bericht über Landstreicher- und Bettler-Sorten, nach protokollarischen Vernehmungen abgefaßt und mit einem Vokabular über das Rothwelsch versehen. Mit scharfer Satire in Novellenform wendet sich Gengenbach gegen Murner: ‚Eyn grausam history von einem Pfarrer vnd einem geyst vnd dem Murner, der sich nempt der Narrenbeschwerer.' Ein anderes Büchlein: ‚eine jemerliche clag vber die Todtenfresser' wird wohl mit dem nachher zu erwähnenden Schauspiel Manuels zusammenhangen. Auch in einigen Stücken ‚gespilt in der loblichen stat Basel uff der herren Fastnacht' bringt Gengenbach manchen satirischen Zug an. Die ‚zehn Alter dieser Welt' gehn mit bitteren Klagen die bekannten Stufenjahre des Lebens durch als: ‚Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahr ein Jüngling ... neunzig Jahr der Kinder Spott, hundert Jahr nu genad dir Gott [3].

---

[1] Mehrere der erwähnten Schriften Murners (Lutherischer Narr, Narrenbeschwörung, Schelmenzunft) in Scheible's Kloster (Bd. 1. 8. 10); der lutherische Narr, herausg. von H. Kurz. Zürich 1848.

[2] Huttens Werke hat E. Münch gesammelt. Berl. 1821. 5 Bde. — O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Hann. 1856. 2 Bde.

[3] Pamphilus Gengenbach, herausg. von K. Gödeke. Hann. 1856.

Der zweite Satiriker ist Johannes Nas (Nasus), geboren 1534 bei Bamberg, später Convertit, Franziskaner und Weihbischof zu Brixen († 1590). In der Jugend sang er eifrig die protestantischen Liedlein, z. B. ‚Von Mitternacht ist kommen ein evangelisch Man, hat d' Schrift für sich genommen und gründlich zeiget an', oder die neue Osterſequenz: ‚Invicti Martini laudes intonant Christiani'. Nach seinem Uebertritt wandte der geistreiche Mann, der in Rom sogar vor Papst und Kardinälen predigen durfte und eine Reihe von geistlichen Reden und Predigt-Unterweisungen herausgab, sich mit demselben Eifer gegen die Protestanten. Die Concordien-Versuche derselben greift er schonungslos an in seiner ‚Außmusterung und Widerlegung des nagelneu geschmidten Karten Cordi-Buches' (1581); später gab er ‚neue Zeitung von der großen Gloggen zu Erfurt, darmit man neulichst das Luthertum ohn sonder groß Mirakulum vom Weinfaß auß thät leiten'. In diesen und andern Streitschriften, so sagt er selbst, ‚heißt es nit alzeit liebs Kind, da laufen scheltwort vnd grobe bossen mit; das macht, das ich mit solchen zu thun hab, die sunst kein ander Weis der Rede verstehen können'. Wenn fanatische Protestanten einst einen Franziskaner, den sie für Nas hielten, geradezu todt schlugen, so kann man daraus wohl auf die literarische Behandlung schließen, die ihm von dieser Seite zu Theil wurde. Der grobe Nigrinus nennt ihn in einer Gegenschrift den ‚Frenckischen Jesuwidrischen Nerrischen Cacolischen Esel'; die andern und darunter auch Fischart, werden nicht müde, das Schneiderhandwerk des Nas herum zu zerren und durch gemeine Lügen sein Andenken zu besudeln. Der Mann war allerdings eine harte eckige Natur, ein unbehauener Wegstein, der Manchem unbequem sein mußte; fest und unerschütterlich beharrte er an seiner Stelle. Bereits vor Fischart hat Nas in seiner Practica Practicarum das Wahrsagen aus Planeten und himmlischen Aspekten, das Nativitätsstellen und anderen Aberglauben die Spießruthen der Ironie laufen lassen. Seine treffenden Abfertigungen und überraschenden Witzesschläge, vor Allem der volksthümliche Ton seiner Polemik, der Sprüchwort und populäres Gleichniß stets bei der Hand hat, rechtfertigen die Beachtung, die ihm neuerdings, wenn auch noch wohl zu wenig, zugewendet worden ist [1].

Bereits hatten die lange schwellenden Wogen der Reformation sich ein eigenes Strombett gewühlt und begannen ruhiger zu treiben, da erhielt der Protestantismus seinen eigentlichen Satiriker in der Person Johann Fischart's. Ob er, wie man aus einem der vielen von ihm

[1] Joh. Nasus von J. B. Schöpf. Innsbruck 1860 (viele Redensarten und Sprüchwörter aus N. enthaltend). — Räß, die Convertiten seit der Reformation. Freiburg 1866. 1. Bd. S. 298 ff.

angenommenen Namen vermuthen könnte, in Mainz das Licht der Welt erblickte, steht dahin; jedenfalls rechnet das deutsche Elsaß und speciell Straßburg auch diesen dritten der größten Satiriker unter seine Bürger wegen längeren Aufenthalts und wandelloser Vorliebe. Fischart muß durch vielfache Wanderungen in deutschen Landen die ausgebreitete Kenntniß der Ortschaften, Gebräuche, Sitten, Dialecte, Sprüche und Lieder sich erworben haben, die man in seinen Schriften anstaunt. Von diesen sind nur einige und nicht gerade die bedeutendsten (Glückhaftes Schiff, Flöhhatz, Jesuiterhütlein) in Versen abgefaßt; in den besten seiner Schriften findet sich eine meist wohl überlegte Abwechslung zwischen Versen und Prosa.

Fischart begann mit der religiösen Satire (wenn der Name gestattet ist). Gegen einen vom Protestantismus abgefallenen Jakob Rabe richtete er seine Schrift: ‚Nachtrabe oder Nebelkrähe'; Haß gegen das Mönchthum ließ ihn ‚Sankt Dominici und Sankt Franzisci artliches Leben' beschreiben; den Streit zwischen den vor Kurzem entstandenen Kapuzinern und den älteren Söhnen des hl. Franziskus persiflirte er in ‚der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit'. Nach einer niederländischen Schrift entstand im Jahre 1579 der ‚Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, seiner Hummels- (Himmels-) Zellen' u. s. w. In diesen Schriften geht er über alle Grenzen des Erlaubten bis zur Bosheit der Dunkelmänner-Briefe. Die bitterste Satire erschien 1580, gerichtet gegen den rasch aufgeblühten Orden der Jesuiten: ‚Die Legend von dem vierhörnigen Jesuiterhütlein'; hier findet sich so ziemlich alles Giftige vereint, was gegen Papst, Bischöfe, Mönche, besonders natürlich gegen die verhaßten ‚Jesuwider' und ihren Stifter Ignaz Lojola, zu deutsch ‚Feurart Lugevoll', ein in Haß verbissener Spötter vorbringen kann.

Den Uebergang zu der weltlichen Satire, die aber durchaus nicht als ein Waffenstillstand mit der katholischen Kirche zu betrachten ist, bildet Fischarts ‚Eulenspiegel reimweis', nicht mehr der witzlahme Schalksnarr, sondern ein Prediger der Moral, der aus den Eulenreißern aller Stände den Schalk austreiben soll. Von rein komischer Wirkung, aber fast ungenießbar wegen der eingestreuten Derbheiten ist die ‚Flöhhatz', stellenweise ergötzlich genug durch die tapfere Kriegführung der Flohhelden mit ihren tollen Namen und durch den komischen Rechtsstreit vor Jupiters Thron. Dagegen hält das podagrammisch (pfotengrammisch) Trostbüchlein bei mancher Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden sich frei von Gemeinheiten. Scherzhaft tröstet der Dichter die ‚pfotengrammischen Hand- und Fußverstrickten', Fräulein Pfotenkrampf sei göttlicher Abkunft, erzeugt von Bacchus und Venus; das ‚federlinde' Töchterlein sei von je an feine Hofhaltung gewohnt gewesen; zu ihrem Hofstaat gehören unter andern ‚die Jungfrau Polyphagia von Fras-

hausen und Schleckspitzen, die vertrüssig leidselige Frau Misoponia oder Arbeitscheu von Faulgänglien, die plinzelnd Jungfrau Philypnia oder Schlafhulda von Federhausen'.

Das Unwesen der Kalender- oder Praktiken-Macher verspottet er nach Nas' Vorgang und mit starker Benutzung desselben in dem Werkchen: ‚Aller Praktik Großmutter'. Als Fischart's Hauptwerk sei endlich genannt die ‚Geschichtsklitterung' (1575) oder in der barocken Ueberschrift späterer Ausgaben: ‚Die affentheuerlich naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rathen der vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua und des eiteldurstlichen, durchdurstlechtigen Pantagruel' u. s. w. Der Franzose Rabelais hatte die Persönlichkeit aus der alten Riesenfabel Gargantua in modernisirter Form eingeführt, um an ihr das Abenteuerliche, Maß- und Sinnlose seiner Zeit aufzuweisen. Für Fischart, der nur einen Theil des französischen Originals bearbeitete, ist vollends das Leben der Helden nur ein Phantasie-Rahmen, in dem er die munteren Bilder seiner Laune, umgeben von den Arabesken einer tollen Phantasie, unterbringt. Geburt und Leben Gargantua's bieten ihm Gelegenheit, die Thorheiten der Genealogien, die Rohheiten der Schwelgerei, die Ausschreitungen einer hirnlosen Kindererziehung, kurzum eine ganze Reihe von Nachtseiten in den Sitten seiner Zeit mit satirischer Laune zu beizen. Das Werk ist zwar ein Schatz von Laune und Witz, zugleich eine Fundgrube für deutsche Sprache und Sitte, aber wie sein französisches Urbild auch ein Sumpf von Cynismus. In dem philosophischen Ehezuchtbüchlein, das nach zwei Abhandlungen des Plutarch bearbeitet ist, hat Fischart die scharfen satirischen Tatzen eingezogen; lächelnden Mundes spricht er Lehren der Weisheit, wie sie ihm seine Vorbilder, eine eigene reiche Beobachtung und die Wahrsprüche des Volkes darbieten, bald in munter erzählenden Anekdoten, dann in Gleichnißreden und Bildern, hier in Spruchversen, dort in singbaren Liedern.

Nur wenige Jahre bezeichnen die literarische Höhe des fruchtbaren Schriftstellers; er scheint bereits 1589 gestorben zu sein. Seine Vorliebe für das Komisch-Seltsame veranlaßte ihn, auch mit dem eigenen Namen die eigenthümlichsten Umformungen vorzunehmen, die zum Theil noch jetzt nicht gehörig ergründet sind, während Huldrich für Johann, Elloposkleros für Fischart, Menzer und umgewendet Reznem, latinisirt Moguntinus, Wischhart und Pickhart ihre Erklärung in sich tragen.

Man hat die Darstellungsweise Fischart's wohl zutreffend mit einem Urwald verglichen; verwilderte Schlingpflanzen hindern das Vordringen, regellose Naturwüchsigkeit hemmt die Aussicht, durcheinander schlingt sich das Astwerk der Satzgefüge, wie Waldthiere hüpfen und gaukeln die Gedanken; doch der frische Waldesduft erquickt, hie und da zeigt sich ein

ruhsames, lichtes Plätzchen, wo die gefiederten Sänger, die alten vertrauten Volkslieder, ihre Stimme erheben und der erquickende Born der Volksweisheit rauscht. Fischart hat sich eine eigene Sprache geschaffen, mit Kühnheit und Geschick neue Wortbildungen vorgenommen und mit heiterem Scherz den fremden Ausdrücken deutsche ähnlich klingende untergeschoben (z. B. maulhänkolisch für melancholisch, Redtorich für Rhetorik, Schadvokaten für Advokaten, Untenamend für Fundament). Aber wie in seiner Satire so kennt er auch in Stil und Darstellung keine Grenzen des Erlaubten an, er überschüttet den Leser förmlich mit Variationen, Synonymen, Klangfiguren, mit guten und schlechten Witzen, und seine tollen Wortbildungen machen oft die Bilder zu den verzerrtesten Karikaturen.

IV. Hans Sachs.

Der alte Hans Sachs, dessen meistersängerische Thätigkeit man früher gern mit dem Spottverse: ‚Hans Sachse war ein Schuh — macher und Poet dazu' charakterisirte, steht dennoch in dieser dichterisch armen Zeit als der eigentliche Poet da, wofern wir ihn nur von seiner bedeutsamen Seite betrachten wollen.

H. Sachs war 1494 zu Nürnberg geboren, genoß von seinem siebenten Jahr an den Unterricht der lateinischen Schule, wurde ganz wie ein angehender Gelehrter angesehen und kam erst mit seinem 15. Jahre zu einem Schuster in die Lehre. Seine Wanderzeit führte ihn durch die weite Welt, zu Innsbruck sogar an den Hof des Kaisers Max; in Frankfurt hielt er eine Meistersingschule ab. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, schloß er sich an die reformatorischen Bewegungen an und entwickelte eine literarische Thätigkeit, die jeden Begriff übersteigt. Bereits am 25. August 1536 konnte er über 5000 Dichtungen sein eigen nennen; als er am 1. Januar 1567 wiederum Musterung hielt, ergaben sich 6048, ‚eh mehr denn minder', und das keineswegs kurze Lieder, sondern eine gute Zahl (208) ‚frölicher Comedi, trauriger Tragedi, auch kurzweiliger Fastnachtspiel', sodann Schwänke, Meistergesänge, geistliche Lieder, auch ‚Gassenhawer und Lieder vom Kriegsgeschrei'. So dichtete er bis in sein hohes Alter; da nahmen seine Geisteskräfte ab, und er saß, so erzählt sein Verehrer Adolf Puschmann, ebenfalls ein Stück Meistersänger, wie eine Taube grau und weiß vor einem schönen großen Buch;

---

[1] Mehrere Fischart'sche Schriften hat Scheible im ‚Kloster' abdrucken lassen (Bd. 8. 10). — H. Kurz, Fischarts Gedichte (Bd. 8—10 der deutschen Bibliothek). Leipz. 1867. 68. — Vilmar, zur Literatur Fischarts. Marburg 1846. Derselbe in Ersch und Grubers Encyklopädie.

und auf der Bank daneben lagen der großen wohlbeschlagenen Bücher noch mehr. ‚Wer zu dem alten Herren kam in den schönen Saal und ihn grüßet von ferren, den sah er an dießmal; sagt nichts, sondern thät neigen mit Schweigen gegen ihn sein Haupt schwach.‘ So starb er 1576.

An Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der poetischen Schöpfungen wird H. Sachs von keinem Zeitgenossen erreicht; jede Gattung der Poesie, die zu seiner Zeit gepflegt wurde, vertritt er in reicher Fülle. Allerdings einen Dichter in des Wortes höchster Bedeutung, einen poetischen Genius werden wir in dem Nürnberger Schuster nicht erkennen; doch ist er auch kein bloßer Reimer und Versmacher, zu welcher Würde man ihn früher gerne unter williger Benutzung seiner poetischen Leistungen degradirte. H. Sachs ist ein sehr glücklich organisirtes poetisches Talent, das durch leichte Auffassung, durch glückliches Finden seiner Stoffe, durch entsprechende gefällige Darstellung alle Zeitgenossen entschieden überragt. Durchweg gestalten sich die Stoffe sicher unter seiner Hand; ob auch spröde, sie werden genießbar; die schwierigsten Formen widerstreben ihm nicht. Wenn er aber sich rühmt, daß Alles, was Sitte und Zucht zuwiderlaufe, von seinen Dichtungen ausgeschlossen sei, so werden wir nicht vergessen dürfen, daß Sitte und Zucht der Reformationszeit eben andere waren als in unseren Tagen, dabei indeß doch einen erfreulichen Fortschritt den alten Nürnbergern Rosenblüt und Folz gegenüber constatiren können. All seinen Produkten hat Sachs am Schlusse den Eigenthumsstempel: ‚spricht H. Sachs‘, ‚so wünscht H. Sachs in Nürnberg‘ u. s. w. aufgedrückt.

Das geistliche Lied pflegte H. Sachs, indem er katholische Kirchenlieder, wie ‚Maria zart‘, ‚die Frau vom Himmel‘, das unter den Volksgesängen erwähnte Jakobslied ‚geistlich und christlich corrigirte‘. Ließe sich mit Sicherheit annehmen, daß das Lied: ‚Warum betrübst du dich, mein Herz?‘ von ihm verfaßt wäre, so würde ihm allerdings dieser innige gottergebene Gesang, der mehrfach in todte und lebende Sprachen übersetzt und unter tiefer Verehrung ‚der alten Leute Trostpredigt‘ genannt wurde, zu größerem Ruhme gereichen, denn all seine Meistergesänge. Diese, mehr als 4000 an der Zahl, bieten zum großen Theil nichts mehr als die sonstigen Meisterlieder: verschlungene, überkünstliche Formen, blumenreiche Phrasen und dürftigen Inhalt. Auch die Dialoge und Disputationen, natürlich zu Gunsten der neuen Lehre, können wir füglich unbeachtet lassen.

Dagegen liegt die Stärke des Nürnbergers eines Theils in seinen Erzählungen, vorzüglich in den Schwänken, andern Theils in seinen Dramen, die wir indeß von den allgemeinen dramatischen Bestrebungen dieser Zeit nicht trennen wollen. Wohl kaum ist seit dem 16. Jahr-

hundert wieder ein so glückliches Talent für naiv-komische Erzählung unter uns aufgestanden. Aus alten Chroniken, aus den Schwankbüchern seiner Zeit, aus ausländischen Novellensammlungen, vor Allem aus dem Volksmunde flossen ihm die Stoffe reichlich zu; die gewandte Darstellung, die trotz der nicht selten hervortretenden Breite doch immer den Zuhörer festhält, läßt uns die Mängel der Sprache und des Versbaues übersehen (H. Sachs hat seine Schwänke fast alle in den kurzen Reimpaaren des alten höfischen Epos geschrieben). Des Volkes Naivetät hatte ohne böse Absicht bereits die Heiligen in das Gebiet des Schwanks hineingezogen. Wer kennt nicht die schwankhaften Legenden von dem faulen Bauernknecht und der fleißigen Maid, die zur Ehe bestimmt werden, worüber denn St. Petrus nicht wenig staunt; von ‚St. Peter mit der Geiß', eine komisch-ernste Abfertigung der Beschwerden über die göttliche Vorsehung? Auf der andern Seite muß der Teufel wie in den Volkserzählungen herhalten, immer aber als dummer Teufel. Da nimmt er denn zur traurigen Erfahrung ein altes Weib zur Ehe; als der Affe Gottes hat er zu eigenem Spott und großer Last ‚die Geiß erschaffen'; er kommt viel in Verkehr mit den leichtfertigen Landsknechten; hinter dem Ofen der Wirthsstube kauernd lauert er ihnen auf; da ruft ein Landsknecht dem Wirth zu, den armen Teufel hinter dem Ofen zu nehmen und zu braten, er meint einen hinter dem Ofen hangenden Hahn; voll Furcht entflieht der Teufel und ‚läßt keinen Landsknecht mehr in die Helle'. Das Potz Marter- und Wunden-Fluchen der Landsknechte verschafft ihnen einst Eintritt in den Himmel, aber eine List Petri bringt die unverträglichen Gäste wieder hinaus. Wie zu denken, kommt die Reliquienverehrung der alten Kirche nicht ohne Spöttereien durch; Mönch Zwiefel, der Schwankmacher Eulenspiegel führen sehr bedenkliche Heilthümer mit sich. Das Bauernleben, die häuslichen Scenen zwischen Mann und Weib, Herrn und Dienstboten waren schon lange ausgiebige Stoffe für Schwankdarstellungen gewesen. Hier haben wir denn den ‚ungehort (tauben) Bauern', den Bauer mit dem bodenlosen Sack, die ‚Bäuerin mit der dicken Milch', den ‚Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel', sodann in mehrfachen Wendungen das Kifferbeskraut. Kifferbsen (Kiffererbsen) bildet nämlich ein von den früheren Fastnachtspielen schon mehrfach angewandtes Wortspiel mit kifen (keifen). ‚Kifferbeskraut, wer hat dich baut? Dein Wurz und Frucht, die sei verflucht, du thust mir viel zu leide. So kalt ich keinen Winter weiß, daß sie mir sind erfroren, auch war kein Sommer je so heiß, daß sie verdorrt sind woren', so klagt ein armer Ehemann.

Eine Reihe von Schwänken geht auf das löbliche Handwerk. Schuster, Schmied, Körblinsmacher u. dgl. liefern mehr oder weniger pikante, immer aber recht wacker ausgeführte Anekdoten. Zu den bekanntesten ge-

hört ‚der Schneider mit dem Panier', noch in unserer Zeit gern erzählt. Hans Sachs hat aber noch einen echt komischen Schluß gefunden. Der Schneider, der so manches Stück ‚nach der Maus geworfen' hat und dem es nicht anstand, daß die im Traume gesehene Fahne eines ‚güldin stücks' (Goldbrokat) entbehren sollte, gelangt doch endlich noch in den Himmel. Da sieht er einst, wie eine arme Frau auf Erden ein ‚Wischtüchlein' stiehlt, und sofort wirft er mit dem Fußschemel des Herrn nach der Diebin. Als das himmlische Heer, das eben die Seele des frommen Pfarrherrn von Viltzhoven abgeholt hatte, zurückkehrt, wird der Schemel vermißt und der Herr weist den Schneider zurecht: ‚O Schneider, Schneider, und sollte ich Allemal haben geworfen dich Mit dem Fußschemel in deinen Tagen, Wenn du den Leuten abgetragen, Die Fleck geworfen nach der Maus: Meinst nicht, es wär auf deinem Haus Längst kein Ziegel mehr auf dem Dach? Auch hättst du längst durch meine Rach Gehen müssen an zwei Krücken Mit krummem Bein und gebogenem Rücken.' Zeitgemäß ist der Schwank ‚vom Müller und dem Studenten'. Des Müllers Sohn, der in Ingolstadt die Rechte studirte, legt dem Vater ein großes Buch vor, das ‚der codex (corpus juris) genannt war: mitten darin die Schrift war grob, doch klein Schrift darum und darob'. Der Müller erfährt, die grobe Schrift sei der Text, der kleine die Glosse; der Text sei Wahrheit, die Statuten und Gesetze der alten Kaiser; die Glosse enthalte die Ansichten der Gelehrten, wie der Text zu deuten sei. In der Abwesenheit des Studenten haut der Alte mit einem Beil nach der Röthelschnur die ganze Glosse herunter. Traurig sieht der Student das Unheil; denn von der Wahrheit wird ihm nur schmale Kost, wenn er nicht mit List, Ränken, Aufzügen, Fürwitz seiner Partei nachhelfen mag. Das findet der Alte eigenthümlich: ‚Wir Dorfleut besitzen unser Gericht unter dem Himmel bei der Linden, wo wir gar bald ein Urtheil finden nach der wahren Gerechtigkeit. Drum laß deine Juristerei fahren, daß dir nicht endlich draus erwachs Deiner Seelen Schaden — so spricht Hans Sachs.' Endlich braucht an Sachsens auf alten Lügenliedern beruhendes, aber ganz originell behandeltes ‚Schlauraffenland' nur erinnert zu werden, da es, wie auch ‚der Waldbruder mit dem Esel', in etwas modernisirter Form Jedem zugänglich ist. Göthe gehört das Verdienst, den alten Schwankdichter richtig gewürdigt zu haben, während Andere im vorigen Jahrhundert ihn ausbeuteten und gelegentlich verspotteten [1].

[1] Die Werke H. Sachs' wurden theilweise von ihm selbst in drei Foliobänden herausg., zu denen nach seinem Tode noch zwei hinzukamen. Eine neue Gesammtausgabe wird noch immer erwartet; Büsching gab eine modernisirte Auswahl (Nürnb. 1816 ff. 3 Bde.), eine bessere erschien 1824 in Nürnberg von J. A. Göz, dann abermals eine Auswahl von Hopf. Nürnb. 1856.

V. Thierepos. Fabel. Schwanksammlungen.

Beim Reinecke Fuchs entging uns nicht die satirisch-didaktische Richtung, obwohl sie nicht so stark sich zeigte, daß sie das Thierepos sich selbst entfremdete. Von nun an aber hört der ruhige epische Sinn auf; die Richtung der Zeit wird durchaus lehrhaft und stachlicht. Hans Sachs kann nicht umhin, seinen munteren Schwänken den moralischen Zopf anzuhängen, Luther begünstigt aus pädagogischen Absichten die Thierfabel. Nur Fischart, sonst durch und durch Satiriker, schließt in der ‚Flöhhatz' alles Didactische aus; dennoch kann dieses ziemlich umfangreiche Werk keineswegs als Fortbildung des alten Thierepos gelten. Es sind nur die launenhaften Einfälle des Dichters, die uns halten; das Interesse theilt sich zwischen den für kein Epos geeigneten Thieren und den von ihnen geplagten Menschen; es fehlt kurzum alles zum Thierepos Erforderliche.

Das war aber in dem Froschmäusekrieg, der allerdings einen deutsch-volksthümlichen Stoff nicht darstellte, gegeben. Georg Rollenhagen, 1542 zu Bernau in der Mark geboren, hörte zu Wittenberg die Vorträge des Professors Oertel über die Batrachomyomachie. Während andere Zuhörer das beliebt gewordene Gedicht in die lateinische und französische Sprache übertrugen, bearbeitete er dasselbe zur Zufriedenheit seines Lehrers deutsch. Der Professor gab Anweisung, wie man durch Ausführungen und Zusätze ‚eine Contrafaktur unserer Zeit daraus machen könne'. Diesem Rathe folgte Rollenhagen als Rector zu Magdeburg; und weil die Freunde meinten, wenn das Opus der Jugend in die Hände fiele, möchte es leicht mehr Nutzen stiften als unser weltberühmter Eulenspiegel und der Kalenberger, so ließ er im Jahre 1595 ‚die Froschmeuseler oder der Frösch und Meuse wunderbare Hoffhaltung von Marcus Hüpfinsholz von Meusebach, der jungen Frösch Vorsinger und Calmeuser' in Druck ausgehen. Das aus drei Büchern bestehende Gedicht baut auf dem griechischen Froschmäusekrieg auf; die Namen sind daher genommen, aber mit manchen neuen komisch erfundenen vermehrt. Episodenmäßig wird ein guter Vorrath von Thierfabeln hinein verwebt; durch den Mäusefeind, den Kater Murner, kommt der Dichter glücklich auf den Boden des eigentlichen Thierepos. Doch werden hier in morgenländischer Weise die Erzählungen dermaßen ineinander geschachtelt, daß eine wahre Untiefe des Erzählens entsteht. Das zweite Buch führt durch Bericht Bausback's die Einrichtungen im Reiche der Frösche vor; der Dichter kann seine Ansichten über Staatsleben und Politik anbringen und benutzt die Gelegenheit gründlich. Das dritte Buch erzählt den Krieg selbst. Aber kaum ist es möglich, sich bis dahin

durchzulesen trotz mancher guten Einfälle, Mannigfaltigkeit der eingestreuten Geschichten und komischer Laune. Der Dichter hat uns übrigens in seiner gereimten Einleitung schon belehrt, daß wir zwar viel Fabeln lesen werden, daß aber darin ‚die reine lautere und bittere Wahrheit poetischer Weise vermummt sei'. ‚Wer also nur suche zu lachen, werde dabei mehr schlafen, denn wachen; denn nie des Schreibers Meinung war, daß er wollt lachen ohne Lahr.' So soll man denn aus dem ersten Theil lernen, daß man im gemeinen Leben und Haushalten gottesfürchtig, gutthätig und vorsichtig sein solle und sich seines Standes genügen lasse; aus dem zweiten Buche, daß gemeiniglich auf Veränderung der Religion und der alten Landsordnung auch Veränderung des Regiments folge, daß in der Religion das Beste sei: die Lehrer bleiben bei der hl. Schrift, im Staate: man habe einen König. Das dritte Buch lehrt Krieg vorbereiten und ausführen.

Der Italiener Theofilo Folengo (Merlino Coccajo) hatte in macaronischen Versen eine Moscaea verfaßt. Ein fränkischer Ritter, Hans Christoph Fuchs, gab diesen Mückenkrieg (Krieg zwischen Ameisen und Mücken) deutsch, und obgleich die Haupttugend des Originals, die burleske Form, verloren ging, erlebte das Werk doch mehrere Auflagen und erfuhr durch den Pfarrer zu Amblishagen, Balthasar Schnurr, eine Ueberarbeitung.

Wolfhart Spangenberg, ein Sohn des Cyriakus Spangenberg und in Straßburg angesiedelt, dichtete (1607) den Gans-König. Trotz des Widerspruchs der Adligen (Raubvögel) wird die Gans zum König gewählt, weil sie im Wasser, in der Luft und auf Erden leben kann; doch nur für ein Jahr, dann soll sie auch das vierte Element, das Feuer, kosten. St. Martin, ihr Patron, verlangt nur, daß sie an seinem Jahrestage gebraten werde. Also geschieht's, die Exequien werden feierlich gehalten, und die Gans in den papiernen Himmel aufgenommen, — willkommene Gelegenheit, den Leichendienst der katholischen Kirche zu verspotten. Das ziemlich werthlose Gedicht läßt es nicht bedauern, daß Spangenberg's Stockfischkönig, Eselkönig u. dgl. nicht im Druck erschienen sind. Ein Eselkönig von Adolf Rosen von Creutzheim wurde 1625 gedruckt. —

Billig schließen wir hier die fernere Geschichte der Lehrfabel an. Luther interessirte sich bei der Fabel besonders für das pädagogische Moment und stellte gleich nach der hl. Schrift den Aesop; seine in Prosa verfaßten Fabeln hat Matthesius, mit eigenen vermehrt, herausgegeben. In der bewegten Zeit wollte man gern die Thiergeschichten zu vollständigen Spiegelbildern damaliger Zustände machen; daher blieb der Fabulist nicht mehr bei der gemeinen Moral stehen, sondern zog die politischen, mehr aber noch die religiösen Verhältnisse im weitesten Umfange

heran. Standen ja die Dichter selbst mitten in den Kämpfen der Zeit, gab es doch für die Leser kaum etwas Unterhaltenderes und Pikanteres als derartige Anspielungen. Am deutlichsten tritt diese Wendung bei Erasmus Alberus hervor, der in der aufgeregten Zeit zu Wittenberg studirte und später an mehreren Stellen das Predigtamt versah († 1553). Er ist als Verfasser von geistlichen Liedern bekannt und berüchtigt durch seine maßlosen Invectiven gegen alles Katholische. Seine Schrift: ‚der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran', in der er das Leben des hl. Franziskus durch Uebertreibungen zur wüsten Karikatur macht, rechtfertigt seine eigenen, freilich nach anderer Seite hin gesprochenen Worte: ‚Ich bin ein grober Wetterauer, dem die Zung nicht wohl geschliffen ist.' Seine 49 Fabeln, herausgegeben als ‚Buch der Weisheit', von ihm selbst als Jugendarbeit bezeichnet, erschienen zuerst (1534) in kürzerer Fassung, dann in epischer Ausführlichkeit und mit den gehörigen Seitenhieben gegen Papst und Mönchthum, auch in mehr genießbarer Sprache im Jahre 1550. In der Fabel vom Frosch und Fuchs muß der aufgeblähte Frosch den Anhänger der kirchlichen Richtung darstellen; er war auf vielen Universitäten und ist doch der tölpelhafteste Ignorant, in Mainz vertrieb ihn Hutten, in Trier Moselanus, in Erfurt Eoban, ‚die Poeten.' Die Fabel vom Esel in der Löwenhaut findet ihre Anwendung auf den von Luther aufgebrachten ‚Babst-Esel'. Als echter Lutheraner behandelt Alberus übrigens auch Zwingli nebst Schwärmern und Sakramentirern keineswegs glimpflicher.

Bedeutender ist Burkard Waldis, ein Hesse, vom Schicksal hin und her geschlagen und wenigstens mit Lebenserfahrungen bereichert. Lange Zeit brachte er in Riga zu und war später, wohl bis an sein Lebensende (gegen 1556), Pfarrer zu Abterode. Indem wir von seiner Umdichtung des Psalters und seinen polemischen Schriften gegen den Katholicismus absehen, beschäftigt uns sein schon in Riga ausgearbeiteter Esopus, der unter 400 Gedichten außer Aesopischen Fabeln auch manchen Schwank vorführt. Zwar versichert Waldis, er habe ‚zugesehen, daß die zarten und keuschen Ohren der lieben Jugend sich an seinem Schreiben nicht zu ärgern hätten', indeß müssen wohl in jenen Tagen die keuschen Ohren viel haben ertragen können. Waldis erzählt meist etwas weitläufig, nicht bloß in der zu vergönnenden epischen Breite, sondern unter Anfügung von langen Anspielungen und Schilderungen. Legte ihm diese sein vielgewandertes Leben nahe, so geht sein immer heiterer Sinn und seine stark satirische Ader nach der andern Seite mit ihm durch. Daß dann für Mönche, Ablaß, Beicht genug abfällt, läßt sich denken; soziale und politische Zustände des hl. römischen Reichs werden ohne Furcht vor Censur satirisch hereingezogen. Am interessantesten ist nach dieser Seite hin das vierte Buch, Waldis' eigentliches Eigenthum.

Die gern ausgeführte Lokalisirung der Fabel verleiht derselben noch eine besondere Anziehungskraft. Da ist etwa die bekannte Fabel vom Fuchs, der dem Hahn den Landfrieden verkünden will. Reinecke hat einen ‚viereckten weißen Span' aufgelesen, der die Urkunde vorstellen soll. Nach weit ausholender Einleitung erzählt er nun dem Ohm Henning, wie vor der Sündfluth der Fleischgenuß verboten gewesen, darnach erst dieses ärgerliche Unwesen eingetreten sei; wie nun aber der Papst eine Bulle erlassen des Inhalts, daß jedwedes Thier das andre soll ungefressen lassen, ausgenommen indeß die Fische, als welche allein bei der Sündfluth verschont worden seien, daher jetzt billig gestraft würden. Das ist das rechte güldene Jubeljahr. All' diese Punkte, in einen Rezeß gefaßt, wurden zu Frankfurt am Römer angeschlagen; achtzehn Siegel hingen daran, Kammerboten standen dabei. Deß bringt nun der Fuchs eine wahre Copei. — Weiter war die der deutschen Thiersage eigenthümliche Beichte der Thiere für Alberus sowohl als für unsern Waldis ein gar zu willkommener Stoff. Also: ‚Da man schrieb Tausend fünf hundert, dasselbig Jahr ward abgesundert von der andern Zeit ganz und gar und gemacht zu einem gülden Jahr.' So entschlossen sich auch Fuchs und Wolf zur Wallfahrt, in Schwabach kam der Esel hinzu. Sie gelangten an die Alpen, ‚den Curtisanen wohl bekannt, die um Präbenden litigiren, zu Rom an der Rota agiren.' Dem vom Steigen sehr ermüdeten Fuchs fiel da plötzlich ein, daß Wallfahrten nach der Meinung der jetzigen Gelehrten doch nur lauter Fürwitz sei; schon war er entschlossen, ‚den Vatikan zu lassen und die Trepp Sankt Lateran, den großen Pfeiler Adriani und Terni Diokletiani, Bellevidere, Sankt Peters Platz, Engelburg und des Babst Palatz, bei Sankt Aler die steinen Sonnen und bei Sankt Paul die drei Bronnen, Morphorium und den Pasquill, davon man täglich sagt so viel'; — man sieht, Waldis war selbst in Rom; er trug, sagt er, Zwiebeln hin, bracht Knoblauch wieder. Das Fabel- und Schwankbuch des Pfarrers zu Abterode hätte wegen der genauen Individualisirung und Lokalisirung bald eines Commentars bedurft; im vorigen Jahrhundert machte Zachariä einzelne Erzählungen wieder zugänglich, Hagedorn und Gellert benutzten den alten Fabulisten, der durch seine Kenntnisse in mitteldeutschen Schriften gewissermaßen eine Brücke von dort zur neueren Zeit bildet[1].

Unter den Schwänken des H. Sachs finden sich viele eigentliche Thierfabeln; als Lehrmoment zerstreut treten sie bei Fischart auf, Kirchhof's Wendunmuth bietet deren ebenfalls, Daniel Holtzmann,

[1] Der Esopus erschien zu Frankfurt 1548. 55. 57. 84; neu herausgegeben von H. Kurz. Leipzig 1862 (Bd. 1 und 2 einer deutschen Volksbibliothek).

Bürger zu Augsburg, gab im Jahr 1571 95 Fabeln und schöne Gleichnisse als Spiegel der natürlichen Weisheit heraus. —

In der Volksliteratur behaupten neben dem Märchen und der ausführlicheren Erzählung auch die kleineren, besonders heiteren Geschichten ihre Bedeutung. Gute Schwänke und Witze haben ein unvergängliches Leben, sie wiederholen sich in jedem Jahrzehent, sie sind überall geschehen. Der Schatz der Anekdoten mehrt sich im Verlaufe der Zeit, die Völker tauschen ihre Witze aus. Das unruhige Wanderleben des 15. Jahrhunderts war der Schwankliteratur besonders günstig gewesen; auf den weiten Pfaden der Handwerker und fahrenden Leute, in den Herbergen, auf den langsam fahrenden Rollwägelein, an den vielen müßigen Tagen des Jahrs, da wurden die Schwänke erzählt und vermehrt. Die Verbreiter derselben, Handwerker, Bauern, fahrende Schüler, Landsknechte, sahen natürlich den Höhepunkt der Erzählung nicht gerade in Anstand und Feinheit. Was nach dieser Seite hin das italienische Volk besitzt, zeigt die Novellensammlung des Boccaz, zum Theil auf volksthümlichen Schwänken beruhend und leider schon als Incunabel der edlen Buchdruckerkunst (Ulm 1472) unter dem Titel ‚Centonovelle' dem deutschen Volk in die Hand gegeben. Den leichtfertigen Humanisten erschien mancher im Volk umlaufende Schwank pikant genug, dazu ließ sich lateinisch schon das Bedenklichste in glatter Form bieten; so entstanden die ‚Facetiae', mit denen Poggio den Reihen eröffnet, während in Deutschland Heinrich Bebel, Professor in Tübingen, Othmar Luscinius (Nachtigall), Nicodemus Frischlin und Otho Melander ihm folgten.

Bald begannen deutsche Sammlungen, zunächst ohne Kunst der Darstellung und Anreihung und zugleich schon erinnernd an jenes Tuch, das einst vor dem Apostel Petrus herabgelassen wurde, voll reiner und unreiner Thiere. Johannes Pauli, der Nachschreiber der Geiler'schen Predigten, Lesemeister im Franziskanerkloster zu Schlettstadt, gab unter dem Titel Schimpf (Scherz) und Ernst im Jahre 1519 eine Sammlung von etwa 700 Schwänken in lebensfroher Auffassung, leichter Darstellung und ohne aufdringliche Moral. Viele mögen von Geiler herrühren; erwähnen will ich nur eine Anekdote, die in immer neuen Versionen von den Kurfürsten zu Köln, Trier, Mainz bis auf unsere Tage erzählt wird. Ein Bischof zerstört auf wilder Jagd die Feldfrüchte seiner Bauern. Einem bescheiden mahnenden Bäuerlein entgegnet der geistliche Herr: ‚Ich thue Solches nicht als Bischof, sondern als weltlicher Landesherr.' ‚Aber wenn der Teufel den Landesherrn holt, wo bleibt dann der Bischof?' — Andere Anekdoten, wie ‚von dreien Töchtern, welche am ersten vermählt werden sollte', von einem Manne, der aus übertriebener Güte für sein Weib im Halseisen stand und von demselben Weib deßhalb später verhöhnt wurde, ‚von dem Mönch, der

einen Kapaunen zerlegt nach der hl. Schrift', von dem alten Weib, das von dem Papst erst Geld, dann den Segen begehrt, sind vielfach wieder aufgefrischt. Pauli's Werk, das die Frechheit späterer Sammlungen glücklich vermeidet, ohne das Kräftige, selbst Derbe der Volksüberlieferungen zu verwischen, verbreitete sich in mindestens dreißig Auflagen durch Deutschland.

Jörg Wickram, Meistersänger und Fastnachtspieldichter zu Colmar, später in Burgheim Stadtschreiber, erneute und übersetzte ältere Bücher (Ovids Verwandlungen, Murners Narrenbeschwörung), gab in seinem Goldfaden und in der Erzählung ‚von guten und bösen Nachbaurn' die ersten ausgeführten Novellen und machte die italienischen Loßbücher den Deutschen zugänglich. An dieser Stelle ist sein ‚Rollwagenbüchlein, darin vil guter schwenk und historien begriffen' (1555) zu erwähnen. Einige Schwänke sind in epischer Ausführlichkeit mitgetheilt, wozu Wickram durch seine Novellen das Geschick erlangt hatte, die meisten indeß in der prägnanten Weise Pauli's, einzelne hat H. Sachs benutzt[1]. Jakob Frey, Stadtschreiber zu Maurßmünster, gab seine Schwanksammlung im Jahr 1556 unter der Bezeichnung die Gartengesellschaft heraus und lieferte ‚viel Schimpfreden, Speiwerk und sonst kurzweilig Bossen, wie je zuweilen dieselben in den schönen Gärten, bei den kühlen Brunnen, auf den grünen Wiesen, bei der edlen Musik auf die Bahn gebracht werden'. Aehnlich ist der Wegkürzer des Martin Montanus von Straßburg. Die Versicherungen der Sammler, daß sie ‚nichts, so unschicklich oder ungebührlich vor ehrbaren Frauen oder Jungfrauen zu reden wäre, haben hersetzen wollen', klingen fast wie Ironie. Auch in dem Katzipori des Michael Lindener (1568) ist das possenhafte Element mit seinen ‚neuen Mucken, seltzamen Grillen und unerhörten Tauben' übermäßig vorgedrängt, wie es dazumal von einem ‚freien Knaben, der nit vil sorgte, was das Korn gelte, dem es trefflich sanft that, wenn man ihn Junkherr Michel hieß', nicht auffallen mochte. Hier finden sich auch einige Schwänke, die später in den Faust aufgenommen wurden, sie werden einem ‚Schrammhans' zugetheilt. Valentin Schumann hat sodann in seinem Nachtbüchlein' bereits eine Eintheilung in ‚gute Possen oder kurtzweilige Schwänk und grobe Possen' durchgeführt. Dagegen lenkt Hans Wilhelm Kirchhof, Burggraf zu Spangenberg, in die richtigen Bahnen Pauli's ein; er verhilft auch der ernsten Anekdote wieder zu ihrem Recht. In sieben Büchern nach einander tritt er mit seinem Wendunmuth auf und gibt in jedem 2—300 ‚höfliche, züchtige und lustige Historien'

[1] Das Rollwagenbüchlein ist von Kurz als siebenter Band der deutschen Volksbibliothek neu herausgegeben (1865).

unter verschiedene Rubriken geordnet. Der Sammler hatte als Soldat Norddeutschland und Franken durchzogen und dadurch, wie im folgenden Jahrhundert der Verfasser des Simplicissimus, eine reiche Anzahl von volksthümlichen Anekdoten erworben, die er lebendig und nicht ohne Kunst der Darstellung erzählt.

Am Wendepunkt dieser Periode steht ein gewisser Lazarus Sandrub, der als ‚Studiosus der Philosophie und besonderer Liebhaber der Poeterey' eine Anzahl scherzhafter Anekdoten in kleine Gedichte brachte und als ‚historische und poetische Kurzweil' im Jahre 1618 erscheinen ließ. Die Geschichtchen sind knapp und schlicht erzählt; außer dem kaustischen Witz interessiren diese Anekdoten, weil sie meistens in der Reformationszeit entstanden sind. Manche scheint der Sammler von dem schlagfertigen Minoriten Johann Nas herübergenommen zu haben.

K. Gödeke, der schon lange eine Erneuung der Schwankbücher verheißen hat, wird wohl demnächst sein Versprechen in dem Sammelwerk ‚Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts' lösen.

VI. Drama.

Die dramatische Dichtung gelangte in der vorliegenden Periode nicht zu der Entwicklung, zu der die früheren Bestrebungen einige Hoffnung zu bieten schienen. Zwar geschrieben wurde über die Maßen viel, die Lust an dramatischen Dichtungen nahm eher zu als ab; hatten früher nur Reichsstädte und begünstigte Oertlichkeiten die weltliche Seite des Drama's gepflegt, so tauchten jetzt allerorts Bühnenspiele auf. Aber nur äußerst wenige von diesen Spielen drangen über ihren Geburtsort hinaus; jede Stadt sorgte nur für den eigenen Bedarf. Da war denn freilich wenig Fortschritt möglich.

Zunächst in Beziehung auf den Stoff. Wäre die dramatische Dichtung den naturgemäßen Weg gegangen wie etwa bei den Griechen, so hätte nun, nachdem das geistliche Drama aus den Kirchen auf die freien Plätze der Städte gedrängt war, die Heldensage sich als geeigneten Stoff darbieten müssen. Und allerdings, welch' ein Material hätte da Siegfrieds Tod, der Nibelungen Untergang, der Tod der Heunenprinzen vor Ravenna oder ein Herzog Ernst abgeben können! Und wie leicht hätten sich die tragischen Geschichten der Hohenstaufen angeschlossen! Aber die Heldensage war nicht mehr hinreichend frisch und lebendig, die Erinnerung an die Großthaten des deutschen Volkes und seiner Könige unter den Kümmerlichkeiten der Gegenwart verblaßt. So blieb man bei den früheren Stoffen stehen oder begann in die Zeit der Griechen und Römer hinüber zu greifen. Auch schien keiner von den Dramatikern

die erforderliche Kraft und Fähigkeit zu besitzen, das Volk ganz zu fassen und mit sich fort zu reißen auf neue richtige Bahnen. Ein Shakspeare fehlte.

Auch die Restauration der klassischen Wissenschaften half dem Drama nicht auf. Es wurden zwar lateinische Dramen in's Deutsche übertragen, und eben das veranlaßte denn auch Gelehrte, selbst deutsche Bühnenspiele zu verfassen. Aber der Einfluß der klassischen Dramatik war nur ein äußerlicher: das Spiel wurde in Acte und Scenen eingetheilt, natürlich oft rein willkürlich; sodann erhielt es den klassischen Namen Tragödie oder Komödie, auch dieß ziemlich willkürlich, indem Tragödie jedes Spiel mit traurigem Ausgange hieß (daher oft als Ueberschrift ‚traurige Tragödie'), Komödie jedes Spiel mit glücklichem Ausgang, wenn auch ernsten Inhalts. Im Uebrigen ist von einer fördernden Einwirkung der klassischen Vorbilder wenig zu spüren. Nur selten zeigt sich ein Anflug von Charakterzeichnung, dramatische Entwicklung der Charaktere lag über dem Höhepunkt der Schauspieldichter. Ein langsamer Fortschritt von der bloßen Unterredung zu wirklicher dramatischer Handlung ist allerdings vorhanden, aber sehr bescheiden und schüchtern; auch einiger Fortschritt im Dialog, der zu wirklicher ‚Red und Gegenred' sich entwickelt.

An die früher besprochenen geistlichen Spiele setzt sich ein Ausläufer an, geschaffen durch die noch immer waltende Lust an biblischen Stoffen, gehalten durch moralische Rücksichten. Es pflegten nämlich nicht bloß bei Schul- und kirchlichen Feierlichkeiten deutsche oder lateinische Dramen von der Jugend vorgestellt zu werden, sondern diese wurde auch zu sonstigen Aufführungen gerne herangezogen. Darum suchte man, bei dem allmählichen Abgang der Weihnachts-, Passions- und Osterspiele, vorzugsweise nach biblischen Geschichten aus dem alten Testamente, das allerdings an dramatischen Stoffen nicht arm ist. Da erschien denn auf der Bühne: ‚Ein schön spil vom gläubigen vatter Abraham', ‚von Josephen dem frommen Jüngling', ‚die Historie Gideons', ‚ein spil von König Saul und dem Hirten David, durch eine ehrsame Bürgerschaft der löblichen stat Basel gespilt' (1571), ‚Durchzug der Kinder Israels durch den Fuhrt Jordans, durch Bürger der Stadt Lenzkirch gespielt' (1579), ein Spiel ‚von der gottfürchtigen und keuschen Jungfrawen Susanna', ‚das gulden Kalb', von den sieben Märterern und ihrer Mutter (Eisleben 1589), eine geistliche Komödie von Holoferne und Judith, eine ‚traurige biblische Tragödie von Jephta's Gelübd'. Aus dem neuen Testament erschien die Komödie vom verlornen Sohn, vom reichen Mann und armen Lazaro, die Tragödie von Johannes dem Täufer, das Spiel von dem Könige, der seinem Sohn Hochzeit machte, ‚in der österreichischen Stadt Ensisheim 1574 durch junge Knaben sehr

lustig gehalten'. Wie naiv in solchen Stücken mitunter die ganze Auffassung war, mag nur ein Zug beweisen: in dem Spiel von Kain und Abel prüft Gott der Herr selbst die beiden Knaben im lutherischen Katechismus, Kain fällt durch und erschlägt in Folge des bubenhaften Neides seinen Bruder.

Die katholisch gebliebenen Gegenden hatten natürlich in den Heiligen-Legenden eine reiche Quelle für dramatische Darstellungen. Einige von katholischen Autoren stammenden Stücke brachen sich wegen ihrer trefflichen Durchführung Bahn selbst in die protestantischen Länder. Der Solothurner Propst Johannes Aal dichtete einen Johannes den Täufer, ein Spiel, das sich durch Charakterzeichnung, kernige Sprache und edle Auffassung über fast alle gleichzeitigen Stücke erhebt. Am Niederrhein erschien in mannigfachen Umdichtungen und Erweiterungen der Homulus (durch Jaspar von Gennep in Köln zu einem Stücke von polemischer Haltung gegen die protestantische Rechtfertigungslehre erweitert), darin gezeigt wird, wie den Menschen beim Tod alle Kreaturen verlassen und nur seine Tugend ihm treu bleibt. Aus dem Lateinischen des Makropedius (Lankvelt, † 1558 in Utrecht) stammt der im Stoff ähnliche Hekastus. Beide Spiele verbreiteten sich vom Niederrhein aus über Deutschland[1]. Zu Münstereifel wurde vom Stiftsdechant Hilger Gartzweiler ‚die Historia vom Leben, Thaten und Sterben der hl. Martyrer Chrysanth und Dariä in form einer Komödien dargestellt' (1608). Die Jesuiten führten mit Pomp der Darstellung und Reichthum der Scenerie, aber in lateinischer Sprache, Tragödien und Komödien auf. Wegen der großen Theilnahme suchte man den Gang der Stücke durch einen ausführlichen, deutsch abgefaßten ‚summarischen Inhalt' auch den der fremden Sprache Unkundigen deutlich zu machen.

Der äußerste Gegensatz des geistlichen Spieles, das Fastnachtsspiel, ist hauptsächlich durch Hans Sachs mit etwas mehr Anstand als bei seinen Nürnberger Vorgängern vertreten. Die Einwirkung von Brant und Murner ist nicht zu verkennen (‚das Narrenschneiden'). Sonst liegt häufig ein Schwank zu Grunde. Auch der Teufel fehlt nicht, er hat es mit Landsknechten und allerlei Volks zu thun, nimmt ein böses Weib zur Ehe, oder es wird ihm die Hölle zu enge und er muß ein Stück daran bauen. Ernster und besser sind diejenigen Dramen, die in der Geschichte wurzeln, ‚das spil von dem frommen Eydgenossen Wilhelm Thellen' von Jakob Ruef, ‚die Weinspergische Belägerung vor etlich hundert Jahren', die ‚Comedia von dem theuren Helden Horatio Coclite'. Bald wurden nun auch die Volks-

[1] K. Gödeke, Every-man, Homulus und Hekastus, Beitrag zur internationalen Literaturgeschichte. Hann. 1865.

bücher herangezogen, und die schönen Sagen von Griseldis, Magellone, den sieben weisen Meistern ebenfalls dramatisirt.

‚Was Schicksals-Tragödien? Die Politik ist das Schicksal!‘ sagte einst Napoleon zu Göthe. Das Schicksal der Reformationszeit war allerdings auch die Politik, die böse Politik deutscher Fürsten, noch mehr jedoch die Zwietracht in der Religion. Wie hätte sie bei der Kühnheit der Neuerer der damaligen Schaubühne fern bleiben können? Vor Kaiser Karl V. wurde zu Augsburg eine comoedia muta mit erstaunlicher Dreistigkeit aufgeführt: Reuchlin zerstreute die von ihm herbeigebrachten Scheiter, Erasmus suchte sie zu ordnen, Luther zündete den Scheiterhaufen an, eine Figur in kaiserlichem Ornat (Karl) schlug mit dem Schwerte drein, der Papst goß einen bereit stehenden Eimer in die Flamme, es war aber Oel. Einer der wildesten, verbissensten Männer, wie die Schweiz dazumal mehrere erzeugt hat, bemächtigte sich dieses Zweigs der Dichtung. Nicolaus Manuel, ein Berner Maler, Schüler Holbeins und Tizians, führte an der Spitze der neuerungssüchtigen Berner Bürgersöhne seine kecken Fastnachtsspiele zur Verhöhnung der alten Kirche auf. Dem Jahre 1522 gehört sein Todtenfresser an, ein übrigens jeder dramatischen Durchführung baares Stück, das von der bitteren Polemik gegen die Seelenmessen den Namen trägt und den Klerus in dem Papst Entcristelo, dem Cardinal Anselm von Hochmuth, dem Bischof Chrysostomo Wolfsmagen, sodann in schmutzig-gemeinen Kilchherrn, Sigristen und Consorten verspottet. Das Pamphlet ‚von der Meßkrankheit und irem letzten willen‘, übrigens nur ein Dialog, setzt der Schamlosigkeit die Krone auf. Manuels Spiele, wozu noch das den älteren Fastnachtspielen ähnelnde von ‚Elsli Tragdenknaben‘ kommen mag (M.'s Autorschaft ist nicht sicher), fanden weite Verbreitung und gewannen ohne Zweifel großen unseligen Einfluß [1]. In seine Fußstapfen trat sein derber Landsmann Hans von Rüte, der ‚heidnische und päpstliche Abgötterei‘ in Ursprung, Haltung und Ende neben einander stellte. Martin Rinckhart legt im ‚Eißlebischen Ritter‘ eine volksmäßige Erzählung zu Grunde, um gegen Papst und Calvin zu polemisiren, den ‚deutschen Wundermann Luther‘ aber auf den Thron des Ruhms zu erheben (1613). Ein Unbekannter bot in seiner ‚Tetzelocramia‘ eine lustige Komödie vom Ablaßkram, den der Herr ‚durch sein erwehltes Rüstzeug, Dr. Lutherum, umgestoßen‘. Den ‚Lutherus

[1] C. Grüneisen, Manuels Leben und Werke. Stuttg. 1837. Darin aus Anshelm, ‚wie zur Fürdrung evangelischer Freyheit zwei Spil, fürnemlich durch den künstlichen Maler Manuel gedichtet und öffentlich an der Krüzgassen gespilt, daneben uff der Eschermittwoch der römisch Ablaß mit dem Bonenlied durch alle Gassen getragen und verspottet worden.‘ —

redivivus', sowie den ‚calvinischen Postreuter' können wir füglich übergehen.

Während demnach in England durch Shakspeare's Vorgänger und diesen selbst die dramatische Kunst zu einer bewunderungswürdigen Stufe der Vollendung erhoben wurde, blieb Deutschland bei dem niedrigen Stand der Ausführung, bei der mangelhaftesten Darstellung durch Schüler und Bürger. Der erste deutsche Fürst, der Schauspieler an seinen Hof berief und darüber selbst zum Dramatiker wurde, war Heinrich Julius von Braunschweig, ein Enkel jenes Heinrich, den Luther mit dem drastischen Namen ‚Hanswurst' beehrte. Heinrich Julius, 1564 geboren, lag wegen des kostspieligen Hoflebens in Streit mit seinen Ständen und begab sich deßhalb an den kaiserlichen Hof, wo er gern gesehen wurde; er starb 1613 zu Prag. Englische Komödianten kamen am Schlusse des 16. Jahrhunderts zunächst nach Holland, von da nach Norddeutschland; natürlich verschwand das englische Element oder war bereits mit der Ankunft in Deutschland verschwunden vor dem Zusatz von Abenteurern aus allerlei Volk. Den Schauspielern mußte nun das Drama sich fügen. Ausländische Novellen boten den Stoff, die Sprache senkte sich zur Prosa herab — immerhin kein tiefer Fall —, auf Bühne, Costüm und Decoration wurde Eifer und wo möglich auch Geld verwandt. Als komischer Einschlag, besonders in ernsten Stücken, mußte der Narr dienen, bei Heinrich Julius gewöhnlich Johann Bouset, einmal Johann Klant, späterhin von der obligaten Gefräßigkeit und der bestimmten Appetitrichtung Hanswurst oder Pickelhäring genannt. An einen Shakspeare'schen Narren von psychologischer Tiefe ist hier nicht zu denken, es ist nur der Possenreißer, der rohe Lustigmacher. Heinrich Julius begann mit einem doppelt bearbeiteten biblischen Stücke der Susanna. Sofort aber wandte er sich weltlichen Stoffen zu, die er aus alten Schwänken und Novellen nahm und ohne besondere dramatische Kunst, meist aber in lebendigem Dialog, durchführte. Eine Eigenthümlichkeit des Dramatikers hätte in weiser Benutzung von großem Einflusse auf die fernere Komödie sein können. Es sprechen nämlich einzelne Personen in den Volksdialecten, besonders Bauern und Bäuerinnen, sodann der Narr, was die komische Wirkung bedeutend erhöht. Unter den elf Komödien des Herzogs kehrt auch die Geschichte vom Kaiser und Abt wieder. Die Komödie von ‚Vincentio Ladislao Satrapa von Mantua' führt als Hauptheldeu einen Großsprecher vor, der durch reichlich mitgetheilte Aufschneidereien von durchaus Münchhausenschem Charakter wahrscheinlich dem Verfasser jenes späteren Lügenbuches viel Material geboten hat. Ueberraschen mag es auch, daß der hochfürstliche Dichter sich mit seinen Komödien durchaus nur auf bürgerlichem Gebiet bewegt. Er verdeckte seinen Namen unter der Bezeichnung Hibaldeha oder Hid-

belepihal (Henricus Julius dux Brunsvicensis et Luneburgensis, episcopus Halberstadensis). Wegen der ungewohnten Prosa wurden einige seiner Stücke in Verse umgeschrieben [1].

Die englischen Komödianten schweiften nun bald auch an andere fürstliche Höfe (so gibt im Jahr 1607 der Kurfürst von Brandenburg einem Hans von Stockfisch den Auftrag, Schauspieler aus England und Holland zusammen zu bringen), oder in Reichs- und Seestädte. Dort ergötzten sie nicht nur durch dramatische Vorstellungen, sondern auch durch schöne Tänze, liebliche Musica und andere Lustbarkeiten. Aber die mitgebrachten Dramen hatten sich bereits in den Niederlanden in das Grobe und Rohe ausgebildet; es blieb nicht bei dem Schmutz in Reden, unzüchtige Acte sogar wurden auf die Bretter verlegt. Mit denselben schamlosen Possen, denselben blutigen Gräueln und denselben prächtigen Lappen von Decoration und Costüm durchzogen sie Deutschland, besonders seit Beginn des 17. Jahrhunderts. Für die Zwischenacte waren bestimmte Einlagen in kurzen Schwänken geschrieben. Im Jahre 1620 wurden zuerst die lange vor dem Druck zurückgehaltenen Englischen Comedien und Tragedien herausgegeben. In dieser Sammlung finden sich allerdings die blutrünstigen Schauspiele von der Eroberung Troja's und Konstantinopels nicht, dagegen die ‚klegliche Tragödia von Tito Andronico' (aus Shakspeare bekannt) und neben den Komödien von Esther und dem verlorenen Sohn auch die von Fortunato mit Seckel und Wünschhütlein. Es scheint also, daß diese Komödianten nicht ohne Einfluß auf das eigentliche Volks- und Marionettenspiel geblieben sind, das eben dieselben biblischen Stoffe mit dem Inhalt einiger Volksbücher und unter steter Einmischung der lustigen Person dramatisirte. Ja, der eben erschienene Faust wurde schon 1590 von dem Engländer Marlowe auf die Bühne gebracht. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Shakspeare zwischen 1585—1590 in Deutschland war, vielleicht als Mitglied einer Komödiantentruppe, und hier Bühnenstoffe kennen lernte, die zur selben Zeit mit ihm auch ein deutscher Bühnendichter bearbeitete. Jakob Ayrer der Aeltere, abermals ein Nürnberger, der aber längere Zeit in Bamberg ein bewegtes Leben führte, verfaßte eine gute Anzahl von Dramen, zumeist in Versen, mit blutigen Auftritten, komischen Scenen und Liedern nach bekannten Volksmelodien. Erst nach seinem um 1605 erfolgten Tode wurden dieselben von Freunden als ‚Opus theatricum, dreißig ausbündtig schöne Comedien und Tragedien' herausgegeben. Eine Reihe von Dramen ist aus der römischen Geschichte genommen, die Einnahme Konstantinopels fehlt nicht, die alte Sage liefert Stücke von

[1] Schauspiele des Herzogs H. J. von Braunschweig, herausg. von L. Holland. Stuttg. 1858 (liter. Verein).

Hugdietrich, Kaiser Otnit, Wolfdietrich, der schönen Melusine; aus England mag die ‚Comedia von zweien Brüdern auß Syrakusa' (Komödie der Irrungen) mit gekommen sein; die schöne Sidea und die Phönicia haben viel mit Shakspeare's Sturm und Maß für Maß gemein. Die als Anhang folgenden 36 Fastnachtspiele gehen nicht über das gewöhnliche Genre hinaus [1].

VII. Prosa.

Die früheren Bemühungen um Ausbildung der deutschen Prosa fanden in der Reformationszeit ihre erfolgreiche Fortsetzung. Und abstreiten läßt es sich nicht, daß die Durchführung der hochdeutschen Sprache als des Organs der Gelehrsamkeit und der Schriftsteller hier von entscheidendem Erfolge war. Nachdem wir im Vorhergehenden, besonders bei den Satirikern, schon einen bedeutenden Theil der Prosa-Thätigkeit vorweg genommen, erübrigt es noch, jene literarisch wichtigen Personen vorzuführen, die nur auf dem Gebiete der Prosa sich entwickelten.

Die Geschichte und die ihr verwandten Disciplinen bewahrten sich das einmal erworbene Interesse, obgleich auch jetzt noch ein eigentlicher Fortschritt von der Chronik zur pragmatischen Geschichte nur in wenigen Fällen zur Erscheinung kommt. In der Schweiz schloß sich an die ruhmreichen Vorgänger Valerius Anshelm genannt Rüd würdig an. Aus Rotweil, seiner Vaterstadt, flüchtig, fand er in Bern eine neue Heimat und alle Hülfsmittel, um seine Chronik in reicher Ausführlichkeit von dem burgundischen Krieg durch die Reformationszeit bis zum Jahre 1526 durchzuführen. Joh. Müller gibt ihm das Zeugniß eines ernsten, redlichen, der altrömischen Hoheit nicht fremden Mannes. Und immerhin mag es als ein Zeichen von dem Streben nach Unparteilichkeit gelten, wenn Anshelm, der Anhänger der Reformation, der, wie wir (S. 343) gelegentlich mittheilten, in der Stadt Bern 1522 den Ablaß durch das Bohnenlied verspotten sah, mit Würde und wahrer Verehrung die Geschichten von dem gottseligen Nicolaus von der Flüe uns mittheilt. Höher noch steht in jeder Beziehung Aegidius Tschudi, in Glarus 1505 geboren, Schüler seines berühmten Landsmannes Loriti, der unter dem Namen Glareanus bekannter ist. Durch Mäßigung und Ruhe gelang es Tschudi, der übrigens treu zur katholischen Partei stand, seine Vaterstadt vor den blutigen Gräueln des Religionskampfes zu bewahren. Dennoch entging er in späteren Jahren dem Fanatismus der

[1] Alte Ausgabe von Ayrer. Nürnbg. 1618. Neu herausg. von A. Keller in dem Stuttg. liter. Verein. 5 Bde. (69 Stücke) 1865.

Reformirten nicht; trotz seiner großen Verdienste sah er sich genöthigt, die Vaterstadt zu verlassen und in Rapperschwil ein Asyl zu suchen. Doch die langsam wiederkehrende Ruhe in Glarus rief auch den edlen Tschudi zurück, und er konnte die letzten Jahre seines Lebens († 1572) der Vollendung seiner wissenschaftlichen Arbeiten widmen. Tschudi war nach allen Seiten ein ganzer Mann. An geschichtliche Arbeiten ging er mit der größten Gewissenhaftigkeit, mit der leidenschaftslosen Ruhe eines echten Historikers. Gegen seinen Willen gab Seb. Münster auf Glareanus' Anregung das Jugendwerk Tschudi's Alpisch Rhetia heraus, eine Schrift, deren auch ein Meister sich nicht zu schämen brauchte, die aber Tschudi für des Druckes unwerth hielt. So erschienen Tschudi's Hauptwerke erst nach seinem Tode; sie haben schweizerische Geschichte und Alterthümer zum Gegenstand (Helvetische Chronik und Hauptschlüssel zu verschiedenen Alterthümern). Von diesen Arbeiten gilt Göthe's Wort: ‚Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heranbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tschudi's schweizerische oder Aventin's bayerische Chronik.' Und Schiller meint von Tschudi's Chronik, sie habe einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß sie den Leser poetisch zu stimmen im Stande sei; bekannt ist, daß er für seinen Tell diese Schweizerchronik fleißig benutzte und in seinem Graf von Habsburg Einzelnes fast wörtlich aus Tschudi herübernahm.

Aventinus, der bayerische Chronist, dem Göthe dasselbe Lob zuweisen möchte, hieß eigentlich Johann Turmayer und nahm seinen Namen von seinem Geburtsort Abensberg an. Fast um 30 Jahre älter als Tschudi konnte er die ersten Entfaltungen der Reformation sehen und beurtheilen. Wie die meisten Gebildeten seiner Zeit, die nicht gerade stark in theologischen Kenntnissen waren, blieb Aventinus, der Schüler des berühmten Conrad Celtes zu Ingolstadt und Wien, nicht ganz unberührt von der gewaltigen Strömung. Das zog ihm in seinem Alter Verfolgungen zu, aus denen ihn nur die Verwendung seiner früheren Zöglinge, der Herzoge von Bayern, befreien konnte. Darum sind auch die sonst mit Fleiß und Genauigkeit abgefaßten Schriften Aventin's, besonders seine berühmte Bayerische Chronik, nicht unbeeinflußt geblieben von der Abneigung gegen Klöster, geistliche Orden und Hierarchie. Trotz Studium, historischer Einsicht und Geschick zum Charakterisiren ist Aventin daher oft nur Geschichtsmacher. Dagegen verdient seine Bemühung, unter Vermeidung ‚des Mischens und Fälschens mit zerbrochenen lateinischen Wörtern u. dgl. ein Jedermann verständliches Deutsch' zu schreiben, unsere vollste Anerkennung, und er möchte noch jetzt als Muster der Kraft, Klarheit und Reinheit der Sprache dienen können.

Das ist denn auch ein Hauptverdienst des Sebastian Franck aus Donauwörth, der wegen wiedertäuferischer und schwärmerischer Meinungen, wegen mystischer ‚Paradoxa' vielen Verfolgungen sich ausgesetzt sah und aus seinem Vaterland verbannt in Basel 1545 starb. Selbst Besitzer einer Druckerei, schrieb er außer seiner bereits erwähnten Sprüchwörter-Sammlung und mehreren pantheistisch-philosophischen Werken eine Reihe von geschichtlichen Darstellungen (Chronika der Türken, Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegyn bis auf das Jahr 1531, Chronika von gantz Deutschland), die er zwar als ‚ein vnparteiischer, ungfangener, keiner Sect Ergebener, in keins menschen wort geschworener' verfaßt haben will, die aber vielleicht eben dadurch zwar freimüthig, aber auch parteiisch genug ausgefallen sind. Als umsichtiger, kenntnißreicher Ethnograph lieferte Franck zugleich in seinem ‚Weltbuch, spiegel und bildniß des gantzen Erdbodens' den ersten Versuch einer geordneten Weltbeschreibung. An ihn dürfen wir den pommerschen Geschichtschreiber, Thomas Kantzow, anreihen, der lange im Dienste der pommerschen Herzoge stand († 1542). In dreifacher Bearbeitung, zuerst in plattdeutscher, sodann zweimal in hochdeutscher Sprache, veröffentlichte er das Werk, das ihm zur Lebensaufgabe geworden war, die Pommersche Chronik, die durch Kraft der Darstellung und Frische der Schilderungen ihres Rufes nicht unwürdig erscheint. Was Seb. Franck auf dem Gebiete der Geographie versuchte, das vervollkommnete durch unermüdlichen Fleiß Sebastian Münster. Sein Werk Cosmographie, zuerst 1544 erschienen, erreichte zwar die Darstellung der bereits erwähnten Geschichtschreiber bei Weitem nicht, bot aber durch vollständige Bewältigung des aufgehäuften riesenhaften Materials und durch Beigabe von Karten und Plänen für lange Zeit die brauchbarste Erdbeschreibung, die in mehr als 20 Auflagen und zahlreichen Uebersetzungen sich über halb Europa verbreitete. Von geringem Werthe der Darstellung, berühmt als Zeitbild ist die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen, der als kühner Stegreifritter, als gezwungener Anführer im Bauernaufruhr, als Kämpfer gegen die Reichsfeinde, Türken und Franzosen, und endlich als Held von Göthe's einflußreichem Drama weltbekannt geworden ist. In der Ruhe seines Alters verfaßte er auf Schloß Hornberg die Geschichte seines langen vielbewegten Lebens.

Doch schon sinkt rasch und unaufhaltsam die Kunst der Geschichte und der Darstellung. Mathis Quad von Kinkelbach, in dem man einen natürlichen Sohn eines Adolf Quad von Wickrath vermuthet, hält sich in seiner Teutscher Nation Herrlichkeit (Köln 1609) noch auf ziemlicher Höhe und läßt Seb. Münster's Einfluß erkennen. Zacharias Theobald schrieb zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Geschichte des Hussitenkrieges mit der Theilnahme (um nicht zu sagen

Parteinahme), die sich von einem böhmischen Anhänger der Reformation erwarten läßt. An den nordischen Marken des Vaterlandes sammelte Johann Adolf Köster, genannt Neocorus, das Material zu einer Dithmarschen historischen Geschichte. Nach Berlichingens Vorgang hat Hans von Schweinichen, ein schlesischer Ritter († 1614), in seiner Selbstbiographie ein allerdings nicht sehr erfreuliches Bild von den damaligen Fürstenhöfen, vom Adel und seinen noblen Unterhaltungen entworfen. ‚Es ist', sagt Göthe bezeichnend, ‚kein Lesebuch, aber man muß es gelesen haben.' Ihm steht auf anderem Gebiete zur Seite die Selbstbiographie des Hirtenknaben Thomas Platter, der in vielen Ländern die Rolle eines fahrenden Schülers spielte, und als diese schönen Tage vergangen waren, als Seilergesell in Basel Vorlesungen über hebräische Sprache hielt und es so endlich zum Schulmeister und Rector des Gymnasiums brachte. Erwähnen wir endlich noch den Augsburger Leonhard Rauwolf, den die Reiselust jener Zeit in den Orient führte, und der die gewonnenen Erfahrungen nicht ohne wissenschaftliche Hinterlage vorzutragen verstand.

Auf dem Gebiete der didaktischen Prosa ragt der große Maler Albrecht Dürer (1470—1528) hervor, der Nürnberg durch Geburt und Tod, aber ganz Deutschland durch Kunst und vaterländischen Sinn angehört. Er versuchte es zuerst und mit Glück, die Muttersprache zur Darstellung der Kunsttheorien heranzubilden. Ist hier auch ein Ringen mit der Sprache unverkennbar, so erringt doch der Genius des Meisters auch hier glänzende Siege, ein wackerer Vorläufer Winckelmanns. Seine Kunstanschauungen legt er in klarer Weise in den vier Büchern von menschlicher Proportion, in der Underweisung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheyt und in dem Underricht zur befestigung der Stett, Schloß und Flecken dar. Das Zurückgehen auf die Antike, die lebendige Anschauung der Natur, als auf welcher allein kunstvolle Werke aufzubauen seien, kündigt auch in der Kunst den gewaltigen Umschwung an, der freilich nicht überall vom Heile war. — Die Nachwirkung der mittelalterlichen Asceten und Mystiker tritt in sehr verschiedener Art bei zwei Männern zu Tage, die wenigstens nach Außen hin sich zum protestantischen Lehrsystem hielten. Johann Arnd, Sohn des Hofpredigers zu Ballenstädt im Anhaltischen, der schon in der Jugend mit den früheren Mystikern sich bekannt machte, später als Pfarrer mit den Calvinisten in Zwist gerieth und 1621 zu Celle starb, schrieb in Nachahmung der berühmten Bücher von der Nachfolge Christi seine vier Bücher vom wahren Christenthum und abermals nach dem Vorgange des gottinnigen Thomas von Kempen sein Gebetbuch das Paradiesgärtlein. Letzteres gelangte zu solcher Berühmtheit, daß sich an dasselbe sogar Sagen von mehrfacher wunderbarer

Erhaltung bei Feuersbrünsten knüpfen. Bei Arnd bereits tritt es hervor, wie wenig die Mystik die engen Fesseln der protestantischen Dogmatik tragen kann; seine Bücher vom wahren Christenthum waren weit entfernt den strengen Orthodoxen zu genügen, zogen dem Verfasser vielmehr viel Haß und Verketzerung zu. In richtigem Instinkt erkannten die Strenggläubigen, daß diese duftende Blume doch aus altkatholischem Boden herüber verpflanzt sei. Als die Dogmen der protestantischen Religions-Gemeinschaften in raschem Laufe an Bedeutung verloren, da wurde Arnd's Werk das Lieblingsbuch der auf dem Gebiete des Protestantismus nach Gottinnigkeit ringenden Seelen. Arnd's Zeitgenosse, der philosophus Teutonicus, wagt ein tieferes Eindringen in die mystischen Gebiete. Jakob Böhme, eine von jenen eigenthümlichen Naturen, deren unser Vaterland mehrere hervorgebracht hat und deren Tiefsinn in üppigem Phantasieleben gleichsam zu Traumgebilden sich gestaltet, war bei Görlitz zu Hause, erlernte das ehrsame Schusterhandwerk und ließ sich nach bestandener Wanderschaft als Meister seines Gewerbes zu Görlitz nieder. Seine letzten Lebensjahre (er starb 1624) wurden getrübt durch die über seine Lehre angestellten Untersuchungen, die übrigens keinen weiteren Erfolg hatten, da den gelehrten Examinatoren Böhme's Darlegungen wie fremde Zungen vorkamen. Auch die Schriften des Görlitzer Philosophen, wie sie von Freunden herausgegeben wurden, öffnen sich nicht leicht dem Verständniß, wohl nur darum, weil dem Verfasser selbst die nöthige Klarheit abging, sodann weil er viel Unverdautes aus den ihm zugänglichen alten mystischen Schriften herübernahm und endlich, weil er, trotz der nicht zu bestreitenden Gewandtheit in Handhabung der Sprache, dieselbe für seine Ideen unzureichend fand und sich daher in neuen Wortbildungen erging, während die festen Begriffe abgingen. Wohl scheint Böhmen ein wahrhaft spekulativer Geist nicht gefehlt zu haben; aber das anfänglich aufflammende Licht verliert sich regelmäßig in allen seinen Schriften in immer dichteres Dunkel, aus dem nur noch einzelne Gedankenblitze aufleuchten. So bereits in seiner Aurora oder der ‚Morgenröthe im Aufgang', die ihm ein Verbot des Magistrats, ferner irgend etwas drucken zu lassen, zuzog. Sieben Jahre lang gehorchte der Philosoph diesem Verbot, da aber konnte er dem inneren Drange nicht mehr widerstehen, und dieser Drang trieb in den letzten fünf Jahren seines Lebens Buch um Buch hervor, so daß die Fruchtbarkeit des Meisters wahrhaft in Erstaunen setzt. Von diesen Schriften, die im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrfach in Amsterdam neu aufgelegt wurden, wollen wir nur die beiden: Vom dreifachen Leben des Menschen und von den dreyen Prinzipien göttlichen Wesens erwähnen.

VIII. Wildlinge.

Um ein in etwa vollständiges Bild von den literarischen Strömungen der stark bewegten Zeit zu entwerfen, muß ich hier noch eine Anzahl von Sonderlingen zusammen stellen.

Da sind zunächst als unfruchtbare überlebte Schößlinge mittelalterlicher Zeit die Pritschmeister (so nennen sie sich selbst) stehen geblieben. Es waren die etwas heruntergekommenen Nachfolger der früheren Wappendichter und Ehrenholde und sie dienten den Fürsten und Herren, damit deren Festlichkeiten, Pracht und Freigebigkeit nicht mit dem Augenblick der Entfaltung verginge. Der hohe Gönner ließ dann wohl die in Versen gelieferte Beschreibung fürstlich ausstatten und feierlich vertheilen. Die Versmacher aber hatten ihren Namen bekommen von der Pritsche oder dem Lotterholz, jenem Instrumente, dessen klatschender Schlag die Aufmerksamkeit der Hörer erregen mußte. Von einem Lienhard Flexel, ‚Britschenmeister von Augsburg', haben wir: ‚Ordentliche Beschreibung des Herren schießen mit der pyx, das gehalten worden ist in der fürstlichen statt passaw.' Als ‚obrister Pritschenmeister in Oesterreich' lieferte Heinrich Wire eine wahrhaftige Beschreibung von der Kron in Hungarn und wie Kaiserl. Majestät Maximilian sammt dero geliebten Gemahl selbige empfangen hat (1563), Beschreibung der Hochzeit des Herrn Wilhelm, Pfalzgrafen bei Rhein mit Renata, Herzogin von Lothringen, sowie das kaiserliche Schießen zu Wien (1568), Alles reimweise und in deutsche Carmina gebracht. Jakob Frischlin schrieb außer anderen Sachen ‚drey schöne und lustige Bücher von der Hohenzolleri-schen Hochzeit' (1598), die A. Birlinger als einen Beitrag zur schwäbischen Sittenkunde neu herausgegeben hat (Freiburg bei Herder). Pritschmeister Hans Weidenfelder war zugleich Seiler im Lande zu Oesterreich unter der Enns. —

Die Form des Dialogs, der durch sein eigenthümliches Wesen sich zu einem Gefäß für die Aufnahme der verschiedensten Stoffe eignet, gelangte nunmehr zu einer achtungswerthen Bedeutung. An den klassischen Mustern gebildet, hatte Desiderius Erasmus feine, witzige, lehrhafte Colloquia geschrieben, würdig der Meisterhand des ersten Philologen seiner Zeit, darum vielfach auch deutsch wiedergegeben. Der unruhige Hutten warf Politik, Tagesereignisse, persönlichen Haß in das Gefäß, daß es brausend überfloß. Anhänger und Gegner der Reformation füllten es sodann bis an den Rand mit Erörterungen über religiöse Streitpunkte und mit heftigen persönlichen Satiren. War hier allerdings Ueberfluß an Leben, so vertrocknete im Laufe der Zeit der Inhalt des Dialogs zu geistlosem Gezänk, mageren wissenschaftlichen

Brocken und dürrer Politik. Die meisten dieser Dialoge sind in Prosa abgefaßt; als charakteristisch und ihrer Zeit berühmt mögen hier genannt sein: ‚Ein schöner Dialogus Cuntz und Fritz, die brauchen wenig witz, es gilt umb sy ain klains, so seinds der sach schon ains, sy redent gar on trauren, vnd sind gut lutrisch bauern' (1521). — Karsthans Kegelhans, Dialog zweier Bauern. — ‚Türkenbüchlein: ein nützlich gesprech etlicher personen zu besserung Christlicher ordnung und lebens gedichtet' (Personen: Einsidel, Ungar, Türk und Zigeuner). — ‚Mich wundert das kain gelt im land ist, ein schimpflich doch unschedlich gesprech dreier lantfarer' (1524). — ‚Nutzlicher Dialogus zwischen einem Müntzerischen schwermer und einem evangelischen frumen Bawren.' — ‚Künstlich trincken, ein Dialogus von künstlichem und höflichem, auch vihischem und unzüchtigem trincken' (1534). — Philipp's von Hessen Doppelheirat veranlaßte einen Dialogus, ‚ob es göttlichem, natürlichem und geistlichem Recht gemäß oder entgegen sey, mehr dann ein Weib zugleich zu haben' (1541). — In Reimen verfaßt, viel gelesen und darum mehrmals auf's Neue gedruckt erschien ‚ein schön gesprech Christi und Sankt Petri von der welt lauff.' —

An Luther's Persönlichkeit und Wirken schließt sich eine gute Anzahl von Gedichten, Büchlein, Sprüchen und dergleichen, äußerst verschieden, bald von Vorliebe, bald von Abneigung eingegeben. Der poetische Werth ist meist äußerst gering. Ein Student zu Wittenberg hat als Sendbrief an seine Eltern in Schwabenland eine Broschüre ausgehen lassen mit der Aufschrift: ‚Ob einer wissen wolt, wie der hieß, der dissen spruch auß gen ließ, das hat gethon Laur Gemmiger student, Auß vrsach daz man des Luthers bücher hat verprennt' (1523). Ein Anderer spendete ‚eyn schön reygenlied im thon Rusticus amabilem, neulich geschmidet durch Meyster Hemerlin jm berg Ethna.' Gegen Luther ward in dem allbekannten Ton: ‚Ich stund an einem Morgen' ein ‚Bergkrey' gedichtet und zu Leipzig gedruckt. In Niederdeutschland erzeugte zunächst die Opposition gegen Luther's Bestrebungen mehrere plattdeutsche Lieder, die von den historischen Vereinen der Neuzeit wieder zu Druck befördert wurden z. B. ‚von deme schentlikken Wyfnemen Martini Luther's eyn suverlike ledeken (Wat han ük dummer monich gedaan)'; ein anderes beginnt: ‚Nu wil ji hören een nye gedicht, wat de Lutterschen hebben uthgericht.' Luthers Abscheiden gab nicht bloß Anlaß zu historisch-beschreibenden Darstellungen, zu Klageliedern, sondern auch zu überschwänglichen Lobsprüchen und Epitaphien, wie die späteren Reformations-Jubeljahre Aehnliches erzeugt haben. Wir sind schon gewohnt an Motto's wie: ‚Gott und sein Wort bleibt ewig stehn, des Babst gewalt wird bald vergehn'; wir haben nicht viel gegen Klagelieder, wie das von Ketner: ‚Nu hört jr Christen newe mär, die ich euch sing mit

schmertzen'; mag man das wirksame Fortleben des Verstorbenen durch Lieder feiern wie: ‚Martinus ist nicht geschwigen, es ist noch weit davon'; aber die Anglisirung des Reformators, der zum Engel der Apokalypse erhöht wurde, wird ebenso von der Mißbilligung jedes Gebildeten getroffen werden, als die fortwährende Erneuung und Ueberbietung des Luther'schen Papst- und Türkenliedes und der Cult des Wittenbergischen Morgensterns, der Frau Katharina Bora. Dadurch schon erklären sich die Spottschriften von katholischer Seite, die den Uebertreibungen der Gegner gegenüber leichtes Spiel hatten. Ich will hier nur das 1607 in Ingolstadt erschienene Reimbüchlein ‚Zweihundert Luther' verzeichnen. Luthers Biographien, der seltsame Reliquiencult seiner Anhänger, der um Luthers Person gezogene Sagenkreis bieten dem Verfasser Gelegenheit, eine Thorheit, eine Schande nach der andern bis zur Zahl 200 an Luthers Person zu schmieden.

Die Büchlein, hier Sprüche in Versen, dort kleine Abhandlungen in Prosa enthaltend, verbreiteten sich über die verschiedensten Dinge, bis sie, ähnlich den Dialogen, nachher zu handwerksmäßiger Gewöhnlichkeit herabsanken. Indem wir hier die gegen Papstthum, Ablaß u. dgl. geschriebenen in ihren Würden belassen, wollen wir einige andere Richtungen kennzeichnen. Da ist also ‚der Jüdenspieß' mit dem inhaltlichen Motto: ‚Der Jüdenspieß bin ich genandt, Ich fahr daher durch alle Landt, Von grossen Jüdn ich sagen will, Die schad dem Land thun in der still.' Da ist ein ‚Zuchtmeister für die jungen Kinder, in feine liebliche Reime gebracht durch Salomon Newber, teutschen Schulmeister zu Nürnberg'; ferner ‚der Frawen Spigel'; ‚der Jungfraw zucht'; von den zehen Teufeln, damit die bösen unartigen Weiber besessen sind; aber auch von den zehen Tugenden, damit die frommen und vernünftigen Weiber gezieret und begabet sind; ‚der vollen Brüder Orden (‚Bei dem wein ward auff geschriben, Was volle Leute hand getrieben'); natürlich fehlt auch nicht die Wirkung des Trinkens: ‚Actio oder Anklage der armen podagrischen Rott über die Tyranney vnd unbarmhertzigkeit ihrer königin Podagrä' und dazu: ‚Eine verantwortung Podagrä vor dem Richter.' Ein Büchlein ‚Wandersregeln' enthält in Versen, was ein Reisender von Gottes dreieinigem Wesen und Willen, ewiger Vorsehung und Gnadenwahl, Christi Amt und Person u. s. w. wissen und gläuben soll.' Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erscheinen Spottschriften gegen das Goldmachen: ‚Altkumistika d. i. eine wunderbarliche, seltzsame vnd bewerte Kunst auß Mist Gold zu machen' (1586), sofort aber auch eine Gegenschrift: ‚Widerlegung der Alt-Kumisterei.' Scherzhaft ist eine Schrift vom Jahr 1593: ‚Hasen Jacht, Allen Hasirern vnd Leimstenglern zu sonderlichem Nutz in deutsche Hasenreimen gehawen.' Der scharfe Syllogismus der Jesuiten bot den Protestanten ein ‚Predicanten-Latein

d. i. drey Fragen, allen evangelischen Predicanten offtmals auffgegeben, jetzo auffs new in Reimen verfaßt sambt gründlicher Ableynung eines Calvinischen Eulengeschreys durch Johannem a Werdea' (Cöln 1608 und öfter). Ein anderes Büchlein ‚Tysch Zucht' führt uns zu einer neuen Gattung, deren Namen den Leser nicht erschrecken möge.

Die Ungebundenheit der Sitten mußte einen ganz ungewöhnlichen Mangel an Anstand beim Essen und Trinken hervorgerufen haben. Klagen dieserhalb sind allgemein, und Brant hat in bitterer Satire einen Sankt Grobianus aufgestellt. Die Tisch- und Anstandsregeln aus früheren Zeiten wurden nun echt satirisch umgewandt, und so entstand der eigentliche ‚Grobianus', zuweilen mit dem ernsten Motto: Lies dies Büchlein oft und viel und thu allzeit das Widerspiel. Friedrich Dedekind hatte den Grobianus lateinisch ausgehen lassen, Caspar Schmidt, Schulmeister zu Worms und Lehrer Fischart's, gab das Büchlein ‚von groben sitten und unhöflichen geberden' deutsch heraus und fand damit großen Anklang. Ein Prediger Wendelin Hellbach vermehrte den Grobianus mit Schwänken in sehr mittelmäßigen Reimen und gesellte ihm eine Grobiana zu (1572). Die ‚ungehöfelten Grobiansknechte' scheinen noch lange der guten Anstandsregeln müßig gegangen zu sein, wie fortdauernde Bearbeitungen und neue Auflagen bezeugen.

Der rasche Aufschwung der Holzschneidekunst führte zu Bilderbüchern, die meistens einen erklärenden Text in Reimen erhielten. Während Pest und Seuche die Menschheit decimirten, waren die Todtentänze entstanden, zuerst halb dramatische Aufzüge mit Sprüngen und Pfeifenklang, dann Frescobilder an den Mauern der Kirchen und Kirchhöfe, die nunmehr (seit 1500) in nachbildenden Holzschnitten mit beigedruckten Reimen, ‚Klage und Antwort', verbreitet wurden. Im Gargantua schildert Fischart die sog. Gemälpoesien, Folioblätter, auf denen Holzschnitt und Reimkunst sich zur Erhöhung des Genusses vereinigten.

Wie hier die Dichtkunst nur in Verbindung mit einer anderen Kunst Interesse erregt, so theilt sich bei der maccaronischen Dichtung die Theilnahme zwischen zwei Sprachen. Das Eigenthümliche dieser Poesie besteht nicht nur in der Mischung von lateinischen Wörtern mit der Landessprache, wie wir solches in alten Kirchenliedern durchgeführt sehen; das in dulci jubilo zum Beispiel darf nicht als maccaronisch bezeichnet werden. Es gehört wesentlich zu der Mischung, daß die Wörter der Landessprache sich den Flexionen der lateinischen Grammatik fügen. Der seltsame Eindruck, den Verse dieser Gattung immer machen, zeigt, daß dieselben nur für scherzhafte oder satirische Gedichte brauchbar sind. Die maccaronische Poesie ist ein Kind südländischen Witzes, ihr Stammland ist Italien; dort hat sie den Namen von der bekannten Leibspeise der gewöhnlichen Leute, den Maccaroni, erhalten, sei es, daß man so die

Verschiedenheit der angewandten Ingredienzen oder das Ländlich-Derbe bezeichnen wollte. Die Sprachmengerei des 15. Jahrhunderts, die nahe Verwandtschaft des Italienischen mit der lateinischen Gelehrtensprache standen bei dem Kindlein Gevatter. Teofilo Folengo, der als Dichter sich Martinus Cocajus nannte, eine Zeit lang in einem Benediktinerkloster lebte, aber dasselbe verlassend ein wahres maccaronisches Leben führte, bis ihn im Alter der Ernst des Lebens wieder in die Klostermauern zurückführte († 1544), verherrlichte in seinen ‚Phantasiae maccaronicae' in komischer Weise die Thaten und Fahrten des Baldus von Cipadus, ‚quo non Hectorior, quo non Orlandior alter', und lieferte in seiner ‚Moschaea' ein maccaronisches Heldengedicht, das als Ameisen- und Mückenkrieg in's Deutsche übertragen und bereits erwähnt ist. Folengo fand in Italien, Frankreich und Deutschland Nachahmer, von denen indeß keiner die Feinheit und den Witzreichthum des Vorgängers auch nur annähernd erreicht. In Deutschland finden sich einzelne maccaronische Verse zunächst bei Murner in dem evangelischen Ketzerkalender, sodann in den bereits erwähnten Schwanksammlungen und bei Fischart. Hans Sachs hat dieselben als komische Beschwörungsformeln in einigen Fastnachtspielen. Eine zänkische Frau, die aber die Schuld des Unfriedens dem armen Manne zuschiebt, erhält von einem alten Weibe folgende Zauberformel der Göttin Alraun: ‚Trutz eigensinn und klaffibus — Widerpellen und muffibus — venit prügel in faustibus — sub capite et lendibus.' In einem andern Spiele ‚von dem munketen (eigensinnigen) Weib' erscheint eine ähnliche Beschwörungsformel verstärkt mit einem Kirschenholzprügel, um ein maulendes Weib zum Sprechen zu bringen. Dem niederdeutschen Dialect gehört das berühmteste Gedicht dieser Gattung, die Flohjade, an: ‚Floia, cortum versicale de flois, swartibus illis deiriculis, quae omnes fere minschos . . . behuppere, steckere et bitere solent, auctore Gripholdo knickackio ex Floilandia'[1]. Das Gedicht erfuhr auch eine Umsetzung in maccaronisches Hochdeutsch. Im Jahre 1600 erschien ein ‚Cortum carmen de Rohtrockis atque Blaurockis, hic in Brunsvicensium finibus liggentibus, qui omnes fere menschos wand-

[1] Die Floia erschien zu Hamburg 1593. Der Anfang lautet:

‚Angla floosque cano, qui wassunt pulvere swarto
Ex watroque simul fleitenti ex blaside dicko,
Quadrupedes deiri, qui possunt huppere longe
Non aliter quam si flüglos natura dedisset.
Illis sunt equidem, sunt inquam corpora cleina,
Sed mille erregunt menschis martrasque plagasque.'

Das Gedicht ist neu herausg. von Aeander (Immermann), Münster 1822, sodann bei Genthe S. 333. Schade gab die verhochdeutschte Version.

rentes beplundrunt, berofunt etc. auctore Henninio Schelemio.' Von da ab scheint sich hauptsächlich nur die Jovialität der Studenten an maccaronischen Versen versucht zu haben. So existirt aus dem Jahre 1627 eine ‚Delineatio summorum capitum lustitudinis studenticae', aus dem Jahre 1689 ein ‚certamen studiosorum cum vigilibus nocturnis', in denen übrigens die Gesetze dieser eigenthümlichen Dichtung vielfach vernachlässigt sind, und endlich noch zwei Hochzeitsgedichte — Rhapsodien zur Brautsuppe nennen sie sich, — verfaßt von einem ‚alumnus scholae Petri Dresdensis' d. h. von einem Nachahmer des beim Kirchenlied erwähnten Peter von Dresden[1].

Ein noch kräftigeres Mischgericht ist das Rothwelsch, die Sprache der Landstreicher, Gauner und Räuber; — roth bezeichnet in dieser Sprache Bettler und welsch fremd, ausländisch. Das Rothwelsch ist ein merkwürdiges Gemisch aus hebräischen, romanischen und selbstgebildeten deutschen Wörtern. Die erstgenannten Bestandtheile werden Juden und Zigeuner beigesteuert haben, welche letzteren im 15. Jahrhundert stoßweise das Abendland durchzogen. Auch die Bettler haben in Deutschland ihr goldenes Zeitalter gehabt; es reichte durch das 16. Jahrhundert bis zum Ende des 30jährigen Kriegs. Da wurde die Bettelei weniger aus Bedürfniß als aus Lust betrieben. Und ein Blick der Göttin Poesie fiel auch auf diese Landstreicher, welche die Maske des Elends nur vorhielten, um ihre Zwecke unbehelligt zu verfolgen. Die Bettelei bekam ihre bestimmte Einrichtung, ihre zunftartige Eintheilung, man sprach von einem Bettelorden. Und nun erst das wilde Räuberleben, das mit den üblichen Sitten und Gebräuchen sich in Widerspruch setzt, kein Vaterland mehr kennen will, das allen Gefahren ausgesetzt ist, mit dem Wald als Nachtquartier und dem Mond als Sonne, das mit dem Tode auf Du und Du sich stellt, es hat bei aller Wildheit doch seine poetischen Sonnenblicke. Wissen wir ja, daß Räuber oft gute Dichter und Sänger waren; spanische Gaunerlieder sind schon mannigfach aufgezeichnet. Die Gaunersprache ist, soweit sie selbstgebildete Wörter besitzt, schon in diesen nicht ohne poetische Anklänge. Bereits in Brants Narrenschiff erhalten wir Proben von Rothwelsch; das zu Anfang des 16. Jahrhunderts gedruckte Werkchen ‚liber vagatorum, der Bettler orden' gibt nach Verhören und Protokollen genauen Bericht über Sprache und Eintheilung der Bettler und Gauner, dazu dann noch ein rothwelsches Vokabularium. In den Gesichten des Philander von Sittewald findet sich ein Lied mit untermischtem Rothwelsch aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Als Probe der Sprache, über welche Hoffmann

[1] Genthe, Geschichte der maccaronischen Poesie. 1829 (nicht ohne manche Versehen). — O. Schade, zur maccaronischen Poesie im Weim. Jahrb. Bd. 2 und 4.

von Fallersleben im Weimarer Jahrbuch (I, 328 ff.) die beste Auskunft gibt, stehe hier ein neueres Gedichtchen.

Funkert[1] her! hier laßt uns hocken,
Hol der Ganhart[2] das Geschwenz![3]
Auf dem Terich[4] ist's ja trocken,
Wie am Glatthart[5] in der Schrenz[6].

Und kein Laubfrosch soll uns merken,
Wenn den Mackum[7] wir beziehn.
Kann der Billret[8] uns erferken?[9]
Und der Terich sein ein Quien?[10]

Wie der Fluckart[11] freut sich grandig[12]
Auch der Gleicher[13] allerwärts:
Jeder Strombart[14] ist sein Kandig[15]
Und sein Windfang[16] ist die Schwärz[17].

Jeder dippe[18] jetzt das Seine!
Betzam[19], Lechem[20] brißt[21] herbei,
Regenwürmer[22] groß und kleine,
Jo die ganze Fünkelei![23]

Keris[24] her! jetzt laßt uns schwadern[25]
Um den Funkert in der Schwärz!
Keris ströme durch die Adern
Und voll Keris sei das Herz!

Keris her! und laßt sie schlafen,
Schreiling[26], Mussen[27], Sonz[28] u. Hauz![29]
Keris her! wir wollen bafen[30],
Weckt uns doch kein Holderkauz[31].

1 Feuer, 2 Teufel, 3 Umherschweifen, 4 Erdboden, 5 Tisch, 6 Stube, 7 Platz, 8 Baum, 9 verrathen, 10 Hund, 11 Vogel, 12 sehr, 13 Kamerad, 14 Wald, 15 Haus, 16 Mantel, 17 Nacht, 18 gebe, 19 Eier, 20 Brod, 21 zutragen, 22 Wurst, 23 Küche, 24 Wein (Xeres), 25 saufen, 26 Kind, 27 Weib, 28 Edelmann, 29 Bauer, 30 zechen, 31 Hahn.

Fünftes Buch.

Von Opitz bis Klopstock. Dichtung der Gelehrten.

Man nennt mich, schönes Liebchen,
Die Stubenpoesie:
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos;
Meine alte blinde Katze
Die spinnt auf meinem Schooß.

Lange lange Lehrgedichte
Die spinn ich recht mit Fleiß;
Flächsene Heldengedichte
Die haspl' ich schnellerweis'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Meine Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung.

Uhland.

Erste Abtheilung. Von Opitz bis Gottsched.

I. Charakteristik der vorliegenden Epoche. Die Sprachgesellschaften.

Ein 30jähriger verwüstender Krieg zog über Deutschland daher. So wenig auch zunächst mit demselben die Religion zu schaffen hatte, katholische und protestantische Sympathien ließen sich nun einmal nicht ganz davon trennen, seit die Religions-Entzweiung eingezogen war und sich befestigt hatte. Und mochte es noch so klar sein, daß zunächst dynastische Motive, sodann Eroberungssucht außerdeutscher Fürsten die Kriegsflamme in Athem erhielten, daß die kämpfenden Heere selbst nach nichts weniger als nach Religions-Anschauungen sich schieden, die Prädikanten, der Schwedenkönig, die protestantischen Freibeuter suchten fortwährend die Fahne des Aufruhrs und der Herrschsucht als das Banner der gefährdeten Religion hinzustellen. Dauern ja noch heute diese gefälschten Anschauungen fort. Der Krieg fand sein Ende in der Erschöpfung Deutschlands; die fremden Helfer zogen ihren gehofften Lohn ein in schweren Contributionen und deutschen Provinzen; die kirchliche Trennung fand ihre Bestätigung als ein für die Zukunft verbrieftes Recht. Soviel war allerdings gewonnen, daß fortan nicht mehr Willkür und Gewalt, sondern bestimmte Rechtsnormen die Confessionsverhältnisse regeln sollten. Auch das mochte nicht ohne Nutzen sein, daß Protestanten und Katholiken sich einmal recht in's Auge geschaut hatten und mit der

Ablegung einzelner Vorurtheile wenigstens begannen. Der große, unwiederbringliche Verlust aber begann erst nach und nach hervorzutreten.

Und dieser lag weniger in der grauenhaften Verwüstung durch den Krieg, der nur wenige Landstriche und auch nur zum Theil entgingen, weniger in dem Stocken von Handel und Gewerben, die trostlos darnieder lagen. Die Gräuel des Krieges hatten Rohheit und Sittenlosigkeit in alle Stände hineingetragen und das Volksleben auf lange Zeit vergiftet. Das deutsche Volk verlor durch die ihm fremden Kriege, die von fremden Heerschaaren ausgekämpft wurden, durch den Friedensschluß, den fremde Mächte dictirten, sein Nationalbewußtsein, an dem die kirchliche Spaltung bereits gerüttelt hatte. Der lockere Zusammenhang im römischen Reiche deutscher Nation wurde durch den westfälischen Frieden noch mehr gelöst, die Reichsfürsten erhielten aus der Hand der Reichsfeinde zum Ruin des Reiches die Souveränetät. Was die Reformatoren denselben an kirchlichem Einfluß überwiesen hatten, blieb ihnen ungeschmälert; aber das Erlangte genügte noch nicht, mit rastloser Ausdauer wurde nach französischem Muster auch im staatlichen Leben die unumschränkte Fürstengewalt ausgebildet und der Rest ständischer Rechte zu Grabe getragen. Daher denn von unten, und jetzt auch in der Dichtkunst, die armseligste charakterlose Lohndienerei. Auf den Universitäten herrschte die steife Pedanterie neben engherzigem Formalismus und rohem Studententreiben. Der Gelehrtenstand hatte sich vom Volke abgewandt; ohne Sinn für die alten Formen und Stoffe der Poesie, ohne Verständniß für die noch nicht ganz verklungene Volkspoesie, ohne Kraft um Neues zu schaffen, holten die gelehrten Dichter Muster, Stoff und Form aus der Fremde, weniger aus dem klassischen Alterthum, sondern aus dem benachbarten Frankreich, das geistige Regsamkeit zu entfalten begann, aus Italien, dem Land der Lieder und Gesänge, aus den Niederlanden, die englische Comödianten geliefert hatten und einen Vondel und Cats hervorbrachten.

Und was war aus der deutschen Sprache geworden? Einst hatte Luther die Hof- und Kanzleisprache zur Büchersprache erheben können; jetzt gewann, während an den Höfen die französische Sprache herrschend wurde, eben die Kanzleisprache jene abschreckende Mischlingsgestalt, die schon damals von Wohlgesinnten umsonst beklagt wurde und unwillkürlich an die maccaronische Poesie erinnert. Von den Höfen und Kanzleien aus verbreitete sich das Verderben zu den Zeitungsschreibern, so daß der ehrliche Schill sich in der ‚deutschen Sprach Ehrenkrantz' schmerzlich wundert, wie doch die für Deutsche geschriebenen Zeitungen nur denen verständlich seien, die Französisch, Italienisch und Spanisch kännten. Joh. Fabricius klagt, ‚wie daß man die teutsche Sprache für dergestalt arm und baufällig halte, daß man auch nicht ein kleines Brieflein

fortschicke, es sei denn mit französischen und italienischen Pletzen geflickt und durchspickt.' Reisen in's Ausland beförderten den Ruin der deutschen Sprache. Der Gereiste schämte sich als ein Deutscher zu gelten, mit den fremden Sitten brachte er eine gründliche Mißachtung der vaterländischen Sprache und Sitten heim [1].

Um indeß nicht bei nutzlosen Klagen müßig stehen zu bleiben, gründeten wohlmeinende Männer *Sprachgesellschaften*, nach der Idee der italienischen Akademien, zur Reinerhaltung oder vielmehr Wiederreinigung der deutschen Sprache. Was sie bezweckten, haben diese

---

[1] Ein Hamburger Strafgedicht schildert in kräftigen Zügen diese verdorbenen Manieren. Da wir später auf dieses Gedicht nicht mehr zurückkommen können, so mögen hier einige der treffendsten Strophen stehen:

Wy kriegt nu luter Mussiörs vör use Junggesellen,
Un use leve Junferntüg werd luter Mammosellen,
Dat makt dat Lopen dör de Welt, dat Reisen mannigfalt,
Davan kummt, dat des Vaders Brook dem Söhn nich mehr gefallt.

Denn wenn Don Jan ut Spanjen kummt, so hett he hoge Reden,
So kennt he use Katt nich mehr, so geit he dessig treden,
He strickt den Bart verwegner Wyß, kriegt syne Dohs hervör,
Nemmt eene Nees vull Schnupftobak, un gifft se dann ümher.

Hadalgos, segt he, na Madrid, will gy gelücklik wehren,
Los Espagnollos sünt vörwahr dat beste Volk up Eerden.
Kummt denn en ander drullig Quant ut Frankryk hergeraast,
So is he in der Liberté und Franszer Mod verbaast.

Man hört em alle Oogenblick Chansons un Arien singen,
Syn Gang is eene Menuet, vull Harlequins syn Springen,
Jerni, segt he, que vive donc la France de bon cœur!
Denn, foutre! wat ut Frankryk kummt, dat hett de rechte Gör.

De Dames en Paris de sünt en anges adjusteret,
Un eere Cavaleers de gaht heel vropper habilleret.
Dat Leed dat singt he alle Daag, un mackt den Lüden wyß,
Darvan wehrt de Gesellen un de Jungfern wunderwyß.

Da dricht man nu keen Kappen mehr, neen't wehren all Cornetten,
Keen Hembd, keen Vörmau gelt nich mehr ahn Points un ahn Manschetten.
Et is teen Minsch, de mehr en Wamms un mehr en Rock antüht,
Dewyl man luter Cammisols un Chamberluquen süht.

Wat schal ick von der dullen Dracht, von den Fontangen seggen,
De nu de Junfern altomal ahn Underscheed anleggen?
Man legt dat Haer op isern Dract met sünderlikem Flit,
Man neit dat Band up Isern up — o rechte isern Tid!

Gesellschaften allerdings nicht erreicht; ihr Streben blieb ein rein äußerliches, daher auch von Pedanterie, Einseitigkeit und Uebertreibung nicht frei, auch war die Theilnahme der besseren Schriftsteller an diesen Sprachgesellschaften nur gering. Doch weil sie in guter Absicht den ersten Anstoß gaben, so dürfen wir hier derselben wohl etwas ausführlicher gedenken.

Der älteste Verein und das Muster der späteren Sprachgesellschaften ist die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden. Am 24. August 1617 entstand dieser Orden auf Schloß Hornstein, angeregt durch den Weimar'schen Hofmarschall Kaspar von Teutleben. Thüringische und benachbarte Fürsten bildeten den Grundstock, viele adelige Herren schlossen sich an, literarisch bedeutsame Männer wurden erst später aufgenommen, mehr dem Verein als sich selbst zur Ehre; die Anzahl der Mitglieder stieg bis zu 800. Das Symbol des Vereins: der indische Palmbaum, seine Devise: ‚Alles zu Nutzen' bezeichnen die Tendenz desselben, die noch genauer formulirt lautet: ‚Die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter auf's Möglichste und Thunlichste zu erhalten.' Davon sind denn sofort die Namen der Mitglieder, wie sie gewählt und getragen wurden, gültige Zeugen. Kaspar von Teutleben, das erste Oberhaupt, hieß ‚der Mehlreiche', Fürst Ludwig von Anhalt, der darnach Oberhaupt wurde, ‚der Nährende', Herzog Johann Ernst von Weimar ‚der Käumling', Herzog Friedrich von Weimar ‚der Hoffende', Wilhelm von Weimar ‚der Schmackhafte', Ludwig der Jüngere von Anhalt ‚der Saftige', Christoph von Krosigk ‚der Wohlbekommende'. Während die edlen Mitglieder meist auf dem alten Weg blieben, ja sogar in Sachen des Ordens die Mischsprache oder gar das Französische benutzten, bemühten sich einzelne Genossen, für die eingedrungenen Fremdwörter gute deutsche zu finden und die Orthographie auf Regeln zu gründen. So wurden vom Orden die immerhin verdienstlichen Arbeiten Schottels unterstützt, und mancher der später zu erwähnenden Dichter fand im Orden einen hohen Beschützer und dadurch Verbreitung seiner Erzeugnisse. Von den edlen Herren aber beschäftigten sich nur wenige mit der Dichtkunst, da ‚die deutsche Poeterei gar zu sehr in durchgehende Verachtung gefallen sei'. Als man im Jahre 1680 die Neuwahl eines Oberhauptes versäumte, zerfiel die fruchtbringende Gesellschaft in sich selbst[1].

Eine Nachbildung derselben entstand im Jahre 1633 hauptsächlich durch die Bemühungen Mathias Schneuber's zu Straßburg unter dem Namen die aufrichtige Tannengesellschaft. Willkürliche

[1] Der teutsche Palmbaum. Nürnbg. 1647. — G. Neumarck, der neu sprossende teutsche Palmbaum. Nürnbg. 1668. Barthold, die fruchtbr. Gesellsch. Berl. 1848.

Orthographie, geschmacklose Wortbildungen brachten den Orden bald um Ansehen und Einfluß.

Dagegen erhob sich im Norden mit großer Prätension die teutsch gesinnte Genossenschaft, eine Stiftung des Philipp von Zesen (1643), mit ihrem Mittelpunkte in Hamburg. Bei dem großen Zudrang und der dazumal unerläßlichen Spielerei mit Symbolen und Bändern theilte Zesen im Jahre 1644 die ganze Genossenschaft in vier Zünfte, die Rosen-, Lilien-, Nelken- und Rautenzunft; der Gründer erhielt den Zunftnamen: ‚der Färtige'. Er drückte dem ganzen Orden das Siegel seiner Eigenthümlichkeiten auf. In der Sprachreinigung ging er über die rechte Grenze hinaus; und mag es auch zweifelhaft sein, ob er für Musquete das Wort Schieß-Prügel, für Pistol Sattelpuffer durchsetzen wollte, so bleibt es doch sicher, daß man in der Genossenschaft die Venus ‚Lustinne', die Flora ‚Bluhminne' nannte und selbst damit umging, Wörter wie Nase, Fenster wegen ihres Gleichklangs mit dem Lateinischen abzuschaffen. Solche Sonderbarkeiten weckten die übertreibende Polemik, und spöttisch wurde die Hamburger Genossenschaft als ‚Geschossenschaft' bezeichnet, erhielt sich jedoch bis in's folgende Jahrhundert.

Nürnberg, die Heimat des poetischen Spielzeug- und Kurzwaarenhandels, durfte begreiflicher Weise nicht zurückbleiben, und hier wurde sofort die Sache practischer, wenn auch theilweise lächerlicher. Georg Philipp Harsdörffer und Joh. Klaj gründeten 1644 die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz oder den gekrönten Hirten- und Blumenorden; Sinnbild: die Pansflöte, Sinnspruch: ‚Mit Nutzen erfreulich', später: ‚Alle zu Einem Thon einstimmig'. Die Mitglieder erhielten Hirtennamen, Harsdörffer ‚Strephon', Sigmund von Birken ‚Floridan', Omeis ‚Damon', Heerdegen, der Chronist des Ordens, ‚Amarantes'. Ein ‚Irrhain' ward angelegt, in welchem jeder der Schäfer sich eine Hütte durfte bauen lassen; Schäferinnen stellten sich alsbald ein. Der Blumenorden suchte außer der Reinerhaltung der deutschen Sprache auch die Dichtkunst practisch zu fördern, und so sollte jedes Mitglied ‚mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reim-Gedichten und klugen Erfindungen emsig bedient und bemüht sein'. Der Orden soll noch jetzt als ein gemüthlicher Verein fortbestehen.

Als der Palmenorden bereits im Sinken begriffen war, rief die Eitelkeit des Johannes Rist in Holstein den Elbschwanen-Orden in's Leben (1656), der in Spielereien den übrigen Gesellschaften nicht nachstand, den Spöttereien der Zeitgenossen durch Orthographie und Gedicht Anlaß genug bot und mit dem Tode des Urhebers zerfiel.

Solche Vereine, so wenig sie sonst ihren Zweck erreichten, brachten aber bald eine ganz außerordentliche Anzahl von Gedichten aller Art zu Wege. Es erwuchs jetzt eine recht eigentliche Bücherdichtung. Ganz

unbefangen versichern uns die Verfasser von erotischen Gedichten, hier werde anders geredet, als es zu verstehen sei, die wonniglichen Liebesnamen seien eben nur Namen, der Poet setze sich oft zur Uebung in der Sprache etwas vor, das doch seines Herzens Meinung nicht sei. Eine solche eingestandene Unwahrheit in der Liebesdichtung läßt nun (ob zur Ehre oder Schande der Zeit?) einen Rückschluß zu auf die überschwänglichen Ruhmesgedichte, die den Hoch- und Wohledlen überreicht wurden, leider aber auch wohl auf die Gedichte, die Vaterlandsliebe, Religion und Andacht zum Gegenstande haben. Wie man damals die Großen belobte, davon mag Riemer ein Beispiel sein, wenn er von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg sagt: ‚Sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich gewesen und nur der Anfang zu seinem Preis, daß seines Gleichen nie gehört worden. Die Thaten Cäsar's sind Kinderspiele gegen seine Kriege, der große Scipio ist nur eine Nebensonne gegen diesen Quell des Kriegslichts. Hannibal's Heldenübungen gegen die Expeditionen unseres Großfürsten sind wie eine Komödie gegen den Verlauf einer wahrhaften Geschichte. Alle Helden der Griechen und Römer hätten unter ihm, zu Felde und bei Belagerungen, kaum Unteroffiziere bedeuten können.' Wie stolz-genügsam die Autoren selbst waren, zeigt die Strophe des sonst so gemüthlichen Simon Dach: ‚Phöbus ist bey mir daheime; Diese Kunst der deutschen Reime Lernet Preußen erst von mir; Meine sind die ersten Saiten: Zwar man sang vor meinen Zeiten, Aber ohn' Geschick und Zier.' Leidliche Behandlung der Sprache und des Reimes konnte als der Gipfelpunkt der Poesie gelten [1].

Zu der Zeit also, da für das siegreiche Frankreich ein goldenes Alter der Dichtkunst anbrach, fehlte es in dem besiegten Deutschland vollständig an eigentlichen Dichtergrößen. Dafür trat ein wohlmeinender, aber doch nur mittelmäßig ausgestatteter Geist an die Spitze der deutschen Bewegung. Opitz zeigte zwar durch die Herausgabe des Annoliedes, daß ihm der Geschmack für Poesie auch im alten deutschen Gewande nicht

---

[1] Ein gewisser Jacob Vogel aus Stößen an der Saale, seines Zeichens ein Bader, aber kaiserlich gekrönter Poet, dessen Existenz wir wohl das Wort ‚Salbaderei' verdanken, schreibt mit großer Dreistigkeit:

Deutschland hat zwar einen Lutherum,
Aber noch keinen Homerum,
Einen rechtschaffenen Propheten,
Aber doch keinen rechtschaffenen Poeten.
Doch nun thut Gott erwecken frey
Einen Vogel, der ohn' Scheu
Zum teutschen Poeten gekrönet ist
Von hohen Leuten dieser Frist.

abgehe. Aber die Kenntniß des einzelnen Gedichtes konnte ihm seinen ästhetischen und literarischen Standpunkt nicht fixiren, das geschah vielmehr durch die Beobachtung der gewissermaßen schon fertigen Nachbarn in Frankreich und den Niederlanden und durch eigenen practischen, nicht zu hoch fliegenden Sinn. Sein Werk: Von der teutschen Poeterey, im Jahre 1624 niedergeschrieben, ist der Canon für die vorliegende Epoche geworden, daher hier etwas ausführlicher darzulegen. Ohne Scheu wird gleich zu Anfang erinnert, wie es eine verlorene Arbeit sei, wolle sich Jemand an die teutsche Poeterei machen, der nicht in griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sei und von ihnen den rechten Griff erlernet habe. Darnach erst mag ihm die Erfindung glücken, die da ist eine sinnreiche Fassung aller Sachen, so man sich einbilden kann, himmlischer und irdischer, belebter und unbelebter. An der Erfindung aber hängt die Abtheilung, bestehend in einer artigen Ordnung der erfundenen Sachen, die sich nach der Art der Gedichte richtet. Da ist die heroische Dichtung, redet von hohem Wesen, untermischt allerlei Fabeln, Historien, Kriegskünste, Schlachten, Rathschläge, Sturm und Wetter und was noch sonst zur Erweckung und Verwunderung in den Gemüthern von Nöthen ist. Ihr steht die Tragödie billig zur Seite, handelt von königlichem Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Brand, Blutschande und dergleichen. Die Komödie hat ein schlichtes Wesen; Hochzeit, Gastgebot, Spiel, Betrug, Leichtfertigkeit der Jugend, Geiz des Alters bilden ihr Thema, so wie auch sonstige Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten verlaufen. Eine Satyra will Lehre geben von guten Sitten und ehrbarem Wandel; höfliche Reden und Scherzworte, harte Verweisung des Lasters und Anmahnung zur Tugend fallen ihr zu. Das Epigramm ist eine kurze Satyre mit Spitzfindigkeit begabt. Eklogen haben mit Schafen, Geißen, Sä- und Fischwerk zu thun und bringen Alles auf ihre bäuerische und einfältige Art vor. Die Elegien hatten vorlängst nur traurige Sachen, nunmehr aber auch Liebeshändel und -Klagen, Wünsche nach dem Tod, Briefe, Erzählungen des eigenen Lebens in ihrem Bereich. In dem Echo oder Widerruf haben wir gute Muster bei Dousa, Joh. Secundus und den Franzosen. Hymnen gebühren unserm Gott. Sylvae oder poetische Wälder enthalten solche Carmina, die aus geschwinder Anregung und Hitze, ohne Arbeit von der Hand weg gemacht werden, und zwar stammt der Name daher, daß, wie in einem Walde allerlei Holz, so hier allerlei geistliche und weltliche Gedichte, Hochzeits- und Geburtslieder, Lieder für Krankheit und Genesung, für Reise und Rückkehr zum Vorschein kommen. Lyrica, Gedichte, die man besonders zur Musik gebrauchen mag, verlangen ein freies lustiges Gemüth und wollen mit schönen Sprüchen und Sentenzen häufig gezieret sein; sie beschreiben Buhlerei, Tanz, Gärten, Weinberge, Lob der

Mäßigkeit, Richtigkeit des Todes und ermahnen besonders zur Fröhlichkeit. Alle diese Erfindungen haben nun als Einkleidung: Eleganz oder Zierlichkeit, richtige Composition und Dignität nöthig. Die Eleganz will, daß die Worte deutlich und rein so wie auch gut hochdeutsch seien unter Vermeidung fremder Sprachen. Die Zusammensetzung hat es mit der Aneinanderfügung der Buchstaben, Silben und Wörter zu thun. Die Dignität besteht in Tropen und Schematen; sehr wichtig sind die Epitheta oder schmückenden Beiwörter, die man bei dem bisherigen großen Mangel im Deutschen von den Griechen und Lateinern absehen möge. Der großen Ungebundenheit in Vers und Reim, wie das 16. Jahrhundert sie bietet, sucht Opitz durch bestimmte Regeln ein Ende zu machen. Zunächst werden die Reime geschult, sodann die Verse in trochäische und jambische eingetheilt; zwar nicht, daß man wie bei Griechen und Römern eine gewisse Größe der Silben in Acht nehme, sondern daß aus dem Accente und dem Ton erkannt werde, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt werden soll. Von allen Versen ist der Alexandriner vorzüglich zu empfehlen, als welcher dem heroischen Vers der Alten am meisten entspricht.

Das sind die Kunstgesetze der neuen Schule, die bald als unwiderleglich und vollkommen galten und derentwegen Opitz der Vater der neueren deutschen Poesie genannt wurde. Welcher Abstand von der mittelhochdeutschen Dichtung, in der ohne Kenntniß der Sylvae, lyrica, der Epitheta und Tropen ein gesunder, richtiger Tact die Wege zeigte! Auf dieselben rhythmischen Gesetze kam, ohne Opitz zu kennen, der Verfasser der Trutz-Nachtigall, Friedr. von Spee. Die vorgeführten Lehren des Gründers der ersten schlesischen Dichterschule können zugleich als Ueberblick über die ganze dichterische Thätigkeit dieser Schule gelten. Der Culturhistoriker Riehl bemerkt irgendwo, daß nach der Darstellung der altdeutschen Gemälde einst Physiognomie und Gesicht der guten Deutschen eine auffallende Uebereinstimmung, wenn man will Eintönigkeit, dargeboten haben müssen. Hier bieten nun mit leisen Nüancen die poetischen Productionen des Zeitraums eine ebenso große Familienähnlichkeit. Die Pegnitz-Schäfer verbrauchen zu ihren Spielereien etwas mehr an Blumen und Phrasen; die fürstlichen Hof- und Gelegenheitsdichter haben an Uebertreibungen und Lobhudeleien etwas mehr nöthig, können auch, um die Lachlust der hohen Gönner und festlichen Gäste zu erregen, die Grenzen des Anstands etwas hinausschieben; die teutsch gesinnten Genossen thun im Purismus etwas mehr; ein halbwegs formfertiger Versmacher findet auch, daß neben Opitzens Trochäen und Jamben noch Daktylen sich bilden lassen. Nur einzelne individuelle Dichter-Naturen treten aus der Allgemeinheit heraus; so stehen an den Marken unserer Epoche, zu Anfang und zu Ende, selbständig Flemming und Günther.

Das katholische Deutschland blieb von diesen guten und schlimmen Bestrebungen zum Theil unberührt. Mit Stolz nennt es Jakob Balde, der freilich hauptsächlich nur in lateinischer Sprache dichtete, und Friedrich von Spee die Seinen. Außerdem aber gehört ihm Angelus Silesius durch seine Conversion an; er hatte freilich die schlesische Schule nicht ohne Gewinn durchgemacht; und endlich steht auf katholischer Seite der bewunderte Verfasser des Simplicissimus, bei dem allerdings die religiösen Gegensätze eben im ‚Religionskriege' vollständig abgerieben sind.

Mit der fortschreitenden politischen Zerrüttung Deutschlands ging Hand in Hand der Verfall der Dichtkunst, und es konnte endlich die zweite schlesische Dichterschule zur Geltung kommen, die als Ziel der Poesie statt des Nutzens die Ergötzung setzt, darum der Phantasie freieren Spielraum gewährt, die Tropen erweitert und zu dem tönenden Bombast noch die Ueppigkeit hinzufügt.

Der ganzen Zeitströmung stellt sich wie ein Mann von der alten Welt der Satiriker Lauremberg entgegen; in kerngesundem Sinn faßt er die Mängel richtig auf und bezeichnet sie in seinem schwarzbrodmäßigen Plattdeutsch mit den unbequemsten Namen.

Eine erfreuliche Erscheinung ist es, daß nach und nach für die Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände statt der unvermeidlichen lateinischen die deutsche Sprache eingeführt wurde. Während die philosophischen Köpfe in Frankreich und England meist auch als ausgezeichnete Stylisten ihre Muttersprache zu fördern suchten, hat der größte Philosoph seiner Zeit, ein wahres Universalgenie, Gottfried Wilhelm Leibnitz (1646—1716), für den größten Theil seiner zahlreichen, über die Gebiete der Philosophie, der Religion, Geschichte und Staatswissenschaft sich verbreitenden Werke die lateinische oder französische Sprache gebraucht. Man möchte dieß um so mehr bedauern, wenn man sieht, wie beinahe die ganze Bildung des 18. Jahrhunderts auf diesem gewaltigen Genius ruht, wenn man daneben die Tiefe des Denkens und den gereiften Geschmack so wie die Klarheit der Darstellung betrachtet, in welchen allen kein Zeitgenosse an Leibnitz reicht, wenn man endlich in den wenigen deutschen Schriften des Philosophen (von seinen Briefen ist hier allerdings abzusehen) das lebendigste Gefühl für Reinheit, Kraft und Fülle der Sprache, begleitet von dem sichersten Takte, hervortreten sieht. Die ‚unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausführung und Verbesserung der teutschen Sprache' (1697) lenken mit sicherem Gefühl den Blick von dem verschnörkelten Deutsch der vornehmen und gelehrten Welt auf die Volkssprache. An Geist und Charakter ihm nachstehend, überall ein heftiger Vorkämpfer hier gegen Hexenprozesse und Aberglauben, dort gegen steife Orthodoxie, hier gegen politischen Despotismus, dort gegen ‚die Gelahrtheit als ein geschlossen Handwerk', wagte Christian Thomasius (Thomas)

(1655—1728) in Leipzig es zuerst, Vorlesungen in deutscher Sprache anzukündigen und zu halten. Ungeheures Aufsehen erregte es, als das schwarze Brett zuerst ‚durch deutsche Sprache entweiht' wurde. Thomasius aber ermahnte mit großem Ernst, wenn man doch einmal die Franzosen nachahmen müsse, sie nicht in Sprache, Kleidung und Sitten, sondern in der geschmackvollen Behandlung der Muttersprache nachzuahmen. Und als Vorbild bei solchem Streben gab er zuerst eine gelehrte Zeitschrift, die ‚Monatsgespräche', in deutscher Sprache heraus. In ähnlicher Fürsorge für deutsche Sprache besteht das Hauptverdienst des Hallischen Philosophen Christian von Wolff (1679—1745), der als echter Mathematiker die christlichen Lehren in die Schule des trockenen Verstandes führte und nach den Schablonen selbstgebildeter Begriffe zuschnitt. Aber er konnte nicht zweien Herren dienen, und sein consequenter Rationalismus und Deismus zog ihm heftige Verfolgungen Seitens des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. zu.

Thomasius hatte in Halle mit den Pietisten als den gemeinsamen Gegnern einer despotischen Orthodoxie Freundschaft gehalten. Philipp Jakob Spener (1635—1705), der Stifter der Pietisten-Gemeinden, darf hier wohl um deßhalb Erwähnung finden, weil er der protestantischen Predigt einen tieferen Gehalt, Innigkeit und Einfachheit wiederzugeben versuchte. Von den Vorgängern Spener's hat Christian Scriver (1629—1693) durch seine christlichen Parabeln sich einen weiten und lang dauernden Ruf erworben.

II. Opitz und die erste schlesische Dichterschule.

Der so lange den Ehrennamen eines Vaters der neueren deutschen Dichtkunst geführt hat, Martin Opitz, war am 23. December 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren und auf der Magdalenen-Schule in Breslau gebildet. In Beuthen schrieb er lateinisch seinen Aristarchus gegen die Vernachlässigung der deutschen Sprache und für den Gebrauch des Alexandriners. Als Lehrer kam er nach Heidelberg und auf Bethlen Gabor's Ruf nach Siebenbürgen, sodann als Flüchtling in die Niederlande, überall junge Talente an sich ziehend und die Gunst der Großen durch Lob- und Trauergedichte sich sichernd. Seine spätere Stellung im Dienste des Grafen von Dohna, der als heftiger Gegner der schlesischen Protestanten auftrat, ist ihm bis in die neueste Zeit übel vermerkt worden. Auch Frankreich, das Land seiner poetischen Muster, zu sehen war ihm 1630 beschieden. Am 17. August 1639 reichte er einem pestkranken Bettler ein Almosen, am 20. raffte ihn die Seuche dahin. Ohne seinen Charakter anzugreifen oder zu vertheidigen, haben wir hier nur zu be-

merken, daß er ein correcter, denkender Geist war, nicht ohne Sinn für Wohlklang der Sprache und des Verses, doch von geringen dichterischen Gaben. Aber er hieß ein ganzes Jahrhundert hindurch ‚der schlesische Schwan', weil an wirklichen Dichtern Mangel war und die gelehrten Stände durch eine gewisse formelle Vollendung sich begeistern und befriedigen ließen. Flemming, reicher begabt und nicht ohne Selbstgefühl, rief doch Opitz die Worte nach:

So zeuch auch Du denn hin in Dein Elyserfeld,
Du Pindar, Du Homer, Du Naso unsrer Zeiten,
Und untermenge Dich mit diesen großen Leuten,
Die ganz in Deinen Geist sich hatten hier verstellt.

Zeuch jenen Helden nach, Du jenen gleicher Held,
Der itzt nichts gleiches hat. Du Herzog deutscher Saiten,
O Erbe durch Dich selbst der steten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt.

Hat das Buch von der teutschen Poeterey seine Verdienste um Sprache und Verslehre, während die eigentliche Poetik ganz oberflächlich ist: so zeigt sich dieselbe Geistesrichtung in des Verfassers eigenen Gedichten, in seiner äußerlichen Nachahmung der französischen und niederländischen Vorbilder, in dem Reichthum an Gelegenheitsgedichten, in der Vorliebe für didactische Ausführungen, — die Poesie soll vor Allem nützen. Opitz führt das Gemachte in der Empfindung, das Gekünstelte in der Form bereits in die Dichtung ein. Beides behagte seinem gelehrten Leserkreis. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß seine Jugendgedichte, wenn auch in der Form weniger glatt, doch wegen ihrer Frische immerhin genießbarer und nicht ohne poetische Lichtblicke sind. Sie behandeln Liebe und Lebenslust, besonders auch Genügsamkeit des Lebens. ‚Wohl dem, der fern von hohen Dingen den Fuß stellt auf der Einfalt Bahn; wer seinen Muth zu hoch will schwingen, der stößt gar leichtlich oben an; ein jeder lobe seinen Sinn, ich liebe meine Schäferin'. Unter der Ueberschrift: ‚Auf Leid kommt Freud' singt er das allbekannte Thema: ‚Sei wohlgemuth, laß Trauern sein, auf Regen folget Sonnenschein; es gibet endlich doch das Glück nach Toben einen guten Blick.' Auch die Form des Sonetts hat er von seinen romanischen Vorbildern herüber genommen, indeß auch hier einerseits den unvermeidlichen Alexandriner hinein gezwängt, sodann aber nur selten die künstliche Form in der rechten Weise auszufüllen vermocht.

Was Opitz in seiner Poeterei theoretisch dargelegt, davon wollte er nach allen Seiten auch praktische Muster vorführen: geistliche Lieder, die Psalmen David's, die Klagelieder Jeremiä, das hohe Lied, süße Todesgedanken, poetische Wälder, Epigramme, ‚Trostgedichte in Widerwer-

tigkeit deß Kriegs', beschreibende Gedichte ('Vesuvius'), Dramen ('Judith'). Ob ein Epos möglich sei, bezweifelte er. Auch darin war er ein leuchtendes, beneidetes Vorbild, daß des Kaisers Ferdinand II. Majestät ihn 1625 höchst eigenhändig zum Poeten krönte. Dieses kaiserliche Regal wurde aber bald im weitesten Maßstabe von den Pfalzgrafen des Reichs, die wiederum nur gekrönte Poeten waren, ausgeübt. Zincgref, der durch seine Apophthegmata bekannte Freund und Verehrer Opitzens, sammelte dessen Gedichte und stellte sie an's Tageslicht aus drei Gründen: erstens, um den Ausländern zu zeigen, daß die Leitern zum Parnaß gar wohl noch vorhanden seien, sodann, um den Landsleuten den Werth der Muttersprache darzuthun, drittens, um den gewelschten Deutschen zu zeigen, wie undankbar sie gegen ihre Sprache und sich selbst handelten. Opitz habe das Eis gebrochen und den neu ankommenden Göttinnen die Furt mitten durch den ungestümen Strom menschlicher Urtheile vorgebahnt.

Der neue Strom Opitzischer Poesie floß zunächst sachte durch Schlesien. Bunzlau erzeugte neben dem schlesischen Schwan den Andreas Scultetus (auf gut Schlesisch: Schultz). Lessing fand und edirte im Jahre 1771 die Gedichte desselben; Nachträge folgten, zuletzt im dritten Band des Weimarischen Jahrbuchs[1]. Auf einen andern Schlesier hat Gervinus wieder aufmerksam gemacht; es ist Wenzel Scherffer von Scherffenstein aus Leobschütz. H. von Fallersleben fand ein Gedicht auf seinen Tod mit dem Titel: ‚Patriarchisches Hauptküssen, unterlegt Herrn Wenzeln Scherffern, wolverdienten Organisten in der Fürstlichen Schloß-Kirchen zu Brieg, an dem Tage seiner Beerdigung, war der zweite September a. 1674.' Scherffer hat sich bei der Nachahmung Opitzens einige Selbständigkeit in seinen Bildern bewahrt, die er aus dem gemeinen Leben zu nehmen pflegte. Als patriotischer, das österreichische Vaterland und insbesondere den Kaiser Ferdinand III. erhebender Dichter mag noch Daniel von Czepko, aus der Liegnitzer Gegend, erwähnt werden. Das ihm vielfach zugeschriebene Gedicht: ‚Auf, auf, mein Herz und du mein ganzer Sinn' glaubt indeß Gödeke mit Sicherheit für Opitz in Anspruch nehmen zu dürfen. Andreas Tscherning, ein Günstling

[1] Ein gewisser Herr Nicolaus Henelius hatte sich durch seine ‚Breslographia' um Breslau verdient gemacht. Scultetus widmete ihm ein ‚Namensgedächtniß', darin folgende Verse:

Das auspolierte Buch, in dem Ihr Breslau preist,
Mein Herr Henelius, Ihr großer Wundergeist,
Ihr Ausbund aller Kunst, hat, wie es zu ermessen,
Vor seinem Schlusse wohl nicht wenig Zeit gefressen.
Itzt wird Euch tausendfach die angewandte Zeit,
Wie viel ihr ist, belohnt mit lauter Ewigkeit.

Opitzens, brachte die neue Poesie nach Mecklenburg. Ohne sein Verdienst noch jetzt nicht ganz vergessen, versuchte er sich in den mannigfaltigsten Formen, sogar, der einzige seiner Zeit, auch in der Fabel. Ihm wird die Gelegenheitsdichterei bereits zur Hauptsache. Nach den Titeln seiner Gedichtsammlungen: ‚Deutscher Gedichte Frühling', ‚Vortrab des Sommers deutscher Gedichte' zu schließen, hat er wohl seine reifsten Dichtungen als ‚Sommer' seinen Landsleuten widmen wollen. Zuweilen wird er gar andächtig-fromm: ‚Denk an Gott zu aller Zeit, überlege seine Güte, Tag und Nacht dir im Gemüthe, die schon währt von Ewigkeit; er ist unser Fels in Noth. Denk an Gott!' Am leichtesten und freiesten bewegt sich in der Opitz'schen Monitur Zacharias Lund, ein Schleswiger, den Schicksal und Reiselust durch Deutschland hin- und herführte, bis er als königlich dänischer Hofsecretär und Vikarius des Stiftes Aarhuus Ruhe fand. Reiselust verwehete damals manchmal in etwa den Nebel der Pedanterie, der von Schlesien aus über Deutschland sich breitete. Lund kann einen gesunden Scherz, eine treffende Selbstironie, ein ungesuchtes zusagendes Bild, ein ungezwungenes ‚zierendes Beiwort' hervor bringen. Zum Lobe des Höckers weiß er im Preise des Runden sich besser zu ergehn, als in unseren Tagen Castelli, der in ähnlicher Weise ‚an einen mageren Freund' schreibt. Ein anderes Mal singt er sein ‚Vogelfrei' in leichtem Muth; er weiß nicht mehr von Sorgen noch von Zagen, so frei ‚als der Vogel, der dem Bogen und dem Pfeile ist entflogen und dem Vogler auf dem Herd, dankt er für alles sauer Sehen, dankt für alles höhnisch Schmähen, das die Freiheit ihm gewährt.' —

Dietrich von dem Werder (1584—1637), Hofmarschall in Kassel, im dreißigjährigen Kriege eine Zeit lang Anführer eines schwedischen Regiments, dann brandenburgischer Kriegsobrist, fand während des Kriegslärms Muße und Geschmack am Dichten. Er übersetzte Tasso's ‚erlösetes Jerusalem in deutsche heroische Poesie' und darnach Ariost's rasenden Roland; und während seine eigenen Gedichte wenig bedeuten, suchte er dort den Eigenheiten der gewiß sehr verschiedenen Originale getreu nachzukommen. Wagte er es nicht, die italienische Oktave nachzubilden, gab er die beiden Dichter in Alexandrinern wieder, so dürfen wir doch zu Werders Ruhme nicht vergessen, daß 150 Jahre später Heinse eine Uebersetzung in Stanzen noch nicht einmal versucht, sondern die Prosa vorgezogen hat.

Paul Flemming war im Jahre 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren, auf der Fürstenschule zu Meißen und der Universität Leipzig gebildet. Schon als Student der Medizin errang er durch angestaunte dichterische Schöpfungen die Würde eines kaiserlich gekrönten Poeten. Was Werders Thätigkeit anspornte, der Krieg, vertrieb Flem-

ming aus Deutschland. Mit der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein kam er nach Moskau und Persien. Aber bald nach der Rückkehr raffte ihn der Tod hinweg, als er eben den glücklichsten Verhältnissen entgegen zu gehen schien (1640). Flemming überragt an dichterischer Begabung die meisten seiner Zeitgenossen, jedenfalls aber das auch ihm vorschwebende Muster, Opitz. Ein offener Sinn für alle Erscheinungen des Lebens, ein unbefangenes Hingeben an die reichen Stoffe, die ein bewegtes äußeres und inneres Leben darbot, eine Leichtigkeit der Darstellung, die in jener trüben Zeit kaum noch gefunden wird, eine Elasticität des Geistes, die auch fremdartigen Verhältnissen sich anschmiegt, eine tiefe Liebe zum unglücklichen Vaterlande, die in der Ferne zur gefühlvollen Sehnsucht, in der Heimat zu lohendem Zornesmuth sich gestaltet, das sind die Dichtergaben des früh verstorbenen Erzgebirglers. Aber auch er blickte hoffnungsvoll zu Opitz auf und ordnete sich ihm unter; von ihm nahm er den Alexandriner auf, aber er schulte den langweiligen Vers, der sonst wie eine Pappelallee oder wie regelrecht geschnittene Taxushecken gleichmäßig sich hinzieht, indem er den Satzbau aus dem einen Verse in den andern hinübergreifen ließ. Seine Jugendgedichte zeigen Opitzens Einfluß am stärksten; darnach führte ein günstiges Geschick ihn aus den gelehrten Kreisen in das kraftvolle Naturleben des Orients. Und wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, er hätte wohl den Ruhm errungen, den die selbstverfaßte Grabschrift beansprucht: ‚Kein Landsmann sang wie ich.‘ Die zahlreichen Gedichte wurden von dem Vater seiner Braut gesammelt; aber der frühe Tod des Dichters und seine relative Originalität in dem Zeitalter der Nachahmung mochten Schuld sein, daß sie in kurzer Zeit ziemlich vergessen waren. In der Sammlung finden sich zahlreiche Gelegenheitsgedichte, auch Ueberschriften (Epigramme), die aus fremden Sprachen übertragen sind. Flemming's Jugendgedichte erinnern den Leser zuweilen an Schiller's Frühproducte, seine vaterländischen Gedichte an die geharnischten Sonette aus den Befreiungskriegen. Vor dem später zu besprechenden Günther, mit dem er die Tiefe der Empfindung gemein hat, zeichnet er sich durch Klarheit und Frieden des Geistes vortheilhaft aus. Nach des sechsten Psalmes Tönen sang er bei der Abreise gen Persien sein bekanntes Lied: ‚In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen, der alles kann und hat.‘ Auch in den Gelegenheitsgedichten zeigt er hie und da wahren Glanz der Poesie; aus seinen kräftigen Zeitgedichten ist das strafende Sonett hervorzuheben mit dem Schluß: ‚Wir Männer ohne Mann! Wir Starken auf den Schein! Ich sag's auch mir zum Hohne!‘ Wie Flemming in der eignen großen Seele den Trost für trübe Zeit fand, zeigt das schöne Sonett ‚An sich‘: ‚Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!‘

Flemming's treuer Begleiter und Schützer auf der asiatischen Reise war Adam Olearius (eigentlich Oelenschläger) aus Aschersleben. Wir erwähnen hier weniger das Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (‚der Vielbemühte'), der Sadi's Gulistan in's Deutsche übertrug, als den an Beobachtungen reichen, in der Form schlichten Verfasser der ‚Moskovitischen und Persianischen Reise', die zu Schleswig 1647 und danach öfter gedruckt wurde. Auch ein Gedicht ‚vom Tabacktrinken' (das Tabakrauchen breitete sich damals über Deutschland aus) wird ihm zugeschrieben [1]. Wie wenig Flemmings Nachfolger den von ihm angeschlagenen Ton festzuhalten vermochten, zeigt Georg Finckelthaus, Stadtschreiber in Leipzig. Er schreibt ‚lustige Lieder', ‚das Urtheil des Schäffers Paris', parodirt Opitz und stellt dem geschraubten Wesen der Opitzianer die Lustigkeit und Plattheit entgegen. Diesem geschraubten Gelehrtenwesen verfielen alsbald die übrigen Landsleute Flemmings: Ernst Christoph Homburg, Joh. Georg Schoch, David Schirmer. Da haben wir denn von dem Erstgenannten eine ‚schimpf- und ernsthafte Clio', von dem zweiten einen ‚neu erbauten poetischen Lust- und Blumengarten von hundert Schäffer-, Hirten-, Liebes- und Tugendliedern', von dem letzten ‚poetische Rosengepüsche', so wie ‚Rautengepüsche in sieben Büchern'. Wie rasch man des Parnasses Gipfel erstiegen wähnte, das zeigt uns Schirmer in der Zueignung seiner Rosengebüsche: ‚wir geben nunmehr keinem fremden Volke etwas bevor', und nun werden getrost einem Petrarka, Dante und Ariost und den freilich jetzt ziemlich verblaßten Franzosen und Niederländern ‚die Werder, Opitze, Dache, Flemminge, Lunde, Riste, Harsdörffer, Finkelthauße' mit einer guten Reihe von anderen längst verhallten Namen gegenüber gestellt.

III. Die Poeten der Sprachgesellschaften. Das protestantische Kirchenlied.

Die gelehrten Sprachgesellschaften hatten, wenn auch keinen heilsamen, doch einen weitgreifenden Einfluß auf die ‚Poeterei'. Es galt als Ehre denselben anzugehören; dazu aber bot sich für Bürgerliche nur der Weg literarischer Thätigkeit. Zum Glück gab es der Sprachgesellschaften mehrere; fielen die leichten Produkte bei der Fruchtbringenden durch, vielleicht hatten sie doch noch Glück bei den Pegnitz-Schäfern oder bei den Cimber-Schwänen. Häupter der Sprachgesellschaften aber mußten ihre Ueberlegenheit vor gewöhnlichen Mitgliedern durch die Masse des Erzeugten bekunden. Dabei wurde die Reinerhaltung und Fortbildung der

---

[1] Ueber den Tabak in der deutschen Literatur. Weimar. Jahrb. 2, 243. — Fr. Strehlke Martin Opitz, Leipzig 1856. — Flemmings Gedichte. Herausg. v. J. M. Lappenberg im Stuttg. lit. Verein. 1864.

Sprache geradezu verfehlt, weil ein Jeder sie auf besonderem Wege, dieser durch Purismus, jener durch Buchstabenfülle, der dritte endlich durch Buchstabentilgung, zu erreichen suchte.

Der Poet der Weimarer Fruchtbringenden, die hauptsächlich höchste und hohe Herrschaften umfaßte, ist Georg Neumark (1619—81), ein Thüringer, ‚der Sprossende', Erzschreinhalter unter den Fruchtbringenden. Ein Freund und Kenner der Musik zog er mit seiner geliebten Kniegeige auch nach Preußen hin, wo er in dem bescheidenen Kreise des Simon Dach Einfachheit der Dichtkunst lernte. Auf der Reise nach Hamburg drängte ihn bittere Noth. Endlich kam Rettung; der schwedische Resident nahm ihn als Secretär mit 100 Thalern Besoldung an. ‚Welches schnelle und gleichsam vom Himmel gefallene Glück mich herzlich erfreute und noch des ersten Tages meinem lieben Gott zu Ehren das hin und wieder wohl bekannte Lied aufsetzte: Wer nur den lieben Gott läßt walten'. Nachdem er dann dem Weimarischen Fürstenhause 30 Jahre lang gedient, auch seiner Muse wenig Rast gegönnt, sondern sie im Vorsaale der Gönner, zur Erhebung des Gottesdienstes, bei Tauf-, Trauungs- und Beerdigungs-Angelegenheiten, ja sogar in Reimspielereien nach Pegnitzer Mustern viel beschäftigt hatte, war er zu ‚allen gehorsamsten und schuldigsten Diensten und Amtsverrichtungen leider ganz untüchtig worden'. Da traten die drei Fürsten zusammen und ‚ließen ihm in Gnade sagen, es sollte ihm von der Besoldung nichts abgehn, er sollte Titel, Ehr und Rang behalten auf sein Lebenlang'. Also erzählt der alte Erzschreinhalter des neusprossenden Palmbaums in seinem ‚thränenden Haus-Kreutz oder gestallten Sachen nach Klag-, Lob- und Dankopfer'. Neumarks geistliche Lieder sind nicht ohne Gefühl, während die große Schaar der weltlichen trocken und geschraubt ist. Ihm möge sich der Weimar'sche Kapellmeister Joh. Hermann Schein mit seinen geistlichen Oden: ‚Mach's mit mir Gott nach deiner Güt' und ‚Mein Herz ruht und ist stille' anreihen.

Von den Mitgliedern der aufrichtigen Tannengesellschaft ist nicht viel zu sagen. Der Stifter Johann Matthias Schneuber verfaßte fast nur Gelegenheitsgedichte, denen selbst die Berühmtheit der empfangenden Personen abgeht. Andere Elsässer, wie Jesaias Rumpler, oder Schwaben, wie Joh. Ulrich Ehrhard, lieferten zwar in ‚Reimgebüschen' eigentliche Lieder, die Valentin Strobel in Straßburg mit Melodien versah; indeß verdient dieser ganze Kreis, den Epigrammatiker Johann Grob etwa ausgenommen, kein näheres Eingehen.

Die deutsch gesinnte Genossenschaft erscheint dagegen wenigstens in ihrem Stifter würdiger repräsentirt. Philipp von Zesen (auch Cäsien, Caesius, vielleicht ‚Blau' 1619 — 89), aus der Gegend von Dessau, in seinen Mannesjahren, wenn nicht auf Reisen, so meistens

in Hamburg, durfte sich bei einem unabhängigen Leben ganz der Dichtkunst und Sprachforschung hingeben. Die Zeitgenossen suchten sein wohl etwas leidenschaftliches Streben nach Reinigung der deutschen Sprache durch Uebertreibungen lächerlich zu machen; seine Orthographie wurde wegen zu auffallender Neuerungen verketzert, während doch die Gegner mit derselben nicht vernünftiger verfuhren. Weil er in der Poesie Wahrheit haben wollte und nur unmittelbar Empfundenes darstellte, machten die gegnerischen Stubenpoeten selbst über seinen Charakter hämische und verdächtigende Bemerkungen. Zesen war freilich nur mit sehr bescheidenen poetischen Gaben ausgestattet, vergönnte sich aber weder in poetischen noch prosaischen Augenblicken Rast und erzeugte dennoch manche Lieder, die zu den besseren, immerhin singbaren, der Zeit gehören. Ein kaiserlich gekrönter Poet, zwar nicht wie Zesen kaiserlicher Pfalzgraf, war der Regensburger Georg Greflinger, der von den Wissenschaften zum Schwerte gegriffen hatte und später friedlich in Hamburg lebte, eine Zeit lang sogar als Herausgeber der wöchentlichen Nachrichten († 1677). Der ‚Seladon von der Donau', der aus fremden Sprachen nicht bloß zahlreiche Gedichte übertrug, sondern auch ein ‚Complimentir- und Tranchirbüchlein' schrieb, mochte auch im gelehrten Norden seine südliche Abstammung nicht verläugnen. Ueberquellende Lebenslust, muthwillige, auch derbe Laune, leichte Fassung zeigen uns hier noch einmal die Nachwirkung des Volksgesangs. Der Südländer singt im Norden seine Liebes- und Schalkslieder: ‚Jungfrau, wollet ihr mich lieben, Geld und Gut ist nicht bei mir', oder: ‚Schweiget mir von Frauen-Nehmen, es ist lauter Ungemach'. Aber auch Lieder religiösen Inhalts verfaßte er in ernsten Augenblicken, ‚poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner'.

An der Pegnitz, in der Provinz der grobsinnlichen Rosenblüt und Folz und des Meisters Hans Sachs, begann eine blumen- und lammreiche Poesie sich zu entfalten. Die gelehrten Dichter vermummten sich in Schäfer; damit aber die vertrockneten Zeitgenossen sie nicht mißverständen, erklärten sie sogleich beim ersten Austreiben: Durch die Hirten werden verstanden die Poeten, durch die Schafe ihre Bücher, durch derselben Wolle ihre Gedichte, durch die Schafhunde ihre von wichtigem Studiren müßigen Stunden. Was nach sothaner sinnreicher Allegorie die Pegnitzischen Weidegenossen und die Nymphe Noris zu bedeuten haben, ist unschwer zu erfassen. Die Schäferei war demnach in den Nordgauer und Berinorgischen Gefilden so unvermeidlich, daß selbst in ‚herzbeweglichen Sonntagsandachten' und ‚irdischen Himmelsgärten' das zarte Wollvieh vor dem lieben Gott aufgetrieben wurde.

Einer der Stifter dieses Blumenordens war Georg Philipp Harsdörffer (1607—58), aus Nürnberger Patrizierstamme, sorgfältig unterrichtet, auch durch ferne Reisen gebildet, ‚der Spielende' in

der Fruchtbringenden Gesellschaft, Strephon in dem eigenen Orden. Wahre Poesie, war seine Meinung, sei nur im Schäferleben zu finden, weil sich der Mensch nur in diesem Zustande frei und natürlich entwickeln könne. Vielleicht hatte er diese Schrulle aus Italien mitgebracht. In den Frauenzimmer-Gesprächspielen, einer Art von Damen-Conversationslexikon gab er Poesie und Prosa, geistliche und weltliche Gedichte, Lehrgedichte und Räthsel, Rebus und ‚mathematische Erquickstunden' in unermüdlicher bunter Folge. Er brachte auch die Spielerei auf, aus Versen allerlei Figuren, einen Reichsapfel, einen Becher u. dgl. zu bilden. Ja, als echter Nürnberger erfand er sogar einen ‚poetischen Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen' (Nürnberg 1648), und spielte als Mitglied des Rathes seiner freien Vaterstadt mit Anstand die Rolle eines Gönners jüngeren Talenten gegenüber.

Harsdörffers Weidgenosse war Siegmund von Birken (eigentlich Betulius, 1626—81). Der ‚Floridan' im Blumenorden, der ‚Riechende' bei den deutsch Gesinnten wurde wegen hoher poetischer Verdienste durch den Fürsten Windischgrätz im Jahre 1655 gar mit einem Erbadel-Comitiv versehen, zum kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben und übersetzte nun den von den Voreltern latinisirten Namen mit einem ‚von' in's Deutsche zurück. Die hohen poetischen Verdienste aber bestehen hauptsächlich in der Einführung von gezirkelten Silbenmaßen, von Echo's, Ringel- und Kettenreimen, sodann in einer Bereicherung der Sprache durch Nachahmung von Thier- und Naturlauten, als etwa in seinem ‚Frühlingswillkomm': ‚Es fünken und flinken und blinken buntblümichte Auen; es schimmert und wimmert und glimmert frühperlenes Thauen; es krecken, krerekken und quecken grüngelbliche Frösche, sie lechzen und ächzen und krächzen mit hellem Gedrösche.' Reich an Reimen ließ Birken keine Gelegenheit vorübergehn, ohne ein ‚Ballet der Natur in ihren vier Elementen', oder eine ‚Gesprächspiel-Gesellschaft von Nymphen und Hirten', oder ‚Lieb- und Lobgedanken seiner selig entseelten Margaris' oder auch einen ‚teutschen Kriegs-Ab- und Friedens-Einzug' den guten Nürnbergern vorzuführen. Einen ähnlichen Genuß verschaffte denselben Johann Klaj, Pegnitzschäfer und gekrönter Poet, in seinen späteren Lebenstagen aber Pfarrer in Kitzingen. Er trug seine geistlichen Lieder singend und declamirend in den Nürnberger Kirchen vor; es sind übrigens nicht die schlechtesten dieser Zeit. Auch dramatisch stellte er das Leiden des Herrn oder Herodes den Kindermörder dar; der glücklich abgeschlossene westphälische Friede wurde natürlich nicht vergessen. Endlich saß in Wolfenbüttel ein Mann, der zwar selbst wenig in der Reimkunst that, aber den Nürnberger Geschmack durch seine umfassenden Schriften und den Ruhm seines Namens auch nach Niedersachsen verbreitete. Es

ist Joh. Georg Schottelius (1612—74), berühmt durch grammatische Studien, die gründlichsten in jenen Tagen. Das Ansehen auf sprachlichem Felde machte ihn auch zur Norm auf poetischem Boden, und so sproßten denn auch hier die Trittreime, die Echo's, die Irr- und Bilderreime hervor.

Die sanften Pegnitzer, mehr noch Zesen, zogen auch Frauen zur Poeterei heran und feilten an deren Gedichten. Vom geistlichen Liede, bei dem sie zuerst schüchtern stehen blieben, kamen die Damen bald auch zur weltlichen Poesie und in derselben zu einer merkwürdigen Naivetät. So schrieb Sibylla Schwarz, die, in Greifswalde geboren, bereits im 17. Jahre dem Tod erlag (1638) Hochzeitsgedichte trotz Flemming und Opitz. Ihre klassische Bildung hätte sie bei längerem Leben wohl neben die berühmte Schürmann gestellt. Eine ähnliche Erscheinung ist Katharina Regina von Greiffenberg, eine Oesterreicherin, bei den Deutschgesinnten Vorsitzerin der Lilienzunft. Im Jahre 1662 gab ihr Vetter ohne ihr Wissen ihre meist geistlichen Lieder und Gedichte heraus; von dem ungestümen Titel: ‚Der teutschen Urania Himmel-abstammende und Himmel-aufflammende Kunst-Klang und Gesang' erhielt die übrigens nicht ungeschickte, fromme, gedanken- und bilderreiche Dichterin den Namen der teutschen Urania oder der teutschen Clio des Isterstrandes. Luise Henriette, Kurfürstin zu Brandenburg (1627—67), verfaßte mehrere geistliche Lieder, darunter: ‚Jesus, meine Zuversicht'. —

So wäre denn noch der Elbschwanorden übrig. Der Stifter desselben, ‚Daphnis von Cimbrien' bei den Pegnitzern, war Johann Rist aus Ottensen (1607—67), der dem unausweichlichen Familienberufe eines Predigers folgte und der Gemeinde Wedel in Stormarn vorstand. Selbst von Kaiser Ferdinand III. zum Dichter und Pfalzgrafen gekrönt, konnte er den Norden bald mit gekrönten Dichtern überschwemmen; der Blocksberg und der deutsche Parnaß haben ja einen breiten Gipfel. Der große Cimberschwan selbst aber, ‚der Gott des teutschen Parnasses', setzte nicht bloß Cimbrien, sondern ganz Deutschland unter eine wahre Gedichtfluth. Aus dem Sandmeer dieser Poetereien, die jetzt als ‚neuer teutscher Parnaß', dann als ‚sabbathische Seelenruhe', wiederum als ‚musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule', weiter als ‚Galathea und Florabella' erschienen, mag allerdings hie und da eine kleine grüne Oase dem verschmachtenden Leser zuwinken, wofern er Lust hat sich durch mehr als vierzig Bände durchzuschlagen. Einmal hat Rist sich auch in das Handwerksleben herunter gelassen und eine Depositio Cornuti Typographici verfaßt[1]. Sein überreicher Geist gab

[1] O. Schade im Weimarischen Jahrbuch, Bd. 4, gibt eine lesenswerthe Abhandlung über das deutsche Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied.

ihm auch geistliche Lieder für Soldaten, für Handwerksburschen, ja sogar Höllen- und Himmelslieder ein. Jakob Schwieger, der als ‚Filidor der Dorferer' hohe Flüge versuchte, ist es, der sich geradezu gegen die Annahme verwahrt, als ob seine Jugendgedichte seine wirklichen Empfindungen ausdrückten.

Unterdeß saß hoch in Preußen ein freundschaftlicher kleiner Kreis von Dichtern, der durch sein zärtliches Zusammenhalten bereits spätere Zeiten anticipirte. Als Mittelpunkt desselben kann Simon Dach (anagrammatisch Chasmindo) gelten. Als Professor der Philosophie zu Königsberg richtete er an den großen Kurfürsten einen Glückwunsch, aus dem wir früher ein nicht allzu bescheidenes Selbstlob heraushoben, und bat um ein Stückchen Land. In einer Anwandlung von Großmuth gab Friedrich Wilhelm ihm das kleine Gut Kuxheim. Dort lebte Dach in zärtlichstem Bunde mit Roberthin und Albert; Roberthins Tod versenkte ihn in unüberwindliche Schwermuth, in der er 1659 abstarb. Während in den Gelegenheitsgedichten und Schauspielen Dach's nur die Sprache Anerkennung verdient, zeugen seine geistlichen und weltlichen Lieder von Tiefe und Innigkeit der Empfindung. Der Dichter hat dem Volksgesang gelauscht und überragt wegen seiner treuherzigen Liebe zur Einfachheit der Form bei bescheidenem Talent die hochtrabenden Poeten der Zeit. Wir brauchen nur an ein Lied zu erinnern, das, gewiß das einzige von den bis hierhin erwähnten Dichtern, noch jetzt gesungen wird, freilich nicht in der breiten Volksmundart, in der es ursprünglich von Dach gedichtet war. Es ist ‚Aennchen von Tharau', das Lied von ehelicher Liebe:

Anke von Tharaw öß, de my geföllt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Göld. —

Den musikalischen Mittelpunkt des Königsberger Kränzchens bildete Heinrich Albert, auch Alberti genannt, aus dem Voigtlande, seit 1631 Organist in Königsberg. Er componirte die Lieder seiner Freunde, dichtete auch selbst geistliche Gesänge, und seinem Einflusse mag es zuzuschreiben sein, wenn in den Dichtungen der Königsberger das musikalische Element, das von Opitz und seiner Schule ganz vernachlässigt blieb, mehr gepflegt erscheint. In den von Albert herausgegebenen Arien, die in acht Theilen und zahlreichen Auflagen erschienen, sind außer Dach's Liedern auch die von Robert Roberthin (anagrammatisch Berrintho) und von Joh. Peter Titz enthalten. Die geistlichen Lieder der Königsberger sind, wie sich erwarten ließ, zum Theil in die Gesangbücher übergegangen.

Das protestantische Kirchenlied könnte uns eine Reihe von bereits erwähnten Dichternamen wiederholen; denn es stand auch theilweise unter dem Einfluß der Opitz'schen Schule, die in jeder Art von

Gedichten machte. Aber auch da, wo dieser Einfluß weniger hervortritt und der alte Grund des geistlichen Liedes noch durchschimmert, ist der Eifer des Bekenntnisses erloschen, die viel besungene tröstliche Rechtfertigungslehre abgeblaßt; der Synkretismus bereitet schon den Indifferentismus des Bekenntnisses vor. Auf der anderen Seite wacht die starre Orthodoxie sorglich bei den erstorbenen Gliedern der symbolischen Lehren. Daneben brechen Schwärmerei, Absonderungsgeist und Pietismus zu Tage. Hier können uns nur die Haupterscheinungen interessiren.

Das heftige, vielgeprüfte Gemüth des Andreas Gryphius — wir werden ihm beim Drama wieder begegnen — gerieth unter dem Druck von widrigen Umständen in todesmuthige Melancholie. In seinen ‚Kirchhofsgedanken' ringt er fast grauenvoll aus Sturm und Schiffbruch, Todesangst und Sterbenoth nach der Sonne der göttlichen Erlösung, glücklich preisend, die hienieden Thränen gesät und nach der Flucht der Jammertage im Jenseits ernten. Ein Gegenspiel von ihm, richtet Paul Gerhardt (1606—76) seine Poesie auf freudigem Gottvertrauen auf. Diakonus an St. Nicolai in Berlin, mußte er wegen seiner Opposition gegen die Union der Lutheraner und Reformirten weichen. Die (später gebildete) Sage erzählt, er habe auf der Flucht sein schönes Trostlied: ‚Befiehl du deine Wege' gedichtet, das akrostichisch einen Psalmenvers wiederholt. Dieselbe Innigkeit sprechen seine Lieder: ‚Nun ruhen alle Wälder' und ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt' aus, während das vielgesungene ‚O Haupt voll Blut und Wunden' theilweise eine gelungene Uebertragung des ‚Salve caput cruentatum' vom hl. Bernardus ist. Paul Gerhardt, der die möglichste Eleganz und Correctheit zu erreichen strebte, führte übrigens das lutherische Kirchenlied schon ganz in das Gebiet der subjectiven Empfindung hinüber. Den Opitz'schen Ton schlug der Schlesier Johannes Hermann unter dem Beifall der Gelehrten auch im Kirchenliede an; Martin Rinckhardt, Joh. Michael Dilherr secundirten getreulich. Lohenstein'scher Schwulst auf geistliche Poesie abgezogen erfreute sich bei Benjamin Schmolcke, der seine Lieder mit Tausenden zählte, langdauernder Anerkennung. Während die Königsberger, Dach und Albert, ihre Taubentöne gurrten, reimten Andere unverdrossen die evangelischen Perikopen und Sonntagsepisteln oder setzten den Psalter unter lauwarme Wasserfluth.

Bei dem Schwanken der Fundamente des Glaubens flüchtete die religiöse Dichtung ängstlich auf das neutrale Feld der Moral. Spener, der Stifter des Pietismus, sorgte durch seine ‚Pia desideria' und ‚geistreiche Gesänge' für den nöthigsten Bedarf der collegia pietatis. Ein fanatischer Schwärmer, wohl eingeweiht in Jakob Böhme's theosophische Anschauungen, war Quirin Kuhlmann, ein frühreifes Talent, das schon im 14. Jahre ‚himmlische Liebesküsse' unter Zugrundelegung des

hohen Liedes abfaßte. Mit seinem ‚Kuhlmannsthum', das praktisch durchgeführt eine neue Jesus-Monarchie darstellen sollte, zog er ohne Rast umher. In Konstantinopel mit Noth der Gefahr entronnen, wurde er in Moskau auf Befehl des Patriarchen verhaftet und wegen anstößiger Weissagungen und Aufruhrversuchs lebendig verbrannt (1689). Sein berühmtestes Werk ist der Kühlpsalter, den er wegen des ihm zu Theil gewordenen Beifalls in immer neuen Büchern fortsetzte. Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700—60), der die verfolgten mährischen Brüder auf seinem Gute sammelte und so der Gründer der Herrnhuter Gemeinde wurde, im Uebrigen ein ehrenwerther Charakter und von tiefer Wärme des Glaubens beseelt, hat an 2000 Lieder zum Gebrauch der Brüdergemeinde gedichtet. Der bekannte kindisch-tändelnde, süßliche Ton, in welchem von Gott als dem lieben Papächen und daneben vom ‚Bruder Lämmelein' bis zum Ueberdruß geredet wird, ist bereits in Zinzendorf's Liedern stark angeschlagen.

IV. Spee, Balde, Silesius und ihre Freunde.

Die geistige Bewegung seit Opitz wird hauptsächlich durch protestantische Gelehrte repräsentirt; wir haben in derselben kaum mehr erquickliche Plätzchen entdecken können, als sich nach dem Kriege inmitten der allgemeinen Verwüstung freundliche, geruhsame Plätzchen im armen deutschen Lande zeigen mochten. Daß aber bei den Katholiken ‚die Leitern zum Parnaß gar wohl noch vorhanden', ja daß vor all dem literarisch aufgewirbelten Staub der Opitzianer und Deutschgenossenschaftlichen die Poesie gerade zu ihnen sich geflüchtet hatte, das beweisen uns drei Sterne am trüben Himmel des 17. Jahrhunderts, Spee, Balde und Angelus Silesius. Und es wäre im Interesse der deutschen Poesie zu wünschen gewesen, daß ihre Werke auch bei den deutschen Protestanten die verdiente Würdigung gefunden hätten. Doch was sage ich? — haben ja auch die Katholiken ihre besten Männer vergessen, bis Herder, Fr. Schlegel, Brentano wieder auf sie hinwiesen.

Friedrich von Spee's Leben selbst zieht sich dahin wie ein anmuthiges, frommes, geistliches Lied. Er war aus dem adligen, jetzt gräflichen Geschlecht der von Spee zu Langenfeld und 1591 zu Kaiserswerth geboren. Seit er 1610 zu Köln in den Jesuitenorden eingetreten war, wirkte er als praktischer Seelsorger in Paderborn, Bamberg und Würzburg. Hier trat ihm recht lebendig ein Gräuel entgegen, mit dem Deutschland seine eigenen Eingeweide zerfleischte, und zog ihn in seine dämonischen Kreise. Es waren die Hexenprozesse, die mit Schrecken, Folter und Scheiterhaufen das katholische wie das protestantische Deutsch-

land erfüllten. Spee's Antheil wurde das Entsetzen, das sein Haupthaar vor der Zeit ergrauen machte. Er begleitete gegen 200 Schlachtopfer des abergläubischen Wahns zum Scheiterhaufen; ihre Enthüllungen vor dem furchtbaren Tod ruhten in Spee's Seele und brachten ihn zu der festen Ueberzeugung, daß der allergrößte Theil der Hingerichteten unschuldig und nur durch den verkehrten Gang der peinlichen Justiz in Hexenprobe und Folter dem Feuertode verfallen sei. Hier stand Spee einer furchtbaren Macht gegenüber, die in dem allgemeinen Glauben der Zeit ihre festen Wurzeln, in den schlimmsten Leidenschaften der Heuchelei und Geldgier ihre Stärke hatte. Wir werden ihm gern glauben, daß er Tag und Nacht über Mittel und Wege nachsann, um das Ungeheuer des Wahns zu vertilgen, daß er seinen geistlichen Landesherrn mit furchtbarem Ernst in's Gewissen redete; in bitterem Humor sagte er einst, die Hexen hätten ihm die frühen grauen Haare angethan. Eine ruhige Erörterung, unterstützt von dem Einflusse des allgemein geschätzten Spee, konnte von zwar langsamem, doch sicherem Erfolge sein. So erschien im Jahre 1631 ohne Spee's Namen die ‚cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber'. Vorsichtig mußte es abgefaßt sein; der Hexenhammer bezeichnete es ja von vorn herein als die allerböseste Ketzerei, zu sagen, es gebe keine Hexen. Spee's Buch bewirkte doch hie und da ein ernstes Nachdenken, eine Revision des peinlichen Rechts, sogar bei einigen geistlichen Fürsten die Aufhebung dieser Blut- und Feuer-Gerichtshöfe. Den Glaubensproben im nördlichen Deutschland (Peina) sollten die glänzendsten Erweise der Liebe folgen. In Trier beim Ueberfall der Franzosen durch das kaiserlich-spanische Heer (1635) stand Spee mitten zwischen den Kämpfenden, die Sterbenden tröstend, Verwundete rettend, gegen Plünderung und Mißhandlung einschreitend. Indem er auch ferner wie ein Engel des Trostes die Lazarethe durcheilte, ergriff ihn selbst die Seuche, er starb am 9. August 1635 ‚hoffnungsvoll und glücklich'.

Und in solchen von Außen und Innen getrübten Tagen erblühten die herrlichsten Blumen der Poesie. Trutz-Nachtigall heißt das liebliche Büchlein, das nach Spee's Tode im Jahre 1649 zu Köln erschien, so betitelt, ‚weil es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet und zwar auffrichtig poetisch'. Es ist merkwürdig, wie Spee, der Opitzens Poeterey gewiß nicht gekannt hat, durch richtiges Denken auf dieselben Regeln für Vers und Quantität verfallen ist. In der Sprache richtete Spee sich nach ‚guten Autoren', deren wohl am Niederrhein keine Ueberzahl war; doch glaubte er in gutem Rechte zu sein, wenn er auch die Dialecte heranzog. Aber der Inhalt — denn hier haben wir wahren poetischen Gehalt — und die Fassung? Den ersten schöpfte Spee aus seinem warmen, Gott und Menschen liebenden Gemüth und aus dem Walten und Leben der Kirche, auf deren Boden er stand; in dem innigsten

Verschmelzen mit dem Erlöser fanden seine Wonne, sein Schmerz, sein Trost ihren reinsten Ausdruck. Aber auch die kirchliche Dichtung früherer Tage, vor Allem die Volksdichtung im religiösen Gewand wird für seine Poesie nicht ohne Nutzen gewesen sein. Der Einfluß der letzteren tritt deutlich in den schönen Strophen hervor, die er seinem großen Ordensbruder, Franz Xaver, dem Apostel der Inder, nachsang, die also einen epischen Hintergrund haben (‚Als in Japon weit entlegen Dachte dieser Gottesmann'). Ebenso ist dieser Einfluß sichtbar in dem tiefinnigen ‚Trauergesang von der Noht Christi am Oelberg' (‚Bei stiller Nacht zur ersten Wacht Ein Stimm sich gunt zu klagen'). Dieses geistige Einleben in Christo, das im Laufe des Kirchenjahrs bald mit theilnehmender Trauer, dann mit dem Jubel des Auferstehungstriumphes, hinwieder mit der Kindesfreude über des Herrn Geburt die Menschenseele füllt, scheint allerdings zuweilen einen spielenden Charakter anzunehmen. Die minnende Seele sucht und findet den Bräutigam in dem Echo des Waldes; der sanfte Hirt Daphnis wird gefangen, gefesselt und mißhandelt; Hirten schildern in kindlicher Unermüdlichkeit die ländlichen Gaben, die sie dem Neugeborenen weihen wollen. Aber wie unendlich verschieden ist solche Dichtung von dem kindischen Treiben der Pegnitzer, wie so ganz anders als die steifleinene Förmlichkeit und der bleierne Schwung in den meisten geistlichen Liedern dieses Zeitraums! Hat sich die Gesundheit der Seele noch überall in der Liebe zur Natur gezeigt, so werden wir Spee's Seele als den klarsten, ungetrübtesten Spiegel derselben erkennen müssen. Freilich ist ihm die Natur nicht losgerissen von Gott, sie lebt und sonnt sich erst in der Vorsehung und Liebe des Schöpfers. Darum werden mit der Gluth eines hl. Franziskus alle Wesen zum Lobe Gottes aufgerufen (‚Auf, auf, Gott will gelobet sein, der Schöpfer hoch von Ehren'); das kleinste Thierlein ist nicht zu gering, die frommen, emsigen ‚Immen' bringen in ihren Honigwaben dem Dichter eins seiner süßesten Lieder, ohne Vergleich besser, als das Liedlein, das Harsdörffer von dem ‚Honigvögelein, dem Bild der Christenheit' gesungen hat. Vor den verwässerten Kirchenliedern des aufgeklärten 18. Jahrhunderts mußten freilich Spee's Lieder sich zurückziehn. Erst die Romantiker erkannten das echte Dichtergemüth wieder, Brentano edirte die Trutznachtigall, Smets brachte Spee's beste Lieder in erneutem Gewand. Auch das ‚goldne Tugendbuch' des Dichters ist von Neuem erschienen.

Ueber Spee's Nachahmer haben wir nur wenig zu sagen. Zu Bamberg erschien 1676 ‚der weltberühmten Trutznachtigall Töchterlein in deutsche Poesie übersetzt durch M. Andreas Pressonʻ. Ein schweizer Franziskaner Laurentius von Schnüffis spielte das ‚Mirantische Flötlein oder geistliche Schäferei, in welcher Christus unter dem Namen Daphnis die in Sündenschlaf vertiefte Seele Clorinda zu einem besseren

Leben auferweckt' (1682), sodann noch eine ‚Mirantische Waldschalmei', eine ‚Mirantische Maultrummel', einen ‚Mirantischen Maienpfiff' — Gedichte, vielfach mit allegorisirenden Bildern geziert und nicht frei von Pegnitzer Einwirkungen.

Aber selbst der reichste unter Deutschlands Dichtern dieser Zeit darf hier nur eine kurze Betrachtung in Anspruch nehmen. Sein Genius hat sich verzweifelnd von der deutschen Sprache abgewandt, oder vielmehr, wo der Dichter sich dieser Sprache zuwandte, da ist ihm die Muse nur halbwegs und unwillig gefolgt. Jakob Balde, in dem schönen Elsaß zu Ensisheim 1604 geboren, fand in Bayern ein neues Heimatland, das ihn indeß über den Verlust des alten nur theilweise und über Deutschlands Verluste nie trösten konnte. Er war Jesuit und Prediger am bayerischen Hofe und starb 1668 zu Neuburg. Wenn Platen in einem Epigramme über Klopstock nicht ganz mit Unrecht sagt:

Klopstock suchte, beschränkt wie Horaz auf Hymnus und Ode,
Immer erhaben zu sein, aber es fehlte der Stoff;
Denn nicht lebte Horaz als deutscher Magister in Hamburg,
Aber in Cäsars Rom, als es der Erde gebot.
Such, o moderner Poet, durch Geist zu ersetzen des Stoffs Fehl,
Durch vielseitigen Stil decke die Mängel der Zeit;

so werden wir einräumen müssen, daß wir in Balde mehr als in Klopstock haben. Man sollte meinen, die einsame Klosterzelle im rauhen Bayerlande sei wohl nicht ergiebiger an poetischen Stoffen gewesen als Hamburgs Gelehrtenstube. Aber Balde's Genie triumphirte über alle Schwierigkeiten. Er ist so zu Hause in der klassischen Sprache der Römer und in den kunstvollsten antiken Versmaßen, daß er dem Horaz die Palme entringen möchte. So groß war die Versatilität Balde's, daß er nach kurzem Studium die hl. Jungfrau selbst in der altitalischen oskischen Sprache feiern konnte. Und dann steht der Dichter mit seinem vollen Herzen mitten in seiner Zeit, zugleich aber über ihr. Der Orden selbst, so meint Herder, bot ihm den Vortheil eines schneidenden Blicks auf die politischen Verhältnisse und Verwirrungen; er sieht nicht kriechend auf diese von unten herauf, sondern von oben herunter. Die Trauerode auf die Eroberung Breisachs und so viele andere Gedichte des Unmuths, die Mahn- und Strafgedichte an hochfürstliche Personen, die Threnodien über des Krieges Elend, des Friedens Flucht können uns zugleich bezeugen, daß der Jesuitenorden damals wenigstens patriotische Gefühle nicht austilgen wollte. Der Orden hat vielmehr den Mann von den drückenden Verhältnissen der Abhängigkeit befreit, unter denen so viele Talente jener Zeit seufzten, hat seinen Blick erweitert und in der schwankenden Zeit ihn auf die feste Regel hingewiesen, bei deren Beschränkung sich erst der Meister zeigt. In Tilly, Pappenheim und Maximilian, in

Skanderbeg, Don Juan d'Austria und Hunyad fand er seine Helden, in Deutschlands Erniedrigung den Stoff für seine Klagelieder und Strafgedichte, an die Stelle des horazischen Lebensgenusses setzte er deutschen Starkmuth und christliche Selbstbeherrschung, während er in feinem Scherz dem lächelnden Römer wenigstens nacheiferte. Statt der Liebes- oden windet er die duftigsten Sträuße der hl. Jungfrau. Erinnerten uns die Weisen der Minnesinger an die Madonnenbilder der altdeutschen Schule, so glauben wir hier die formvollendeten Madonnen der Umbrier wieder zu finden. Der wunderbare Zauber dieser Oden, die bald in dem seligen Anschauen der Mutter mit dem Himmelskinde versinken, bald die Mutter der schönen Liebe und der unsterblichen Hoffnung oder die Patronin des Bayerlandes erheben, dann wieder in ihr die begeisternde Muse des Dichters besingen, die als Weihekränze sich um das Bild der Seligen in stiller Waldrast oder in der Wallfahrtskirche schlingen, dann wiederum als Gruß für die Theure von dem Wanderer auf die Bergeshöhe abgesandt werden, der Zauber dieser Dichtungen hat selbst einen Herder unwiderstehlich fortgerissen. Auch die Schäfer- und Bienengedichte in den ‚Wäldern' sind mit den lieblichsten Parthenien durchwoben, die auf den leichtesten Füßen dahingleiten, wie es Boten der Liebe oder eilenden Bitten geziemt. Wie erhaben und klar Balde über den Dichterberuf dachte, zeigen seine Worte: ‚Bei den Griechen heißt der Dichter ein Schöpfer; er schafft sein Werk wie Gott die Welt schuf; mächtig ruft er es aus sich selbst hervor und stellt es als eine Welt dar in Ordnung und Schönheit. Wir sollen Muster nachahmen, daß wir selbst Muster werden. Der Wein der Alten soll in unserm Kelch in neuer Anmuth duften.'

So möchten wir es kaum bedauern, daß Balde die lateinische Sprache für seine Dichtungen wählte. Allerdings ist er dadurch dem Ungelehrten ferner gerückt — wäre er es nicht noch mehr, wenn er der poetischen Richtung seiner Zeitgenossen anheim gefallen wäre? So aber steht er, der schon seinen protestantischen Zeitgenossen als Vorbild und Muster galt, von dem Andr. Gryphius, Herder, Novalis, A. Knapp so viel gelernt haben, in vollendeter Grazie da, ein deutscher Mann in dem antiken Gewande, ein christliches Gemüth, ein wahrer Dichter. Und sollte uns der Ueberfluß in den ihm zuströmenden Bildern und Sentenzen gemahnen an die Ueberfülle in den Kirchen seines Ordens, so wird uns der bescheidene Dichter aussöhnen durch seine prächtigen Strophen, die wir nicht in Uebertragung abschwächen wollen [1]. Nur einige Dichtungs-

[1] Omnibus semper placuisse, res est
Plena fortunae: placuisse paucis

genossen Balde's gestattet uns hier der Raum anzufügen. Dantiscus, eigentlich Johann von Hoven, war Bischof von Ermeland und Hauptstütze der Katholiken gegen Albrecht von Brandenburg. Seine lateinischen Gedichte sind mit denen seines Freundes Copernikus auch in's Deutsche übertragen. Der Welschtyroler Nicol. Avancini, in Wien Hofpoet der Ferdinande, ist sowohl durch lyrische Gedichte (Nachahmungen Balde's) als durch lateinische Schauspiele bekannt. Zu den dichtenden Freunden Balde's zählten Joh. Bissel, Jak. Bidermann, der seine schönen lateinischen Dramen zu München und Dillingen aufführen sah, Johannes Kuen, der Dichter deutscher geistlicher Lieder, und Peter Franck, Verfasser des Liedes: ‚Der grimmig Tod mit seinem Pfeil Thut nach dem Leben zielen'.

Während die vorliegende Dichtungsperiode ganz losgerissen erscheint von der größeren Vergangenheit, führt uns nunmehr ein Schlesier, wenigstens durch den Inhalt seiner Gedichte, zu den großen Mystikern zurück. Johann Scheffler, bekannter unter seinem lieblichen Dichternamen Angelus Silesius, war der Sohn eines polnischen Edelmannes, der sein Vaterland mit Schlesien vertauscht hatte, und zu Breslau 1624 geboren. Als Student der Medizin machte er die Bekanntschaft des schlesischen Mystikers Abraham von Frankenberg, brachte dann einige Jahre als Leibarzt am Hofe des streng lutherischen Herzogs von Oels zu und trat am 12. Juni 1653 in der Matthiaskirche zu Breslau zur katholischen Religion über; in der Firmung erhielt er den Namen Angelus. Da Scheffler nach seinem Rücktritt als rücksichtsloser Streiter gegen den Protestantismus auftrat, so wurden ihm, wie den meisten Convertiten, die nichtswürdigsten Veranlassungen zum Religionswechsel untergeschoben. Jetzt sind die Vorurtheile wenigstens so weit geschwunden, daß man seinen Uebertritt als die consequente Entwicklung eines Geistes ansieht, der bei seiner mystischen Tiefe sich von dem steifen lutherischen Formalismus abgestoßen und zur Quelle der wahren Mystik, der Kirche, hingezogen fühlte. Die Vertheidigungsschrift bei seinem Uebertritt, die zahlreichen Controversschriften, die später als ‚Ecclesiologia' gesammelt erschienen, zeigen indeß in Scheffler einen so klaren, consequenten Denker und Dialectiker, einen so belesenen Theologen, einen so geschickten Polemiker, daß sogar die Meinung sich erheben konnte, Angelus

---

Plena virtutis: placuisse nulli
Plena doloris.

Si quid extremi tamen eligendi
Optio detur, medio relicto:
Praeferam nulli placuisse, quam, Germanice, cunctis!

der Dichter und Scheffler der Polemiker müßten zwei ganz verschiedene Personen sein. Nachdem er mit aller Treue und Schärfe die Motive zu seinem Religionswechsel dargelegt, fährt er fort: ‚Diese Schlüsse sind mir nöthigende gewesen. Wenn sie dich, calixtinischer, lutherischer oder calvinischer Leser, nicht ebenso überzeugen, so wirst du dir doch wenigstens kein Recht über mein Gewissen oder meinen Glauben anmaßen. Nicht wahr, du willst Gewissensfreiheit für dich? So laß sie auch mir, Verehrtester!‘ Der Titel eines kaiserlichen Hofmedikus, den Scheffler damals erhielt, kann ihm wohl am wenigsten als Lohn dieses Schrittes vorgeschwebt haben. Im Jahre 1661 erhielt er die Priesterweihe, im folgenden Jahre trug er bei der ersten theophorischen Prozession, die in Breslau gehalten wurde, die Monstranz. Nun blieben die Angriffe nicht aus. Schefflers Feuereifer und Gewandtheit riß die tüchtigsten protestantischen Theologen, wie Chemnitz, Strauch und Alberti, in einen Kampf hinein, den sie nicht immer mit den blanken Waffen des Wahrheitsbewußtseins, sondern mit den Würfen von ‚Meutmacher, Mameluken, verruchter Ketzer‘ u. dgl. fortführten. Diese Seite von Schefflers Thätigkeit verlassend, bemerken wir nur noch, daß er sich später in das Kreuzherrnstift von St. Matthias zurückzog und am 9. Juli 1677 starb.

Die beiden dichterischen Werke des Angelus Silesius sind die 1657 zuerst erschienene ‚*heilige Seelenlust* oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche‘ und der *cherubinische Wandersmann*; das erste Werk eine Sammlung von geistlichen Liedern, das zweite von Spruchpoesie. Die in fünf Bücher abgetheilte Seelenlust, 205 Lieder enthaltend, überrascht durch die in jener Zeit unerhörte Innigkeit und Tiefe des Gefühls ebenso wie durch die reine edle Form, der geradezu nichts Gleichzeitiges an die Seite gesetzt werden kann. Die Lieder erinnern zum Theil in Farbengluth und Bilderreichthum an das hohe Lied, zum Theil klingen sie in kindlicher Freudigkeit an Fr. Spee an. Das erste Lied sogleich könnte die Ueberschrift führen: ‚Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide.‘ Den Sehnsuchtsklängen gatten sich alsbald die Liebesschwüre: ‚Ich will dich lieben, meine Stärke.‘ Den Wiederhall fragt Psyche nach ihrem Geliebten, endlich hat sie gefunden, den ihre Seele liebt: ‚Nun freut euch ihr Hirten mit mir: ich habe den Bräutigam hier. O glückliche Stunden! Nun hab ich gefunden, den ich gesuchet mit steter Begier.‘ Und wiederum steht er an des Herzens Thür (‚Ach, was stehst du auf der Au?‘), und er zieht die Theure nach sich; denn ‚mein Herz ist an dein Herz gebunden mit deiner ewigen Liebe Band‘. Ob jemals ein schöneres geistliches Lied in deutscher Sprache gedichtet worden ist, als das: ‚Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht‘, möchten wir mit Grund bezweifeln. Die letzten von den fünf Büchern enthalten auch kräftige Klänge, geistliche Kriegslieder, mit

denen der Dichter sich zum Kampf gegen die kalten Gegner begeistert, wie: ‚Mir nach, spricht Christus, unser Held, Mir nach, ihr Christen alle!‘ Gegen den Werth dieser Lieder konnten auch die Protestanten sich nicht abschließen; ihre Gesangbücher weisen mehrere unter dem verhüllenden Namen I. A. (incertus auctor oder Johannes Angelus) auf. Die Fortsetzung katholischer Kirchenliederdichtung in neuester Zeit konnte nur bei Angelus anknüpfen.

Der Reichthum und Wohlklang der Sprache und die Tiefe des Inhalts fallen noch mehr dem ‚cherubinischen Wandersmann‘ zu. Ueber 1600 tiefsinnige Sprüche, meist nur aus je zwei Alexandrinern bestehend, in sechs Bücher vertheilt, sprechen die mystischen Anschauungen des Dichters aus, der ‚die Augen der Seele zur göttlichen Beschaulichkeit zu erheben gedenkt‘; denn ‚glücklich magst du dich schätzen, wenn du noch bei Leibes Leben bald wie ein Seraphin von himmlischer Liebe brennst, bald wie ein Cherubin mit unverwandten Augen Gott anschaust‘. Während der im eigenen Reichthum fast unerreichbare Dichter sich zuerst an Jakob Böhme anschloß, entwickelte sich später durch Anlehnen an Tauler, Ruysbroich und Bernhardus eine immer mehr reifende klare Anschauung. Unter den Blüthen dieser Spruchpoesie finden sich darum manche duftschwüle, die dem Dichter den Vorwurf des Pantheismus zugezogen haben, wie:

Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er so viel von mir, als ich von ihm empfangen.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd' ich zu nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.

Der Dichter selbst indeß hat sich dahin ausgesprochen, ‚seine Meinung sei nirgends, daß die menschliche Seele ihre Geschaffenheit solle oder könne verlieren und durch die Vergötterung in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt werden.‘ Die Gottestrunkenheit des Mystikers hat also in diese leicht zu mißdeutenden Ausdrücke sich ergossen, wie andererseits einzelne Sprüche an die gefährliche Grenze des Quietismus streifen. Wir werden also Sprüche wie die folgenden zu würdigen wissen:

Geschäftig sein ist gut, viel besser aber beten,
Noch besser, stumm und still vor Gott den Herren treten. —

Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: Du bleibst doch ewiglich verloren. —

Schau, diese Welt vergeht. Was? sie vergeht auch nicht;
Es ist nur Finsterniß, was Gott an ihr zerbricht. —

Weniger in Betracht kommt die sinnliche Beschreibung der letzten Dinge, nach unserm Geschmack zu sehr in's Sinnlich-Greifbare gearbeitet. Das seltene Dichtertalent des Angelus konnte nur vorüber-

gehend im Aufklärungs-Zeitalter vergessen werden, in der Gegenwart steht es wieder frisch und lebendig da[1].

Dasselbe Schicksal theilt mit ihm Pater Martin von Cochem (geb. um 1630 zu Cochem an der Mosel, † 1712), ein gelehrter Kapuziner, der es verstand, die Ergebnisse seiner Forschungen für das Volk genießbar zu machen, daher ein Liebling desselben. Fast alle seine zahlreichen Schriften (‚Baumgarten', ‚Myrrhengarten', ‚Legenden der Heiligen', ‚Leben Jesu und Mariä' [neueste Ausgabe mit Illustrationen, Freiburg 1868], ‚Erklärung des Meßopfers') sind wegen ihres inneren Werthes in unseren Tagen zeitgemäß erneut worden. Er hatte viel von einem Dichter, wie solches außer den poetischen Anmuthungen in den erwähnten Schriften auch ein ihm zugeschriebenes, noch jetzt in der Eifel bekanntes ‚Abschiedslied an die Welt bei seinem Eintritt in's Kloster' bestätigt.

V. Die zweite schlesische Dichterschule und ihr Gegensatz.

So war man nach Opitz'schen Regeln ruhig vorangegangen; was wahr und richtig an diesen Bestrebungen war, die Reinigung der Sprache, das ist trotz stellenweiser Ablenkungen für spätere Tage gerettet worden, das Andere — ‚ist erbärmlich Ding'. Die innere Hohlheit und Lüge einigermaßen zu verdecken, dazu bedurfte es immer neuer Anstrengungen; die Gelahrtheit der Dichtung höher zu schrauben, das war wegen des ersten ungestümen Anlaufs kaum möglich, wohl aber drohte sie stickig zu werden. Eins jedoch ließ sich überbieten, der äußere Schmuck, die ‚durchdringenden, zierenden Beiwörter', freilich ein unechter Schmuck, aber doch durch neuen Brillantschliff und wechselnde Beleuchtung zu erhöhen. Die einzelnen Wörter konnten zu ganzen Bildern und Gleichnissen ausgedehnt, die bunten Farben noch schreiender aufgetragen, die hochgespannten Töne noch erhöht werden. Freilich gibt das hohles Pathos und bombastischen Schwulst — die eine Seite der schlesischen Epigonen, die man unter dem Namen der zweiten schlesischen Dichterschule zusammen zu stellen pflegt. Indem man nun nach Pikantem suchte und die nagelneue Regel fand, daß die Poesie nur zu ergötzen habe, auch

[1] Spee's Trutznachtigall, herausg. v. Brentano. Berlin 1817; von Junkmann und Hüppe (mit Melodien und lesenswerther Einleitung), Coesf. 1841. Güldenes Tugendbuch. Cobl. 1829. — Balde's Opera poetica. Monach. 1729. 8 Bde. Balde carmina lyrica ed. Hipler. Monast. 1856. Auswahl von Orelli, Zürich 1805. Knapp in der Christoterpe 1848. Jacobus Balde v. G. Westermayer. München 1868. Budik, Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des 15.—18. Jahrh. Wien 1827. 3 Bde. — J. Schefflers sämmtl. poetische Werke, herausg. von Rosenthal, Regensburg 1862. 2 Bde. — F. Kern, Schefflers Cherubin. Wandersmann, Leipzig 1866 u. Kritik dazu im Bonner theol. Lit.-Bl. 1867. S. 873 ff.

den schauerlichen sittlichen Ruin der Höfe und ihrer vornehmen Günstlinge vor Augen hatte, entstand das zweite Charakteristikon: Die Vorliebe für das Lüsterne und Obscöne, wobei die erste Errungenschaft in unermüdlichen Bildern und Gleichnissen bald verdecken, bald lüften half. Wie die innere Unwahrheit der Poesie getreulich aushielt, dafür spricht der allerdings mildernde Umstand, daß die Hauptrepräsentanten dieser Schmutzpoesie als persönlich sittliche Männer galten und ganz unbefangen neben den anstößigsten Gedichten geistliche Lieder verfaßten.

Aber nicht überall will der Schwulst gedeihen, nicht jedes Ohr vermag schrille Töne auszuhalten, und da doch nun einmal nach Opitz'schen Lehren und vermittelst des an der Pegnitz gefundenen Nürnberger Trichters Jedermann die Dichtung sollte erlernen können, so sproßte ein dichtes Poetengeschlecht auf, dem Poeterei ein Gewerbe und Zeitvertreib war, und das dem neuschlesischen Schwulst nichts Anderes entgegen zu setzen hatte, als Naturelles d. h. hier Seichtes und Triviales. Solches war immerhin leichter zu liefern als Schwulst, der doch einige Phantasie verlangt. Gelehrsamkeit aber sollte auch beim Naturellen nicht ausgeschlossen sein. Schon die jüngeren Schlesier wandten sich zum Theil in den Mannesjahren zu einer mehr nüchternen Auffassung; weiter gebildet wurde dieselbe dann durch Weise und die Wasserdichter des Nordens. Ein echtes Cliquen- und Beräucherungswesen hatte sich für beide Parteien noch aus der ersten schlesischen Dichterschule erhalten.

Als Haupt der zweiten schlesischen Dichterschule gilt Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, 1618 zu Breslau geboren, von Opitz als frühreifes Talent bewundert, durch Reisen gebildet († 1679). Seine Gedichte, von denen nur ein kleiner Theil bei seinen Lebzeiten erschien, zeigen eine Ueberfülle von Gleichnissen und Bildern nebst Hinneigung zu üppigen Stoffen. Der Abriß eines falschen Freundes z. B. zeigt folgende Verse:

Was ist doch insgemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel, der vergrößt und fälschlich schöner machet,
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte hält,
Ein Wesen, so aus Zorn und bitt'rer Galle lachet,
Ein goldgestrickter Strang, der uns die Gurgel bricht,
Ein Honigwurm, der stets mit süßem Stachel sticht,
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreist,
Ein recht Sirenenweib, das singend uns ertränket ꝛc.

Hoffmannswaldau hatte sich in Bezug auf seine Vorbilder von den steifen Holländern ab und zu den leichtfertigen, phantastischen Italienern hingewandt. Von Classikern mußte ihm der rhetorisirende, bilderreiche, lüsterne Ovid ansprechen. So kam er zur Heroide: Abälard und He-

loise, Karl V. und Barbara von Blomberg, Graf Gleichen und seine zwei Frauen, Heinrich von Braunschweig und Eva Trott, Eginhard und Emma schreiben die sehnsüchtigsten und sinnlichsten Briefe, mit dem größten Aufwand von Ambra, Marzipan, Zibet, Marmor und Alabaster, insbesondere aber von Zucker, aus dem man damals Mund, Worte, Brust und Herz formte.

Daniel Caspar von Lohenstein (1635—83), seinem Vorbilde an Phantasie überlegen, ließ sich durch dessen äußeren Glanz zum Nachahmen und Ueberbieten antreiben. Heroiden, Liebes- und Hochzeitsgedichte stehen in seinen gesammelten Schriften als ‚Rosen', Leichengedichte als ‚Hyacinthen', daneben geistliche Gedichte als ‚Himmelsschlüssel'. Uns kommt die Mischung von Hohem und Gewöhnlichem, der plötzliche Fall der Sprache vom Erhabenen zum Trivialen völlig lächerlich vor, z. B.:

Ja selbst die Zeit wird Braut, die Blumengöttin schmücket
Ihr selbst das Brautgewand, und ihre Kunsthand sticket
Der Tellus grünen Rock mit frischem Rosenschnee
Und weißen Lilien aus. Hier wächset fetter Klee
Auf Hyblens Marmorbrust, dort bücken die Narzissen
Sich zu den Tulpen hin, einander recht zu küssen;
Hier schmilzt das Thränensalz vom rauhen Hyacinth,
Wo die Kristallenbach aus hellen Klippen rinnt.

Damit ist freilich der Gipfel des blühenden Unsinns erstiegen; doch mag es auch bei Heinrich Mühlpfort gelten: ‚Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen, Ist Tugend und Begriff'; er spreizte sich auch in lateinischen Versen, wartete überall mit seinen Poetereien auf und wurde von den Zeitgenossen den Gründern der neuen Dichterschule noch vorgezogen. Daneben hatte er das interessante Unglück, ein böses Weib und übergroßen Durst zu besitzen, wie seine geistreiche Grabschrift bezeugt [1].

Auch bei Hans Aßmann, Freiherr von Abschatz (1646 bis 1690), will sich der Most ganz absurd geberden, gibt zuletzt doch noch 'nen Wein. In Frühgedichten schwülstig und lohensteinisch, ließ er sich von einem richtigen Gefühl und ehrlichem Charakter auf bessere Wege führen. Einige geistliche Lieder schlagen die reinsten Töne an, wie die ‚Ostergedanken': ‚Laßt uns mit den frommen Frauen, Nun der frühe Tag anbricht, Vor erwachtem Sonnenlicht Zu des Herren Grabe schauen'. Zuweilen gelingt auch das leichte Lied, wie eines mit dem Rundreim: ‚Liebe macht, daß ich vergeh.' In patriotischem Sinn läßt er bereits

[1] Neun Wörter und nicht mehr soll dieses Grabmal haben:
Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben.
Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen (Lohenstein, Neumeister, Mühlpfort u. A.) Gedichte. Leipzig 1695. 7 Bde.

einen verfrühten Bardenruf erschallen: ‚Hört, Heldensöhne, mein Bardengetöne, gebt fleißig Acht, was aus dem Haine, drin ich erscheine, wird an euch bracht'; recht wacker ist sein ‚Eisen-Hüttel': ‚Nun ist es Zeit zu wachen, eh' Deutschlands Freiheit stirbt.' Am besten gelingen ihm die kleinen didactischen Gedichte und volksthümlichen Reimsprüche.

Damit uns indeß der neckische Berggeist Rübezahl nicht zu lange in den schlesischen Dichterbergen irrlichtelirend umherführe, wollen wir die weiteren Pfadtreter einfach hier verzeichnen. Da ist Christian Gryphius, des großen Vaters Andreas Gryphius kleinerer Sohn; er führt aus den hohen Wolkenschichten schon in die platte Ebene der Gedankenarmuth. Hans von Assig, in geistlichen Gedichten genießbar, suchte in weltlichen Dichtungen durch platte zuckerkandirte Späße zu wirken. Nicolaus Peucker, Gottlieb Stolle und andere ehrsame Schlesier erkannten bald, daß in rasendem Pathos und blühender Rhetorik mit den großen Meistern doch nicht zu ringen sei. —

Obgleich fast alle bisher aufgeführte Poeten in Verherrlichung der Höfe ihr Möglichstes thaten, so könnte man dennoch neben ihnen noch eine Gruppe von eigentlichen Hofpoeten aussondern; mittelmäßige Talente mit geschmeidigem Devotionsrückgrat, Nachahmer welscher Muster, Pritschmeister in modernisirter Hoflivrée, brachten sie es gern zu Kammerherrn und Hofräthen. Wir könnten hier leider neben Leibnitz die berüchtigte Aurora von Königsmark stellen, die am sächsischen Hofe anräucherte und sich anräuchern ließ; neben Joh. Georg Eccard, einst Leibnitzens Amanuensis, später als Katholik in Diensten des Bischofs von Würzburg, wollen wir den Johann von Besser (1654—1729) erwähnen, der in Berlin sich die Stelle eines Oberceremonienmeisters und den Adel ersang. Und wodurch? Durch Gedichte, in denen nach Leibnitzens Ausdruck das Unanständige mit bescheidenem Anstand dargestellt war (‚Ruhestatt der Liebe'), die aber trotz ihrer Schamlosigkeit von den Prinzessinnen mit Bewunderung gelesen wurden. Der Kurfürst von Sachsen kaufte dem Poeten seine in Sachen des Ceremonienwesens gut bestellte Bibliothek ab, ließ sie ihm jedoch unter der Bedingung, daß er Jemanden in die Tiefen dieser ‚edlen Wissenschaft' einführe. Dazu wurde Ulrich König erwählt, der dann wiederum den armen Günther heranzog. Den konnte man freilich am Hofe nicht gebrauchen.

Alles affectirte Wesen, jede Gespreiztheit war von grünender Jugend an Weisen in der Seele zuwider. Christian Weise (1642—1708) aus Zittau warf schon als leichtfertiger Student, ‚die Sachen so vorbringend, wie sie naturell und ungezwungen sind,' die ‚überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend' auf den Leipziger Markt (1668). Als Rector des Gymnasiums seiner Vaterstadt blieb er der Opposition gegen den Schwulst der Lohensteiner wie gegen die gespreizte Gelehrsamkeit in

Gedichten getreu, aber auch getreu den flach rationalisirenden Meinungen von der Religion und den nüchternen Ansichten von der edlen Dichtkunst, die dahin gingen: ‚sofern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, der muß etliche Nebenstunden mit Verssschreiben zubringen; so kann man seine Affecten vergnügen und sich und andern zur Erholung was aufsetzen.‘ Er will seine ‚Simplicität im Reden‘ behalten; diese ist aber leider das Platte und Triviale. Dem allergewöhnlichsten Realismus huldigt er in drei romanhaften Schriften: Die drei klügsten Leute, die drei ärgsten Narren und der politische Näscher. Das dritte Werk rief eine besondere Literatur hervor. Weise war nämlich zur Zeit Professor der Politik in Weißenfels. Diese edle Wissenschaft war aber bedeutend von Macchiavell's oder Dahlmann's Politik verschieden. Politisch galt damals, wie auch jetzt noch im Volksleben, gleich: weltklug, geschliffen. Für solche Politesse war Weise ein gefundener Mann und warf nun seine Praktiken auch unter das Volk. Sie zündeten. Da folgten nun ein politischer Maulaffe, ein politischer Stockfisch, Bratenwender, Hasenkopf, eine politische Mausefalle und Narrenkappe u. dgl. Diese politische Literatur entspricht der Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts; es ist die Moral der Zeit, die sich geändert hat. Vor hundert Jahren Moral auf dogmatischer, aber dämonisch düsterer Basis, nunmehr Abrichtung des Menschen mit Hinweis auf Vortheil und Nachtheil. Bei Brant und Murner sind die Thoren noch Narren und Gäuche, nach der Reformation vom Teufel Besessene, im 17. Jahrhundert Stockfische und Maulassen.

Natürlich sind die Lieder Weise's nicht gerade in höherem Ton geschrieben, ihr Höchstes ist die Ausführung eines guten Einfalls. So sind die ‚überflüssigen, die reifen, die nothwendigen Gedanken‘, die ‚Tugendlieder, die Trost- und Sterbeandachten‘. Weise hatte die ernstliche Absicht, die ihm anvertraute Jugend zu eigentlichen Dichtern heranzubilden. Warum auch nicht? Der poetische Trichter war ja erfunden, lateinische Poemata so lange in höheren Schulen und Collegien gedichtet, warum nicht auch deutsche? Weise bot in Gedichten, Romanen und Dramen die Muster. So lehnt sich an ihn die Reihe der Wasserpoeten an, die zwar nicht, wie die früheren Gelehrten-Dichter es verlangten, mehr Oel als Wein verbrauchten, aber nun ihrerseits dem unreifen Wein ihrer Poesie durch Wasseraufguß sein Herbes zu nehmen suchten, ohne den Lohenstein'schen Zuckerzusatz zu bedürfen. In dieser verwässerten Manier, die dem durch Rationalismus verschalten protestantischen Kirchenthum genau entsprach, wurde von einem Danziger Rathsherrn Ernst Lange ‚der Psalter auf lutherische Melodeien‘ abgezogen; Friedrich von Derschau verfaßte ‚kurze und einfältige Reimandachten über die sonn- und festtäglichen Evangelien‘. Christoph Fürer von

Heimendorf vermochte es die Gedankenplattheit Weise's mit Lohenstein's Schwulst zu vereinigen und errang dadurch nicht geringes Lob. In Gotha erschienen von einem Immanuel Weber ‚poetische Lustkinder' und dann als Pendant ‚poetische Schmerzenskinder'. Der von Neukirch veranstalteten Sammlung von Gedichten Hoffmannswaldau's und Consorten stellte sich in 6 Bänden eine Poesie der Niedersachsen gegenüber, während die Musen und Grazien in der Mark sich auf dem ‚Frankfurter Helicon zur ersten Assemblée' aufstellten und an der niederländischen Grenze ein Clevischer Musenberg sich erhob.

Mit solch' geistreichen Poeten waren besonders Obersachsen und hier speciell Leipzig und Meißen, sodann die freie Stadt Hamburg gesegnet. Das flache Meißener Land glaubte sich so für längere Zeit zur Heimat deutscher Poesie erhoben; jede Leipziger Messe brachte einen neuen Schub von echt cliquenmäßig ausposaunten Gedichtsammlungen; verächtlich sprachen die Leipziger von den andern deutschen Ländern als Provinzen und lobten ihr klein Paris, das seine Leute bildete. Mit Leipzig buhlte das vergnügungssüchtige Hamburg, es rühmte sich eines Postel, Hunold, Hudemann. Mit Eifer warfen sich hier die poesielosen Reimer auf die Oper. Daneben aber wandten sie sich einer so bezeichneten galanten Dichtkunst zu. Hunold, auch Menantes genannt (1680—1721), verfaßte ‚die allerneueste Manier höflich und galant zu schreiben', dichtete ‚die verliebte und galante Welt' und versuchte sich in ‚galanten, verliebten und satirischen Gedichten'. Ist diese galante Dichtung auch nicht gerade so schmutzig gemein, wie die novelle galanti, die der Italiener Casti bieten durfte, so zeigt doch schon die Wahl, welche Postel für ein Heldengedicht traf, wessen man sich bei ihm versehen mag. Er schrieb ‚die listige Juno, wie solche von Homer im 14. Buch der Ilias abgebildet, mit Anmärkungen erkläret'. Ein mehrmals erneuter ‚satirischer Roman' griff mit ‚lustigen, lächerlichen und galanten Liebesgeschichten' recht tief in die chronique scandaleuse des Hamburger Lebens. Hunold und Postel legten auch für Hoffmannswaldau-Lohenstein eine stumpfe Lanze gegen den noch zu erwähnenden Warnecke ein (‚der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet'). Hudemann, der dritte im Bunde, schickte noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts, bereits durch Gottsched bekehrt, ein Heldengedicht: ‚Der großmüthige Friedrich III. von Dänemark' und ein episches Gedicht ‚Lucifer' in die literarische Welt. Fern von den Hamburgern, im Uebrigen dieselben gerade nicht an poetischer Erfindungsgabe und Adel der Darstellung überbietend, erscheint der sächsische Arzt Triller mit seinem Epos ‚der sächsische Prinzenraub', in welchem einst Gottsched alle Vorzüge eines guten epischen Gedichtes vereinigt zu finden wähnte. —

Wenn weder die Bestrebungen der Schlesier noch die der Wasser-

dichter geeignet sind Freude zu bereiten, so ist es angenehm, am Schlusse der vorliegenden Dichtungsperiode zwei Männern zu begegnen, von denen der eine aufrichtig und angestrengt nach neuen Dichtungsstoffen suchte, der andere ein wahres Dichtertalent, wenn auch ein verliederlichtes, war. Es sind Brockes und Günther.

Barthold Heinrich Brockes, ein Hamburger, durch Reisen gebildet, Mitstifter der teutschliebenden Gesellschaft in seiner Vaterstadt, als Rathsherr im Jahr 1747 gestorben, war allerdings nur ein untergeordnetes Talent. Früher Nachahmer des Italieners Marino, der an Bombast nichts zu wünschen läßt (‚Verdeutschter Bethlehemitischer Kindermord'), wandte er später sich der Betrachtung der Natur zu. Dieser Hingabe an die Natur liegt aber stets die Absicht unter, den Schöpfer derselben zu verherrlichen. Darum heißt sein weitläufiges, neunbändiges, in den ersten Bänden oft aufgelegtes Werk: Irdisches Vergnügen in Gott. Brockes, der alten und der meisten neuen Sprachen kundig, eignete sich von den besten Vorbildern die Detailmalerei an und übte sie allerdings bis zum Ueberdruß aus. Der gestirnte Himmel wie die geringste Blume, das grenzenlose Meer wie das kleinste Thierlein werden da abgeschildert, die Blume bis in ihre Staubgefäße und Zellen mikroskopisch zerfasert, das Thier bis in seine Nerven und Adern anatomisch zerlegt, Alles aber in der jedesmal zum Schluß ausgesprochenen Absicht, die Größe, Weisheit und Liebe Gottes darzulegen. Bei solcher immer gleichen Auffassung und bei der Redseligkeit des Hamburger Rathsherrn ist nun freilich die Poesie oft zu kurz gekommen. Man merkt bald die Absicht und man ist verstimmt. Die beschreibende Ausführung erinnert vielfach an die niederländischen Naturstücke. Brockes' ausgebildeter Geschmack für die Tonkunst ließ ihn bald im Alexandriner den Mangel des musikalischen Elementes empfinden; er mischte ihn daher mit kürzeren Versen; nach dem Vorbilde der in Hamburg blühenden Oper stand ihm bei besonders erhebenden Stoffen die Form der Cantate mit Arie und Recitativ zu Gebote; bescheiden erweist er sich im Gebrauch des Schallnachahmenden und Lautzeichnenden. So haben wir bei ihm hauptsächlich drei der Fortbildung fähige Elemente: Die liebevolle Betrachtung der Natur, die musikalische Behandlung der Sprache, die Hinweisung auf die englische, uns näher stehende Literatur.

Johann Christian Günther, in Leben und Dichten vielfach ein Gegensatz von Brockes, war 1695 zu Striegau in Schlesien geboren. Das Studium der Medizin, für das man ihn bestimmte, war ihm zuwider; sein Drang trieb ihn trotz aller Abmahnungen des Vaters immer wieder zur Poesie. Dieß und eine unglückliche Liebe nahmen ihm allen Halt, und er warf sich maßlos in den Strudel sinnlicher Vergnügungen. Verarmt und verkommen wendet er sich reuevoll an den Vater, aber

die guten Vorsätze sind bald vergessen; überall nehmen sich besonnene Freunde seiner an, die Trunksucht des Schützlings stößt sie alsbald wieder ab. Endlich entzog ihm auch der Vater für immer seine Hand; eine Stellung am sächsischen Hofe verlor er durch den Neid der Höflinge und durch eigene Schuld. Umherschweifend, von Gelegenheitsgedichten sich nährend, erlag er bereits im Jahre 1723 zu Jena seinem traurigen Geschick, wie er es nannte, seiner Charakterlosigkeit, wie man richtiger sagen möchte. Für ihn war der Dichtung Mal ein Fluch, er ist ein Vorläufer des unglücklichen Bürger. Und im wahren Sinne des Wortes ein Dichter: ‚ein entschiedenes Talent begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervor zu bringen; aber er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten,‘ das ist Göthe's Urtheil. Ja, die unglücklichen Lebensverhältnisse Günthers, sein trostloses Ringen nach Versöhnung und Lebensglück, das schmerzliche Andenken an die frohe Jugendzeit bei einem liebevollen, jetzt entfremdeten Vater, die jugendfrische, immer wieder erblühende Hoffnung auf eine endlich herannahende bessere Zukunft, sie geben den Dichtungen eine so rührende Wahrheit und Tiefe, eine so ergreifende Lebendigkeit, daß keiner von den Poeten dieser Zeit nur entfernt an Günther reicht. Er verfaßte das beste Lobgedicht auf Prinz Eugen; der obscure und ebenfalls verliederlichte von Hohendorff wurde für sein bombastisches Gedicht mit Geschenken überhäuft, der arme Günther hatte sich nicht einmal eines Dankschreibens zu erfreuen. Am ergreifendsten sind Günther's Geduld- und Trostlieder, wie: ‚Morgen wird es besser werden, also seufzt mein schwacher Geist‘, oder: ‚Endlich bleibt nicht ewig aus‘. Auch die geistlichen Gedichte, die er bald als Abendlieder, bald als tröstlichen Ausbruch seines Gemüthes nach der Beichte, bald als Seelenschmerz über immer neuen Sündenrückfall zum Himmel emporsandte, sind trotz einiger Anklänge an die Hoffmannswaldau'sche Richtung von großer Innigkeit. Selbst die mehrfach an seinen Vater gerichteten, von Reue und Versöhnungswunsch durchzogenen Gedichte haben guten poetischen Klang. ‚Die Welt erfährt den treuen Sinn, womit ich dir ergeben bin, du magst mich hassen oder lieben‘, so schließt er eins dieser Gedichte. So wird es erklärlich, daß noch zu Klopstock's und Lessing's Zeit Günther's Dichtungen sich erneuter Ausgaben und eines dauernden Beifalls erfreuten. Dafür ist denn bei Günther die Poesie auch nicht mehr die angenehme Beschäftigung, der man einige Nebenstunden widmen mag; seine Dichtung ist die Ausströmung seines reichen, aber allerdings zerrissenen und unglücklichen Gemüthes.

VI. Satire und Epigramm.

‚Aufschriften' hatte der Vater der neuen Verskunst zwar in ziemlicher Anzahl aus fremden Autoren übertragen, auch wohl selbst eine Handvoll hinzu gethan, Alles jedoch in bescheidener, Niemand verletzender Art; für die Satire vollends hatte er gar kein Muster hinterlassen. Schlimm genug für seine Schüler, die daher einstweilen dieses Feld brach liegen ließen. Aber die Satire erschien ungerufen und unangemeldet. Wie hätten die Teutschgesinnten ihren Namen mit Ehren behalten dürfen, wenn sie nicht gegen die Deutschverderber, ‚die à la mode Schreiber und Sprecher, die Windsprecher von Leimstangen' eine Lanze eingelegt hätten? Wie sollte nicht die lächerliche Nachäfferei der Welschen in Kleidung, Sprache und Sitten endlich sogar die bittere Satire derjenigen hervorrufen, die selbst in Vers und Gedicht, doch wie sie meinten mit Selbständigkeit, die Fremden nachahmten? Und dann der lächerliche Purismus eines Corrumpuntius patriae linguae, wie Zesen von seinen Gegnern genannt wurde, die Gesinnungslosigkeit der Gelegenheits- und Gratulationsdichter, schon von Opitz her datirend, die hereinbrechende Sündfluth von Versen, die den Dichterlingen und weiblichen Musen entströmten, der Stolz der Mäcenaten und Gönner, mußten sie nicht endlich den Spott auch der Langsamen im Geiste wach rufen? Und nun noch der Krieg mit seinen Gräueln, mit seinem nachgeschleppten Gefolge von Verwilderung und Unsitte — gewiß es war schwer, sich der Satire zu enthalten.

Der beste Epigrammendichter des Jahrhunderts ist Friedrich von Logau, geboren 1604 zu Brockgut, in Diensten des Herzogs von Brieg, der Verkleinernde (Tadler) bei den Fruchtbringenden, gestorben 1655 zu Liegnitz. Ein ganzer Mann, von tüchtigem Ernst, von tiefem Gemüth, hohem Adel der Gesinnung und Vaterlandsliebe, gab er in seinen Sinngedichten, die nach und nach bis zur Zahl 3533 erschienen, einen getreuen Abdruck seines ganzen Wesens, das in der Lebensnorm sich ausspricht: ‚Leb ich, so leb ich: Dem Herrn herzlich, dem Fürsten treulich, dem Nächsten redlich; Sterb ich, so sterb ich.' Seine Epigramme, die er in den Mußestunden, oft unter den Schmerzen der Gicht, nicht immer nach Opitzens Vers- und Reimregeln ausarbeitete, sind zum Theil rein didactisch, wie etwa: ‚Hoffnung ist ein fester Stab, Und Geduld ein Reisekleid, Da man mit durch Welt und Grab Wandert in die Ewigkeit'; oder:

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein,
Ob aus Langmuth er sich säumet, bringt mit Schärf' er Alles ein.

Aber aus der Tiefe des Gemüthes drang wie abgenöthigt in kurzen Ergüssen die bittere Klage, der herbe Spott über deutsche Entartung, über die Auflösung alter Zucht, über das ruinirende, entsittlichende Sol-

datenwesen, aber auch über die Standesgenossen, den Asteradel, den Papieradel, den Pfennigadel, den Soldatenadel, den Hofschranzenadel. Die Hofluft konnte seine freie Gesinnung nicht zerstören, sie gab ihm nur zu den schärfsten Epigrammen Anlaß. Logau's Epigramme (er nannte sich als Herausgeber Salomo von Golaw) wurden nicht nach Verdienst geachtet, bald vergessen, dann aber im vorigen Jahrhundert von Lessing wieder hervorgezogen, theilweise von Ramler in dessen bekannter Weise überarbeitet, endlich von W. Müller in Auswahl aufgefrischt und sind so, wie sie es verdienen, im Andenken geblieben. Bei Logau findet sich unter Anderem schon der Kästner nachher so hoch angeschriebene Witz: ‚Wer da saget, daß kein Leer Irgendwo zu finden wär, Der hat nicht gesehn so weit In die Beutel unsrer Zeit.'

Hielt sich Logau ziemlich frei von Opitz'schen Einflüssen, so sehen wir in dem eigentlichen Satiriker des Jahrhunderts sogar ein bewußtes Widerstreben, eine ernste Polemik gegen die neue Schule. Die volksthümliche Richtung früherer Zeit im Verein mit der seit hundert Jahren gänzlich zurückgedrängten niederdeutschen Sprache tritt uns noch einmal bei Johann Lauremberg entgegen. Im Jahre 1591 zu Rostock geboren, Professor der Mathematik zu Soroe bis an seinen 1659 erfolgten Tod, legte er sich den Namen Hans Wilmsen L. Rost bei, d. h. Hans Wilhelms Sohn, Lauremberg von Rostock. In seinen reiferen Jahren verfaßte er die viel gelesenen Satiren, herausgegeben unter dem Titel: De nye poleerte Utiopische Bockes-Büdel oder: De veer olde beröhmede Scherz-Gedichte. In vier Abtheilungen handeln dieselben ‚vam itzigen wandel unde maneeren der minschen', sodann ‚van allemodischer klederdracht', weiter ‚van almodischer sprake unde titeln' und endlich ‚van almodischer poesie unde rimen'. Lauremberg stellt sich hier in einen wohlbewußten, vollständigen Gegensatz nicht nur gegen die corrupten Moden und Sitten, sondern auch gegen die Literatur seiner Zeit. Klaren Geistes erkannte er, daß die gelehrte, vom Ausland genährte, inhaltslose, formstolze Poesie auf einem verkehrten Wege wandele; volksthümliche Unterlage und Form will er der Kunstdichtung entgegensetzen. Er ist seiner Zeit in diesem Streben vollständig gescheitert; dem größten Genius wäre es damals kaum besser gegangen. Indeß werden wir weniger den Erfolg, als die Aufrichtigkeit und das gute Recht seines Strebens im Auge behalten müssen, — und dann werden wir noch einmal das naturfrische, volksthümlich-schalkhafte Wesen wieder finden, das den Reineke, Lauremberg's Lieblingsbuch, charakterisirt. Der Satiriker indeß malt in noch kräftigeren, derberen Zügen; trotz der gelehrten, im satirischen Interesse nothwendigen Anspielungen ist seine Sprache durchaus volksthümlich. Literarisch am interessantesten ist begreiflicher Weise das vierte Scherzgedicht; hier hören wir das kräftige Urtheil des Mecklen-

burgers über das Gelegenheitsgedicht, über die Dichterinnen der Zeit (‚van den Deerens, de poetische Windeier leggen, wenn de Broder ene Fruwe hefft kregen') sodann über die neue schwülstige poetische Sprache, von der neuen Verskunst, welche die Silben abmißt, reckt und streckt, bis die rechte Zahl der Versfüße vorhanden ist. Und endlich kommt die Hauptsache, die Vertheidigung des niederdeutschen Dialects, wie er in Mecklenburg, Pommern und Westphalen gesprochen werde. Lauremberg holt hier Alles zusammen, was sich mit Grund vorbringen läßt; besonders wird der Werth des Reineke erhoben, den man sich zermartert habe hochdeutsch zu geben, während dieß Hochdeutsch gegen das Original doch klinge, als ob man einen alten Topf gegen die Wand werfe[1].

Während bei Lauremberg schon der Klang der Sprache die Satire anmeldet und jede Zeile zum Gegensatz und Vorwurf wird, bedurften die Schüler Opitzens einen umständlichen Apparat, ihre Schwingen erlahmten schon bei den Zurüstungen; und da sie eben auch nicht frei von den Krankheiten der Zeit waren, als deren Aerzte sie mit Eisen und Feuer zur Heilung herbeieilten, so bieten sie nebenbei sich selbst mit ihren hochtrabenden Phrasen, ihren gelehrten Geschichten und Pedantereien ebenfalls zum Gelächter dar. Dahin gehört Joh. Michael Moscherosch (1601—69), ein Elsasser, der seine aragonische Ahnenschaft durch das Zurückgreifen auf den Spanier Quevedo auch literarisch verrieth. Er sah den 30jährigen Krieg mit all seinem Schrecken und Unheil; die Fruchtbringende nahm ihn als ‚den Träumenden' auf; denn er gab nach seinem spanischen Vorbilde die ‚Gesichte des Philander von Sittewald' einzeln als ebenso viele prosaische Satiren auf seine Zeitgenossen heraus. Unter verschiedenen Titeln als: Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Todtenheer, Hofschule, à la mode Kehraus, Rentkammer, peinlicher Prozeß, Soldatenleben u. s. w. sucht er Hogarth'sche Bilder zu entwerfen, aber die Farben ermangeln des rechten Lebens, die Figuren der Leichtigkeit, die Gemälde langweilen in ihrer Breite und gespreizten Schulpedanterie. Nur hie und da gelingt ein Bildchen; der Leser kennt vielleicht die von A. von Arnim erneute Erzählung: Philander von Sittewald unter Zigeunern und Soldaten. Sodann zeigen allerdings die später entworfenen Gesichte einen Fortschritt, der vielleicht aus der zunehmenden Bekanntschaft mit Satirikern und Didactikern floß. Waren dem Verfasser ja Reinmar von Zweter und der Windsbeke nicht unbekannt.

Als eigentlicher Satiriker der Opitz'schen Schule galt im Gegensatz zu dem als maßlos und ungeschlacht verschrieenen Lauremberg der Dithmarse Joachim Rachel (1618—69). Gelegenheitsgedichte, wozu natür-

[1] Laurembergs Gedichte sind in der Bibliothek des Stuttgarter literar. Vereins von Lappenberg neu herausgegeben (1861).

lich besonders Hochzeits-Carmina zählten, gestalteten sich bei ihm zur Satire; da läßt sich nun freilich die schneidende Schärfe, die kecke Zeichnung eines Lauremberg nicht erwarten. Die sogenannten Satiren von dem gelehrten Frauenzimmer, von der Kinderzucht, vom Gebet, vom Poeten u. dgl., von denen einige nach Versicherung des Verfassers auf Juvenalischen Stamm gepfropft sein sollen, sind nach Opitz'schen Regeln mit klassischer Gelehrsamkeit verbrämte, möglichst allgemein gehaltene, Scherzgedichte. Aber wie hundert Jahre später Rabener, das abgeblaßte Nachbild Rachel's, als der eigentliche Satiriker gelten mußte, so sah das 17. Jahrhundert in Rachel seinen Persius und Juvenal. In einem Gedicht rückt er dem Zesen'schen Purismus zu Leibe, nach welchem Nas und Ohren, Fuß, Katze und Maus als griechische oder lateinische Wörter auszutilgen seien[1]. Kräftiger, aber auch leichtfertiger wird er in zwei satirischen Gedichten ‚Jungfern-Anatomie' und ‚Jungfern-Lob', die in ironischer Weise den Preis des schönen Geschlechts darstellen.

Logau's epigrammatische Thätigkeit fand einen nicht ungeschickten Nachfolger in dem Toggenburger Johann Grob, der indeß in seinen ‚Aufschriften' mit mehr Absicht und Consequenz satirische Plänkeleien gegen die Zeitgenossen ausführt. Er erinnert den geneigten Leser, er möge sich nicht wundern, daß, was er hier geschrieben, nicht zart ist, sondern hart und ungerieben: ‚es bleibt dabei, ich heiß' und schreibe grob.' Aber doch nicht allzu grob. Wer wird nicht zustimmen, wenn er spöttisch der französischen Briefe und Aufschriften gedenkt, ‚die ein Deutscher einem Deutschen auf dem deutschen Boden sendet,' oder wenn er den langsamen Gang der Gerechtigkeit persiflirt, die hinwiederum den Rechtsuchenden wohl laufen lehrt, wenn er das Gesundheitstrinken verspottet, ‚bei dem man sich selbsten krank säuft'? So und ähnlich ist der Inhalt seiner ‚dichterischen Versuchgabe' und seines ‚poetischen Spazierwäldleins bestehend in vielerlei Ehren-, Lehr-, Scherz- und Strafgedichten'.

Wachler hat zuerst wieder auf einen bedeutenden Satiriker jener Zeit hingewiesen; es ist Joh. Balthasar Schupp (Schuppius) aus Gießen (1610—61), Friedensprediger im Jahr 1648 beim Münster'schen Friedensschluß, später Pastor in Hamburg. Seine volksthümlichen freien Predigten erregten Eifersucht und Neid der Amtsbrüder und Zeloten,

---

[1] Ei Liebste, lasset doch den grauen Murmur gehen,
Nehmt mich in euren Schooß. Der fahle Häckselman
Frißt die getruckte Milch. Neigt eure Lüftleinsfänger
Doch meiner Rede zu, geht zu dem Gleicher hin,
Der Schnauber ist euch schwarz; sonst seid ihr meinem Sinn
Und guten Urtheil nach mit allen Schönheitwaaren
Vollkommlich aufgeputzt von Scheitel und den Haaren
Bis auf die Trittung zu.

und dieß hinwiederum regte in Schupp's kräftiger Natur die satirischen Funken an. Man fand seine Predigtweise unangemessen wegen der eingeflochtenen Schwänke, Anekdoten und populären Gleichnisse, wegen seines rücksichtslosen Eingehens auf die mannigfaltigsten Verhältnisse, die man aus Zartheit nie auf der Kanzel zu berühren pflegte. Schupp, in dem nach Gödeke's Ausdruck die naive Natur des Oberdeutschen mit der schlanken Ausdrucksweise des Niedersachsen verbunden war, beschränkte sich nicht darauf, die gelehrte Schulpedanterie, den leeren Formalismus und hohlen Bombast seiner Collegen an den Pranger des Lächerlichen zu stellen; er griff weiter und zog das Uebel in seinem Ursprung vor sein schonungsloses Gericht. In seinen satirischen Schriften, unter denen sich ‚Salomo oder Regentenspiegel', ‚der Freund in der Noth', vor Allem aber ‚der teutsche Lehrmeister' auszeichnen, begnügt er sich nicht, in der gewürztesten Weise sowohl die Nachäffung des Fremden als die affectirte Deutschthümelei zu verspotten, sondern echt didactisch gibt er Rathschläge zur Ausrottung. Er will vor allen Dingen einen praktischen, von aller Schulfuchserei gänzlich freien Unterricht; freilich weiß er gar wohl, daß ‚man den Schulbedienten jetzund Zeißgen-Futter und Esels-Arbeit auflegt'. Selbst solchen lehrhaften Excursen fehlt nicht die muntere, sarkastische Darstellung, nicht die Würze der treffenden Anekdoten. Und so erinnert Schupp in seinen origineilen Predigten an den etwas späteren Pfarrer Jobst Sackmann in Limmer bei Hannover, in seinem ganzen Wesen aber an ein freilich größeres Original, das uns nach Süddeutschland führt.

Das ist Pater Abraham a Sancta Clara. Geboren als Ulrich Megerle zu Krehenheinstetten in Württemberg (1644), trat er 1660 in den Augustiner-Orden und nahm den Namen an, unter welchem er durch seine zahlreichen witzigen Schriften, wie durch den dichten Sagenkreis von erlebten Anekdoten wohl bekannt geworden ist. Vierzig Jahre lang war er Hofprediger in Wien; und wenn auch in ganz anderer Weise als Bossuet, Massillon, Bourdaloue, ist sein Andenken doch nicht bloß in Oesterreich frisch geblieben. Pater Abraham starb 1709. Süddeutschland war zu seinem Glück von der Opitzischen Strömung ziemlich verschont geblieben. Hier hatte sich nicht die tiefe Kluft zwischen Volk und Gelehrten aufgethan. Darum war in Pater Abraham noch die gelungene Mischung eines Volksmannes mit dem Gelehrten möglich. Neben der reichen Erfahrung eines geübten Beobachters steht die vielseitige Belesenheit des Mönchs, der nicht minder ein polirter Weltmann war; der Ernst des Klosters und der Kanzel liegt fast verborgen unter der Hülle des frischen, schalkhaften süddeutschen Volkshumors; die volksthümliche Lebendigkeit und Naivetät der Erzählung, des Schwanks und der Anekdote, die dem Volke abgelauschte Manier in halb treffenden, halb spielenden Gleichnissen eine Wahrheit plastisch darzustellen, vereinigen

sich bei Pater Abraham mit der Kunst des Wortspiels, in der bis in die neuesten Zeiten kaum Einer ihm gleich gekommen ist, so wie mit der außerordentlichen Gewandtheit, durch Spannung, Hinhaltung und plötzliche Ueberraschung Effect hervorzubringen. Damit stimmt die Sprache; es ist die Sprache des Volks, dem seine Predigten galten, frisch, lebendig, anschaulich, reich an den mannigfaltigsten Wendungen, unerschöpflich in kräftigen, oft neu gebildeten, oft aus den Dialecten genommenen Ausdrücken. Diese letzteren Provinzialismen stören übrigens den Genuß so wenig, daß sie vielmehr wie die lateinischen Einschiebsel zum Wesen dieser Sprache zu gehören scheinen. Die neuere Zeit hat die merkwürdige Erscheinung des Paters einer gerechteren Würdigung näher gebracht. Bereits Schiller sah in ihm nicht mehr den Possenreißer, sondern ‚ein prächtiges Original', er hat aus Abraham's Heerpredigten gegen die Türken die originellsten Gedanken und Witze herausgehoben und so seinen Kapuziner in Wallenstein's Lager erhalten. Während Gervinus geringschätzig es als hinlänglich betrachtet, ‚seine Werke zu durchblättern als eine Fundgrube für Schnurrpfeifereien,' ist das Urtheil des strengen Th. Mundt günstiger und im Ganzen erschöpfend: ‚Er kannte die Welt, die Verhältnisse, das Volk, die Großen, und seine Darstellung legt mit ihren tausendfältigen Anspielungen, Gleichnissen und Beobachtungen das merkwürdigste Zeugniß dafür ab, aber er kleidete Alles so abenteuerlich in die Hanswursttracht, und setzte ihm die Schellenkappe auf, wodurch oft seine schönsten Gedanken wieder in eine burleske Phantasmagorie zerrinnen. Seine Sprache ist ein Tummelplatz aller Elemente dieser Zeit, ein wirres Schneeflockengewühl von Wörtern und Bildern, ein tumultuarisches Lager mit wildem Soldatenlärm, romantischen Waldhornklängen, Kapuzinerweisheit und Marketenderwitzen und hinter allem durcheinander schmetternden Getöse oft ein zartes, liebliches Gemüth verborgen.' Wie Pater Abraham mit reicher Phantasie seine Darstellungen gestaltet, so weiß er auch Verse zu reimen, die bald priamelmäßig daherschreiten, bald epigrammatisch kurz und lehrhaft auftreten, meistens aber in der Gesellschaft ihrer Zeitgenossen sich durchaus nicht zu schämen brauchen. Nur thut der Pater in der Freude an witzigen Wendungen leicht des Guten zu viel, und — wie es bei seinen zahlreichen Werken kaum anders sein kann, — er wiederholt sich; daher wird man sich durchweg mit der Lektüre *eines* größeren Werkes von ihm begnügen. Das Bildniß des Paters sticht zu seinem Vortheil auffallend von den Zügen all seiner literarischen Zeitgenossen ab, so daß es gar nicht in das Perücken-Jahrhundert zu gehören scheint.

Von Abraham's Schriften ist am bekanntesten ‚*Judas der Erzschelm* für ehrliche Leuth oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des Iscariothischen Böswichts', zuerst gedruckt in Salzburg (1689 ff.)

und dann noch in zahlreichen Auflagen. Diese Lebensbeschreibung besteht eigentlich in einem großen Cyklus von Predigten über alle möglichen Gegenstände, der sich durch stete Einmischung von Legenden, Sagen, Schwänken zu einem bunten Roman gestaltet. Der leichtfertigen Kaiserstadt hat er als ‚Merk's Wien!' und ‚Lösch Wien!' zwei kräftige Denkzettel angeheftet. Unter dem Titel: ‚Auf, auf ihr Christen!' erschienen die bereits erwähnten Heerpredigten gegen die Türken. Nach seinem Tod wurden noch mehrere seiner witzreichen Schriften edirt. In unserer Zeit sind P. Abraham's Werke zweimal in einer Auswahl, sodann zu Passau vollständig wieder abgedruckt worden [1]. — Sein talentvollster Nachahmer war Albert Joseph Conlin, Pfarrer zu Monning im Rieß zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Von ihm rührt her: ‚Der christliche Weltweise, beweinend die Thorheit der neu entdeckten Narrenwelt, welcher die in diesem Buch befindliche Narren ziemlich durch die Hechel zieht' (Augsburg 1708). Er durchhechelt allerdings so ziemlich alle Stände und Verhältnisse.

Endlich haben wir noch einige Persönlichkeiten zu besprechen, die als Satiriker einen Gegensatz zu der zweiten schlesischen Poetenschule bilden. Da ist zuerst Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz (1654—99), Berlin durch Geburt wie durch seinen Posten als kurfürstlicher Kammerherr angehörig, gewandt als Legations- und Staatsrath, begabt mit geselligem Talent. Dem Schwulst der Schlesier hatte er übrigens nichts Weiteres als Verständlichkeit, Kenntniß und treue Nachahmung des Boileau und eine gewisse, durch lange Uebung errungene Fertigkeit in Vers und Reim entgegen zu setzen. Seine besten Gedanken entnahm er dem Horaz, dem Juvenal und seinem unerreichbaren Boileau. Die hohe Stellung des Satirikers verschaffte den nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten, nach Canitzens Tode unter dem Titel ‚Nebenstunden unterschiedener Gedichte' herausgegebenen Dichtungen den wenig verdienten, aber lange dauernden Beifall der Epigonen.

Benjamin Neukirch (1665—1729), ein Schlesier, der aber zunächst in Berlin, sodann als Hofrath und Erzieher des Erbprinzen zu Anspach sich aufhielt, wandte sich, angeekelt von Hoffmannswaldau's Bombast und Zweideutigkeiten, zur natürlichen Einfachheit zurück. Welche Verlegenheit um dichterischen Stoff damals herrschte, das zeigt uns Neukirch's ernstlich verfochtene Ansicht, daß Fenelon's Telemach ein wahres Epos sei, und sein ebenso ernstlich ausgeführtes Unternehmen, die Begebenheiten des ‚Prinzen von Ithaka' in deutsche Verse zu bringen (Anspach 1727). Was blieb da übrig, als Satiren zu schreiben? Neukirch

[1] Th. G. v. Karajan, Abraham a Sancta Clara. Wien 1867. — J. B. Schuppius v. Aler. Vial. Mainz 1857.

stellt in Alexandrinern das Verderben der Dichtkunst dar; so gesunken sei der Geschmack der Deutschen, daß ‚ein halb mit Pickelscherz vermengtes Operettchen, ein stinkender Roman von rasenden Chrysettchen, ein rohes Trauerspiel, in dem die Regeln fehlen, ein Brief, den Adam schon der Eva zugesandt, oder ein kreissendes Sonett' als Meisterstücke gepriesen würden.

Neben Logau mag endlich als beachtenswerther Epigrammatiker Christian Wernicke (eigentlich Warnecke) genannt werden, der lange am Mecklenburger Hofe lebte, verschiedene Länder bereiste, in Hamburg mit den dortigen Literaten sich verfeindete und im dänischen Staatsdienst starb (1710). Seine Epigramme entstanden zunächst aus einem Wetteifer mit den Lateinern, die sein Lehrer, der Polyhistor Morhof, für unerreichbar in gedrungener Kürze erklärt hatte. Der scharfe Tadel gegen die Lohensteiner hatte Posteln ein derbes Sonett gegen Wernicke eingegeben. Dieser antwortete mit dem ‚Heldengedichte Hans Sachs', in welchem Hans Sachs als Vertreter aller schlechten Reimer den Stelpo (Postel) zu seinem Nachfolger erwählt, der dann auf dem Hamburger Gänsemarkt feierlich gekrönt werden soll. Mit Hunold gerieth Warnecke in heftigen Streit und wurde von diesem als ‚der thörichte Pritschmeister', als ‚Weckenarr' und ‚Narrweck' dem Spott des Publikums preisgegeben. Unter Warnecke's Epigrammen sind einzelne recht treffende, wie das ‚von gewissen Gedichten':

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? Geschickt.
Die Wort? In Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

Einen schlechten Sonettisten höhnt er durch ein kleines Gedicht, dessen letzte Zeilen sind: ‚Er schließt durch ein grob Wort sein dunkeles Gedicht Und spritzt die Feder aus dem Leser ins Gesicht.' Bekannt ist auch sein Epigramm über den Gegensatz deutscher Kaisermacht mit der Umständlichkeit eines Reichstages und der französischen Devise: Car tel est notre plaisir. —

VII. Drama.

Das Trauerspiel war in Deutschland von den Brettern herunter gestiegen in das wirkliche Leben; dreißig Jahre hindurch walteten Krieg, Todtschlag, Brand, Plünderung, Klagen und Seufzen — Alles Gegenstände, die nach Opitz zu einer wahren Tragödie gehören — in reichem Maße. Damit aber war Wohlstand und geruhsames Leben niedergetreten, zwei Dinge, die für die Entwicklung des Theaters unumgängliche Erfordernisse sind. Denn das Drama ist wie der Höhepunkt, so auch der Luxus der Poesie. Ebenso schlimm war das Zerreißen aller Fäden, die zu einer besseren Vergangenheit zurückführten. Die Gelehrten führten auch das Schauspiel in die ausländische Schule, dressirten es nach

der jeweiligen neuen Stimmung und führten es durch alle jene unglücklichen Phasen hindurch, die wir bereits dargelegt haben. Schaffende Kräfte, wenn wir etwa Gryphius abziehen, hat diese Zeit nicht aufzuweisen.

Daß die volksthümliche Schaubühne noch nicht ganz untergegangen war, dafür zeugen die gelegentlichen Notizen über Aufführungen dieser Art. So lesen wir von theatralischen Vorstellungen, ‚welche im siebenzehnten Seculo über das gottlose Leben und jämmerlichen Untergang des Dr. Faust sowohl in Städten als auch auf dem Lande aufgeführt wurden, um dadurch denen Leuten eine Furcht und Schrecken vor der Hölle einzujagen.' Die noch junge, aber jedenfalls für das Theater sehr ergiebige Faustsage muß in mehreren Bearbeitungen vorhanden gewesen sein. Einfluß der sogenannten englischen Komödianten ist auch bei der Volksbühne sichtbar; der Hanswurst ist eine obligate Figur geworden und travestirt in roher, doch zuweilen recht ergötzlicher Weise die vorhergehenden ernsten Scenen, nur selten in die Entwicklung des Stückes eingreifend. Die Lieblingsstücke der englischen Komödianten erfreuten sich bis zum Jahre 1670 neuer Auflagen, ein Beweis, daß auch dieses halb volksthümliche Drama noch in der Gunst des Publikums stand.

Auch das geistliche Schauspiel versuchte noch einen schwachen Anlauf. In den Nürnberger Kirchen trug Johann Klaj Scenen aus Christi Leben singend und recitirend vor. Bei ‚hochansehnlicher, volkreicher Versammlung' wurden das Leiden des Herrn, seine Auferstehung ‚nebst darauf erfolgter sichtbarer Ausgießung des hl. Geistes' ohne eigentlichen Dialog, aber mit untermischten Chören dargestellt. Auch von Anderen wurde die Passion dramatisirt, hie und da in's alte Testament, auf Simson oder Abraham zurück gegriffen. Aber die frühere Unbefangenheit, die zur Darstellung von Mysterien unumgänglich nothwendig erscheint, war bereits dahin, die Schaubühne der Kirche entfremdet und durch keine Bemühung ihr wieder näher zu bringen.

Da nahmen sich denn die Gelehrten der Sache an und suchten ihrerseits die Regeln der griechischen und lateinischen Compendien zur Anwendung zu bringen oder holten die Schablone des französischen und niederländischen Dramas herüber. Professoren und Pastoren wurden auch jetzt noch nicht müde, Schulkomödien mit steifem Gang und in noch steiferen Versen, mit biblischem, historischem, allegorischem Inhalt abzufassen und durch ihre Schüler zur Abhaspelung zu bringen. In Leipzig wurden Studenten-Komödien, an anderen Orten sogar Kinder-Komödien aufgeführt; aber zu solch' magerem Genuß ließ sich die schaulustige Menge bald nicht mehr herbei, sie wollte kräftigere Kost.

Da klingt doch schon der Titel eines im Jahre 1632 gedruckten Dramas nach der einen Seite erhebend genug: ‚Schwedische Comödia, in welcher zu ersehen, wie die heylige Jungfraw Confessio Augustana

genannt, von der Babylonischen H... im Römischen Reich feindlich durchächtet und allerdings vberwaltiget, aber durch den thewersten Helden König Gustavum Adolphum in Flor und Aufnam widerumb gebracht worden,' oder ‚Irenaromachia, d. i. eine Tragico-Comödia von Krieg und Frieden sampt einem lustigen Pauren-Auffzuge.' Die deutschen Höfe bezeugten auch der dramatischen Poesie ihre Gunst, und so mußte denn auch in diesem Zweige die Gelegenheitsdichterei um sich greifen. Serenissimi Hochzeitfest und Beilager, des durchläuchtigsten Prinzen Kindtaufe, des hochmögenden Herren oder der wohlgünstigen Frauen Geburtsfest boten willkommene Gelegenheit, prachtvolle Aufzüge, heitere Scenen, musikalische Produktionen an langem losen Faden aneinander zu reihen. Zum Beilager des Landgrafen Georg zu Hessen und der Fürstin Sophia Eleonore hatte Opitz sein Singspiel Daphne ‚mehrentheils auß eigener erfindung geschrieben (d. h. aus dem Italienischen bearbeitet, wie man es jetzt heißt) und durch Heinr. Schützen, churfürstlich sächsischen Capellmeister, musicalisch in den Schawplatz bringen lassen' (1627). Zum ‚glückseligsten Geburtstag der großmächtigsten Fürstin und Frawen Mariä, Römische Käiserin, Ertzhertzogin zu Oesterreich' wurde die zuerst in italienischer Sprache aufgesetzte ‚Comödia Ariadne, die von Theseo verlassene vnd hernach dem Gotte Baccho verheyrathete, von den Kaiserl. Musicis den 18. August Anno 1641 repräsentirt.' Hier sind bereits komische Auftritte eingeflochten zwischen ‚Parasitus und Dellerschlecker', zwischen ‚ungeschicktem Doktor und Pedant'. An anderer Stelle wurde ‚der Frygier Aeneas aufgeführt, wie er bei der liebsäligsten Deutschinne in beruheter annämligkeit befridet worden.' Der Titel verräth schon, zu welcher Schule der Dichter sich bekannte.

An der Pegnitz entstanden die Schäfereien, aufgeführt von Schäfern in Perrücken und Schäferinnen im Reifrock. Die Nürnberger glaubten darin eine dritte Gattung des Drama's zu besitzen, dessen Personen aus dem bäurischen Nährstand zu nehmen seien, während das Freuden- und Lustspiel dem bürgerlichen Mehrstand, das Trauerspiel dem fürstlichen Ehrstand entsprächen. Damit indeß solche Spiele nicht gar zu schafmäßig langweilig würden, schaltete man auch komische Scenen ein; so findet sich in der ‚Schäferei von der Liebe Daphnis und Chrysilla eine Waldkomödie' von einem Schafdiebe. An den Höfen, die durch solche Schäferspiele sich wohl gelegentlich mit dem ‚Nährstande' in etwa vertraut machten, gedieh aber besser eine verwandte Gattung: die allegorischen Festspiele. Sie kommen meistens darin überein, daß der dürftige Inhalt durch eine Menge von stummen und sprechenden Personen, durch eine ganze Reihe allegorischer, oft durchaus überflüssiger Gestalten und durch reichliche Dekorationen aufgemutzt werden soll. Simon Dach verfaßte zur Jubelfeier der Universität Königsberg ein Fest-

spiel ‚Sorbuisa' (Preußen), wie selbige von ‚Wustlieb' (der Barbarei) und ‚Wurschkaytes' (der einen durch Zanksucht bekannten Rektor der Universität darstellen soll) glücklich befreit wird. Der lang ersehnte Friede bot für solche Festspiele reichen Stoff. Joh. Rist gab ein ‚Friedewünschendes' und ein ‚Friedejauchzendes Teutschland' mit Tänzen, Gastmählern, Zwischenspielen, Engeln und Göttern; Sigmund von Birken braucht noch größeren Apparat zu seinem ‚Teutschen Kriegs-Ab- und Friedens-Einzug'. Da will die Göttin Eris einen Apfel mit der Aufschrift: ‚dem Stärksten' in das friedejauchzende Deutschland werfen, die Eintracht aber ringt sie zu Boden, Friede und Gerechtigkeit schleppen sie ‚in ein Feuerwerkschloß, allda sie unter den Mittelthurm gesetzt und zuletzt mitverbrannt wird.' Ein Soldat maccaronisirt mißmuthig über den Frieden, ein Schäfer erfreut sich desselben, Mars nimmt Urlaub von Deutschland, Venus und Kupido ziehen freudig ein. Ein Feuerwerk wird verbrannt und ‚so nimmt dieses Freudenmahl mit unersinlicher Lust ein ergetzliches Ende'. Im Jahre 1651 wurde bereits in Nürnberg recht preislich von einem jungen Baron und 21 jungen Patriciern die Margenis dargestellt, in der ebenfalls die ‚Geschichte von damaligem teutschem Frieden als der Kern in der Schale verborgen lag'. Nebenbei sei das ‚geistliche Lustspiel von Knorr von Rosenroth, welches die Vermählung Christi mit der Seelen sinnbildlich darstellt', hier noch erwähnt. Mit diesen Festspielen sind die später hervortretenden sogenannten Wirthschaften verwandt. Als die Oper an den fürstlichen Höfen Eingang gefunden, jedoch die Lust nach eigener Bethätigung bei den hohen Herrschaften nicht total verdrängt hatte, dazu auch wegen der großen Kosten nur selten zur Aufführung kommen konnte, wurden gelegentlich kleinere Aufzüge, allegorisirte Witze, höfische Anekdoten in Maskeraden aufgeführt. Die Hofdichter lieferten den Text, der um jene Zeit (es ist die Periode der zweiten schlesischen Dichterschule) nicht gar zu sauber ist; die hohen Herrschaften stellten wohl selbst mythologische, historische, allegorische Gestalten in strahlendem Kostüm dar. Geringe Rollen fielen für die Höflinge ab; Leibnitz soll bei einer solchen ‚Wirthschaft' in Charlottenburg einen marktschreierischen Quacksalber gespielt haben.

Die Prachtliebe der Höfe cultivirte die Oper, die bald Alles zusammendrängen mußte, was ein fürstliches Ohr ergötzen, ein an Pracht gewöhntes Auge entzücken konnte. Daher durften die glänzenden Dekorationen, die überraschendsten Knalleffekte nicht fehlen, rauschende Musik mußte den poetischen Blödsinn genießbar machen, daneben aber auch possenhafte und unfläthige Hanswurstiaden die pikante Sauce liefern. Der arme Dichter hatte also nach den Bedürfnissen des Componisten, des Decorationsmalers, des fürstlichen Tanzmeisters, des Maschinisten und Gott weiß wie vieler anderer höfischer Angestellten sich zu richten.

Die ungemessene Pracht bewirkte, daß z. B. am Wiener Hofe jährlich nur zwei Opern gespielt wurden, weil man jede durchschnittlich auf 60,000 Gulden anschlagen durfte. Christian Dedekind, ein kursächsischer Steuerkassirer und kaiserlicher gekrönter Poet, von seinen Freunden wohl Christi Dudelkind genannt, schrieb geistliche Schauspiele ‚bekwehmet zur Musik' (1670), die Kapellmeister Bernhard in Dresden componirte. In seinem ‚Himmel auf Erden, das ist Gott als Mensch' stehen Apoll und Pythia an Christi Krippe, während in dem ‚sterbenden Jesus' Judas auf der Bühne sich zu erhängen und zu zerplatzen hat, damit dann Satan unter Ariengesang die Eingeweide desselben in einen Korb sammle; der ‚siegende Jesus' desselben Dichters ist ein spektakelhaftes Freudenspiel, bei dem die Teufel in offener Hölle fürchterliche Arien zu singen haben (das Stück stellt nämlich auch die Höllenfahrt Christi vor).

Die berufenen Haupt- und Staats-Actionen waren Stücke, die bei wichtigen Staatsangelegenheiten gegeben wurden, als welche damals Friedensschlüsse, aber auch fürstliche Hochzeiten wegen hochwichtiger politischer Conjuncturen anzusehen waren. Wandernde Komödianten, vielleicht Epigonen der mehrerwähnten englischen Schauspieler, zeigten ihre Künste. Lustige Auftritte durchkreuzten zum Ergötzen der hohen Zuschauer die ernsten Anlagen, Pickelhäring und Hanswurst drängten sich dann statt der alten komischen Figuren ein. Die Verfasser dieser Staats-Actionen sind meistens unbekannt geblieben, da diese von den Directoren der Komödiantengesellschaften nicht durch Druck gemein gemacht wurden. Schauspiele in alleinigem Besitz zu haben, das war gewiß kein geringer Erwerbstitel. So mögen uns denn auch vielleicht nicht die besten von diesen Staats-Actionen erhalten sein [1].

Als der hauptsächlichste dramatische Dichter dieser Zeit führt uns Andreas Gryphius mit seinen Tragödien in das Gelehrten-Drama ein, während seine viel bedeutsameren Lustspiele bei der volksthümlichen Bühne wieder anzuknüpfen scheinen. Gryphius war zu Glogau im Todesjahre Shakspeare's, 1616, geboren, sein Vater verendete an Gift, ein Stiefvater verkürzte ihm sein Erbtheil, trübes Geschick verdüsterte seine Jugend. Der 30jährige Völkerkrieg aber verschaffte ihm eine umfassende Sprachenkunde, der Nachlaß eines Wohlthäters die Mittel zu einer niederländischen Reise; Krankheit und Todesgefahr hielt ihn in schwermüthiger Stimmung, aus der seine ernsten Lieder hervorgingen. In seiner Heimat fand er endlich die ersehnte Ruhe von seinen selbstquälerischen Gedanken (1664). Gryphius nahm den großen Niederländer Vondel zum Vorbilde, aber auch den größeren Briten muß er gekannt haben. Die Anlehnung an Vondel, dessen ‚Gibeoniter' er in's Deutsche übertrug,

[1] K. Weiß, die Wiener Haupt- und Staats-Actionen. Wien 1854.

schmiedet ihn in die harten Regeln von den bewußten Einheiten. Beschränkt auf 24 Stunden für alle scenischen Begebenheiten des Dramas, muß er wichtige Begebenheiten als Erzählungen einfügen, die Lücken aber füllt er durch breite Betrachtungen und Monologe aus, die weniger zur Charakteristik der handelnden Personen, als des Tragöden dienen. So schwillt der dramatische Effect für den Schlußact zusammen, in dem Ungeheuerliches und Gräßliches sich anhäuft. Die Einführung der Chöre, hier ‚Reyen' genannt, nach Vorgang der Muster Seneca und Vondel, kann die Tragödie nicht heben, denn der Chor steht, wie bei den Vorgängern, außerhalb der Handlung; noch mißlicher sind die Gestalten für denselben gewählt; daß es zuweilen Geister sind, möchte noch hingehen, aber Allegorien wie den Tod, die Liebe, die Tugenden, oder gar bei einem historischen und fast noch der Gegenwart angehörigen Stücke wie Karl Stuart die Sirenen als Choristen auftreten zu lassen, erscheint uns durchaus mißlungen und geschmacklos. Die düsteren Mißgeschicke des eigenen Lebens, die unbesiegbare Melancholie seiner Jugend- und Mannesjahre, vielleicht auch die trostlose Leichenschau des zertretenen Vaterlandes mögen die Auffassung unseres Tragöden dahin geleitet haben, daß er nicht das gewaltige Schicksal zeichnete, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, sondern das verzweifelnde, thatenlos im Schicksal vergehende Leiden. Und im Ausdruck schreitet der Dichter rhetorisch und übertreibend auf Stelzen, die später Lohenstein geerbt hat. So rast er in seinem ‚Leo Armenius oder Fürstenmord', in der christlichen Martyrin ‚Katharina von Georgien', im ‚Carolus Stuardus', in ‚Cardenio und Celinde'. Den letzten Stoff haben Achim von Arnim und Immermann einer neuen Bearbeitung werth gefunden.

Gryphius' Lustspiele sind als die bedeutendsten dramatischen Erzeugnisse dieser Zeit hinzustellen. Sie zeigen innere Wahrheit, bestimmt fortschreitende Handlung, Mannigfaltigkeit und glückliche Entwicklung der Charaktere und angemessene, volksthümliche Sprache. Die ‚Absurda comica oder Herr Peter Squenz, ein Schimpfspiel' stellt sich zwar zunächst geradezu als eine Satire gegen die Volksschauspiele dar (Handwerker geben wie in Shakspeare's Sommernachtstraum ein abgeschmacktes Schauspiel zum Besten), aber wie unbewußt benutzt der Dichter selbst für sein Stück alles Brauchbare, was die alte Volksbühne bot, und auch die lächerliche Kleinstädterei, die Pedanterie und Titelsucht der Gelehrten, die Nachäfferei des Auslandes entgehen den verdienten Hieben nicht. Auch der ‚Horribilicribrifax oder der wehlende Liebhaber' ist von großer komischer Kraft, die sich hier hauptsächlich gegen die bramarbasirenden Prahlhänse, die ehrlosen Betrüger und zuchtlosen Landstörzerinnen wendet. Die Sprachmengerei ist bis zum Aeußersten getrieben, der Schulmeister Sempronius mischt lateinische und deutsche Brocken, Hauptmann

Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wusthausen bricht italienischen Wörtern anstatt dem Gegner den Hals, Kapitän Daridiridatumtarides Windbrecher von Tausendmord spricht halb französisch, Jud Issaschar hat neben seinen Nationallauten auch noch holländische Redensarten. Aber eben dadurch schießt der Dichter, weil er nicht das rechte Maß inne zu halten weiß, über das Ziel hinaus, indem er nicht bedenkt, daß solche Figuren wie im Leben selbst, so auch auf der Bühne, bei längerem Anschauen albern und langweilig werden. Shakspeare hat in seinen ‚lustigen Weibern' sich gewiß von einem richtigeren Gefühl leiten lassen. Ein drittes Lustspiel, ‚die geliebte Dornrose', ist mit einem Singspiel ‚das verliebte Gespenst' zu einem seltsamen Ganzen zusammengefügt. Durch dieses Mischspiel wurde die Hochzeitsfeier des Herzogs Georg von Liegnitz verherrlicht (1660). Nach jedem Act des in Alexandrinern abgefaßten Singspiels folgte ein Aufzug des ländlichen Lustspiels, bis zum Schluß die ‚Reyen der Verliebten' aus dem vornehmen Spiel mit den ‚Reyen der Bauern' aus der Dornrose sich zum Hochzeitsgesang vereinigten. Die Personen in dem bäurischen Lustspiel sind mit ganz besonderer Vorliebe durchgeführt, ihre Sprache ist der schlesische Dialect; nur die Dornrose und der Amtmann von Hohen-Sinnen reden ihr Hochdeutsch, erstere in natürlicher Schlichtheit, letzterer mit affectirter Geschraubtheit.

Von den übrigen Dramatikern mögen Joh. Riemer, Superintendent von Hildesheim, der einige Lustspiele und eine Tragikomödie ‚der tyrannische Großvater' schrieb, sodann Caspar Stieler, bekannter unter dem Namen des Spaten, endlich Christoph Adolf Negelein (Celadon), der, zur katholischen Kirche übergetreten, die Leitung der deutschen Oper zu Wien übernahm, ‚während die Ehre der lateinischen Comödie denen Herren Patribus Jesuitis und die italienische Oper dem Welschen Donatus Cupeda reservirt blieb,' hier im Vorbeigehen verzeichnet sein.

Der Tragöde der zweiten schlesischen Dichterschule ist Lohenstein. Er hat von Gryphius sich die Ungeheuerlichkeiten des Inhalts und das Hochtrabende der Sprache als Erbe ausersehen, sodann Beides bis zum abschreckenden Extrem ausgebildet und die Zugabe einer geschmacklosen Gelehrsamkeit hinzu gethan. Stoffe aus der gräuelreichen römischen Kaisergeschichte und dem blutigen Türkenthum haben ihn daher besonders angezogen. Seine erste Tragödie Cleopatra nimmt bei manchen unzweifelhaften Vorzügen und echt dichterischen Stellen schon einen Anlauf zum Unnatürlichen und Gräßlichen. Schüler des Breslauer Elisabethanums brachten sie im Jahr 1661 zur Aufführung. In der Agrippina kommen zu den blutigen Scenen noch die in widerlicher Breite vorgeführten unnatürlichen Unzuchtsgräuel. War bis dahin Einzelnes wenigstens den Augen der Zuschauer entrückt und nur durch Erzählung ein Schrecken für das Gehör, so verlegt die Epicharis mit grausamem

Vergnügen alles Widrige auf die Bühne selbst; Verschworene trinken unter gräulichen Flüchen einander Blut zu, auf der Schaubühne wird gefoltert, geköpft, zerrissen, Zungen werden ausgerissen, Adern zerschnitten, und die Atilla nackt bis zur Ohnmacht gepeitscht. Ibrahim Bassa, dem Dichter bereits ‚im 15. Jahre seines Alters aus der lehrbegierigen Feder gewachsen', aber erst später wieder aufgefunden, zeigt, daß der Verfasser in seinen späteren Stücken in Bezug auf dramatische Kunst keine Fortschritte gemacht, sofern wir das Stück in seiner ursprünglichen Form besitzen; doch auch hier bricht schon der Wortschwall durch mit seinen: ‚Ach, des Achs! Der laue Brunn der dürren Adern schwellt den Jäscht der Purpurfluth! Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!' Die Sophonisbe leidet am wenigsten an diesen Mängeln, die unverkennbar zeigen, daß ‚der natürliche Büffellaut der Pöbelkomödie noch unschuldiger und erträglicher ist als dieser prätensiöse Kanibalismus'.

Dem hohen Kothurnschritt Lohenstein's mit seinen Ungeheuerlichkeiten machte der Zittauer Rector Weise ein Ende. Trotz seiner Professur ein geschworener Feind alles Steifen, wollte er auch das Drama von dem Aristotelischen Schnürleib befreien, wollte ‚bei seiner Freiheit bleiben und jede Person nach ihrem Naturell reden lassen'. Eigenmächtig verbannte er daher auch auf dem Gebiete der Tragödie den Vers, freilich ein bedenklicheres Unternehmen als die Verwerfung der unnützen Chöre oder Reyen und als die Einmischung von komischen Scenen. Die lustige Person hielt er für eine nöthige Zugabe, da ja auch die leichtfertigen Sklaven des antiken Drama's nichts anderes gewesen seien als leibhaftige Pickelhäringe, und die satirischen oder klugen Bemerkungen der Zuschauer während des Spiels doch ein Organ haben müßten. Aber Weise wurde durch die Leichtigkeit seines Talents von der rechten Fährte wieder verschlagen; und da er für seine Schüler dichtete, so fand er sich von deren Zahl und Befähigung abhängig. Unter seinen zahlreichen Dramen stehen vorn an die Lustspiele (‚freie Stücke'); sie sind mit Leichtigkeit gleichsam hingeworfen, in Erholungsstunden verfaßt und oft dem Amanuensis in die Feder diktirt. Die ‚absurda comica' wetteifert mit Gryphius, ‚die verkehrte Welt' ist ein Vorläufer von Tiecks gleichnamigem Drama; das Trauerspiel ‚Masaniello' wurde von Lessing günstig beurtheilt.

Mit dem Ende des Jahrhunderts schien sich die dramatische Muse nach Hamburg geflüchtet zu haben; hier wurde in wahrhaft fieberhafter Thätigkeit die Oper cultivirt. Den Widerstand der Pastöre beschwichtigte zunächst die Aufführung biblischer Stücke, dahinein wurden bald komische Scenen verwebt und dann mit raschem Umschwung die geistliche Oper mit der weltlichen vertauscht. In den ersten 18 Jahren wurden bereits 63 verschiedene Opern gegeben, Kayser allein componirte mehr als hundert, andere Componisten, darunter auch Händel, traten in die Spuren

ein. Ein gewisser Bostel schrieb den Operntext eines Crösus und des Cara Mustapha oder Belagerung Wiens; im letzteren Stücke waren schon nicht weniger als 48 verschiedene Decorationen. Der bekannte Postel verfaßte einen Xerxes in Abydus, Ariadne, Diogenes, Bajazet, Adonis, Verstörung Jerusalems; hier kostete Salomons Tempel allein 15,000 Thaler. Für Unterhaltung und Täuschung der Zuschauer war das Möglichste gethan, die Maschinerie brachte ganz ‚fürprenante' Erscheinungen vor; andere Theater wollten hinter Hamburg nicht zurückbleiben, und so überwucherte die Oper, schlimmer noch als in unsern Tagen, Trauerspiel und Lustspiel. Barthel Feind aber, selbst ein fleißiger Operndichter, mußte schließlich gestehen, daß in den meisten Hamburger Opern Anstand und Sitte ziemlich bei Seite gesetzt werde. Und so zogen sich denn Bach und Händel auf die kirchliche Musik zurück, während die Pastöre den Kampf gegen die Oper fortsetzten und bald in Gottsched einen handfesten Bundesgenossen, freilich unter anderem Panier, erhielten.

Ueber die eigentliche Kunst und das Personal der Darstellung können wir uns auf das Nöthigste beschränken. Zu Anfang der vorliegenden Periode gehörten Theater noch zu den Seltenheiten; im Laufe des 17. Jahrhunderts aber, besonders in der Opernzeit, erhob sich an den Höfen wie in den wohlhabenderen Städten ein Musentempel nach dem andern. Feind gibt sein Urtheil dahin ab, daß Leipzig das pauvreste, Hamburg das weitläufigste, Braunschweig das vollkommenste und Hannover das schönste besitze. Wandernden Schauspielerbanden wird der Krieg ein Ende gebracht oder sie doch in eine wenig förderliche Gesellschaft von Abenteurern, Zigeunern, Seiltänzern und Taschenspielern gestoßen haben. Nach dem Kriege tauchten diese unruhigen Gestalten wieder auf, aber das Schauspiel war plötzlich gelehrt geworden; so schlossen sich denn nun die Abfälle des Gelehrtenthums, verdorbene Studenten und Gelehrte von verfehltem Beruf, zusammen. Joh. Veltheim, ein gelehrter, sprachenkundiger Sachse, vielleicht sogar Magister, brachte eine stattliche Schauspielerbande, meist aus Studenten, zusammen, die sich durch den Glanz ihrer Leistungen, so wie durch ein dazumal gewiß nicht gar zu häufiges anständiges Benehmen zum Liebling des Publikums emporschwang. Veltheim sorgte in richtiger Erkenntniß zunächst für ein angemessenes Repertoir und übersetzte selbst Stücke von Molière in's Deutsche. Den beim niederen wie beim hohen Publikum gern gesehenen Hanswurst behielt er bei und brachte ihn durch eingeschobene Zwischenscenen auch in andere Stücke hinein. Zur unrechten Zeit kam der Geschmack an Lohenstein'schem Mordspektakel auf. Da erfand Veltheim das Improvisiren auf dem Theater, das den altgewordenen Staats-Actionen einen eigenthümlichen Reiz geben mußte. Aber solches Stegreif-Schauspielen war nicht Jedermanns, auch oft nicht des tüchtigsten

Schauspielers Sache; die Form des Theaterstücks mußte bei so eigenthümlichen Liebhabereien oft ganz aus den Fugen gerathen, und das brillante Witzfeuerwerk verfiel bald in die Sumpfregionen des Schmutzigen und Gemeinen. Da sollten denn sogenannte Dirigirbücher wenigstens den Plan und den Gang des Stücks aufrecht erhalten und nebenbei die Stelle und den etwaigen Inhalt der Improvisation vorschreiben. Unter Veltheim's Zöglingen war Stranitzky der Matador der Komik, er nahm wenigstens für den von ihm gespielten Hanswurst die unbedingte Improvisation in Anspruch; mit einer eigenen Bande bezog er das Wiener Stadttheater am Kärnthner Thor und pflegte besonders die noch in unsern Tagen in der Kaiserstadt beliebte Posse. Im Allgemeinen aber mögen Theater wie Schauspieler damaliger Zeit wohl zu der Entrüstung, die von vielen Seiten und nicht bloß von der Geistlichkeit sich gegen sie erhob, gegründeten Anlaß gegeben haben.

VIII. Der Roman im 17. Jahrhundert.

In richtigem Gefühle hatte Opitz seinen Zweifel nicht zurück gehalten, ob fortan ein Epos möglich sein werde. Das Jahrhundert ist in Folge dessen an epischen Dichtungen jeglicher Art äußerst arm. Was aber dem Vaterland nicht möglich sein sollte, das bot doch das Ausland dar, und Dietrich von dem Werder sammt einigen Genossen übersetzten. Bald schwand auch die allzu große Bedenklichkeit; warum sollten die theuren Helden des wilden Krieges, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, ihre Thaten nicht zu spezifisch-protestantischen Epopöen hergeben? Fehlte auch der patriotische Hintergrund, gehörten die Begebenheiten auch kaum der Geschichte an, Sebastian Wieland besang wohlgemuth ‚mit newen teutschen Versen nach Art der frantzösischen' den ‚Helden von Mitternacht d. i. den allerdurchleuchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn Gustavum Adolfum' bereits im Jahr 1633; Joh. Freinsheim gab den ‚Gesang von dem Stammen vnd Thaten deß Alten vnd Newen Teutschen Herkules'. Dagegen griff der österreichische Freiherr Wolfgang Helmhard von Hohberg, als ‚der Sinnreiche' Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, wenigstens etwas weiter in die Vorzeit zurück; fast 40,000 Alexandriner sollen den ‚habsburgischen Ottobert' d. h. Rudolf von Habsburg (1664) verherrlichen, der in dem abenteuernden Helden des schwerfälligen Gedichts nicht mehr zu erkennen ist. Die Darstellungen aus dem 30jährigen Kriege müssen in Schilderungen von Manövern, Kriegsräthen, Zusammenkünften von Generalen oder Feldherrn, sodann vorzüglich in den noch langweiligeren Lobhudeleien gegen den noch lebenden Helden oder seine Anhänger ihren Stoff suchen.

An die Stelle des Epos trat der Roman. Mit diesem Ausdruck haben wir bereits früher gelegentlich die auf ausländischen Sagen beruhenden Kunst-Epen benannt und so insbesondere von Artus- und Grals-Romanen gesprochen. Nachdem der Geschmack für die poetische Form dieser Sagen geschwunden war, blieb doch, wie wir sahen, immerhin noch das Interesse an den phantastischen Stoffen, und so können wir die Prosa-Auflösungen und Volksbücher von Tristan und Isolde, von Flos und Blankflos, vom Ritter Wigalois u. dgl. füglich als Vorläufer der späteren ausgebildeten Romane betrachten. Ruhen diese Erzählungen noch auf epischem Hintergrunde, so verblaßte dieser schon mehr und mehr in den Prosa-Novellen, für die Italien die Muster lieferte. Aus Spanien war bereits vor Opitzens Zeit der Abenteurer Amadis von Gallien mit seinen zahlreichen Partisanen nach Deutschland eingerückt; und wenn es auch richtig ist, daß Riesen und Zwerge auch als Bücher nicht lange leben, so hat doch Cervantes sein ganzes Genie einsetzen müssen, um diesen langathmigen Ungeheuern den Garaus zu machen. Sein Werk wurde unter dem Titel: ‚Don Kichote de la Mantscha das ist Junker Harnisch aus Fleckenlandt' aus dem Spanischen in's Hochdeutsche ‚versetzt', ohne hier dieselbe säubernde Wirkung zu thun. Als ‚Theatrum amoris' übersetzte man aus dem Französischen die ‚überaus anmuthige Historie von Caritea, der verliebten Prinzessin aus Cypern'; daneben erschienen als Uebersetzungen: ‚Beutelschneider oder eigentliche Beschreibung der Diebs-Historien,' das ‚Carcell de amor, Geschichte von dem Ritter Constante und der königlichen Tochter Rigorosa', der Ritter Ormund des Franz Pona, die Clelia des Fräuleins von Scudery.

So war der Weg geöffnet zu eigenen nachahmenden Thaten; daß aber der gelehrte, gekünstelte Styl der beiden schlesischen Dichterschulen hier keineswegs fehlen durfte, läßt sich ohne Weiteres erwarten, nicht minder aber, daß die Schäferei von der Pegnitz als das einzig naturgemäße freie Leben auch im Roman ihre weiten Triften findet.

Philipp von Zesen schrieb unter dem Namen ‚Ritterhold von Blauen' die adriatische Rosemund (1645). Es ist natürlich eine Liebesgeschichte, und der Verfasser spricht in der Vorrede seine ernstliche Freude aus, daß dergleichen Geschichten nunmehr auch in Deutschland beliebt zu werden anfingen, während bis dahin Spanien, Welschland und Frankreich allein derselben sich erfreut hätten. Und zwar müsse in solche Geschichten eine ‚liebliche Ernsthaftigkeit' gemischt sein, und wolle er demgemäß zwar selbst nicht weiteres Derartiges ediren, sondern ‚seinen Pfadtretern diesen hulprich sanften Lustwandel eröffnet hinterlassen'. Indeß fand Zesen sich veranlaßt, von seinem Vorsatz abzugehen. Er schrieb noch zwei Romane: ‚Assenat d. i. derselben und des Josephs Stahts-, Liebes- und Lebensgeschichte' (1670) und ‚Simson, eine Hel-

den- und Liebesgeschicht' (1679). Wohl mag man sich fragen, woher der Verfasser den Stoff zur Ausfüllung dieser alttestamentlichen Gerüste genommen. Rabbinische Ueberlieferungen mußten ihm hier aushelfen, und in der Assenat bot sich Gelegenheit, eine ägyptische Archäologie in aller Weitläufigkeit unterzubringen. Nach französischen Originalien bearbeitete er dann noch mit eigenen Zuthaten ‚Ibrahims oder des durchleuchtigen Bassa und der beständigen Isabella Wunder-Geschichte' und die afrikanische Sophonisbe.

Nach französischem Muster hatten die guten Deutschen die Theilnahme am Staatswesen fast vollständig verloren. Um so geheimnißvoller wurde der Gang der Staatsmaschine, in welchen Intriguen, Günstlinge und Weiber eingriffen. Für den Abgang des politischen Lebens sollten Hoffeste, Prunk, hingeworfene Gnaden entschädigen. Sollte nun den gelehrten Romanlesern der Genuß entzogen werden, im Geiste an fürstlicher Tafel zu sitzen und einen staunenden Blick in das Intriguenspiel zu werfen? Am geeignetsten für solche ‚Staats-Actionen' war natürlich ein fürstlicher Schriftsteller. Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714), der von dazumal berühmten Literaten unterrichtet war und in der fruchtbringenden Gesellschaft den Namen des ‚Siegprangenden' erhielt, der in seinem hohen Alter (1710) zu einem thätigen Regentenleben noch die Rückkehr zur katholischen Kirche hinzufügte, gab den damaligen Salons zwei breit angelegte und in derselben Breite durchgeführte Staatsromane: ‚Die durchlauchtigste Syrerin Aramena' (1669) und die römische Octavia (1677). Die Syrerin führt uns auf fast siebentausend Seiten in die Patriarchenzeit zurück; die handelnden Personen sind natürlich keine diluvianischen Gestalten, sondern tapfere Ritter, wohlgeschulte Staatsmänner und moderne Schäfer, die Prinzessinnen vollends Allegorien von Ländern und Ereignissen des 17. Jahrhunderts. Hier so wie in der Octavia wird die Geschichte von zahlreichen Episoden, langen Gesprächen und insbesondere politischen Erörterungen durchkreuzt. In der Octavia, deren Grundlage die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian bildet, bieten 48 Episoden ebenso viele Hofräthsel aus Anton Ulrich's Zeit. Nur von einem einzigen besitzt man den Schlüssel, es ist die Geschichte der unglücklichen Prinzessin Sophia Dorothea von Celle (hier Prinzessin Solane); denn alle sind unter Veränderung der Namen, Zeiten und Umstände mitgetheilt. Der Roman würde deßhalb auch in unsern Tagen noch von großem geschichtlichen Interesse sein, falls man den nöthigen Schlüssel zu all diesen Episoden finden könnte (man vermuthet denselben in Wien).

Niedriger stehende Dichter, denen die Staats-Actionen nicht so geläufig waren, suchten durch überraschende, heldenmäßige Thaten den Leser zu unterhalten. Der Braunschweiger Superintendent Andreas Hein-

rich Buchholtz (1607—71), thut darin das Möglichste mit zwei Romanen: ‚Des christlichen teutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte' (1659) und der ‚Wundergeschichte der christlich königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla'. Hier ist die Entfaltung mannigfaltiger Collectaneen-Gelehrtheit nur eine Nebenabsicht, das Hauptziel ist die Bekämpfung des Amadis'schen Geschmacks, der ‚Amadisschützen' unter deutschen Lesern und Autoren; nur wird ohne des Verfassers Willen eine homöopathische Cur vorgenommen, die Ungeheuerlichkeiten in Abenteuern und Charakteren scheinen eben mit den Amadis-Romanen concurriren zu können. Die ‚Gemüthserfrischung', welche Buchholtz zu liefern verspricht, soll sodann hauptsächlich in dem christlichen Charakter des Buches liegen; der erst erwähnte Roman ist eine Bekehrungsgeschichte, und der Superintendent stattete sie reichlich mit geistlichen Liedern und Betrachtungen aus. Dieses zwiegeschlachte Wesen ließ die Erzählung als einen so oft ersehnten frommen Roman erscheinen und erhielt ihn lange in der Gunst des Lesepublikums, seit 1740 allerdings nur nach Absonderung der frommen Lieder und Meditationen.

Der zweiten schlesischen Schule gehören zwei in ihren Tagen äußerst berühmte Romane an. Da ist zuerst das Entzücken der damaligen Lesewelt ‚die asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu' von dem Lausitzer Heinrich Anselm von Ziegler zu Kliphausen (1688), bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts oft aufgelegt und in einer deutschen, engelländischen, ägyptischen Banise nachgeahmt. Mit der ganzen Pracht der Diction beginnt die gespreizte Erzählung: ‚Blitz, Donner und Hagel als die rächenden Werkzeuge des Himmels zerschmettern den Pracht deiner goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehren alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert haben. Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden, ich wollte mit tausend Keulen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthunds werfen und dessen gewiß nicht verfehlen'. Und nach solchen und ähnlichen Posaunenstößen die Flötentöne der Zärtlichkeit, wo man die Buchstaben der Liebe in den Augen liest, wo die noch blutenden, doch munteren Generalspersonen im Lager den nun glücklich vereinten Königspaaren ihre anmuthige Huldigung durch eine wohlgesetzte Nachtmusik bewerkstelligen und endlich die Nachtlampen ihres Dienstes entlassen werden. Wer mochte Ergreifenderes bieten? Da kam Lohensteins ‚großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann nebst seiner durchlauchtigsten Thußnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte, mit annehmlichen Kupfern geziert' (1689 ff.). Aber der strebsame Lohenstein

starb vor Vollendung des Werkes dahin, sein Bruder setzte es fort, Christian Wagner vollendete es auf fast 3000 in zwei Columnen gedruckten Quartseiten. Hier muß, nach Eichendorff's Ausdruck, der hochtrabende Pegasus den ganzen Rüstwagen damaliger Gelehrsamkeit nachschleppen; hier ist auf einmal Alles zusammen: abenteuerliches Ritterthum, classischer Heroismus, Entdeckung von Amerika, Staatsraison, Geographie, Moral, Arzneikunde, verschleierte Historie, die Habsburger Kaiser in Hermanns Vorfahren, Kaiser Leopold in Hermann selbst, ja sogar einige wirkliche Poesie in einzelnen Gedichten. Als zwei untergeordnete, aber sehr fruchtbare Scribenten seien noch erwähnt: der Hesse Eberhard Werner Happel, der den Rahmen des Romans mit geographischen Bildern ausfüllte und den lernbegierigen Leser durch alle Inseln und Königreiche von Europa führte, und August Bohse (Talander), bei dem das erotische Element unter Seitenblicken auf die entsittlichten Höfe mehr hervortritt.

Hatte so die Phantasie unermüdlich die entferntesten Länder und Inseln durchschwärmt, so fehlte nur noch, daß sie auf fremdem Eiland häuslich sich niederließ und im Ueberdruß an der Cultur, die alle Welt beleckt, ein Leben an der Brust der Natur begann. Auch dahin sollte es kommen. Der Deismus, wie er sich um jene Zeit in England erhob und nach Frankreich hinüber kam, begnügte sich bekanntlich nicht damit, die Verbindungen zwischen der Welt und der Gottheit zu zerreißen, er suchte das Leben zugleich von der Geschichte, von der in derselben gewordenen Sitte, von der ganzen Vergangenheit zu lösen und neu zu construiren. Ein Naturzustand ohne die Schranken des Staatslebens, ohne die Zügel der positiven Religion galt als das goldene Zeitalter von Menschenglück. Dem entsprachen, besonders in ihrer ferneren Entwicklung, die Robinsonaden. Der Engländer Daniel Defoe fand nach langer Mühe im Jahre 1714 einen Verleger für seinen Robinson Crusoe, zu dem ihm die wirklichen merkwürdigen Schicksale eines schottischen Matrosen Alexander Selcraig oder Selkirk, vielleicht auch die Geschichte des Spaniers Serrano, der ebenfalls auf einsamer Insel Jahre lang lebte, den geschichtlichen Hintergrund boten. Das Buch wurde bald in alle Sprachen übersetzt, im Jahre 1720 ‚um seiner Fürtrefflichkeit willen' auch in's Deutsche, erlebte noch desselben Jahres fünf Auflagen, ward in ‚lustiger und seltzamer Weise' fortgesetzt und bis zur Mitte des Jahrhunderts in wahrhaft erschöpfender Weise nachgeahmt. So erschien ein deutscher, italienischer, sächsischer, schwedischer, jüdischer, medizinischer Robinson, ein Buchhändler Robinson, ein moralischer und ein gelehrter Robinson, eine Jungfer Robinson auch Robinsonin oder Robunse genannt. In den ‚wunderlichen Fatis einiger Seefahrer oder der Insel Felsenburg' (1731 ff.) von L. Schnabel haben wir dann eine ganze

Colonie von Robinsonen, die, während ihr Anherr aus Noth ein einsames Naturleben führte, bereits einen Quasi-Staat auf leicht gezimmertem Naturrecht gründen und sich zu einer moralisch verblaßten Quasi-Urreligion bekennen. Robinsons Stiefbrüder sind die auch nicht seltenen Aventuriers, ebenfalls aus aller Herren Länder entsprossen und durch die Welt vagabundirend unter Betrug, Abenteuer und Witz. Im Schelmuffski werden dagegen die Aufschneidereien der fahrenden Windbeutel durch Uebertreibung verspottet. Wir aber eilen zu der bedeutendsten Erscheinung auf dem Gebiete des Romans[1].

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, erst seit Kurzem unter diesem seinem rechten Namen den Literarhistorikern bekannt, da er seine Werke unter allerlei angenommenen Namen wie Germann Schleifheim von Sultzfort, Samuel Greiffenson von Hirschfeld, herausgab, war etwa um 1625 in Gelnhausen geboren. In seiner Jugend von durchziehenden Hessen aufgegriffen, wurde er bereits mit dem 10. Jahre Soldat. Das Kriegsleben erweiterte seinen Anschauungskreis, so blieb er vor dem trockenen Bücherleben bewahrt und die Frische des Gemüths ihm erhalten. Dennoch muß er, wie seine Schriften ausweisen, durch Umgang und Studium sich die ausgebreitetsten Kenntnisse erworben haben. Er bekleidete später die Stelle eines bischöflich-straßburgischen Schultheißen zu Renchen am Schwarzwald und genoß dort große Achtung, wie er auch Verbindung mit bedeutenden Familien unterhielt. Dort starb er auch am 17. August 1676. Hätte er zu den gelahrten Poeten gehört, so würde uns gewiß eine lobpreisende Feder mehr über den merkwürdigen Mann berichtet haben. Grimmelshausen war nach Ausweis seines Todesscheines Katholik. Jakob Grimm, dem solches nicht recht ansteht, nimmt ihn wenigstens nach seinen sittlichen und religiösen Anschauungen für den Protestantismus in Anspruch. Es ist wahr, Grimmelshausens Schriften geben kaum ein positives Glaubensbekenntniß, das frühe Kriegerleben mag die Keime der katholischen Religion für lange Zeit ganz in ihm nieder gehalten haben; möglich wäre es auch, daß er, wie sein Simplicissimus, sich erst in reiferen Jahren der Kirche zugewandt hätte.

In Grimmelshausen's Roman Simplicissimus und den sich anschließenden Novellen tritt zuerst in rechtem Glanze eine neue Geisteskraft, der Humor, wieder zu Tage. Aber es ist ein gesunder Humor, nicht der kränkelnde eines Jean Paul. Der Dichter hat viel Trauriges gesehen und erlebt, die staatlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Zustände seines Vaterlandes betrüben ihn, aber er kann sie nicht ändern. Darum begnügt er sich, von dem buntverworrenen Lebensteppich mit keckem Wurfe die fadenscheinige Kehrseite aufzudecken und lacht darüber,

[1] Cholevius, die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrh. Leipzig 1866.

während sein Gemüth von Schwermuth erfüllt ist. Der Simplicissimus (1669) beruht wie Shakspeare's weise Narren und Cervantes' Don Quixote auf humoristischer Weltanschauung.

Hinter dem Verfasser liegt die blutige Tragödie des ‚deutschen' Krieges (so nennt Grimmelshausen ihn, und wohl mit Recht, die Deutschen haben ihn ja bezahlt), in welcher er selbst Mitspieler war. Doch er wollte kein Trauerspiel schreiben und führt darum das Schrecklichste, das er nicht zu ändern vermag, rasch vorüber, läßt indeß den ernsten Hintergrund stehen. Gleich beim Beginn umweht uns tröstend der Waldeshauch des Spessart, wo Simplicissimus bei seinem ‚Knan' ein idyllisches Kindesleben verbringt; sofort aber bricht der humoristische Zug durch, der dieses Bauernleben den läppischen Bestrebungen der Emporkömmlinge jener Zeit entgegenstellt, die da adlige Personen von uraltem Geblüt sein wollen, während ihre Voreltern Karchelzieher, ihre Vettern Eseltreiber, ihre Brüder Büttel und Schergen, ihre Schwestern und Mütter Kupplerinnen und Hexen waren. Aber auch die friedliche Wohnung des Spessarter Bauern bleibt vom Kriege nicht verschont, bei dem rohen Ueberfall flüchtet Simplex und gelangt zu einem Einsiedler, der ihn väterlich aufnimmt und seine bis dahin vernachlässigte Erziehung fördert. Nach des Einsiedlers Tod von den Schweden aufgegriffen, wird Simplex zum Commandanten von Hanau gebracht, der sich als Schwager des Einsiedlers herausstellt und Simplex zu seinem Pagen annimmt. Echt humoristisch ist es nun, wie Simplicissimus bei seinem durchaus gesunden Verstande sich in die neue Lage nicht zu finden weiß, daher von seinem Herrn für einen Tölpel und Narren gehalten wird, selbst aber, durch diese angenommene Rolle gedeckt, derbe Wahrheiten und arge Possen an Mann bringen kann. Kroaten fangen ihn auf, er entflieht und wird Einsiedler, ernährt sich indeß durch Diebstahl. So scheint ihm also kein anderes Dasein zu blühen, als das eines Abenteurers. Er wird Soldat und berühmt als kühner Jäger. Hier ist nun das wilde Soldatenleben des deutschen Krieges in einem bunten Wechsel der kühnsten und seltsamsten Abenteuer lebendig vorgeführt. Eine äußerst gelungene Episode führt uns nun zu den Verbesserungsvorschlägen, zu den projectirten Heilungen des armen kranken Deutschlands. In der Gegend von Dorsten fängt Simplicissimus einen Narren auf, der sich für den Gott Jupiter hält und viel politische wie auch religiöse Weisheit in seinem Kopfe trägt. Er will einen Helden schicken, der die ganze Welt ohne Schwertstreich gewinnen, ein deutsches Universalreich gründen und beständigen Frieden unter allen Völkern erhalten soll. Aus der Narrenmaske blicken auch hier die humoristischen Charakterzüge des Dichters hervor. Der Held Simplex aber, dem ein großer Schatz zu Theil geworden, spielt zur Abwechslung auch einmal den galanten Baron und legt sich ein Wappen mit Hasenohren und

Schellen bei. Mit jungen Adligen reist er nach Paris, der Sehnsucht des damaligen jungen Deutschlands. So will ihm nirgends die innere Ruhe zu Theil werden; wandernd durchzieht er Europa und Asien; selbst für die tiefsten Bedürfnisse des Herzens, die religiösen, weiß er nicht die rechte Befriedigung zu finden. Aus Furcht, bei der Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse bei dem verkehrten anzulangen, ‚was ihn doch hernach in Ewigkeit reuen würde, will er lieber ganz von der Straße bleiben als nur irre laufen.' Sollte nicht der Dichter hier das trübe Bild vieler seiner indifferenten Zeitgenossen gezeichnet haben? Simplicissimus aber wählt doch endlich und wird katholisch. Und nachdem er sich so durch das Gewirre der Zeit frisch und kühn durchgeschlagen, findet er in der Waldesstille als Einsiedler die Ruhe, die er so lange gesucht. Aber auch hier verläßt den Dichter sein Humor nicht. Der Romantiker Simplicissimus findet doch zunächst nur den Vogelgesang und die prächtige Waldeinsamkeit interessant, lugt durch ein mitgenommenes Perspektiv in die schöne Gegend und lauscht in stiller Nacht mit seinem Hörrohr nach den fernen Bauernhunden und dem Wild des Waldes. Bewundern wir hier den psychologischen Scharfsinn des Dichters, so befremdet es uns, daß derselbe später dem Roman noch ein sechstes Buch angesetzt, den Helden aus der Waldeinsamkeit wieder in's wilde Leben geschleudert hat, um ihn dann endlich auf einsamer Insel unterzubringen.

Den reichen Abfall aus seinem Roman hat Grimmelshausen mit echt künstlerischer Mäßigung zu besonderen Novellen verarbeitet, die den Simplicissimus ergänzen, ohne ihn eigentlich fortzusetzen. So erhalten wir den ‚seltzamen Springinsfeld, einen weiland frischen, tapfern Soldaten, nachmalen aber abgelebten, doch dabei sehr verschlagenen Landstörzer und Bettler sampt seiner wunderlichen Gaukeltasche', sodann den ‚Trutz-Simplex, die Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche', ein Frauenbild abenteuerlichster Art aus dem unseligen Kriege; und endlich in zwei Theilen das wunderliche Simplicianische Vogelnest, das den Besitzer unsichtbar und so wie Lesage's Studenten zum ungesehenen, aber stark mitspielenden Belauscher menschlicher Thorheiten macht. Den ‚ersten Bärenhäuter' hat bekanntlich Brentano erneut; in seinem ‚ewig währenden Kalender' zeigt Grimmelshausen sich ebenso als den Mann und Vertrauten des Volks, der erst nach langen Jahren in Hebel einen Nachfolger fand. Von diesem ruhmvollen volksthümlichen Streben entfernt er sich leider durch einige gelehrte Romane, wie ‚der keusche Joseph sampt seinem Diener Musai', ‚Proximus und Lympida', die sich den früher charakterisirten Romanen an die Seite stellen. Dafür sind sie auch veraltet, während der Simplicissimus mit seinen Gesellen noch immer jung geblieben ist. Sogar das vorige Jahrhundert konnte ihn etwas modernisirt ertragen, Ed. von Bülow, Wolff haben ihn er-

neuert, Adelbert Keller hat die Mitglieder des Stuttgarter literarischen Vereins mit getreuen Abdrücken des Originals erfreut, H. Kurtz endlich hat die Originale einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht (Leipz. 1864).

Zweite Abtheilung. Von Gottsched bis Klopstock.

I. Gottsched und seine Schildknappen.

Der Zeitraum, zu dessen Betrachtung wir jetzt gelangen, von dem Auftreten Gottscheds (1724) bis etwa zur Mitte des Jahrhunderts reichend, könnte als ein eigener Abschnitt der Literaturgeschichte hingestellt werden. Man kann ihn mit Vilmar als eine Zeit der Vorbereitung auf die zweite Blüthenperiode unserer Literatur bezeichnen. Denn allerdings scheint der Vorfrühling in's Land zu bringen, langsam thauen die festgefrorenen Ströme der Gedanken und Gefühle auf, die Uebergangsstürme erheben sich, kämpfend ziehen die Elemente gegen einander, schon treibt der Kunstgärtner mühsam einige Frühpflanzen empor und stutzt kunstgerecht die Hecken und Taxusbäume, während noch immer der Rückfall in die Noth des Winters zu drohen scheint. Indeß sind die Opitz'schen Grundsätze noch immer in Geltung; die Dichtkunst bleibt eine angenehme und nützliche Nebenbeschäftigung; man liefert durch sie Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, man arbeitet nach vorliegenden Mustern, wobei nur ein heftiger Streit über die Bezugsquellen der Musterwaaren durchgefochten wird; man begnügt sich mit den untergeordneten, sogar strittigen Arten der Poesie: der Fabel, dem Lehrgedicht, der Satire, dem komischen Epos; als der Gipfelpunkt erscheint endlich die Idylle und das leichte anakreontische Lied; die Dichtung beruht noch immer hauptsächlich auf Studium, sie liefert wesentlich nur poetische Versuche. Wir erkennen gern das Löbliche in diesem Streben an, wir sehen in dem vorliegenden Zeitraum bereitwillig einen nothwendigen Uebergang zu besseren Zeiten, aber wir glauben diese Versuche mit Recht zu der Gelehrtenpoesie als einen besonderen zweiten Abschnitt ziehen zu dürfen.

Die ständige Redensart im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts: Niemand wird läugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken hat, fertigt Lessing mit dem entschiedenen Worte ab: Ich bin dieser Niemand, ich läugne es geradezu; es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater eingelassen hätte. Dieses Urtheil des Mannes, der es als seinen Lebensberuf ansah Gottscheds Autorität zu brechen, ist alsbald von der literarischen Welt adoptirt worden. Wer zu Lessings

Zeiten über Gottsched ein anderes Urtheil hätte abgeben wollen, der wäre unzweifelhaft Gefahr gelaufen, als ein Gottschedianer und ein Gegner der mühsam errungenen besseren Grundsätze verschrien zu werden. Der versöhnende Fortgang der Geschichte hat nun aber auch hier ein milderes, richtigeres Licht gebracht, und wir dürfen ohne Furcht dem Leipziger Professor jene Verdienste lassen, die seine Gegner ihm kühn absprachen, die er selbst freilich in ungerechtfertigtem Maße vergrößerte. Lessing, der mitten im Kampfe stand und zwar in einem Kampfe, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handelte, konnte das ruhige Urtheil des Historikers nicht so leicht gewinnen.

Johann Christoph Gottsched war am 2. Februar 1700 in der Nähe von Königsberg geboren und also seiner Geburt nach einer der ersten Männer des Jahrhunderts. Auf der Königsberger Universität in den Sprachen und der Literatur des Alterthums wohl geschult und mit der Würde eines Magisters ausgerüstet, flüchtete er wegen seiner damals gefährlichen Körpergröße vor den Werbern seines Königs Friedrich Wilhelm I. aus Preußen nach Leipzig. Hier fanden seine Vorlesungen über die Dichtkunst rege Theilnahme, seine ästhetischen Grundsätze galten bald als Dogmen für unfehlbar; darum glaubte er sich berufen die Reform der deutschen Dichtkunst auf seine Athletenschultern zu nehmen. Und allerdings war eine Reform wohl nöthig. Da standen die schlesischen Epigonen mit ihrer Ambra duftenden und Wollust athmenden Poeterei, die gelehrten Herren mit ihren endlosen, über einem Meer von Anmerkungen schwebenden Romanen; auf dem Theater herrschte hier die Spektakel-Oper mit unermüdlicher Augenbegaukelung, dort das verwässerte Weise'sche Drama und endlich gar noch der Wust von Haupt- und Staatsactionen mit den Einschiebseln von Pickelhäring-Scenen. Gottsched, der dieser Misère, besonders auf der Schaubühne, abzuhelfen gesonnen war, stellt noch viel weniger als Opitz ein poetisches Talent dar; er war ein prosaischer Professor, ein gebildeter Gelehrter, der bei der Poesie nur Sinn hatte für das Regelrechte, das Rationelle, für die äußere Form. Daher mußte er, seine Wege consequent verfolgend, bei einem geistlosen Formalismus anlangen — und er that es.

Aber vielleicht war zur Entwicklung der deutschen Literatur für jene Zeit eben eine solche Natur ganz an ihrer Stelle und von dem richtigen pädagogischen Einfluß. Auf den ersten Stufen des Elementarunterrichts wirkt erfahrungsmäßig ein ernster und geduldiger Lehrer mit beschränkten Anschauungen und formaler Pedanterie durchweg besser, als ein geistreicher Herr mit umfassender Bildung. Eine naturgemäß sich entwickelnde Literatur hat allerdings den Schulmeister nicht nöthig, in der mittelalterlichen Literatur wäre er gewiß nicht am Platze gewesen; aber bei der neueren lag die Sache anders. Gottsched hatte die Mission,

das literarische Gebiet von Wildlingen und wucherndem Unkraut zu säubern, den rohen Zeitgenossen den Sinn für Ordnung und Anstand beizubringen, sie durch die Elementarschule der Correctheit und Kalligraphie hindurch zu führen. Freilich träumte der Herr Professor von einer höheren Sendung; er wollte, als das erste Ziel erreicht war, mit dem Magistel-Bakel auch die mündig gewordene Literatur beherrschen. Er begnügte sich nicht als Vorläufer die Wege zu ebnen, die Schutthaufen des Verfalls wegzuräumen, das Unkraut auszujäten; er wollte auch auf eigne Hand unter Beihülfe seiner Getreuen einen wohl zugestutzten französischen Garten anlegen; schon waren einzelne Beete zierlich umschrieben, einige schnurgerade Baumalleen gezogen; eigensinnig sprossende Zweige schnitt des Meisters kritische Scheere alsbald hinweg. Da brach ein anderer Geschmack sich Bahn, und zu Gottscheds Aerger wollte man den französischen Kunstgarten zu einem englischen Park umgestalten.

Uebrigens darf die Hinweisung auf französische Muster Seitens Gottscheds nicht gerade als Vorliebe für das Franzosenthum angesehen werden. Ob Franzose, Spanier, Italiener oder Engländer, das wäre ihm zunächst wohl gleichgültig gewesen. Da er einmal in Deutschland nicht fand was er suchte, da ihm selbst der dichterische Genius nicht lächelte, so konnte seinem Sinn für Correctheit und Sauberkeit nur die Schule Boileau's genügen. Auf sie wies er wie ein guter Pädagog seine deutschen Lehrlinge hin. Er sprach gewissermaßen zu ihnen: Ihr rohen Burschen, lernt einmal Lebensart. Da balgt ihr euch wie Straßenbuben mit Hanswurst und John Clown herum, da schüttet ihr euch das laffe Getränk eines Weise in den starken Magen, watet in euren Spektakelstücken bis an die Kniee in Blut und Gräuel oder setzt euch in die Gesellschaft von Handwerksburschen und Fischweibern; und wollt ihr den Feinen spielen, so betäubt ihr Alles mit Zibeth und Moschus und bietet zuckerkandirte Zoten aus, — seht euch doch unsere französische Nachbarn an, da findet ihr noblen Anstand und Regel, Witz zu seiner Zeit und nicht im Uebermaß, Trauer zu ihrer Stunde und wohlgemessen; und welch' anständige Gesellschaft: Kaiser und Könige, zum mindesten aber Hofleute und Staatsweise treten da mit Würde und feiner Redekunst auf der Bühne auf. Darum also zunächst von Frankreich herüber geholt, übersetzt, bearbeitet! so lautete Gottscheds Mahnung. Nicht als ob dort schon überall das Ideal erreicht wäre, aber im Großen und Ganzen kommen die Franzosen Boileau, Corneille, Racine, Molière diesem Ideal möglichst nahe. Sie wären wohl durch Anwendung ihrer eigenen Regeln hie und da noch zu corrigiren, — und Gottsched hat dem Racine sein Pensum durch Einschiebung einer neuen Scene in die Iphigenie zu verbessern gesucht — doch was thut's? Haben wir nur

einmal die Würde und Vollendung der classischen Franzosen, so ist schon genug erreicht.

Sodann aber, räth Gottsched, sollten die eitlen Franzosen wegen solcher Nachahmung und Abhängigkeit uns zu Leibe gehen, so laßt euch von ihnen nicht imponiren. Ich weise euch ein Inventar von zwölfhundert Bühnenstücken auf [1]; es ist freilich viel Abfall und schlechte Waar darunter, aber es ist doch ein anständiger literarischer Haushalt, ein Zeugniß für deutsche Productivität. Und was läßt sich erst erwarten, seit ich euch Regeln und Muster gezeigt! ‚Von Heldengedichten haben wir nicht nur den Theuerdank und den Froschmäuseler, sondern auch Hohenbergs habsburgischen Ottobert und geraubte Proserpina und Postels sächsischen Wittekind. Und halten die Trauer- und Lustspiele keinen Vergleich mit den Franzosen aus, so dürfen wir dennoch weder den Welschen noch den Engländern im geringsten weichen, es sei denn in der Liebe unsers Vaterlandes, worin es uns jene unstreitig zuvorthun. Doch zeigen sich auch hier schon einige muntere Köpfe, die durch glückliche Proben uns Hoffnung machen, daß wir den Franzosen nicht lange mehr den Vorzug werden zugestehen dürfen.‘ Diese munteren Köpfe sollten aber doch vor allen Dingen keine Originalwerke liefern; das hätte Gottscheds Geschmacks-Diktatur durchaus nicht zugelassen. Wie der Industrielle für seinen Stahl den höchsten Ruhm darin sucht, daß er dem englischen ähnlich, ja bis auf den Fabrikstempel gleich ist, so soll man nach den Fabrikgeheimnissen, die endlich glücklich den Franzosen abgelauscht sind, eine Poesie der Art liefern, daß endlich der französische Import ganz aufhören kann. Aber nur nichts ganz Neues, Eigenthümliches, damit sind wir wieder auf dem Wege in die alte Misère.

Welche Regeln der Rector magnificus im Schweiße seines Angesichtes aus guten Autoren zusammen gelesen und nun zur Nachachtung hinstellt, das enthält sein ‚Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen‘ [2]. Der Dichter soll diesem Versuche gemäß eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen Witz besitzen, diese Gaben aber durch Gelehrsamkeit fruchtbar machen. Bei der Nachahmung der Natur, als welcher man nicht entrathen kann, ist gleichwohl große Umsicht nöthig; das Wunderbare in der Poesie ist möglichst einzuschränken. Das Beste an dem Buch sind die Kapitel über die poetische Sprache, gegen den schlesischen Schwulst wie die Weise'sche Plattheit ebenmäßig angehend. Die ästhetischen Grundzüge aber wurden bald in

---

[1] Gottscheds noch jetzt verdienstvolles Werk: ‚Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtung‘ (Leipzig 1757 ff.) gibt dieses reiche Verzeichniß.

[2] Leipzig 1730. Die Ausgabe von 1737 ist nicht mehr vor, sondern für die Deutschen.

fortgesetztem Kampf von den Schweizern hart bedrängt; dagegen blieb Gottscheds Lehrbuch der Redekunst länger unangefochten im Gebrauch, und seine deutsche Grammatik (Grundlegung einer deutschen Sprachkunst) erwarb ihm nicht nur Verdienste um Regelung und Ordnung auf diesem Gebiete, sondern wurde auch, nachdem sie veraltet war, doch hinwiederum für Spätere das Muster einer eigenmächtigen Zurechtlegung.

Die so nothwendige Regelung der Poesie, die seit Jahrhunderten so viele Seitensprünge und regelwidrige Courbetten gemacht hatte, übergab Gottsched dem Verstand, und ihm allein. Verständlichkeit war ihm das höchste Erforderniß für alle Poesie; ein bescheiden Theil von Phantasie, wie es schließlich die Mehrzahl der Menschen besitzt, darf allerdings nicht fehlen. Dann kann man die Poesie nach Gottscheds Untersuchungen und Regeln erlernen. Der Meister säumte daher nicht, Mustergedichte in der trockensten Verständlichkeit, ohne jeden Hauch der Phantasie zu liefern, besonders Gelegenheitsgedichte an die Großen und Einflußreichen seiner Zeit, die er für seine literarischen Bemühungen gewinnen wollte.

Seine eigentliche reformatorische Thätigkeit wandte er der Bühne zu. Hier war es ihm, wie Danzel fein bemerkt [1], weniger um das Drama an sich zu thun; der Professor der Redekunst sah in den Vorstellungen der Schauspieler ebenso viele, bald an diesem, bald an jenem Ende in Deutschland angestellte Vorlesungen von oratorischen Musterstücken. Das Drama war ihm ein rednerisches Kunstwerk, von einer eigentlichen Rede nur etwa so verschieden, wie ein musikalisches Terzett oder Quartett vom Solo. Er hat, erzählt er uns, in seiner Jugend Lohensteins Trauerspiele gelesen, sie befriedigten ihn nicht. Durch die Lektüre Boileau's ist er dann auf die französischen Dramatiker gekommen, hat aber leider in seinem Vaterlande (so nannte man damals die Heimat) keine Gelegenheit, eine Tragödie oder Komödie spielen zu sehen, als wozu ihm doch dieses Lesen eine ungemeine Lust erweckte. Endlich sah er ‚hier in Leipzig die Dresdnischen Hofkomödianten' spielen, allein — ‚lauter schwülstige und mit Harlekins Lustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsaktionen, lauter unnatürliche Romanstreiche, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten.' Da setzte er sich hin, überzeugt, ‚daß eine so weitläufige Art der Gedichte unmöglich ohne Regeln bestehen könnte.' Daciers französische Uebersetzung von Aristoteles' Poetik, das Studium französischer Dramen schafften ihm Licht. Unterdessen aber ‚so geschah es, daß die Dresdnerischen Hofkomödianten einen andern Prinzipal bekamen, der mit seiner geschickten Ehegattin, die gewiß in der Vorstellungskunst keiner Französin oder Engländerin was nachgibt, mehr Lust und Vermögen hatte, das bis-

[1] Danzel, Lessing, Leben und Werke. Leipzig 1850.

herige Chaos abzuschaffen und die deutsche Komödie auf den Fuß der französischen zu setzen.' Das war der Schauspieler Neuber und seine berühmtere Ehehälfte Caroline Neuberin, die Tochter eines Advokaten in Zwickau. Das muthige Weib hatte sich in Weißenfels eine Schauspielergesellschaft gebildet, zum Theil aus jungen Leuten, die wegen Mangel an Mitteln oder Beruf den Studien entflohen. Hier setzte Gottsched seine Hebel an und gewann den Schauspieldirektor durch Vorspiegelung glänzender Kassaerfolge. Man gab den Schauspielern die Uebersetzungen französischer Stücke und siehe, es ging über Erwarten gut. Da gingen denn vor gefüllten Bänken fünfzig bis sechszig Dramen über die Bühne, die Gottsched, Schwabe, größtentheils aber die Frau Gottsched aus dem Französischen übertragen hatten. Mit dem neuen Repertoir zog die Neuberin an die Höfe und in die Reichsstädte, angestaunt von den Gebildeten und denen die es sein wollten, vom Volke wenig beachtet.

Jetzt fehlte nur noch eins: das deutsche Muster. Gottsched hatte ‚zugewartet, ob nicht etwa ein geschickterer Poet im Vaterlande aufstände, um nach jenen Regeln ein Werk zu unternehmen, welches ihm und Deutschland Ehre machte'. Als von den munteren Köpfen noch immer keiner hervortrat, verblieb der Vortanz freilich dem Regelfinder selbst. Er trat 1732 mit seiner Mustertragödie: der sterbende Cato auf [1]. Dieses Original-Drama hatte der Professor aus zwei verschiedenen Tragödien, einer des Engländers Addison, der anderen des Franzosen Deschamps zusammen geleimt. Seine Gegner nannten es darum spöttisch ‚Cato den Dritten' und sprachen von einer Zubereitung durch Kleister und Scheere. Aber was soll's? ‚Hat nicht Terenz vielmal ganze Stücke mit einiger Veränderung aus Menander entlehnt? Haben nicht die größten Franzosen sehr oft den Sophokles und Euripides dergestalt benutzt?' Und wenn sich nun gar beweisen ließe, daß Addison einigemal gegen die Gottsched'schen Regeln sich verfehlt? Hatte doch der Engländer bei einer sehr lobenswerthen didaktischen Richtung zwei Liebschaften eingeflochten, die keinen organischen Zusammenhang mit dem Stücke haben, und die wichtige Regel der unterbrochenen Scenenverbindung nicht beobachtet. Da half der Franzose glücklich durch; den Schluß aber mußte wieder der Engländer hergeben, da Deschamps den großen Mann nicht als einen Weltweisen, sondern als einen Verzweifelten sterben lasse.

Der sterbende Cato ist eine Probe, wie man Poesie macht, ein wohlberechnetes Präparat, aber fingerdick mit Schulstaub bedeckt, ‚nicht die Spur von einem Geist, und Alles ist Dressur'. Aber Alles regel-

[1] Der sterbende Cato, ein Trauerspiel, nebst Fenelons Gedanken von Trauerspielen und einer kritischen Vorrede. Leipzig 1732. Zehnte Auflage 1757.

recht; und so war nun das Handbuch vollendet, enthaltend kritische Dichtkunst und Mustergedicht; man berauschte sich förmlich daran. Man las die kritische Dichtkunst, man las den sterbenden Cato, und war man dann so glücklich, eine moralische Idee und dafür eine entsprechende Fabel zu finden, — das war nämlich nach Gottsched der richtige Gang — so ging man mit Seelenruhe, weil in der Gewißheit des Erfolgs, an's Werk. Friedrich Lebegott Pitschel, Gottscheds Günstling, schrieb in solcher Weise seinen Darius, Friedrich Melchior Grimm, der Freund der Encyklopädisten, nahm die kritische Dichtkunst zur Hand, und bald stand seine Banise vollendet da; Johann Elias Schlegel, dem wir nachher noch einige Worte widmen müssen, gesteht, er würde ohne Gottscheds Regeln und Muster sich nicht an's Drama gewagt haben. Gottsched selbst erschien noch mit zwei Trauerspielen: ‚Die französische Bluthochzeit' und ‚Agis'. Die Musterwerke der Schule wurden nebst Uebersetzungen seit 1740 als ‚deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet' in sechs Bänden gesammelt.

Nach solchen Thaten konnte Gottsched im Jahre 1737 einen entscheidenden Schlag wagen. Die Neuberin ließ ein eigenes Vorspiel aufführen, in welchem der lustigen Person des Drama's (Harlekin, Hanswurst, Pickelhäring, Jan Clown) wegen ihres theatralischen Unfugs förmlich der Prozeß gemacht und dieselbe dann im Narrenkleide feierlich verbrannt, ihr Name für immer als ehrlos von der Bühne verbannt wurde. Und so konnte denn der Meister, dessen Professorenernst mit der Komödie sonst wenig zu schaffen haben mochte, auch hier frohlockend äußern: ‚Von der Komödie ist so viel zu merken, daß auch diese ganz von dem alten Wust gereinigt und so weit gebracht worden, daß man auf der Neuberischen Bühne weder den Harlekin noch Skaramuz, noch die andern Narren der Welschen mehr sieht oder nöthig hat, die doch Molière in seinen Komödien nicht gänzlich vermieden.' Aber wie wurde denn das komische Repertoir geschaffen? Das führt uns zu Gottscheds treuester Genossin.

Luise Adelgunde Viktoria Gottschedin, eine geborne Culmus aus Danzig, reichte im Jahre 1735 dem Herrn Professor die Hand. Sie war eine musterhafte Hausfrau und mit Kindersegen nicht heimgesucht; dafür stand sie den literarischen Arbeiten des Gemahls nahe; für eine Frau wohl gebildet und belesen, konnte sie die Ergänzung der Gottschedschen Richtung in Beziehung auf das Lustspiel wohl übernehmen. So kam die neue Tragödie aus der Mappe des Professors, die neue Komödie aus dem Ridicüle der Frau Professorin. Sie griff ebenfalls zunächst nach der französischen Bühne und übersetzte Molière's Menschenfeind. Der Beifall wollte nicht sofort erscheinen; etwas besser ging es mit den Lustspielen Destouche's: ‚das Gespenst mit der Trummel', ‚der poetische

Dorfjunker' u. dgl. Da stellte die kühne Frau sich auf eigene Füße; besaß sie doch ohne Zweifel Beweglichkeit des Geistes und Schärfe der Auffassung weit mehr als ihr Gemahl; freilich ging ihr die nöthige Beigabe des treffenden Witzes ab. Am besten war ihr erstes Lustspiel: ‚Die Pietisterey im Fischbeinrocke oder die doktormäßige Frau' (1737), das den grimmigsten Zorn der Pietisten wach rief. Zwei andere Komödien, ‚das Testament' und ‚die Hausfranzösin', Originalprodukte der Gottschedin, stellen zwar mit recht lebhaften Farben hier das Unwesen der französischen Erziehung, dort den Leichtsinn und die moralischen Schwächen in gewissen Kreisen dar, wissen aber so wenig das rechte Maß zu finden, daß Lessings Dramaturgie sie mit Recht niedrig, kalt und in einzelnen Zügen geradezu ekelhaft nennen durfte.

Das Epos nahm Gottsched, wie weiland Opitz, nicht für sich in Anspruch; doch ermunterte er seine Schüler, sich auch in diesem Genre zu versuchen. Trillers Prinzenraub ist bereits erwähnt. Als Hauptpoet galt übrigens der Lausitzer Christoph Otto Freiherr von Schönaich. Schon hatten die Schweizer in Klopstocks Messias das lang ersehnte Epos erhalten, da wurde von den Gottschedianern Schönaichs ‚Hermann oder das befreite Deutschland' als das regelrechte Epos entgegengestellt. Es hat freilich keinen von den Fehlern, die Gottsched theilweise mit Recht dem Messias vorwarf, aber auch keine von den Schönheiten desselben; steif und langweilig schleppt es sich voran. Aber es gehörte der Clique an; mit Kupferstichen geziert, ward es dem Landgrafen von Hessen gewidmet; Gottsched als Dekan der philosophischen Fakultät ließ den Verfasser zum Dichter krönen; das Epos, im Jahre 1751 zuerst gedruckt, erlebte rasch drei Auflagen und wurde in's Französische und Portugiesische übersetzt. Ein anderer Gottschedianer, Joh. Joachim Schwabe, zog die jüngeren Kräfte an sich und beschäftigte sie in der Zeitschrift: ‚Belustigungen des Verstandes und Witzes' (Leipz. 1741 ff.). Die meisten Mitarbeiter, Uz, Kleist, Rabener, Zachariä, beide Schlegel, fielen später von Gottsched ab. Die strenge Diktatur des Professors, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in voller Blüthe, ward zuerst von der Schweiz aus bekämpft[1].

II. Die Schweizer im Kampf mit Gottsched.

Gottsched hatte einseitig die Form als Wesen, den Verstand als den Regulator der Poesie hingestellt. Und hier hatte er für lange Jahre

[1] Zu vergleichen das treffliche Werk von J. Bayer: Von Gottsched bis Schiller. 3 Bde. Prag 1863. 64.

das ganze nüchterne unpoetische Publikum hinter sich: die Schulgelehrten, die ja bisher nach denselben Regeln lateinische Dichtungen mühsam, aber mit Beifall ausgeheckt hatten, wie den Troß des poesielosen, aber versfreundlichen Philisteriums. Selbst die Schweizer, die sich nachher in einen förmlichen Grimm gegen allen Gottschedianismus hineinschrieben, waren lange Zeit weit entfernt, den eigentlichen Fehler in Gottscheds Streben klar zu erfassen.

Johann Jakob Bodmer (1698—1783), aus Greifensee bei Zürich, war seit 1725 Professor der Schweizergeschichte und der Politik zu Zürich, sein treuer Freund, der Züricher Johann Jakob Breitinger (1701—76), in späteren Jahren Professor der hebräischen Sprache in seiner Vaterstadt. Dichterisches Talent besaßen beide nicht; Bodmer, der in gereiften Jahren poetische Produktionen an's Licht gab, stand Gottsched sogar in der Handhabung der poetischen Form unbedingt nach. Die beiden Freunde gaben seit 1721 mit einigen Bekannten die Resultate ihrer wöchentlichen moralisch-literarischen Besprechungen unter dem Titel Discourse der Mahlern heraus. Schon hier offenbart sich ein Abstand von Gottsched; die Züricher hatten ihre Zuschrift nach dem Vorbilde der Engländer Addison und Steele (‚Spektator') eingerichtet; dort in England suchten sie auch die Vorbilder der zu erweckenden deutschen Poesie, ohne indeß bis Shakspeare vorzudringen, den Bodmer einmal Saspar, ein anderes Mal Sasper nennt. Der Titel der Wochenschrift legt nahe, daß die Schweizer in der Poesie nicht wie Gottsched gebundene Rhetorik, sondern Malerei suchten. Ein gutes Gedicht, das ist der später immer wiederkehrende Grundgedanke, muß wirken wie ein großartiges Gemälde, nicht wie eine steife durchgezeichnete Copie. Daneben konnte indeß mit aller Gemüthlichkeit noch die Verehrung für Opitz und ein ungetrübtes Verhältniß zu Gottsched bestehen.

Unterdeß war die kritische Dichtkunst von Leipzig aus verbreitet worden, Gottsched hatte den Cato geschriebeu und Bodmer — demselben seine volle Anerkennung zu Theil werden lassen. Dieser hatte dagegen Miltons verlorenes Paradies (‚Verlust des Paradieses', 1732) in deutsche Prosa übertragen, später ließ er Butlers Hudibras und Pope's Duncias folgen. An Miltons verlorenem Paradies sollte der Kampf entbrennen; dieses merkwürdige Epos konnte der Gottsched'schen Geschmacksrichtung am wenigsten anstehen. Die zweite Auflage der kritischen Dichtkunst sollte es wenigstens für Deutschland unmöglich machen; die ‚Beiträge zur kritischen Historie' zogen immer auf's Neue in's Feld gegen den englischen Sonderling. Da trat Bodmer mit seiner ‚kritischen Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen' (1740) hervor; es war ein heftiger Sturm gegen eine der Hauptpositionen im Gottsched'schen Lager: ‚Das Wunder-

bare, wenn es anders zulässig, müsse doch natürlich herauskommen'. Und in demselben Jahre trat der ruhige, besonnene Breitinger hervor mit einer ‚kritischen Dichtkunst, worin die poetische Mahlerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neueren erläutert wird'. Bodmer hatte dazu die Vorrede geschrieben und folgte alsbald mit seinen ‚kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter', wozu hinwiederum Breitinger die Vorrede verfaßte und in dem ‚Afterrichter', der seine Aussprüche zu Befehlen und Gesetzen mache und dieselben durch nichts als durch sein Ansehen zu schützen vermöge, den Leipziger Diktator scharf zeichnete. Dieser, noch auf der Höhe seiner Auctorität, antwortete natürlich nicht sehr schonend; die Schweizer aber wandten nun ihre Angriffe auch gegen die Schildknappen des Gegners, Triller besonders wurde scharf getroffen. Bodmer entfaltete von jetzt ab eine wahrhaft schreckliche Fruchtbarkeit in Gegenschriften und Pasquillen. Eine später von Wieland neu herausgegebene ‚Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistreicher Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und Poesie' (1753) hat die Hauptsachen vereinigt. Durch Parodien wurden Gottscheds Cato und Schönaichs Hermann lächerlich gemacht, in kritischen Lobgedichten und Elegien empfingen die andern Gottschedsjünger ihr Theil. Die Schriften zündeten; nicht ohne eigene Schuld sah sich Gottsched rasch von den besseren jüngeren Kräften verlassen, die wenigen treu gebliebenen waren zur Vertheidigung zu ungeschickt und boten den Gegnern zu viele Blößen.

Und was haben denn die Schweizer eigentlich für unsere Literatur gethan? Die den Gottsched'schen Regeln gegenüber gestellten Grundsätze waren allerdings ungenau und verschwommen genug, aber sie beruhten auf einer richtigen Ahnung. Poesie soll ja Nachahmung der Natur sein; aber wie? Nun, da haben wir die Malerei, die ebenfalls die Natur nachzunahmen hat. Poesie ist Malerei; gute Gedichte müssen wie schöne Gemälde ergreifen. Daß zwischen Poesie und Malerei doch ein Unterschied obwaltet, sollte erst Lessing klar machen. Gottsched irrt, wenn er die Regeln der Dichtkunst für das Ursprüngliche hält, an deren Hand das poetische Kunstwerk sich orientiren muß; das Kunstwerk ist vor allen Regeln gewesen, diese sind aus jenen erst abstrahirt. Darum genügt es auch zum Dichten nicht, diese Regeln zu kennen; es genügt nicht der überlegende Verstand, die regelrechte Scenerie, der richtig gebaute Vers. Noch ein anderes Etwas ist nöthig: im Dichter die poetische Begeisterung, der eigentliche Dichterberuf, im Dichtungswerke selbst aber der erhabene, von der Phantasie getragene Inhalt. So ist die Poesie eine ‚redende Malerei'. Diese Gedanken leuchten unter vielen dürren Doktrinen in den Schriften der Schweizer durch; sie warfen, wie Vilmar

sagt, das erste und wirksamste Ferment dichterischer Begeisterung, von der man seit mehr denn hundert Jahren völlig abgekommen war, wieder in die Herzen der zur Dichtung befähigten Jugend.

Aber was sie mit Recht von der Poesie verlangten, das konnten die Schweizer selbst nicht bieten, sie waren keine Dichter. Doch klüger als Gottsched, der eine neue Literatur nach Recepten bereiten wollte, warteten sie ruhig, aber sehnsuchtsvoll die Geburtsstunde der neuen deutschen Dichtung ab, wie Seher auf die goldene Zeit hinweisend. Und als sie in der Erscheinung Klopstocks ihr Verlangen erfüllt sahen, da waren sie die ersten, die dem Wunderkind der Poesie ihr Rauchwerk und ihre Geschenke darbrachten. Beide, Bodmer wie Breitinger, lebten lange genug, um, was sie dunkel geahnt, in Erfüllung gehen zu sehen. Bis zu seinem Tod blieb Bodmer literarisch thätig und nahm an den Bestrebungen jüngerer Geister regen Antheil. In seinem Hause wohnte Klopstock, an seinem Tische arbeitete Wieland eine Zeit lang; die Beschützerrolle, in der ihm später Gleim nachfolgte, dehnte er indeß gern zu einer allzu großen Geltendmachung seiner Ansichten aus. Auch im Alter und selbst gegen einen Lessing verfocht er mit Heftigkeit die früher von ihm aufgestellten, nun veralteten Meinungen. Doch da ihm literarischer Despotismus fern lag, ließ man den Alten grollen.

Wäre es dabei geblieben! Aber seit 1750 schien in Bodmer die poetische Produktionslust gefahren zu sein. 1752 erschien sein Noah, später die Noachide genannt, ein Epos, zu dem ihn wohl der Messias begeistert hat, übrigens so nebelhaft grau wie die Regentage der Sündfluth oder ‚Syndflut' nach ‚Zyricher' Schreibweise. Eine ganze Reihe von langweiligen Patriarchaden folgte: Jakob und Joseph, Jakob und Rahel, Dina und Sichem u. s. w. Gottsched und Genossen wären mit der Abfertigung dieser Produkte wohl leicht fertig geworden, aber ihr Kampf mußte ja besonders dem Schützling und Anreger Bodmer'scher Dichtkunst, Klopstock, gelten. Der Professor wollte schon in dem Namen des neuen teutonischen Dichters eine Sünde gegen die deutsche Grammatik entdeckt haben und schrieb consequent Klopfstock. Ihn bezeichnete er als den ‚sehr affischen (seraphisch) Dichter mit mizraimischen Gedanken'. Schönaich rückte in Gottscheds Auftrag mit einer umfangreichen Satire vor: ‚Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch als ein sicherer Kunstgriff in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen' (1754), mit der Dedication: ‚Dem Geistschöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen Sankt Klopstocken . . . wie auch dem Syndflut-Barden, dem Patriarchendichter, dem Rabbinischen Märchenerzähler, dem Vater der mizraimischen und heiligen Dichtkunst, dem zweihundertmännigen Rathe Bodmer'. Die schwachen

Seiten der Klopstock-Bodmer'schen Poesie, die fremden, oft wenig poetischen Stoffe, das Kosen mit überschwänglich frommen Gedanken und seraphischen Gestalten, die harten Verse, die oft mißglückten Neubildungen der Wörter, das träumerische Sichgehnlassen werden nicht ohne Geschick persiflirt. Aber Gottscheds Standpunkt war von vorn herein ein verlorener Posten. Mit der Noachide erschien von einem Gottschedianer Naumann ein Heldengedicht ‚Nimrod' in 24 Büchern. Beide Epen mit Patriarchaden und alle dem ruhen im Staube der Bibliotheken.

Nicht glücklicher war Bodmer in seinen Dramen; denn auch hier wollte er reformiren. Wer kennt noch seinen Ulysses, Telemachs Sohn, seine Elektra, Patroklus, Julius Cäsar, Cicero, seine Cherusker, den Arnold von Brescia, Wilhelm Tell? Dramen, die zum Theil in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, also neben Emilia Galotti, Nathan und Götz erschienen. Parodiren und Satirisiren schien nach dem Fall der Gottschedianer dem alten Patriarchen zur Gewohnheit geworden zu sein; gegen Gleim und Genossen schrieb er ‚anakreontische' Gedichte, gegen Klopstock selbst den ‚Tod des ersten Menschen', gegen Lessing seinen Polytimet und Odoardo Galotti. Die literarischen Kämpfe beschäftigten ihn übrigens nicht so ausschließlich, daß er nicht nebenbei seinen Blick auf die vergessene Literatur des deutschen Mittelalters gerichtet hätte. Im Jahre 1757 edirte er ‚Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger' (Auswahl aus Boner), sie fanden in der fabulirenden Zeit verdienten Beifall, wie Gellerts Vorrede zu den eigenen Fabeln zeigt. Dagegen konnte man sich in ‚Chriemhildens Rache und Klage sampt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und dem Josaphat' (1757) noch nicht finden; auch die früher erwähnte ‚Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte' (1758. 59) blieb wegen Mangels an Interesse, dann aber auch wegen der schreckhaften Ungenauigkeit des Textes einstweilen ohne Beachtung.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Mitstreiter Bodmers im Kampfe gegen Gottsched. Sie sind theilweise nur in der Abneigung gegen den Leipziger Diktator, sonst in nichts anderem, mit den Zürichern einig, auch nicht immer sehr achtungswerthe Charaktere. Von dem Durlacher Drollinger und dem Hallenser Samuel Gotthold Lange, der ‚poetische geistliche Betrachtungen' und als Vorläufer der späteren Halloren auch freundschaftliche Lieder verfaßte, ist wenig zu berichten. Ein Gegner Gottscheds, der Conrektor Pyra in Berlin, soll sich über die gegen ihn geschleuderten Satiren zu Tode geärgert haben (1744); er hatte im Jahre vorher den Beweis angetreten, ‚daß die Gottsched'sche Sekte den Geschmack verderbe'. Wäre Meister Gottsched in solcher Weise zu vernichten gewesen — was er seit 1750 an Satiren und Pasquillen zu verschlucken bekam, hätte ihn zu Grunde richten müssen;

aber er hatte einen stärkeren Magen. Johann Christoph Rost, ein Leipziger, früher Gottschedianer, ja, wie man sagt, durch Gottscheds Wohlthaten gehalten, ein unruhiger schamloser Charakter, erhob sich plötzlich als Pamphletist und geheimer Intriguant gegen Gottsched. Um diese Zeit versuchte auch die Neuberin dem Gefallenen den Eselstritt zu versetzen; sie brachte, wie einst Aristophanes die Zeitgenossen Sokrates und Euripides, den Leipziger Professor auf die Bühne, natürlich zum großen Frohlocken aller Derjenigen, die gegen den also Verhöhnten etwas auf der Seele hatten. Rost brachte dann auf Betreiben des Grafen Brühl dieses Ereigniß in ein beißendes Gedicht: ‚das Vorspiel'; dafür wurde er Sekretär bei dem Grafen. Wohl wiederum auf Brühls Veranlassung verfaßte er ein zweites Pamphlet: ‚Brief eines Teufels', das dem armen Professor auf einer Reise in jedem Posthause eingehändigt wurde. Indeß wurde die Neuberin von den Intriguanten nicht beglückt; das eitle Weib machte schlechte Geschäfte und mußte in Wien untergeordnete Rollen spielen; sie konnte sich in den Verlust ihrer Selbständigkeit nicht finden, irrte in Sachsen umher und starb verlassen und arm in einem Dörfchen.

Indeß auch Gottsched war vernichtet. Wenige Jahre und ganz untergeordnete Kräfte hatten bewirkt, daß der Mann, der einst den Geschmack von ganz Deutschland regelte, sich vollständig überlebt hatte. Er konnte sich lange in die traurige Rolle einer Antiquität nicht finden. Mußte er doch sehen, daß eine ganze Reihe jüngerer Talente sich verächtlich von ihm abwandte, während sie noch immer auf dem von ihm gewiesenen und geebneten Boden fortarbeiteten und im Wesentlichen darüber nicht hinauskamen. Göthe fand Gottsched in den Tagen seines erloschenen Ruhmes mit der Allonge-Perücke, die dem Ueberpflanzer des klassischen französischen Drama's von Rechts wegen gebührte, wie er die früheren kritischen Faustschläge jetzt gegen den Bedienten wandte, der die Perücke zur Unzeit vergessen hatte[1].

III. Neutrale.

Während fast das ganze literarische Deutschland in dem Kampfe für oder gegen Gottsched Parteistellung nahm, verfolgten einige Schriftsteller ihre eigenen Wege, auf denen sie zur Regeneration der deutschen Dichtung immerhin Anerkennenswerthes geleistet haben.

Albrecht von Haller (geb. zu Bern 1708, gest. daselbst 1777), ein Stern erster Größe unter Deutschlands Gelehrten, die Zierde der

[1] Göthe, Wahrheit und Dichtung, Buch 7.

jungen Hochschule zu Göttingen, als Arzt weit berühmt, fast in allen Sprachen Europa's zu Hause, selbst als Geschichtsforscher und Theologe geschätzt, suchte hohen Ernst und großartige Anschauungen in die Poesie einzuführen. Wir erfahren von ihm selbst, daß er bereits seit dem zehnten Lebensjahre in lateinischer und deutscher Sprache dichtete, in seiner Jugend Brockes und Lohenstein zu Vorbildern nahm, bis dann auf einer Reise in England ihm eine richtigere Ansicht von dem Wesen und Walten der Dichtkunst aufging. Als einen besonderen Gewinn glaubte er die Erfahrungen bezeichnen zu dürfen, ‚daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen könne, als man bisher in Deutschland gethan, und daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich gar wohl reimen ließen'. Da verbrannte er den nicht geringen Vorrath seiner nach alten Mustern gearbeiteten Gedichte, fortan wollte er Weniges, aber Tüchtiges liefern. Darum ringt er darnach, kräftige Vorstellungen in gedrängter, prägnanter Darstellung zu geben, besonders aber ein großartiges Naturleben in seinen Gedichten abzuspiegeln. Die zweite aus England mitgebrachte Erfahrung führte ihn trotz seines starken Gefühls — ‚Empfindlichkeit' nennt er es — zu lehrhaften Anwandlungen, ja zum eigentlichen Lehrgedicht und zum entschiedenen Vorwalten der Reflexion. Von einem richtigen Gefühle geleitet blieb er dem Reim getreu. Hallers größeres Gedicht: die Alpen, kräftig, gedrungen, ist doch nicht durch künstlerische Einheit und Gleichmäßigkeit befriedigend; besser sind in dieser Hinsicht mehrere seiner lyrischen Gedichte gelungen. Dem Andenken seiner ersten Gattin widmete er die Trauerode an Mariane. Diese von ihm zärtlich geliebte Gattin seiner Jugend verletzte sich tödtlich bei seiner Einfahrt nach Göttingen, in dessen ungepflasterten Straßen der Wagen zerbrach.

Mit weit größerem Formtalent, freilich nicht von derselben Tiefe der Gedanken gehoben, griff Friedrich von Hagedorn, in demselben Jahre mit Haller zu Hamburg geboren, zur Poesie. Hagedorn bewahrte bis in sein Mannesalter († 1754) jenen unverwelklichen Jugendmuth, der zum frohen Lebensgenuß drängt und aus dem Wechsel des Lebens nicht wie Haller schwermüthige Todesgedanken, sondern die Aufforderung zum Pflücken der bald verwelkenden Blumen zieht, jenen selben Jugendmuth, der ihn einst zu Jena auf ein halbes Jahr in's Carcer führte. In ironischer Art weist er die Lobredner der guten alten Zeit zurecht, indem er durch eine Alte rühmen läßt, wie man sich damals in der Liebe der Heimlichkeit befliß, wie in der Ehe der Mann nach Gebühr regiert wurde und dadurch in den Familien Einigkeit blühte. In eben solcher Weise lobt er unsere Zeiten, in denen der Feldherr nur das Recht, der Kaufmann nur Treue und Ehre sucht, die Advokaten gewissenhaft, die Aerzte geschickt sind, ja die Türken von uns lernen; denn ‚sie

künsteln Frieden, trinken Wein, und reden immer wie sie denken'. Aber ‚das ist der Lauf der Welt', so lautet der geschickt wiederkehrende Refrain eines dritten Gedichts, das sich unsern modernen Couplets nähert. Vom Kampf der Schweizer und Leipziger unberührt, sang er in Nachahmung der Franzosen, aber in seinem Geschmack durch das Studium des Horaz geläutert, seine leichten Lieder. Auch zur Fabel und zur poetischen Erzählung fühlte er sich hingezogen. Die Lesebücher bieten noch immer die Fabel: ‚Ein verhungert Hünchen fand einen hellen Diamant' und die Erzählung ‚von Johann, dem muntern Seifensieder', diese zuweilen mit kleinen Aenderungen; denn es ist in der That eigenthümlich, wie wenig alle Dichter dieser Periode im Stande waren, ein nur einigermaßen längeres Gedicht gleichmäßig und glücklich durchzuführen.

Was Haller bereits begonnen, ‚philosophische Begriffe und Anmerkungen zu reimen', mit andern Worten das Lehrgedicht zu pflegen, das setzten zwei jüngere, poetisch allerdings nicht sehr bedeutsame Kräfte, unter Anerkennung der Zeitgenossen fort. Bei dem Freiherrn Friedrich Karl Casimir von Creuz (1724—70) verbindet sich Hallers Ernst noch mit der Grabesschwermuth aus den Nachtgedanken des damals beliebten Engländers Young. Daneben fehlt es den Gräbern an dem rechten Plan, dem ausgebreiteten Gedankenkreis und an der Glätte der Darstellung, Eigenschaften, die wir jetzt vor Allem an didaktischen Gedichten nicht entbehren mögen. Withoff (1725—89), Professor an der Duisburger Universität, theilt mit v. Creuz zwar nicht die zuerst angeführten Mängel, stößt aber auch durch die Härte der Darstellung ab; und kaum möchte man sich entschließen können, wegen einzelner guter Gedanken ‚die moralischen Ketzer', ‚die sinnlichen Ergötzungen', die ‚Entschlüsse' oder den ‚Sokrates' durchzulesen, um, wie das vorige Jahrhundert, darin die rechten Glückseligkeits-Theorien entwickelt zu finden.

Der Anfang des vorigen Jahrhunderts brachte auch einen Satiriker, Christian Ludwig Liscow. Der mecklenburgische Predigersohn lebte als Sekretär bei verschiedenen Grafen, zuletzt auch bei dem übel berüchtigten Grafen Brühl. Freimüthige Aeußerungen gegen diesen brachten ihn in Kerkerhaft, er starb zurückgezogen auf einem Landgut seiner Frau im Jahre 1760. Liscow besaß in weit höherem Grade als der etwas spätere Rabener die Erfordernisse zu einem wahren Satiriker; ja man möchte bei einer Zusammenstellung der beiden den letztern kaum noch als Satiriker gelten lassen. Eine durchdringende Verstandesschärfe und ein blitzender Sarkasmus erleuchten und treffen wie ein plötzlich zündender Strahl; unvertilgbarer Haß gegen alles Gemeine und Niedrige vereinigen sich mit der Gewandtheit in Darstellung und Ausdruck; und wenn das Wort richtig ist: ‚le style c'est l'homme', so zeigt der kernige, lichtvolle Styl, der bei den deutschen Zeitgenossen kaum seines Gleichen hat,

in Liscow einen wahren Vorläufer Lessings. Im Leben wie in den Schriften muß es dem geistreichen Mann oft geschehen sein, daß er einen schneidenden, treffenden Einfall nicht für sich behalten konnte, obgleich der mündliche Ausdruck ihm die Ungunst des vornehmen Gönners zuzog, die Verletzung durch den geschriebenen Witz ihn später gereute. Liscows Satire ist meistens persönlich, ein Umstand, der ihr allerdings an Kühnheit und Schärfe das Höhenmaß, aber für spätere Zeiten die Vergessenheit gebracht hat. Denn es sind nur untergeordnete Persönlichkeiten, gegen die er sich kehrt, Männer, die ohne ihren satirischen Gegner bald verschollen wären: ein etwas kindischer Magister Sievers aus Lübeck, ein aufgeblasener, um Gunst wedelnder Professor Philippi in Halle. Dieses Schießen nach Sperlingen, das Zertreten von Gewürm, die grimmige Hetze gegen Philippi, der durch Liscow vertrieben, um Ruf und Brod, ja gar in's Irrenhaus gebracht wurde, erwarb der persönlichen Satire einen üblen Ruf. Vergessen wir indeß nicht, daß Liscow seinen moralisch vernichteten Gegner in seinen letzten Lebensjahren unterhielt und daß er seine an sich unbedeutenden Gegner zu Vertretern ganzer Zeitrichtungen gesalbt hatte, Sievers nämlich zum Repräsentanten der aufgeblasenen Plattheit in Kirchensachen, Philippi zum Vertreter der geschmacklosen Schulweisheit und der kriechenden Speichelleckerei. Letzterer hatte die ‚kleinen Geister mit verdorbenem Geschmack abgefertigt', ja sogar ‚klar erwiesen, daß Cicero ein Windbeutel, Rabulist und Charlatan' sei. Liscow übernahm also die Rolle der verachteten kleinen Geister. Nur eine und allerdings die beste Satire Liscow's stellt sich von vorn herein auf einen universelleren Standpunkt; es ist die ironische Abhandlung: *die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten* (1736), später als *Lob der schlechten Schriftsteller* besonders herausgegeben. Hier hat der Satiriker wie einst Erasmus in seinem ‚Encomium moriae' ein weites Feld, um die Dummheit aufmarschiren zu lassen [1].

Der katholische Theil Deutschlands neigte sich entweder den Gottsched'schen Bestrebungen zu oder blieb der ganzen literarischen Bewegung fremd. In Wien trat an die Stelle der Haupt- und Staats-Actionen eine Gottsched-Neuber'sche Bühne. Seit 1749 erschien in 8 Bänden ‚die deutsche Schaubühne zu Wien', ein Repertoire von 48 Theaterstücken: Uebersetzungen der klassischen Franzosen, Trauerspiele Gottscheds und Pietschels, Uebertragungen aus Goldoni und Metastasio, endlich auch Original-Dramen von J. G. Heubeln, ‚Theater-Sekretario'. Das Wiener Publikum ließ sich übrigens den Hanswurst nicht nehmen, Heubeln brachte

[1] Helbig, Chr. L. Liscow. Dresden 1844. — Sammlung von Liscow's Schriften. Frankfurt und Leipzig 1739. Ausgabe von Müchler. Berlin 1806. 3 Bde.

ihn bereits wieder auf die Bühne. Der poetische Charakter, den das Volksleben in den katholischen Städten des Mittelalters hindurch getragen hatte, dauerte zwar noch in einigen Nachklängen fort; da sich aber die gebildeten Stände verächtlich vom Volk und seinen Freuden abwandten, so schritt hier die längst eingetretene Verwilderung unaufhaltsam vorwärts. Die katholischen Gelehrten beharrten bei der lateinischen Sprache und Poesie; der Vorgang des Thomasius schien ihnen revolutionär; den Umschwung und Aufschwung des Buchhandels beachteten weder sie noch ihre Verleger in der rechten Weise. Während auf der Frankfurter Messe auch der katholische Verlag anständig vertreten war, wurde dieß anders, als der Schwerpunkt des Buchhandels nach Leipzig verlegt wurde. Und nun gewannen die katholischen Verlagsartikel nur äußerst selten die Verbreitung und das Ansehen, mit dem protestantische Autoren sich hervor thaten, aus dem ihre Verleger Gewinn und Unternehmungslust schöpften.

In München wurden seit 1748 Schulkomödien von dem Jesuiten Franz Neumayr unter dem Beifall der Gelehrten, so weit diese sich für Autos und Mysterien interessirten, aufgeführt. (Ein Theatrum asceticum von N. erschien 1754 in 2 Bdn.) Anders in Köln, der freien Reichsstadt. Während es neben seiner Universität noch drei Gymnasien besaß, erfreute es sich auch einer dreifachen Censur, und die Gelehrten der Universität schlossen das Licht der Wissenschaft sorgfältig vor den Augen der Uneingeweihten ab durch die Schranken der Hochschule und die Würde der lateinischen Sprache. Dafür besaß der Bürgerstand bis in die neuere Zeit hinein in seinem ‚Krippchen' oder ‚Hänneschen' eine volksthümliche Bühne. Von den alten, aus den Volksbüchern gezogenen Spielen hatte sich dieses Theater bald der Dramatisirung populärer Witze und Anekdoten zugewandt. Häusliche, kleinstädtische, politische Scenen im Kölner Dialekt befriedigten die bescheidenen Anforderungen des Reichsstädters. Das kölnische Volksschauspiel hatte wie das italienische bestimmte, feste Figuren: ‚Hännschen', aus dem Hanswurst durch Beimischung spießbürgerlicher Gemüthlichkeit gebildet, ‚Bestevater' (Großvater), den Typus des Alten, ‚Marizebell', die nothwendige weibliche Figur und ‚Nober Tünnes' (Nachbar Anton), die im Unglück helfende, in Schwänke und Witze unfehlbar hinein gezogene Nebenperson. Lokale Anspielungen und Sprache mußten diese Bühne auf ihre Heimat beschränken; einer Fortbildung war sie unfähig.

Wie ein Meteor an diesem dunklen literarischen Himmel der Reichsstadt erscheint der Satiriker und Liederdichter Heinrich Lindenborn — ein Meteor; denn nur für kurze Zeit ergötzten sich die Kölner und Bonner an den Leuchtkugeln seines Witzes, und nach seinem Tode vergaß man bald den Namen eines vorzüglichen geistlichen Liederdichters,

während die ihm ohne Zweifel nachstehenden Rabener und Gellert, jener als Satiriker, dieser als geistlicher Sänger im eminenten Sinne lange genannt wurden. Alles dieß freilich nicht ohne die Schuld Lindenborn's, aber vorzüglich durch die Ungunst der Verhältnisse, die ihm keine literarische Umgebung, seinen Werken nicht die verdiente Verbreitung gaben. Lindenborn (geb. 1712) führte das einfache Leben eines Gelehrten, das indeß von einem Hang zur äußersten Ungebundenheit, besonders zu leichtsinniger Verschwendung, seltsam durchkreuzt wurde. Häusliche Verlegenheiten brachten ihn dann zu vielfachen Gelegenheitsgedichten. An männlichem Muth, an Kraft des Charakters und der Gesinnung, an schneidender Schärfe des Verstandes und schlagendem Witz steht er über Rabener; daß er nicht das reine Meißener Deutsch schrieb, wie Gottsched es verlangte, kann ihn nicht unter Rabener stellen, wie es auch seinen Schriften ihren eigenthümlichen Reiz nicht nimmt. In den Jahren 1742 und 43 gab er ein satirisches Journal, den kölnischen Diogenes heraus, natürlich ohne Beihülfe, wie ohne besondere literarische Folgen für die Kölner, die sich nur für den Augenblick an den krausen Einfällen ihres Landsmanns ergötzten. Eine spätere satirische Wochenschrift ‚Morpheana' brachte es nur bis zum 18. Stück, bei dem Lindenborn 1750 zu Bonn starb. Lindenborns Satire richtet sich nicht wie die Rabener'sche gegen Schulmeister und Kaffeeschwestern, er zieht die Entfernung von der Einfachheit des Lebens, den Widerspruch der verkehrten Bildung mit der gesunden Natur vor sein Forum. Seine Abschilderungen, die er meistens (in Nachahmung von Moscherosch und Quevedo) in Form von Visionen vorführt, sind für die Sittengeschichte von unzweifelhaftem Werth. Daneben besaß er ein schönes Talent für geistliche Dichtung; sein Gesangbuch: die Tochter Sion bietet ganz vorzügliche geistliche Lieder, die im Volke fortlebten und in der neueren Zeit auch wieder Eingang in die katholischen Kirchen finden. Mit richtigem Gefühl schloß der Dichter sich an das alte geistliche Volkslied an, häufig es glücklich nachbildend, manchmal auch nebenher tappend, zuweilen spielend, — vielleicht eine Nachwirkung der Schäferpoesie und der ‚mirantischen Maultrummel', — oft auch allzu plastisch schildernd [1].

Auch in Süddeutschland regte sich die Satire. Beda Mayr, ein Benediktiner zu Donauwörth, gab ‚ein Päckchen Satyren aus Oberdeutschland' heraus, die aber weniger das Bittere der Satire als die Schalkhaftigkeit des Humors in sich tragen. Johann Anton von Bandel zu Villingen dagegen, ein unruhiger, aber klarer und scharfer Kopf, richtete

[1] L. Ennen, Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln. Köln 1857. — Ebeling, Geschichte der komischen Literatur. 1 Bd. (Charakteristik und Proben.)

seine kräftige Satire gegen den Protestantismus, indem er bald ein ‚Catholisches Kriegsrecht über einen Kloster- und Glaubens-Deserteur', bald eine ‚polemische Leichenrede über einen von einem preußigen Schlag getroffenen Erlanger' hielt, dann hinwiederum ein ‚geistliches Zuchthaus' eröffnete oder dem ‚stummgewesenen Avokaten an Sonn- und Feiertagen' den Mund öffnete.

Reihen wir endlich noch den Epigrammatiker jener Zeit an, der zwar erst im Jahre 1800 verschied, aber im Grunde über Gottsched nicht hinauskam und im Streit der Leipziger und Schweizer nach beiden Seiten seine Hiebe austheilte. Abraham Gotthilf Kästner war 1719 zu Leipzig geboren, seit 1756 Professor der Mathematik zu Göttingen. Herb und bitter in seinem Auftreten, das ihm zu Göttingen manche Händel zuzog, ist er auch in seinen Epigrammen rücksichtslos, persönlich, beißend und giftig. Den Gottschedianern warf er folgende Zeilen hin: ‚Dir Gott der Dichter muß ich's klagen, Sprach Hermann, Schönaich darf es wagen Und singt ein schläfrig Lied von mir. Sei ruhig, hat Apoll gesprochen, Der Frevel ist bereits gerochen; Denn Gottsched krönet ihn dafür.' Die Schweizer mit ihren reim- und oft formlosen, lateinisch und mit y statt ü gedruckten Gedichten erhalten folgende Xenie:

Seht die epischen Zeilen, frei vom Masse der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart wie Zyrchische Verse,
Leer wie Meissnische Reime! Seht der glyckliche Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen y y
Zum Ermyden des Lesers besser zu nytzende Bogen.

Aehnlichen Bestrebungen gelten auch folgende Verse:

‚So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen
Seh ich für Verse nicht an, mir ist es rasende Prosa.'

Joh. Hübner hatte ein poetisches Handbuch geschrieben, worin er aussprach, mit dem Aufgeben des Reimes sei nichts gewonnen, da man dann dafür Gedanken verlangen werde. ‚Der gute Mann! lebt' er in unsern Jahren, Er würde tausend Dichter sehn, Die Reim und Denken sich ersparen.' Verbreitet sind Kästner's Epigramme auf Kepler, der nur die Geister zu vergnügen wußte, daher ihn die Körper ohne Brod ließen, auf den leeren Raum in den Beuteln und Köpfen der Burschen, auf den Franzosen, der Hippokrene nicht französisch zu geben wußte, während Kästner es ihm deutsch mit Roßbach übersetzte. Weniger bekannt sind seine Persiflagen der abstracten, inhaltleeren, aber wortschwallreichen Philosopheme seiner Zeit. Dem Könige von Preußen gilt ein patriotisches Wort:

An M. M. (Moses Mendelssohn.)

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht —
Ein Plato lebt' in seinem Lande,
Und diesen kannt' er nicht [1].

IV. Verfasser der Bremer Beiträge.

Kästner führt uns nach seinem Geburtsort Leipzig, dem Athen an der Pleiße, und zu seinen ‚muntern Köpfen' zurück. Hier gab der Gottschedianer Schwabe seit 1741 die ‚Belustigungen des Verstandes und Witzes' (8 Bde.) heraus. Gottsched selbst benutzte sie als Kampfesfeld gegen die Schweizer. Strebsame Leipziger Studenten ließen ihre Jugendarbeiten in dieser Zeitschrift erscheinen. Doch die pedantische Hofmeisterei Gottsched's, besonders aber die Gleichstellung mit elenden, von Gottsched protegirten Reimern verleideten ihnen diese Belustigungen. Und als ein Versuch die Redaction zu ändern fehlschlug, beschlossen Gärtner, Rabener und Cramer eine eigene Zeitschrift zu gründen, die nicht von einem einzelnen Mitgliede, sondern von der Gesammtheit der Mitarbeiter nach Stimmenmehrheit redigirt werden sollte. Die Gründer zogen sofort die beiden Brüder Schlegel, sodann Ebert, Zachariä und Arnold Schmidt heran, auch Gellert gesellte sich hinzu. Die neue Zeitschrift erhielt den Titel: ‚Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes', gewöhnlich schlechtweg nach dem Verlagsorte Bremer Beiträge genannt. Vom Jahre 1745 bis 1759 erschienen nach einander sechs Bände, die auch Sachen von Kleist, Gleim, Ramler und die ersten Gesänge des Messias enthalten.

Die heftigen theoretischen Kämpfe konnten der Dichtung keinen eigentlichen Inhalt geben, sondern nur den Blick befreien und erweitern. Auch die ganze neue Leipziger Schule bestand nur aus sehr mittelmäßigen poetischen Talenten; die Lust war groß, jedoch die Kraft gering. Die dünnen Talente mußten für jede Art Dichtung eintreten; Ode, Hymne, geistliches Lied, anakreontisches Getändel, Lehrgedicht, Satire, komische Epopöe, Komödie, Schäferspiel und Tragödie, sogar der Roman, vor allen aber die Fabel und Erzählung waren hier vertreten. Im Auslande suchte man Muster; sie fanden sich bei den Alten und den Engländern. Aber wiederum wurden nicht die großen Geister ausgesucht, sie standen zu hoch. Die englischen Empfindsamkeitsdichter, das waren die Lieblinge; Milton, Young, Pope wurden unermüdlich übersetzt. Von diesen, dann

[1] Kästner's poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke sind zuletzt in Berlin 1841 in vier Bänden herausgekommen.

noch besonders von den Gottsched'schen Vorbildern lernten die Leipziger eine gewisse Correctheit der Form und eine ebenso große Bescheidenheit in den poetischen Anforderungen. Die etwas confusen Lehren der Schweizer mochte man nicht gern überhören; nach Möglichkeit wurde eine moralische Grundlage oder Wendung geschaffen; dagegen wollte die Verbannung des Reims und die Einführung antiker Rhythmen nicht gefallen, der Alexandriner behauptete sich in seiner Herrschaft, nur Zachariä bekehrte sich in seinen späteren Gedichten zum Hexameter, Cramer lernte von Klopstock die antiken Odenstrophen. Bei dieser Richtung muß es auffallend erscheinen, daß Klopstock's Messias Aufnahme fand; und allerdings waren die Redactoren in Verlegenheit, nach ihrem Standpunkte hätte man ihn abweisen müssen; Freundschaft und Inconsequenz bewirkten die Aufnahme — zum späteren großen Ruhm. Aber mehrere Mitarbeiter, besonders Gellert, ignorirten consequent die neue glänzende Erscheinung und verharrten ruhig auf dem alten, platt getretenen Boden. Und doch ist gerade nur Gellert von allen Leipzigern mit seinen Fabeln und einer kleinen Zahl seiner geistlichen Lieder frisch geblieben, während alles Uebrige veraltet ist. Bemerkt sei noch, daß die Verfasser der Beiträge ausdrücklich es darauf angelegt hatten, auch die Frauen zur Theilnahme, wenigstens zum Genuß der literarischen Thätigkeit heranzuziehen. Daher ihr Bestreben, munter, witzig und unterhaltend zu schreiben. Da aber auch Frauen nicht immer lachen sollen, so wurden auch ernste Stücke eingefügt und fromme Lieder gesungen.

Zum Geschäftsführer hatten die jungen Poeten den kritisch ziemlich begabten Gärtner gewählt, der später länger denn 40 Jahre Professor in Braunschweig war. Eigentlich hatte er nur die Geschäfte mit dem Verleger (Nathanael Saurmann) zu ordnen; seine Unparteilichkeit in der Beurtheilung verschaffte ihm übrigens auch bei der Redaction die gewichtigste Stimme.

Viel reicher an Poetereien ist Friedrich Wilhelm Zachariä, der 17 Jahre alt die Universität Leipzig bezog und als College Gärtner's 1777 starb. Der grüne Student mit seinen frühreifen, obwohl nicht ganz schwachen Dichteranlagen wandte sich nach dem Vorgange des Engländers Pope der komischen Epopöe zu, einer an sich schon seltsamen, durch Pope und Zachariä noch mehr verschnörkelten Dichtungsart. Das erste Gedicht dieser Gattung, der Renommist, brachte dem Studenten Gottsched's schwer wiegende Gunst. Die Bremer Beiträge gaben dann die Verwandelungen, bald nachher erschien das angestaunte Schnupftuch. Diese drei Stücke haben noch den Alexandriner. Der Phaeton und Murner in der Hölle würden nicht nur in der Form (Hexameter), sondern auch in der sonstigen Durchführung die früheren Gedichte bei weitem überragen, wenn die Fabel nicht gar zu einfach, ja dürftig

wäre. Dagegen haben die letzten Gedichte einen Fehler der früheren wenigstens bedeutend eingeschränkt; es ist die Einmischung der sogenannten Maschinen d. i. jener phantastischen Wesen und personifizirten Begriffe, die als Sylphen und Gottheiten in die Handlung eingreifen. Pope hat in seinem ‚Lockenraub' zwar auch diese Wesen, hat sie aber zu einem Reiche vereinigt und unter Ariel's Oberhoheit gestellt. Zachariä führt ohne Maß noch allerhand allegorische Figuren ein: den Schlägergott Pandur, die Galanterie, den Kaffeegott, die Modegöttin, den Neid, die Zwietracht u. dgl. Solche Wesen verdrängen in der Handlung die persönlichen Motive, und während sie selbst langweilige Maschinerien sind, drücken sie die redenden und handelnden Personen zu ihren Werkzeugen herab. Im Uebrigen hatte Zachariä in seinem ersten Stoff den glücklichsten Griff gethan: das Studentenleben, in Jena und Halle zur höchsten Rohheit und wildesten Selbsthülfe gesunken, in Leipzig galant, manierlich, stutzerhaft. Und darum sind im Renommisten beim Abgange wahrer Poesie manche Stellen von culturgeschichtlicher Bedeutung. Die beschreibenden Gedichte ‚die Tageszeiten' (nach Thomson's Jahreszeiten) und ‚die vier Stufen des weiblichen Alters' sind unbedeutend, ebenso ‚Cortes', ein Versuch im ernsten Epos.

Von noch größerem Ruhm als Zachariä sah sich bei Lebzeiten Gottlieb Wilhelm Rabener umstrahlt, an dessen Namen sich unzertrennlich die Satire knüpft. Als Steuerrevisor in Leipzig blieb er im Kreise der jüngeren Freunde, er starb 1770 zu Dresden. Seine bereits im Jahre 1751 erschienene ‚Sammlung satirischer Schriften' kehrte in immer neuen Auflagen ohne besondere Vermehrungen wieder, bis mit der zehnten Auflage (1772) der Hunger nach dieser Kost für immer gesättigt war. Diese sogenannten Satiren gefielen der Mittelmäßigkeit, dem Pfahlbürger, der halbgebildeten Stadtdame; denn sie selbst gehören der Mittelmäßigkeit an, sie sind so dürr wie der Philister selbst, so schwatzhaft wie die Kaffeeschwester. Nur die Thorheiten des beschränkten bürgerlichen Lebens zieht Rabener heran: ‚Glückwünschungsschreiben' nach bestehender Mode, pedantisch-alterthümlicher Unterricht, geistlose Behandlung der klassischen Sprachen, ‚Schleifwege zum geistlichen Schafstall,' Bestechlichkeit des Richterstandes, Nachäfferei fremder Sitten und Moden, Wucher und Verschwendung, Prüderie und Zimperlichkeit, tolle Verliebtheit, vor Allem das Theegeklatsch der Frau Base Quirlequitsch — das ist so ungefähr der Inhalt. Nur einmal wagt er sich schüchtern an den verrotteten Adel seiner Zeit. Sonst, so schreibt er selbst an Weiße, sind ihm die Thoren aus den Palästen und Antichambren zu gefährlich. Freilich, H. von Fallersleben's Verse sind auch wahr: ‚Ein Familienvater — der Punct ist delicat, und noch viel delicater ein Obersteuerrath.' Liscow stand ja als frisches Beispiel da. Aber selbst die persönliche Grundlage,

deren eine echte Satire nicht wohl entrathen kann, verläugnet Rabener ganz; haben ihm Personen zu seinen Charakterzeichnungen gesessen, so hat er doch sofort ihr Bild verwischt. Als Einleitung zu seiner Sammlung gibt er uns eine Abhandlung über den Mißbrauch der Satire. Und dennoch darf der arme Mann sich beklagen, daß man trotz seiner heiligen Versicherungen aus seinen Satiren bestimmte Persönlichkeiten herausfinden wollte, und selbst in seiner unverkennbaren Ironie baaren Ernst suchte und ihm zum Vorwurf der Gottlosigkeit gestaltete. Politische Satire — Gott soll uns bewahren! Literarische Satire — Rühr' mich nicht an! Und doch ist das die Zeit, von der Schlosser so viel zu erzählen hat, und doch ist es die Zeit des Umschwungs, der literarischen Gährung!

Die erste Erscheinung eines Dioskuren-Paars in der deutschen Literatur stellen die beiden Brüder Schlegel, geborene Meißener, dar. Während wir im folgenden Abschnitt dem Dramatiker Johann Elias eine ausführlichere Besprechung vorbehalten, sei hier der Lyriker Johann Adolf erwähnt, der sich durch mancherlei kümmerliche Verhältnisse durchschlagen mußte, bis er 1759 als Pfarrer nach Hannover berufen wurde. Er hat mehrere ziemlich gelungene geistliche, besonders Trostlieder gedichtet (z. B.: ‚Was zagst du? Gott regiert die Welt'); seine weltlichen Lieder sind fast alle von dem nämlichen Ideengange: eine Reihe von Bildern und Charakteren rollt sich in einzelnen Strophen vor uns ab und hat in dem Kehrreim den nothdürftig zusammenhaltenden moralischen Faden. Berühmter als durch seine Schriften und durch seine Rednergabe ist Schlegel durch seine Söhne, die Romantiker, geworden. Conrad Arnold Schmid (1716—89) dichtete Kantilenen (Weihnachtslieder), unter diesen eine klangvolle: ‚Nacht voll Heil, voll ew'ger Wonne.' Als der eigentliche Odendichter der Schule galt Joh. Andreas Cramer, (1723—88) einer von den Männern, die in den 60ger Jahren des vorigen Jahrhunderts deutsche Cultur nach Dänemark hinübertrugen, Professor und Hofprediger zu Kopenhagen, später zu Kiel, Uebersetzer und Fortsetzer von Bossuets Weltgeschichte. Er strebte Klopstock im hohen Odenfluge, aber zuweilen mit lahmen rhetorischen Schwingen nach und verfertigte zuckerwässrige moralische Kirchenlieder, z. B. ‚Groß ist, ihr Eltern, eure Pflicht' oder ‚Aller meiner Brüder Rechte', die in die hausbackene Prosa der Katechese hinüber gleiten. Giseke, ein geborener Ungar und 1765 als Superintendent im Ländchen Schwarzburg-Sondershausen gestorben, ist ebenfalls Nachahmer Klopstocks, der deßhalb auch nach seinem Tode von ihm besungen sein wollte (Klopstocks Wingolf). Der Hamburger Ebert (1723—95) ist hauptsächlich nur als Uebersetzer des englischen Mondschein-Poeten Young bekannt geworden.

V. Die Fabel. Das Drama bis auf Lessing.

Eins nahmen die jüngeren Leipziger, trotz ihrer allerdings nicht zugestandenen Abhängigkeit von Gottsched, doch von den Schweizern herüber, die Vorliebe für die Fabel. Wunderbares, hatten die Schweizer gesagt, verlangt die Poesie, das Wunderbare muß aber eine Beziehung zum Menschen haben, und diese Beziehung muß moralisch sein; der patriarchalisch ernste Sinn wollte, daß die Poesie auch nütze. Und wenn man nun also die gefundenen Weisthümer zusammenlegte, nach denen ein Gedicht erstens die Natur wie ein Gemälde nachahmen, zweitens Wunderbares bringen, drittens und letztens von sittlichem Zweck und Nutzen sein sollte, so mußte mit höchster Ueberzeugung die Palme der Dichtkunst an — die Aesopische Fabel gegeben werden. Gegen die Pflege der Fabel hatte indeß auch Gottsched nichts einzuwenden, seine Getreuen, Stoppe und Triller, bewegten sich auf diesem Gebiet in obligatem Steifleinen; besser fand sich das leichte Talent Hagedorn's mit der Fabel zurecht.

Der mustergültige Fabulist der Leipziger war Christian Fürchtegott Gellert, der deßhalb in seinem ganzen umfangreichen Wirken hier eingereiht werden mag, eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, für uns noch immer die anmuthige Erinnerung der Kinderjahre. Er war 1716 zu Hainichen bei Freiberg geboren, im Geburtsjahr Lessings (1729) bezog er die Fürstenschule zu Meißen, der später auch Lessing angehörte. Als er nach dem zu Leipzig vollendeten Studium seine Probepredigt hielt, zeigte ihm die ihm anklebende unüberwindliche Schüchternheit, daß er einen anderen Beruf suchen müsse. So kam er mit einem Zögling als Hofmeister wieder nach Leipzig zu der Schaar jüngerer Freunde, die seine literarischen Producte hoch erhoben. Im Jahre 1751 wurde er außerordentlicher Professor; mehr als durch seine nur seltenen Vorlesungen über Beredtsamkeit und Moral, die mit Andacht gehört wurden, wirkte er wie durch seine Bücher, so ganz besonders durch seinen frommen, milden, wohlthätigen Sinn, durch sein musterhaftes Leben. Es bildete sich in ganz Deutschland, das katholische keineswegs ausgeschlossen, ein förmlicher Cultus für den liebenswürdigen Mann, den selbst König Friedrich II. eines Besuches und einer längeren Unterhaltung würdigte. ‚Seine zwei Famuli', erzählt uns Göthe, ‚schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, zu dem nicht Jedem und zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist; und solche Vorsicht war wohl nothwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er all die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.' Als er nach schwerem Leiden 1769 starb,

schien eine allgemeine Trauer über Deutschland hereinzubrechen; unter den Klagegedichten fanden sich auch solche von den Jesuiten Denis und Mastalier.

Gellert war nach verschiedenen Seiten hin literarisch thätig, mit dem rechten Erfolg allerdings nur in der Fabel, mit theilweisem im geistlichen Lied. Zuerst versuchte er das Lustspiel (‚Die Betschwester', ‚die zärtlichen Schwestern', ‚das Loos in der Lotterie'). Lessing meint mit allzugroßer Rücksichtsnahme für Gellert, seine Lustspiele seien wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause sei; — ja leider Gottes, zu Hause, bei der Frau Orgon und dem Onkel Damon und der Nichte Clelia, bei den allergewöhnlichsten Klatschrosen mit ihrem häuslichen Tritschtratsch. Die Personen sind Schablonen des Geizes, der Verleumdung, der Großsprecherei, Schemata und darum Schemen. Der Moralprofessor hat dabei noch die wunderliche Idee, das Lustspiel solle, echt moralisch, lieber tugendhafte Thränen als frohes Gelächter hervorrufen. Also auch hier, wo früher der lustige Hanswurst sich tummelte, Thränen der Empfindsamkeit. Auch einen Roman brachte Gellert zu Stande, das ‚Leben der schwedischen Gräfin von G.' Ist die ganze Erfindung abenteuerlich und unwahrscheinlich, die Ausführung breit und trocken, so langweilen erst recht die moralischen Tendenzen. Und diese Moral ist gar nicht weit her, die Moral des Anstands, während eine tiefere Gesammtauffassung den Roman sogar als einen unmoralischen bezeichnen könnte.

Im Jahre 1746 erschienen Gellerts ‚Fabeln und Erzählungen'. Der Buchhändler Breitkopf hatte zu dem Verlage den Kopf geschüttelt, der Verleger Wendler wurde durch denselben ein reicher Mann. Und in der That, Gellert's Fabeln sind das einzige poetische Buch, das im vorigen Jahrhundert zum eigentlichen Eigenthum des Volks geworden ist, und dieß in solchem Maße, daß wir erst in der neueren Zeit einige Analogien gefunden haben. Die Fabeln wurden in fast alle lebenden Sprachen Europa's, daneben in's Lateinische und Hebräische, übertragen. Woher dieser Erfolg? — Im vorigen Jahrhundert war es unter den großen Geistern gleichsam eine stillschweigende Uebereinkunft, die Dichtungen Gellert's mit aller Rücksicht zu behandeln, die Verehrung für Gellert's Persönlichkeit wurde auch auf seine Werke übertragen: es wäre ein literarisches Sacrileg gewesen, über diese Dichtungen ein Verwerfungsurtheil auszusprechen. Es ließe sich indeß wohl aussprechen. Der Fabeldichter hat selbst einige seiner Erzählungen einer kritischen Probe unterworfen und kommt in rührender Bescheidenheit zu einem harten Urtheil über dieselben, freilich hauptsächlich in Rücksicht auf Darstellung, Vers, Reim und Sprache. Und jetzt hat die Kritik unumstößlich das Urtheil fixirt, daß in Gellert's Erzählungen wahre Poesie vergebens

gesucht werde, daß poetische Züge sich nur äußerst spärlich in denselben finden. Gellert steht hier noch ganz auf Gottsched'schem Boden. Nach dessen Recepten ist zunächst der allgemeine (moralische) Gedanke festgestellt, dann eine Geschichte gesucht, die in einem kleinen, leicht faßlichen Bilde diese Wahrheit deutlich machen kann. Aus Gellert's Fabeln und Erzählungen ließe sich ein ziemlich vollständiges Compendium der Moral herstellen — aber welche Moral? Die allergewöhnlichste, fern von allen großartigen Anschauungen, es ist die Moral für den täglichen Hausbedarf, und so sind wir denn auch hier, um mit Lessing zu reden, wieder gleich zu Haus; man predigt uns, wie ein Mensch den andern nicht entbehren kann, wie der Geizhals auch im Tode noch karg bleibt, wie Betschwesterei mit Hartherzigkeit einen Haushalt führt, wie man über geringe Worte sich entzweit u. dgl. Das höchste Ziel ist eine anschauliche Deutlichkeit; reicht dazu die Fabel nicht aus, so hilft bis zum Ueberdruß den Geistesschwachen ein moralisches Anhängsel oder eine erläuternde Einleitung, nicht selten beides zugleich. In der Ausführung ist allerdings viel gewöhnliche breitspurige Redseligkeit unbeschadet der von den Leipzigern geforderten munteren Darstellung zu finden. Gellert's Witz ist im Ganzen bescheiden, wie es sich für den sanften, gutmüthigen, leidenden Mann geziemte; zuweilen ergötzt das Gemüthliche, Naive, Kindliche besonders in den Erzählungen, die im Ganzen besser gerathen sind, als die Fabeln mit ihren theilweise verschnörkelten Thieren. Die Geschichten von dem Hute, von dem Prozeß, von Görge, der durch seine Dummheit fort kommt, von dem guten dummen Bauernknaben, den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm, von der Pfarrerwahl mit dem kräftigen: ‚Ihr Ochsen, die ihr alle seid', werden noch immer gerne gelesen. Nicht viel anders verhält es sich mit Gellert's geistlichen Oden und Liedern (zuerst 1757 erschienen). Von den Liedern sind manche in den Kirchengesang übergegangen und galten zu ihrer Zeit als die höchste Blüthe geistlicher Dichtung, genießbar für Katholik wie für Protestant, weil ohne bestimmtes Bekenntniß, ja meist auch für den Nichtchristen brauchbar. Gellert hatte sich für seine Person trotz der dürren Wolff'schen Philosophie den freudigen Glauben erhalten, er spricht auch in einzelnen Liedern den Glauben an den Erlöser bestimmt aus (Weihnachtslied, Osterlied), aber der allergrößte Theil seiner geistlichen Lieder hat es wiederum nur mit der Moral zu thun. Er bemüht sich, die Wahrheiten der natürlichen Religion darzustellen, die Größe, Liebe und Güte Gottes zu verherrlichen, um dann zu einem moralischen Schlusse zu kommen. ‚Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht', ‚Wie groß ist des Allmächt'gen Güte', ‚Der Wollust Reiz zu widerstreben', ‚Mein erst Gefühl sei Preis und Dank', ‚Gott, deine Güte reicht so weit', ‚Meine Lebenszeit verstreicht', diese und andere auch jetzt noch gesungenen Lieder zeigen die

Wendung zur natürlichen Religion und Moral, die das Kirchenlied im vorigen Jahrhundert nahm.

Doch zurück zur Fabel. Gellert kannte und benutzte den alten Fabulisten Burkard Waldis; Zachariä erneute einen Theil von dessen Erzählungen und fügte selbst ‚Fabeln in B. Waldis Manier' hinzu, die mit den Fabeln der übrigen Leipziger vergessen sind. Um das Gebiet der Fabel hier möglichst zu überschauen, fügen wir den mit den Leipzigern nicht in Verbindung stehenden Lichtwer hier an (1719—83). Auch er blickt wie Gellert nach Lafontaine hinüber, glücklicher als Gellert ist er in der Darstellung und Individualisirung des Thierlebens; und es ist wahrhaft zu bedauern, daß er nicht auf die altdeutsche Thiersage und Beispieldichtung zurückging. Dann würde auch die sich spreizende Moral das bescheidene, richtige Maß gefunden haben. Viele von Lichtwer's Fabeln sind wacker erfunden und ausgeführt; hier ist wirklich Witz und Komik. Eine eingehende Kritik Mendelssohn's hob mit scharfer Scheidung die gelungenen Erzählungen hervor. Dadurch wurde der feilende Kritiker des vorigen Jahrhunderts, Ramler, bewogen, ohne Wissen des Verfassers eine gänzlich umgearbeitete Auflage der als gut erkannten Erzählungen erscheinen zu lassen. Natürlich zum größten Unwillen des Autors, der nun aber doch, unter Protest gegen Ramler's Verbesserungen, nach eben denselben Ramler'schen Regeln eine verbesserte Auflage erscheinen ließ. Noch immer frisch sind seine ‚seltsamen Menschen' (‚Was thun sie denn? — sie spielen') und ‚der kleine Töffel'. Willamov (1736—77) legte seine Fabeln einfach in Dialoge auseinander, ohne daß es ihm gelungen wäre, diese Gattung besonders zu beleben. Der Zeit nach jenseits unserer Dichtungsperiode liegt der blinde Pfeffel († 1809); seine Fabeln und Erzählungen bleiben jedoch im Ganzen dem Charakter der vorliegenden Periode getreu, obgleich er vielfach den Franzosen Florian zu seinem Vorbilde genommen hat. Einige von Pfeffel's Gedichten sind populär geworden und geblieben, so die ‚Tabakspfeife' (‚Gott•grüß euch Alter, schmeckt das Pfeifchen?'), ‚die Stufenleiter' mit dem Refrain: ‚Du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein'. Einzelne Erzählungen sind indeß nur versifizirte Bauernwitze, andere wirken unangenehm durch die Spötterei gegen christliche Lehren, die gern das Gewand des Derwisch oder Fakir umwirft. Mit Vorliebe persiflirte Pfeffel in den letzten Jahren die französische Revolution und die von derselben hervorgerufenen wechselnden Zustände.

Lessing machte einen Versuch, die Fabel auf die Einfachheit und Gedrungenheit des Aesopischen Vorbildes zurück zu führen; ihm behagte die Lafontaine-Gellert'sche Manier nicht. Und doch läßt sich nicht läugnen, daß diese der mittelalterlichen Behandlungsweise viel näher steht, als

Lessings kurze Prosa-Fabeln. Er bietet uns den Niederschlag der Fabel als das Wesen derselben.

Das Drama tappte indeß unsicher und schwankend nach den rechten Wegen; mancher Plan wurde entworfen, auch wohl dürftig ausgeführt, immer aber nach fremden Stylmustern. Bodmer's todtgeborene Producte und Gellert's thränenreiche Komödie wurden bereits erwähnt. Die Zuschauer waren gewiß zu bedauern. Merkwürdig bleibt es, daß der frische Hauch einer Seebrise vom Norden her nicht den stagnirenden Jammer des deutschen Theaters verwehen konnte. Der Däne Holberg (1684—1754) mit seinen kräftigen, derben, aber wahrhaft komischen Figuren und Situationen, dessen Lustspiele noch in unsern Tagen abermals in's Deutsche übertragen wurden, war durch den Gottschedianer Detharding eingeführt worden. Aber dem deutschen Magen schien einstweilen die verzuckerte Milch des Rührspiels besser zu gefallen.

Der Dramatiker der sächsischen Schule ist Johann Elias Schlegel (1718—49). Durch Gottsched's ‚kritische Dichtkunst' bereits in früher Jugend auf der Schulpforte zum dramatischen Schaffen getrieben, blieb er zwar im Allgemeinen für immer in Gottsched'schen Regeln befangen. Doch in zwei Punkten kam er über Gottsched hinaus. Nach diesem hat ‚der Poet zuerst einen moralischen Lehrsatz auszuwählen, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will'. Schlegel aber meint: ‚Das Theater hat es nicht nöthig, eine andere Absicht vorzugeben, als den Verstand des Menschen auf eine vernünftige Art zu ergötzen. Wenn es lehrt, so thut es dieß nicht wie ein Pedant, der allemal voraus verkündet, daß er etwas Kluges sagen will, sondern wie ein Mensch, der durch seinen Umgang unterrichtet'. Dem Grundsatz von der Nachahmung der Natur stellt er einen anderen leitenden Satz zur Seite, den ‚von dem Unähnlichen in der Nachahmung' oder, wie wir es ausdrücken würden, vom Idealismus in der Natur. Denn er hat es aus der Erfahrung: ‚Niemals hat die Natur weder die Fehler noch die Tugenden der Menschen so vollkommen hervorgebracht als die Nachahmung'. So findet er denn, daß der Dichter die bedeutenden Züge der Wirklichkeit zu verstärken, das Abstoßende zu mildern, das Platte und Leere zu beseitigen hat. Auch dämmerte ihm ein Licht auf, daß die klassischen französischen Dramatiker in ihren antiken Stücken die Lokalfarbe, den eigentlichen Hintergrund, vermissen ließen. Das Trauerspiel Kanut fand vielen Beifall und mochte für lange Zeit als die beste deutsche Tragödie gelten. Von den Lustspielen erinnern ‚der geschäftige Müssiggänger' und ‚der Geheimnißvolle' gar zu sehr an die bekannten allgemeinen Charaktermasken. Dagegen thut Schlegel in dem ‚Triumph der guten Frau' einen kühnen, aber auch fast bedenklichen Griff. Wegen der Mannigfaltigkeit

und komischen Kraft der Scenen und der Lebhaftigkeit des Dialogs durfte Lessing noch nach zwanzig Jahren dieses Stück für das beste deutsche Lustspiel erklären. Heinrich Schlegel, der jüngste der drei Brüder und Herausgeber des dramatischen Nachlasses von Joh. Elias, übersetzte englische Stücke und brauchte dabei statt des abgerittenen Alexandrinischen Kleppers zuerst den fünffüßigen Jambus, der später von unseren großen Dramatikern wieder aufgegriffen wurde. Damals (1756) setzte Nicolai, der thätige Herausgeber der ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften', bei der trüben Lage des deutschen Drama's einen Preis von 50 Thalern für das beste Trauerspiel aus. Ein Kleeblatt von Dramatikern bewarb sich: Cronegk, Brawe und Weisse. Cronegk, der Anspachische Hofrath, erhielt mit seinem ‚Codrus' den Preis. Aber der junge Dichter erlag, ehe ihm die Nachricht davon zuging, seinen auf gewaltsame Productionen gerichteten Anstrengungen. Der Charakter des Codrus ist übrigens zu vollkommen gehalten, und darum so wenig als ‚Olint und Sophronia' (bekannt aus Tasso) für die Tragödie geeignet. Brawe, der mit seinem ‚Freigeist' das Accessit erhielt, starb bereits als 20jähriger Jüngling. Der dritte Concurrent erfreute sich eines langen Lebens und einer großen Fruchtbarkeit. Christian Felix Weisse aus Annaberg zog auf der Universität zu Leipzig aus dem Umgange mit Lessing großen Nutzen und fand seit 1761 als Obersteuerrath zu Leipzig 40jährige Muße für literarische Arbeiten. Er besaß bei sehr mittelmäßigen poetischen Anlagen viel Geschmack, einen praktischen Sinn und Bühnenkenntniß, die Schlegeln abging. Mit freilich superklugem Eclecticismus spricht er sich über die Vorbilder aus: ‚Würden wir nicht wohl thun, wenn wir die Mittelstraße nähmen? Von den Engländern könnten wir die großen tragischen Situationen, die Bearbeitung und Abstechung der Charaktere, den edlen, kühnen und erhabenen Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft, — von den Franzosen die Uebereinstimmung der einzelnen Theile mit dem Ganzen, die gezüchtigte und feine Sprache des Hofes der Gefälligkeit und Liebe und endlich die Regelmäßigkeit und Ordnung lernen'. Das sind nun freilich vortreffliche, aber gar zu verschiedene edle Schößlinge, die auf den deutschen Wildling nebeneinander gepfropft werden sollen. Und Weisse, von dem Lessing bezeichnend sagte, es falle ihm Alles zu leicht, nahm auch diesen seinen eigenen Vorschlag gar zu leicht. Er begann mit Lustspielen: ‚Matrone von Ephesus', ‚der Leichtgläubige'. Sein Verstalent fand sich aber mehr zu der von Gottsched so brüsk vom Theater verjagten komischen Oper hingezogen. Zur Freude des Theater-Publikums trat er 1752 mit der nach englischem Vorbild bearbeiteten Oper ‚die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los' hervor. Den Beifallssturm begleitete ein Zornausbruch Gottsched's; aber hier wurde dem Dictator

unter Beihülfe Rosts und des Grafen Brühl die schmählichste Niederlage bereitet. Weisse ließ bald ‚den lustigen Schuster', ‚den Dorfbarbier', ‚die Jagd' und andere Opern folgen, die durch eingestreute Lieder mit Hillers trefflicher Composition immer neuen Genuß bereiteten und die Cassa füllten. Die mit dem literarischen Treiben der Zeit Bekannten erfreuten sich lange an dem Lustspiel: ‚Die Poeten nach der Mode', in welchem ebenmäßig Gottschedianer wie Bodmerianer, unter den letztern auch Klopstock, verspottet werden. Weisse's Lustspiele brachten, was man von ihm erwarten konnte, leichte Sprache, gelenken Dialog und Witz; man schätzte sie für bedeutender als Lessings gleichzeitige Lustspiele; Lessing selbst würde diesem Urtheil beitreten. In zwei Trauerspielen concurrirt Weisse mit Shakspeare (‚Richard III.' und ‚Romeo und Julia'). Lessings schonungslose Kritik vertrieb endlich den früheren Freund vom Theater in die Kinderstube. Der Leipziger Kinderfreund, Kinderlieder mit pedantisch-moralisirenden Grundsätzen anstatt der Volkspoesie, wie z. B. ‚Süßer, angenehmer Fleiß', ‚Morgen, morgen, nur nicht heute', das waren die späteren Producte des einstigen Bühnendichters.

VI. Anakreontiker. Idyllendichter.

Um dieselbe Zeit, als in Leipzig ein Plejadengestirn am dichterischen Himmel aufzugehen schien, fanden sich auch in der Universitätsstadt Halle poesiebegeisterte Jünglinge zusammen. Früher bereits hatte Professor Lange einen Verein zur Beförderung deutscher Sprache, Poesie und Beredsamkeit gegründet (1734), von dessen Mitgliedern indeß nur Pyra zu einiger literarischer Bedeutsamkeit gelangte; Professor Baumgarten pflegte den Sinn für eine höhere Auffassung der Dichtkunst. Da trafen 1738 vier jugendliche Geister in Halle zusammen: Gleim, Uz, Götz und Rudnick; den letzten hat ein früher Tod um einen Namen in der Literaturgeschichte gebracht. Ohne eigentlichen Verein pflegten sie treue Freundschaft, lasen gemeinsam alte und neue Dichter, fühlten sich besonders zu Anakreon hingezogen, übersetzten und theilten sich ihre nachahmenden Versuche mit. Auch nach dem Abzuge von Halle blühte ihre Freundschaft mit der Vorliebe für Anakreon; Gleim bildete in Halberstadt gewissermaßen den Mittelpunkt und zog jüngere Talente an sich, von denen einstweilen Kleist in Betracht kommt. Man faßt die erwähnten Poeten mit den ihnen nahe Stehenden als die Hallische Dichterschule, unter Hinzurechnung von Ramler und der Karschin auch als preußische Dichterschule zusammen. Die Pflege des leichten Anakreontischen Liedes, dem etwas Jugendliches, Tändelndes inwohnt, scheint eine fast nothwendige Entwicklungsstufe der Lyrik im Individuum wie in der Gesammtliteratur zu sein.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803) war bei Halberstadt geboren und eine Zeit lang Privatsekretär des alten Dessauers, dann Canonikus zu Halberstadt. Bei dieser guten Pfründe und einem sorglosen Leben schuf ihn die Begeisterung für alle und jede Dichtung, auch die bescheidenste und fernliegendste, zum Förderer und Gönner der damaligen Schöngeister. Mit den Freunden unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, in den auch Klopstock, Bodmer, Wieland, Geßner, Lessing, Mendelssohn, Herder, Voß hineingezogen wurden; in seinem Hause verweilten oft Jakobi, Heinse, Tiedge. Dadurch ist Gleims Name — man möchte sagen ohne rechtes Verdienst — unter die deutschen Dichter gekommen; sein Einfluß, seine poetische Anregung war bei allen erwähnten Dichterfreunden so gering als möglich; er empfing und las jedes Gedicht mit Begeisterung. Daher fanden denn Talente von ganz widerstrebender Richtung bei ihm Anerkennung und materielle Unterstützung. Gleims eigene Lieder können sich durchweg auch bei ernsten Stoffen von Anakreontischem Spielen und Tändeln nicht trennen; in den munteren Liedern ist die Stimmung meist erkünstelt, für so viele Trinklieder mochte der Wein im Norden doch theuer sein. Die Einladung zum Lebensgenusse, die in dem bekannten Liedchen: ‚Rosen pflücke, Rosen blühn, Morgen ist nicht Heut!‘ mit einem gewissen Ernst vorgetragen wird, sinkt oft zur gedankenlosen Wiederholung, selbst zur Frivolität herab. Auch Kriegslieder sang der Canonikus (er nannte sich als Kriegssänger den alten Grenadier) meist in langathmigem Tone, in übergroßer Strophenzahl, mit genauer Aufzählung der einzelnen Begebenheiten, mit spezifisch preußischer Begeisterung, die wir dem Dichter zu Gute halten, aber mit einer seltsamen poetischen Gerechtigkeit, wie etwa: ‚Dein starkes Heer ist unser Spott, Ist unsrer Waffen Spiel; Denn was kann wider unsern Gott Theresia und Brühl? Was helfen Waffen und Geschütz Im ungerechten Krieg? Gott donnerte bei Lowositz, Und unser war der Sieg.‘ Wer den poetischen Unwerth dieser Grenadierlieder erfassen will, der nehme dagegen das rauhe, aber echte Soldatenlied: ‚Als die Preußen marschirten vor Prag‘. Gleim ahmte nicht nur den Anakreon nach, er schrieb auch ‚Gedichte nach den Minnesingern‘ (1773), ‚Gedichte nach Walther von der Vogelweide‘ (1779), dann hinwiederum nahm er Petrarka zum Vorbild, immer ohne tieferes Eindringen in den Geist seiner Vorbilder. Auch ein Lehrgedicht ‚Halladat oder das rothe Buch‘ widmete er den Zeitgenossen, die als treue, leicht befriedigte Kinder einer indifferenten Zeit diese Lehrsprüche mit Beifall aufnahmen, ja in denselben eine neue Offenbarung zu finden geneigt waren, obgleich die Weisheitssprüche sich enge an den Koran des ‚göttlichen Mohamet‘ (so drückten sich Michaelis in Göttingen und Consistorialrath Boysen in Quedlinburg aus) anschlossen. Boysen übersetzte damals den Koran, Gleim aber

meinte, Verse müßten auch wieder in Versen übertragen werden und sprach es ganz naiv aus: ‚Hätt' ich dem Genius, der mich in mancher Morgenstunde zu drei Suren begeisterte, längere Besuche gestatten können, so würde, glaub' ich, noch mehr als ein Koran entstanden sein.' An den deutschen Koran des Halberstädters schließen sich füglich seine ‚goldenen Sprüche des Pythagoras' an[1].

Der zweite im Halle'schen Dichterbunde war Joh. Peter Uz, dem kleinen Fürstenthum Anspach durch Geburt (1720) und seine Stellung als Sekretär beim Justizcollegium angehörig, in demselben Jahre zu Anspach gestorben, als dort ‚noch ein anderer Poet höchst würdigen Eltern geboren wurde' (Graf Platen, 1796). Auch Uz dichtete Anakreontische Lieder, im Inhalt wenig, in der Form bedeutend besser als Gleims Produkte; sein ernst gestimmtes Gemüth aber führte ihn bald zu bedeutenderen Stoffen, die er, von Klopstock angeregt, in der reichen, aber nicht übertriebenen Odenform durchführte. Die ernste Ruhe bewahrte den Dichter auch vor dem brandenburgischen Cultus des alten Friedrich; er sah in den schlesischen Kriegen nicht die Ruhmesthaten des preußischen Kriegsgottes, sondern das vollendete Unglück des Vaterlandes. Daher singt er in zürnendem Groll: ‚Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germania sein Eingeweide?' und trifft mit Schärfe die Kriecher seiner Zeit, die das Volk im Dienste der Großen knechten, in seiner Ode: ‚In meinen Adern tobt ein Juvenalisch Feuer'. Besser als Gleim verstand er das Lehrgedicht; seine Theodizee (‚Mit sonnenrothem Angesicht'), in der ‚Leibnitz des Schicksals Heiligthum eröffnen und mit Licht die Pfade der Erkenntniß bezeichnen muß', ist in ihrer verhältnißmäßigen Kürze für das vorige Jahrhundert ein Muster von poetischer Durchdringung eines wissenschaftlichen Stoffes gewesen. Durch sein komisches Epos: ‚Der Sieg des Liebesgottes', das er den Ueberschwänglichkeiten der seraphischen Dichter Klopstock und Bodmer als gesunde Natur entgegen setzte, zog Uz sich den Unwillen Wielands zu, dessen Muse dazumal auch noch die Flügel des Seraphs trug. Uz sah bald den Gegner selbst zum Gegentheil übergehen, dichtete aber nur noch wenig; die Gunst des Publikums war ihm geblieben. Auch sein Landesherr, Markgraf Alexander, wurde auf ihn aufmerksam, und zwar — durch Papst Clemens XIV., der demselben in Rom freundliche Aufnahme bereitete, weil er einen Dichter wie Uz in seinem Lande habe. Da mußte denn der Markgraf wohl nach seinem Landesdichter sich erkundigen und gab ihm aus der fürstlichen Rentei — 220 Gulden, während zugleich aus derselben Kasse die Albertine Marwitz 4000 Gulden Pension bezog.

[1] Gleims Leben von W. Körte. Halberstadt 1811. — Sämmtliche Werke herausg. von Körte. Halberstadt 1811 ff. 7 Bde. Der achte Band erschien erst 1841.

Am treuesten bewahrte Joh. Nicolaus Götz, ein Wormser von Geburt (1721—81), den Anakreontischen Ton. Seine Gedichte, die zur Zeit gern gelesen wurden, haben daher für uns nur geringes Interesse; hiezu kommt noch, daß Ramler, der dieselben sammelte und herausgab, dabei von seinen eigenthümlichen Ansichten reichen Gebrauch gemacht haben soll. Friedrich II. ertheilte einem einzigen deutschen Gedichte eines Unbekannten unbedingtes Lob; es war Götzens ‚Mädcheninsel', ein feines, gelehrtes Gedicht in Distichen, die Ramlers feilende Hand und Formtalent indeß sehr vermissen lassen. Von den übrigen Anakreontikern seien im Vorbeigehen Klamer Schmidt erwähnt, der Dichter des ‚Hier lieg ich auf Rosen', und Joachim Ewald, ein Spandauer, der in Italien katholisch wurde.

Durch die innigste Freundschaft an Vater Gleim angeschlossen, der Sache Friedrichs nicht bloß mit Gesang, sondern auch mit dem Degen dienend, mag hier neben den Hallensern Ewald Christian von Kleist (1715—59) seine Stelle finden. Bei dem rauhen Soldaten- und Werberleben, bei den Beschwerden des Feldzugs begleiteten ihn poetische Entwürfe mancherlei Art. Er fiel in der Schlacht von Kunersdorf. Herbe Erfahrungen zogen Kleist von der leichten Anakreontischen Waare ab; doch unversöhnt that sich nun ein innerer Zwiespalt in ihm auf: der Soldatenstand, an den er gefesselt war, entsprach nicht seinen Neigungen, das Glück der Liebe wandte sich von ihm ab, seine Ehrbegierde sah sich unwillig die Gelegenheit des Ruhms entzogen. Dadurch verfiel er zwar nicht in die kranke Sentimentalität, die bald epidemisch wurde, aber doch in eine tiefe Schwermuth, die aus seinen Gedichten heraus tönt. Lessing meinte, er habe bei Kunersdorf absichtlich den Tod gesucht. Am bekanntesten ist Kleistens Frühling, ein Fragment aus einem projektirten größeren Werke: ‚die Landlust'. Ohne gerade bedeutend zu sein, enthält das Gedicht liebliche, zarte, warme Gemälde aus dem ländlichen Stillleben, dem Kleist zur Erholung von dem anwidernden Kasernenleben sich mit Innigkeit hingab. Das Gedicht fand in jener Zeit (1749), die in echter Naturmalerei so dürftig war, ungetheilten Beifall; das gewählte Metrum (Hexameter mit einer Vorschlagssilbe) konnte keine Nachahmung finden. Von den übrigen Gedichten des Frühlingssängers blieb bis jetzt bekannt die Hymne auf die Gottheit (‚Tausend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke'); das hier gewählte Metrum, der achtfüßige Trochäus, ist bekanntlich in neuerer Zeit wieder einmal ein Liebling geworden. Diesem Dichtergemüthe, das die Reize der Natur so innig liebte, nach dem Landleben sich so schmerzlich sehnte, rückte die Idylle nahe. Am besten ist ihm diese Dichtungsart, freilich in seiner ernsten, wehmüthigen Weise, mit dem Irin geglückt. Nachdem Ramler bereits im Jahre 1760 die gesammelten Dichtungen des gefallenen

Sängers herausgegeben, hat in neuerer Zeit (zuletzt 1853) W. Körte verbesserte Auflagen besorgt. —

Die Idylle, einst auf dem in Natur und Volksleben so reich begabten Sicilien gepflegt, dann von Virgil mit Allegorie ausgekleidet, erfordert nicht gerade kräftige poetische Begabung, sie entspricht in sofern dem Anakreontischen Lied und der Fabel. Und wie diese drei Dichtungsgattungen sonst wohl als Denkmäler der sinkenden poetischen Kraft dastehen, so weisen sie diesmal als Vorspiel auf eine bald folgende kräftigere Entfaltung der Poesie hin. Die malenden Schweizer sollten denn auch den eigentlichen Idyllendichter besitzen. Salomon Geßner (1730—87), zu Zürich geboren, konnte seinen Lebensberuf nicht finden, bis Ramler, der die Darstellungsgabe des jungen Mannes, aber zugleich auch die ihm anklebende Schwierigkeit im Versbilden erkannte, ihm prosaische Fassung seiner dichterischen Gedanken empfahl. Während nun in Theokrits Idyllen die Handlung, ob auch noch so einfach, doch immer die Hauptsache bleibt, derentwegen die Naturmalerei sich anschließt, so ist bei Geßner, dem Landschaftsmaler, die Zeichnung die entschiedene Hauptsache, Handlung entweder gar nicht vorhanden, wie in der ‚Nacht', oder sie tritt doch so sehr zurück, ist dermaßen gleichgültig und dürftig, daß sie gar nicht in Betracht kommt. Hirt und Hirtin, die Lämmer miteinander tauschen, ein wenig bedeutender Sangeswettstreit, ein kranker Vater, der gesund wird oder auch stirbt, eine Liebesklage, ein Hirtenscherz, das ist die ganze Bescherung. Allerdings, die Gemälde sind nicht ganz und gar nur Naturabschilderungen, wie später Matthissons Gedichte; es sind lebende Figuren darin, Menschen — aber was für Menschen! Wie Rousseau flüchtet Geßner aus der Wirklichkeit in eine Welt des Ideals, und dieses Ideal ist die Rückkehr zur reinen Natur. Aber den Naturmenschen Geßners, die mit Nymphen und Faunen ein sorgloses Leben verbringen, ist die Empfindsamkeit, das Zuckersüße und Butterweiche der bald folgenden Werther-Periode angekränkelt. Nimmt man hinzu die Renaissance des antiken Heidenthums in Altären und Statuen der Götter, in Gebeten und Lobgesängen auf dieselben, so machen diese Idyllen auf uns geradezu einen widerlichen Eindruck, während die schäferlichen Herren und Damen des vorigen Jahrhunderts sie ‚Alterthum und Natur athmend' fanden. Geßner hat auch einige größere Stücke in poetischer Prosa geschrieben, die wohl nur sehr uneigentlich Romane oder epische Gedichte genannt werden dürfen: den ‚Tod Abels', ‚Daphnis', den ‚ersten Schiffer'. Zu dem ersten mochte Bodmers Nachbarschaft begeistern; dem einige hundert Seiten langen Gedicht fehlt die epische Grundlage, in Gemälden und Reflexionen schleppt es sich langsam voran. Daphnis ist eine Nachahmung von Longus' griechischem Romane Daphnis und Chloe, aber verschnörkelt, weich und arm an Handlung. Kaum

besser ist der erste Schiffer, süßlich und unnatürlich. Könnte Schönheit der Sprache allein Anspruch auf einen Dichternamen begründen, dann würde Geßner unter seinen Zeitgenossen einen der ersten Plätze einnehmen. Diesem Umstande mag es auch zuzuschreiben sein, daß seine Idyllen fast in alle europäische Sprachen übersetzt sind und noch jetzt hie und da gelesen werden.

Solcher Anklang weckt Nachfolger. Von Genannten und Ungenannten, jetzt jedenfalls Vergessenen, ergoß sich ein beträchtlicher Strom, bald Idyllen, bald poetische Gemälde, dann bukolische Erzählungen, dann jüdische (alttestamentliche) Schäfergedichte, dann Spaziergänge oder Lobreden des Landlebens, über Deutschland, jetzt die Natur splitternackend zeigend, jetzt sie mit Geßner'schen Schönheitspflästerchen ungeschickt überlegend. Nur einer dieser Idyllendichter mag genannt sein, Xaver Bronner, ein Schwabe, Benediktinermönch, nach seinem Austritt aus dem Orden von einem wechselvollen Leben hin- und hergeworfen. Er suchte dem Fischerleben idyllische Momente abzulauschen; und allerdings zeigt sich in seinen ‚Fischergedichten' etwas mehr Wahrheit, wenn man will Naturwüchsigkeit, als bei Geßner.

Schließlich scheint uns hier die Stelle, um den Bauernpoeten Heinrich Janssen aus dem Butjadingerlande (1697—1739) zu erwähnen, der mehr echtes Dichtertalent besaß als die meisten Gelehrtendichter und auch einige Gedichte in der Mundart verfaßt hat.

Sechstes Buch.

Vom Auftreten Klopstocks bis zum grossen Weltkriege.

Blüthe der Kunstdichtung.

Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh.
Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der spröden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
A. W. Schlegel.

I. Ueberschau.

Die gut gemeinten Versuche, durch Nachahmung ausländischer Dichtungsprodukte eine deutsche Literatur zu erzeugen, waren zwar nicht zu dem Ziele gediehen, das untergeordnete poetische Talente und bescheidene Kritiker bereits errungen wähnten; sie waren aber eine gute Vorschule zu demselben. Bis dahin hatte noch immer der dichterische Genius gefehlt, dem an der Wiege bereits die Muse gelächelt, dem das Siegel der Dichtung ein Gott auf die Stirne gedrückt, der sich selbst seine Wege bricht und nicht bloß wiederholt, was schon da gewesen, sondern selbst in der Nachahmung der Natur die Natur vermehrt. Auch diese Genien erschienen, und mit ihnen nach langem Winter und nach dem Toben der kämpfenden, frühlingverkündenden Stürme ein neuer Lenz der Dichtung. Kaum ist eine Periode in der Geschichte der deutschen Literatur so reich an großen Individualitäten und künstlerischer Herausbildung derselben als die vorliegende, welche die Zeit von Klopstocks Auftreten bis zu Schillers Tod, politisch die Zeit vom Waffenglücke Friedrichs II. bis zur Auflösung des deutschen Reiches umfaßt.

Sofort aber unterscheidet sich diese klassische Zeit deutscher Dichtung von der mittelalterlichen Blüthenperiode. Vilmar faßt diesen Unterschied in folgende Bilder: ‚Die mittelalterliche Blüthenperiode ist eine Waldhaide voll üppigen Graswuchses, voll duftiger Waldkräuter, voll wilder Blumen, die vom Felsen herabhangen, aus dicht verwachsenem grünem Gebüsch halb heimlich hervor schauen und die einsame Waldwiese am

rauschenden Gebirgsbach hinab mit ihren bunten, zarten Köpfchen schmücken; Bienen summen über die Haide und verbergen sich in den tiefen blauen Kelchen der Waldglockenblumen; auf den Zweigen singt das Rothkehlchen sein einfaches Lied, und aus dem Dickicht schallt der fröhliche Gesang der Drossel und der tiefe Schlag der Amsel. Das neue Blüthenalter aber ist ein urbar gemachtes Grundstück, mit harter Arbeit der Wildniß abgewonnen und zum zierlichen, glänzenden Garten umgestaltet; über das kunstreiche Gatter nicken fremde, seltene Sträucher mit köstlichen Blumendolden; eine reiche Fülle der edelsten Zierblumen ist in Gruppen und Beeten auf das Gefälligste zusammen gestellt; aus den halb geöffneten Glaswänden des Gewächshauses dringt der aromatische Duft einer südlichen Pflanzenzone und seltsame Caktus strecken ihre stachlichten Arme hervor, aus denen glühende Blumenflammen hervor schlagen; Goldfische spielen in Marmorbecken, und aus einem Gebüsch von Gewürzstrauch und Cytisus winkt eine goldvergitterte Volière mit den glänzendgefiederten Bewohnern der amerikanischen Wälder.'

Die mittelalterliche Blüthezeit zeigte einen vorwiegend *ritterlichen* Charakter in der Kunstdichtung; selbst die Volksdichtung mit ihren gewaltigen nationalen Sagen und ihrer sprossenden Lyrik blieb den ritterlichen, höfischen Kreisen nicht fremd. Deutsche Fürsten fanden in eigenem Gesang oder in den Liedern ihrer dankbaren Schützlinge, auch wohl in den durch ihre Gunst ermöglichten kunstreichen Epen ihren Ruhm. Das neue Blüthenalter zeigt einen durchaus *bürgerlichen* Charakter. Die Bürgersöhne von Quedlinburg und Camenz, der Patrizier-Sprößling des freien Frankfurt, der freiheitsbegeisterte Unterthan des despotischen Herzogs von Württemberg — das sind die Hauptträger der neueren deutschen Literatur. Von den Fürstenhöfen aus erhielt die Dichtkunst wenig Beweise der Zuneigung, noch weniger Unterstützung. Gottsched bereits hatte in Kassel, in Dresden, in Berlin, endlich auch in Wien — überall umsonst angeklopft; ein gnädiges Kopfnicken in den höchsten und allerhöchsten Kreisen, das war der ganze Erfolg, nirgends dauernde werkthafte Unterstützung. Die preußischen Dichter, auch wohl im Anschluß ein nicht preußischer Genosse, beräucherten die vermeintliche Heldengestalt Friedrichs, aber von seinem Throne gingen sie schutzlos, ungeehrt. Lessing, der feinste Bücherkenner, der tadellose Erforscher der Antike, mußte die Berliner Bibliothekarstelle an einen unwissenden Franzosen verliehen sehen; die Höfe zu Mannheim und Wien wollten den Dramaturgen nur gegen das Opfer seiner literarischen Freiheit. Nur der Fürstenhof zu Weimar, klein wie Bethlehem in Juda unter den deutschen Höfen, schien, wie einst der Eisenacher Hof im waldgrünen Thüringland, der Poesie die ruhige, günstige Stätte gewähren zu wollen. Die deutschen Höfe entwickelten durchweg neben der unsinnigsten, geschmacksarmen Prachtliebe

eine Hohlheit des Wesens, die sich in dem vollständigen Mangel alles Patriotismus und in vornehmer Gespreiztheit kund gab, zugleich aber eine sittliche Verdorbenheit, vor der man erschrickt, selbst für den Fall, daß Schlossers Farben zu grell sind. Daneben stand der Despotismus in der schönsten Blüthe, Günstlings- und Intriguantenwesen füllte die Hofatmosphäre beengend aus und rief die bittersten Angriffe Seitens der literarischen Kämpfer hervor. Französische Sprache, Sitte und Geschmack beherrschte die meisten Höfe. Am Hofe Friedrichs II., jenes Königs, dem die Begeisterung und der Gesang der deutschen Dichter sich zuwandte, der auch fast als der einzige unter den deutschen Fürsten jener Zeit Begeisterung für die Künste besaß, oder, vielleicht besser, zu besitzen sich den Anschein gab, an Friedrichs Hofe befand sich Meister Voltaire wie mitten in Frankreich. Der König hielt nach dem Maßstabe des von ihm gesprochenen und geschriebenen Deutsch diese Sprache für unfähig, geistreiche und poetische Gedanken in vollendeter Form darzustellen. Als er am Abend seines Lebens (1780) eine französische Abhandlung über die deutsche Literatur, ihre Gebrechen und die Mittel zu deren Heilung schrieb, schienen nicht nur die Posaunen seines Ruhmes, Gleim und Ramler, sondern selbst Klopstock, Lessing und Göthe ihm nicht der Erwähnung werth. Ein negatives Verdienst um die deutsche Literatur mag den Fürstenhöfen allerdings unverkümmert bleiben. Hätten sie dem Gottschedianismus hülfreiche Hand geboten und so vielleicht eine künstliche Centralisirung des deutschen Geschmacks bewirkt, was allerdings bei der Zersplitterung Deutschlands nicht so leicht möglich ist, so möchte den Regeneratoren deutscher Dichtung die freie Luft möglichst beschränkt worden sein.

In Folge dessen erhielt nun wie die ganze Literatur, so besonders das mit Vorliebe gepflegte Drama einen unverkennbar bürgerlichen Anstrich. Das Sentimentale, Rührende, die Gefühlsschwelgerei, die Empfindsamkeit, die Klopstocks ganze Erscheinung so unzertrennlich begleiten, dem bürgerlichen Trauerspiel so unauslöschlich ankleben, sodann in dem Roman ihren Triumph feiern, sie sind ein echt bürgerlicher Gefühlshang, von dem Häuslichen, der Enge des Privatlebens herstammend. Göthe, der in den Strahlen fürstlicher Gunst sich sonnte, als Minister sich über die bürgerlichen Regionen emporgehoben fand, hat dennoch fast alle seine vorzüglichen poetischen Figuren dem bürgerlichen Leben entnommen; nur in der ‚natürlichen Tochter' weht ganz der kalte Hauch des Hofes. Bei Schiller, der das Drama aus der zu gemeinen Natürlichkeit der Bürgerstube wieder zu der pathetischen Erhabenheit des alten Kothurnschrittes erhob, erscheinen die bürgerlichen Elemente wie unbewußt. Das sind nicht die königlichen Helden Calderons oder Shakspeare's; König Philipp wirbt um die Freundschaft des Marquis Posa, der bürgerlichen Freimuth vertritt; und als der Dichter diesen schönen Jugendtraum ausge-

träumt, legte er in seine Maria Stuart die der Hofetiquette wohl sehr widerstrebende Zankscene der Königinnen hinein, ließ seine hochgestellten Helden wenig aristokratisch in Gefühlswärme und redseliger Reflexion sich ergehen, um mit dem Drama der bürgerlichen Freiheit, dem Tell, seine dichterische Laufbahn zu beschließen. An Lessings spätere Dramen braucht ebenfalls nur erinnert zu werden. Welche Stellung sodann Bürger, Schubart, Seume, ja sogar die sonst hochtoryistischen Grafen Stolberg den Fürsten gegenüber einnahmen, das mag später zur Darstellung kommen.

Hatte die mittelalterliche Blüthezeit neben den Kunstgedichten auch noch die reinen Naturlaute der Volksdichtung, so kann von der letzteren in der nun zu behandelnden klassischen Periode eigentlich nicht mehr die Rede sein. Nur die Kunstdichtung strebt dem Gipfel ihrer Entfaltung entgegen. Der alte Sagenstrom blieb einstweilen noch verschüttet; von Herder erst wurden einzelne Erzstufen des Volksliedes zu Tage gefördert, das heißt den Kunstdichtern und Gelehrten der Zeit vorgelegt, während das unsterbliche Volk seinen Besitz nie aufgegeben hatte. Göthe hat bereits einige der zartesten Pflänzchen des Volksliedes mit all' ihren Wurzeln ausgegraben und in seinen Garten verpflanzt, wo sie frisch voran blühten. Aber an ein Fortwachsen der Volksdichtung war nicht mehr zu denken. Das Einzige, was fürderhin möglich war und wirklich geschehen ist, bestand darin, daß jene Kreise des Volks, die an ihren eigenen Liedern sich labten, nun auch die von Kunstdichtern gefertigten, besonders die dem Volksliede nachgebildeten, herüber nahmen (Volksthümliche Lieder). Im Allgemeinen aber standen die Kreise, die wir gewöhnlich als das Volk bezeichnen, den Bestrebungen unserer klassischen Dichter und Schriftsteller noch immer fern; ja, gestehen wir es nur offen, sie sind ihnen auch seitdem nur um Weniges näher gerückt. Man halte nur neben Schiller und Göthe — wir schweigen von Klopstock — einen Tasso in Italien, neben unser Drama aus dieser Zeit das klassische Drama der Franzosen. Woher diese Erscheinung?

Offenbar daher, weil die nationale Grundlage meistens fehlte, weil vielfach der dichterische Stoff, fast immer aber die Regeln für Anordnung und Durchführung aus der Fremde stammten, weil mehr oder weniger dem ganzen Leben der Poesie Gewalt angethan werden mußte, sollte sie sich den Gesetzen fügen, die hier von den Franzosen, dort von den Engländern, ganz besonders aber von den Griechen oder endlich von den Genien unserer eigenen Literatur hergenommen wurden. Manche Stoffe, und die aus der christlichen Welt fast sämmtlich, konnten in den kunstreichen, aber fremden Formen nicht heiter und harmonisch aufgehen. Mit einem Worte, die zweite Blüthenperiode unserer Literatur trägt den Charakter der Gelehrsamkeit. Wir wollen es ihr

nicht zum Vorwurf machen, denn ohne dieses rastlose Erforschen und Aufstellen der ästhetischen Regeln, ohne das Eindringen in den Geist ausländischer Poesie, ohne den Kampf und Gegenkampf der gelehrten Kritik wäre diese neue Blüthe deutscher Dichtung gewiß nicht aufgebrochen. Sie ist deßhalb mit Grund dem sogenannten goldenen Zeitalter römischer Poesie zu vergleichen, in welchem die feinen und gelehrten Römer mit Hintansetzung ihrer altnationalen Poesie und Dichtungsform griechische Gesetze der Dichtkunst, griechische Erinnerungen und Religion, griechischen Rhythmus und Vers herüber nahmen, dadurch allerdings auch eine Weltliteratur, wenigstens annähernd, schufen.

Klopstock, der dem deutschen Volke eine christliche Epopöe geben wollte, warf derselben das Gewand des antiken Hexameters über, dem indeß der geschmackvolle griechische Faltenwurf und darum schon jeder Reiz selbst für den Gelehrten abging. Lessing, einer der größten Gelehrten, der erste zugleich, der auch in die frühere deutsche Literatur einige glückliche Griffe that, schöpfte am Born des Alterthums mit sicherer Hand die von den Franzosen und ihren deutschen Nachtretern gefälschten Gesetze der Dramaturgie. Ein Rückschritt der Literatur schien in Wieland hervor zu treten, abermals Nachahmung französischen Wesens, doch zugleich Befreiung von den Auswüchsen Klopstock'scher Poesie; dieses indeß nicht ohne griechische Lebensphilosophie und Gelehrsamkeit im leichten flatternden Gewande. Dem setzte Herder universale Anschauungen entgegen und hob in rastlosem Streben überall das rein Menschliche als das wahrhaft Dichterische hervor. Aber selbst das Verständniß des großen Briten, den Lessing als das beste Muster neben die Griechen gestellt hatte, mußte erst langsam gewonnen werden. Das junge Deutschland der damaligen Zeit, die Dichter der Sturm- und Drangperiode verwechselten das Uebermaß ihrer jugendlichen Leidenschaft ohne Anstand mit der Kraft Shakspeare's und hielten ihr unruhiges, aller Ordnung widerstrebendes Drängen und Stürmen ohne Bedenken für die rechte Originalität. Da war freilich an die Stelle der poetischen Gesetze die reine Willkür, an die Stelle der kaum gewonnenen Form Zerfahrenheit und Formlosigkeit getreten. Auch Göthe und Schiller mußten hindurch; aber bei ihnen entwickelte sich der Most, der sich so gar absurd geberdete und manchen Behälter schonungslos sprengte, endlich zum edlen lauteren Wein. Göthe fand auf seiner italienischen Reise, was er so hoch anschlug, das richtige Maß, indem er seinen Geist mit der maßvollen Größe der Antike und der edlen italienischen Kunst sättigte. Von da ab ward er der Dichter der hohen Kreise, die in Iphigenien, in Tasso, in Wilhelm Meister, in Hermann und Dorothea das Maßvolle vereinigt mit der schönsten Form anstaunten. Schiller errang in anderer Weise das richtige Maß. Sein Gesang verstummte, bis er durch

seine, wenn auch einseitigen, ideellen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, sodann durch die Aufnahme der Kantischen Ideen seinen Läuterungsprozeß durchgemacht hatte, um dann durch poetische Gestaltung seiner Ideale, vereinigt mit der strengen Sittlichkeit, die sein philosophischer Standpunkt darbot, die schöne Idee einer ästhetischen Erziehung der Nation rastlos zu verfolgen. Auch Schillers ästhetischer Glaube hing an dem griechischen Ideal; die Götter Griechenlands hatte er in jüngeren Jahren in ihre Tempel zurückführen wollen, eine an das griechische Drama anklingende Schicksalsidee drang in seine letzten Tragödien ein. Wenn nun demgemäß die vorliegende klassische Dichtungsperiode im Gegensatz zu der mittelalterlichen Blüthezeit den unverkennbaren Charakter des Studiums, der durch Kritik und Forschen erlangten Reife an sich trägt, so dürfen wir dennoch nicht vergessen, daß die klassischen Dichter, im Unterschiede von denen der vorigen Periode, sich mit ihren Produkten doch nicht an die gelehrten Zunftgenossen, sondern an das größere Publikum wandten, daß sie nicht wie die Helden der Stubenpoesie auch als Dichter vor Allem Gelehrte sein wollten. Solche Auffassung verabscheute selbst der gelehrteste unter ihnen, Lessing, und dieser vielleicht am meisten.

Aber noch ein anderer durchgreifender Abstand liegt zwischen dem Mittelalter und dem 18. Jahrhundert. Das Mittelalter ist eine Zeit des Glaubens, des Christenthums; in der zweiten Blüthenperiode unserer Literatur ist der Glaube verblaßt oder verschwunden, das Christenthum nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch abgewiesen; Zweifel, Indifferentismus, dann der nackte Unglaube, die blasse Universalreligion oder der feine Naturalismus wurden dafür auf den Thron gehoben. Wollen wir nun auch annehmen, daß der naiv-kindliche Glaube nicht das Höchste ist, wozu der menschliche Geist sich erschwingen soll, daß der im Kampfe gegen Versuchung und Zweifel, in der Schule des consequenten Denkens und Forschens gestählte Mannesglaube einer Zeit, die in Bildung und Fortschritt das Mannesalter erreicht hat, mehr ansteht, so vermissen wir aber selbst diese religiöse Ueberzeugung bei den Gebildeten des vorigen Jahrhunderts. Der Bildungsgang dieses Jahrhunderts ruht in ganz eminenter Weise auf protestantischen Grundlagen. In den Protestantismus aber war auf einem doppelten Wege Zweifel und Unglaube eingedrungen. Der eine Weg war die Philosophie, die als Deismus oder Pantheismus aus England und Frankreich herüber gekommen war; der andere die freie Bibelerklärung, einst von den Reformatoren gegen die alte Kirche geltend gemacht, aber nur als Privileg Einzelner ausgebeutet, nunmehr aber als Princip des Protestantismus ergriffen und zum Sturz des Glaubens benutzt. Beide Genossen waren auch in die katholischen Kreise eingebrochen, die protestantischen waren von ihnen beherrscht. Und neh-

men wir den einzigen Klopstock aus, der sich wenigstens ein Gefühls-Christenthum bewahrte, so konnte Lessing nicht über die Kluft hinaus, die ihn von dem Glauben an die Inspiration der Evangelien, also an eine positive Offenbarung, trennte; Herders Richtung blieb bei einer Humanitäts-Religion stehen; der ernste Schiller scheint in Kants ‚Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft' stecken geblieben zu sein; Göthe's leichter Sinn begnügte sich mit dem feinen Naturalismus. Nun bezweifeln wir keinen Augenblick, daß eine hohe Blüthe der Poesie selbst bei der Abwendung vom Christenthum möglich, daß sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts thatsächlich gewesen ist. Das aber bleibt unerläßlich, daß dem Dichter mit dem religiösen nicht auch zugleich der poetische Glaube an seine Gestalten abgehe. Und diesen Abgang finden wir allerdings bei Wieland.

II. Klopstock.

Nachdem nun an der deutschen Dichterharfe genugsam gestimmt, in ihren Saiten viel geklimpert und intonirt worden, kam derjenige, der einen vollen, seit langem nicht vernommenen Griff in die Harfe thun sollte, daß der Hain davon ertönte und jedes Ohr den neuen Tönen lauschte. Viel und salbungsvoll hatte man bis daher von nationaler Poesie, von vaterländischer Gesinnung, gelegentlich auch von Christenthum gesprochen; aber die vaterländische Poesie war nachgemachte Waare, der Patriotismus war die Vergötterung des Kriegshelden, der die Deutschen in den Bruderkampf führte, oder gewöhnliche Kirchthurms-Kleinstädterei, das Christenthum bestand in den schüchternen Anmuthungen der Moral. Ja, was wir seit dem vorigen Jahrhundert Genie und Phantasie nennen, das war der ersten Hälfte des Jahrhunderts keineswegs recht bekannt; der Satz: der Dichter wird geboren, wäre den Leipzigern paradox erschienen.

Alles das nahm mit dem Erscheinen Klopstocks ein Ende. Er war ein Dichter im wahren und ganzen Sinne des Worts; und was man seit Jahren erstrebt, das schien in ihm plötzlich wie die lang erwartete Blüthe der Aloe sich zu entfalten. Man erkannte, daß der Dichter den Quell seiner Begeisterung in sich tragen und aus sich immer von neuem schöpfen muß. Die Poesie mußte fortan als ein Beruf erscheinen, den der Schöpfer durch harmonische Geistesgaben grundgelegt, den der von seinem edlen Beruf Ueberzeugte und Ergriffene mit der Gesammtkraft seines Daseins zur Vollendung hinzuführen hat. Man mochte seinen Beruf theilweise verkennen — Klopstock hat sich zum Theil über denselben getäuscht — das aber stand fortan fest: in der Dichtkunst kann nur

Jener groß werden, der als einen Beruf sie betrachtet. Klopstocks Leben gab, freilich durch die Gunst der Umstände, dafür das belegende Zeugniß.

Friedrich Gottlieb Klopstock war zu Quedlinburg am 2. Juli 1724 geboren. Seine erste Jugend verlebte er auf dem Lande zu Friedeburg im Mansfeldischen; der ländliche Aufenthalt war nicht ohne entscheidenden Einfluß auf seine eigenthümliche poetische Entwicklung. Im Jahre 1739 bezog er die berühmte Schulpforte, jene Bildungsanstalt, aus der mit dem Abzuge der Cisterzienser-Mönche noch nicht jedes klösterliche Andenken, besonders nicht die klösterliche Erziehung, abgezogen zu sein schien. Der Zögling der Griechen machte hier zuerst Versuche in dichterischen Formen; nichts Geringeres als die Ode suchte er für sich aus und dachte bereits an die Abfassung eines Epos. Ein vaterländischer Stoff, Heinrich der Vogler, schwebte vor seiner Seele, wurde aber immer mächtiger von dem Messias zurückgedrängt. Daß der mit so hohen Entwürfen beschäftigte Jünglingsgeist in einer Vision sich auf die Messiasdichtung hingewiesen glaubte, daß die Leser der ersten Gesänge und der begeisterten Hymnen in dem jungen Dichter etwas Seherhaftes zu entdecken meinten, das wird uns nicht Wunder nehmen. Beim Abgange von Schulpforte hielt Klopstock eine Rede über die epische Poesie und begab sich zum Studium der Theologie nach Jena. Dort war bereits ein Theil des Messias ausgearbeitet und über die Wahl des Versmaßes viel nachgedacht, als ihm auf einem Spaziergange der Gedanke kam, den epischen Vers des klassischen Alterthums zu versuchen. In Leipzig geschah die Versifizirung; hier wurde auch der innigste Freundschaftsbund mit den Verfassern der Bremer Beiträge geschlossen. 1748 erschienen die drei ersten Gesänge des Messias in dieser Zeitschrift, bald auch besonders, von den Meisten mit schrankenloser Begeisterung, von den Gottschedianern mit Hohn aufgenommen [1]. In Langensalza, wohin Klopstock als Erzieher gezogen war, ergriff ihn eine tiefe Herzensneigung zu seiner Nichte Fanny Schmidt, dem wehmuthsreichen Ziele vieler Oden. Bodmer, der in Klopstock das ersehnte Wunderkind der Poesie gekommen glaubte, lud den Dichter nach Zürich ein. Der Sommer 1750 entzückte Klopstock durch die Naturgenüsse des Schweizerlandes, von denen ‚der Zürchersee' als lieblichste Probe fortlebt, wie durch die Verehrung, die ihm zu Theil wurde. Nur der Gastfreund selbst, der alte Noachide, konnte sich in den schwärmenden, verliebten, lebensfrohen Jüngling nicht finden. Unwillig sprach es Klopstock aus, man habe wohl vermuthet,

[1] Gottsched, Bescheidenes Gutachten in der ‚anmuthigen Gelehrsamkeit'. — Triller, Der Wurmsamen, Heldengedicht, erster Gesang, welchem bald noch 29 andere folgen sollen, nach der allerneuesten, malerischen, schöpferischen, heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet. 1751.

der Sänger des Messias müsse wie dessen Vorläufer Buße predigen und Heuschrecken mit wildem Honig essen. Er war im Begriff, zu den Freunden an das Braunschweiger Carolinum zu ziehen, als der König von Dänemark ihn nach Kopenhagen einlud, damit er dort bei einem Jahrgehalt von vierhundert Thalern in sorgenloser Muße sein Epos vollende. Auf der Reise in das fremde Land, das ihm zur neuen Heimat werden sollte, sah er in Hamburg Margaretha (Meta) Moller, als Cidli von ihm besungen; 1754 führte er sie als Gattin heim; nach vier Jahren schrieb er auf ihr frühes Grab: ‚Saat von Gott gesäet, dem Tag der Garben zu reifen!‘ Nach Entlassung des Ministers Bernstorff zog er sich mit einem dänischen Jahrgehalt nach Hamburg zurück. Ein drittes Frauenbild taucht als Begleiterin seines glücklichen Alters auf, Johanna von Winthem, mit der er sich 1791 verehelichte. Am 14. März 1803 starb der Sänger des Messias. Das ehrenvollste Leichenbegängniß, das wohl je einem deutschen Dichter zu Theil geworden, ward ihm. Hamburg und Altona hüllten sich in Trauer, die Bürger beider Städte begleiteten seine sterblichen Ueberreste, die in Ottensen an der Seite seiner Meta eingesenkt wurden; auf dem Sarge lag die aufgeschlagene Messiade, das Klopstock'sche Auferstehungslied ward unter der dunklen Linde gesungen und das Grab mit den Blumen des Frühlings überschüttet.

‚Hätte die Poesie ihre Heiligen, Klopstock müßte als einer der ersten gezählt werden‘, meinte Frau von Stael-Holstein, und weiter: Klopstock ist der David des neuen Testaments. Das ist nun freilich des Löblichen etwas viel und nur erklärlich als das Urtheil einer Frauenseele und einer Zeit, die dem Abscheiden des Dichters noch sehr nahe lag. Sollen wir unser Urtheil in kurzen Worten geben, so sagen wir: *Klopstock ist in der Poesie der Typus des schwärmerischen deutschen Jünglings.* Wie ein günstiges Geschick ihm ein sorgen- und kummerfreies Loos bereitete, so haben die Genien, die an seiner Wiege standen, — ob zu seinem geistigen Vortheile ist freilich ein Anderes, aber jedenfalls zur Liebenswürdigkeit der Erscheinung — ihm das Angebinde dauernder Jugend gegeben. Klopstock ist Jüngling geblieben, nicht zwar in der Frische des Gefühls und der Darstellung, aber in der Gleichmäßigkeit und der Gestaltung des Strebens. Zu dem früh errungenen Lorbeerkranz hat er später kein Blatt mehr hinzugefügt. Was er als Dichter ist, das ist er nicht langsam geworden, wie unsere anderen großen Dichter; bereits im Jahre 1750 war das ganze Programm seiner Zukunft gegeben. Aber weil man doch endlich überdrüssig wird noch in der Mannesgestalt das Wesen des Jünglings zu finden, so fand Klopstock mit seinen späteren Erzeugnissen nicht nur entschieden kühlere Aufnahme, sondern diese Spätgeburten, die zweite Hälfte des Messias sowie der Oden, sind wirklich auffallend schwächer als die jugendlichen Dichtungen,

wobei nicht einmal eine reifere Form entschädigt, ein Mangel, der keinem unserer Dichter in dieser Art anklebt. Aus dieser unverblühten, aber auch nicht weiter entwickelten Jünglingsnatur Klopstocks entspringen seine sämmtlichen Vorzüge, seine heilsame Wirksamkeit in der Literatur, wie auch all' seine Mängel, die genügt haben würden, unsere ganze Poesie zu verderben. War das Streben Klopstocks überall ein edles und würdiges, so hat er doch überall entweder die rechten Wege verfehlt oder ist über das Ziel hinaus in die Uebertreibung und das Leere gerathen. Was aber sein jugendlicher Genius Neues und Fruchtverheißendes in die deutsche Poesie hineingeworfen, das verdient wohl unsere Betrachtung, wie es Klopstocks Ruhmeskranz bildet, aus dem wir ihm kein Reis herauszupfen wollen.

Klopstocks Seele war mit den schönsten und edelsten Idealen angefüllt, sein Gemüth besaß eine Tiefe und Verinnerung, wie sie Wenigen verliehen war. Tiefe Gemüther aber, sagt uns Göthe, sind genöthigt, in der Vergangenheit wie in der Zukunft zu leben. Und so erweitert sich denn, was wir bis dahin so sehr vermißten, des Dichters Blick über die Gegenwart und das Diesseits hinaus in die Unendlichkeit der Zukunft und des Jenseits, wie in die Vergangenheit. Hier erhalten wir die deutsch-nationale und die christliche Stimmung seiner Gedichte.

Klopstock war in seinem ganzen Sein und Wesen deutsch, deutsch in seinem Ernst wie in seiner Gemüthsinnerlichkeit, deutsch in Sitte wie im Leben, deutsch in seinen Bestrebungen, deutsch in seinen Erinnerungen und Hoffnungen. Wie lange hatten die Deutschen ihrer Nationalität sich geschämt, wie lange fremden Einflüssen sich zugekehrt! Kaum war das kalte Fieber der Gallomanie, zwar im Leben noch nicht, aber doch in der Dichtung vorüber, so war die erschlaffende Anglomanie gefolgt. Klopstock aber führte die deutsche Muse kühn mit der englischen in den Wettkampf ein, daß sie um den Preis dahin fliegen, wo die Eiche und die Palme als Ziele winken. Mit einer angestaunten Kühnheit befreite er die deutsche Poesie von den Fesseln der Nachahmung. Seine deutsche Gesinnung verlangte darum von dem deutschen Helden auch etwas mehr als die Hallenser; ihm konnten Friedrichs Ruhmesthaten nicht als liedeswürdige Heldenwerke erscheinen; er verschmähte es, in das Lob dessen einzustimmen, der für seine Nation wie für deren Sprache kein Herz hatte. Aber vorwärts richtete er seinen Blick auf die Hoffnung besserer Tage und zurück auf das Andenken vergangener ruhmreicher Thaten. Und dadurch belebte er auch im deutschen Volke, d. h. in dem Theil, auf den seine Schriften Einfluß übten, den entschlafenen Sinn für deutsche Vergangenheit wie Zukunft. — Wie sollte sodann in einem deutschen Jünglingsherzen der schwärmerische Sinn für Freiheit fehlen? Von der wärmsten Herzensgluth angehaucht treten die Freiheitsideen immer und immer wieder her-

vor. Freilich, beim Anschauen der deutschen Verhältnisse in jenen Zeiten mochte das jugendliche Gemüth in Zorn aufflammen. Und Klopstock ließ sich durch den Glanz der Höfe nicht blenden, durch keinen Jahrgehalt bestechen. Weil die Fürsten ihren Beruf an der Sänger Seite zu gehen nicht erkennen, so spricht er wie ein Seher es aus:

‚Der Name der Fürsten verweh',
Wie der Nachhall, wenn der Ruf schweigt.'

In der Zukunft lebend singt er einen Schlachtgesang für das Heer, das die Freiheit erobern soll, und ahnend bestimmt er die Zeit zur Erringung der Freiheit: ‚Ein Jahrhundert nur noch, so ist es geschehen, so herrscht der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht'. — Dem deutschen Charakter entspricht endlich die elegische Stimmung in der Liebe, das tiefe Gefühl der Freundschaft. Was Klopstock in den Oden an Fanny und nachher an Eidli (Meta) sang, das mußte den lauschenden Zeitgenossen, die bis dahin nur erdichtete Liebesempfindungen und Anakreontische Tändeleien vernommen hatten, fast wunderbar klingen. Die wahrsten, innigsten und doch keuschen und reinen Gefühle kleideten sich hier in die edelsten Worte. Und die Bilder der Freunde umschwebten den Dichter auch nach deren Trennung mit ungewohnter Lebendigkeit; er errichtete ihnen einen Freundschaftstempel (Wingolf) und setzte ihre Bilder hinein und unterhielt sich mit ihnen manche Stunde.

Aber es war hier überall gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Dem hohen Streben hing so manches Bleigewicht an, that sich so mancher verkehrte Weg auf, daß die herrlichen Ideale ganz andere Gestalt gewannen. Wo suchte und fand Klopstock die Ideale seiner vaterländischen Begeisterung? Nicht in dem hellen und doch für die dichterische Perspective hinlänglich entfernten Mittelalter, sondern in dem nebelgrauen Alterthum, in den Zeiten Hermanns und Thusneldens, die von der Geschichte spärlich beleuchtet sind, aber auch von der fruchtbarsten Phantasie nicht mit festen Gestalten bevölkert werden können. Es war der falsche Weg, den schon Lohenstein und Schönaich gewandelt. Aber noch einen zweiten Fehlgriff machte Klopstock; er versuchte die deutsche Mythologie wieder einzuführen oder vielmehr durch einen verzeihlichen Irrthum ein Zerrbild derselben. Wäre es bei dem damaligen Stand der Bildung schon ein trostloses Streben gewesen, an die Stelle der geläufigen mythologischen Beziehungen vollständig fremde und unzureichende einzuführen, so war die Bevölkerung der deutschen Haine mit singenden Barden, mit Gna im Fluge jugendlich ungestüm, mit Wurdi und Skulda vollends ein Anflug jugendlich-patriotischer Tollheit. Doch Klopstock war in diese Idee so verliebt, daß er selbst seine früheren Oden umarbeitete und scandinavisirte, so sein berühmtes Freundeslied, das auf einmal ‚Wingolf' hieß. Die Wingolfiten schlugen denn auch

pflichtschuldigst das den Oden angehängte mythologische Wörterbuch nach, brüteten über der Wörter Bedeutung und plagten die arme Schuljugend mit den klanglosen unverständlichen Namen. Auch der Freiheitssinn war ein jugendlich ungestümer, zuweilen nur Deklamation gegen nicht näher zu bestimmende Tyrannen, ein idealistisches Streben, das die Bedingungen der Verwirklichung sich nicht zurecht legen konnte. Darum jauchzte der Dichter bei dem Gluthschein der in Frankreich neu aufgehenden Freiheit und erhielt dafür von den Revolutionsmännern das Diplom eines Ehrenbürgers der Republik. Aber er sandte es in schmerzlicher Enttäuschung bald zurück und erging sich in heftigen Palinodien des früheren ‚Irrthums' und Ausfällen gegen die blutigen Ausschüsse der Republik. Und endlich mischten sich den gesunden Gefühlen der freundschaftlichen und Geschlechtsliebe krankhafte Empfindungen bei, die freilich schon in der Luft zu schweben schienen. Es ist die übertriebene Zärtlichkeit, die Ueberschwänglichkeit der Empfindung, es ist das allzu Weiche, Weinerliche in der Gemüthsstimmung. Diese Erscheinung war allerdings die natürliche Reaction gegen die verkünstelte, in hohler Förmlichkeit erstarrte, in herzlosem Ceremoniell vertrocknete Gesellschaftswelt aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts; sie ist ein Streben, sich loszuringen aus den steifen Fesseln des Conventionellen, von den Larven der Verstellung; sie spinnt sich fort in den Empfindsamkeiten der Werther-Periode, sie hat wie jede Reaction ein gewisses Recht, schießt aber schon bei Klopstock, noch mehr bei dem gleichzeitig auftauchenden Ossian weit über ihre Berechtigung hinaus. Im Freundschaftskreise bereits ringt die überschwängliche Gefühls-Seligkeit wie -Trauer oft umsonst nach Worten; im Verhältniß zum andern Geschlecht aber tritt diese Molluskenweichheit des Herzens in die Erscheinung als übertriebene Zärtlichkeit, gewidmet und beansprucht. Bodmer schüttelte den Kopf über die tändelnden Zärtlichkeiten seines Gastes. Man hielt sein Herzchen wie ein krankes Kind, das man mit Liebkosungen überhäuft. Die Liebe wurde so butterweich, so schwärmerisch-seltsam, so furchtsam-selbstquälerisch, daß sie eines Mannes unwürdig erscheinen muß. Aber freilich, so war auch noch nie seit Beginn der Sphären geliebt worden! Wer hatte denn wohl daran gedacht, die ‚künftige Geliebte' anzusingen, und wer wohl mit den Liebkosungen der Zärtlichkeit alsbald den Gedanken an nahen Tod zu vereinigen gewußt? Da mußten die Thränenwasser hoch gehen und die ‚weinenden Augen' zu einem stehenden Artikel werden, die Empfindungen aber zuweilen in eine unpoetische Reflexion über diese Empfindungen umschlagen. — Fügen wir hier Klopstocks leidenschaftliche Vorliebe für das Schlittschuhlaufen hinzu, die in Oden den ‚Wasserkothurn' oder ‚die Flügel des Stahls' oder die Göttin dieser freien Kunst, Braga, verherrlichte, so haben wir die eine, die deutsche Seite in Klopstocks Wesen dargelegt.

Die zweite Seite ist die *christliche*, und zwar wird es nach dem bisher Gesagten nicht auffallen, wenn wir nicht von dem christlichen Glauben, sondern von dem christlichen *Gefühl* des Dichters reden. Mit starkem Gefühl erfaßte er die Wohlthaten der Erlösung und flog von der Höhe der einen Empfindung zu der Erhabenheit der anderen. Solcher Gesang war lange nicht vernommen worden; wohl waren manche geistliche Lieder gefertigt, aber sie schmeckten so wenig nach Christenthum, daß ihrem Vortrag in Synagogen und Moscheen keine gegründeten Bedenken entgegen gestanden hätten. Nun aber ließ Klopstock den Gesang der unsterblichen Seele erschallen von der sündigen Menschen Erlösung, die der Heiland auf Erden in seiner Menschheit vollendet; er sang nicht die Moral des Evangeliums, sondern die Idee dieses Evangeliums selbst, das Werk der Erlösung, gegen das Satan sich vergebens erhob. Er machte die Person des Gottmenschen zum Mittelpunkt eines umfangreichen Epos und begleitete mit Zartheit und Tiefe der Empfindung den Heiland durch die Hauptmomente der Erlösung, ein Unternehmen so kühn, so überraschend wie kaum eines. Aber — und nun kommt die Kehrseite — das Christenthum Klopstocks ist eine Gefühlsreligion, es nährt sich nur von Gefühlen. Das subjective Moment, von Anfang an im Protestantismus so stark vertreten, war mit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt. Was nicht im Rationalismus und Deismus vom Christenthum sich lossagte, das flüchtete, außer dem kleinen Häuflein der hart bedrängten Orthodoxen, in den Subjectivismus, den Spener und die Pietisten als die Blüthe des Christenthums hinstellten. Klopstock mit seinem überwallenden Gefühl, der die Bibel las, um seinen Empfindungen neue Nahrung zu bieten, bringt uns in seinem Messias so viel Willkürliches, Unkirchliches, daneben so viel Gefühlsschwärmerei, Süßlich-Empfindsames und Rührend-Thränendes, daß sich jede Spur von dem festen ernsten Christenthum zu verlieren droht. Man möchte (es ist schon mehrfach ausgesprochen) die Messiade kaum gegen den Vorwurf des Ditheismus vertheidigen können. Und während Göthe im Mephistopheles einen eigenen Teufel zu erschaffen verstand, hat Klopstock in seinem Abbadonna jenen trauernden gefallenen Geist vorgeführt, der mit seinen Thränen die Thränen so mancher empfindsamen Leserin hervorrief. Der gefühlvolle Dichter wurde bestürmt, den liebenswürdigen schwermüthigen Teufel doch zu begnadigen, er suchte zu willfahren. Nun, wir wollen all' das nicht zu hoch anschlagen — Klopstock blieb doch der Dichter der Zeit und machte das Christenthum in seiner Subjectivität für die aufgeklärte Zeit hof- und salonfähig.

Zum dritten brachte Klopstock in *Sprache und Form* Neues, Originelles; man könnte es den *antik-klassischen* Geist nennen, der sich bei ihm mit dem deutschen und christlichen vermählt. Hatte die Sprache

durch die sächsischen Bemühungen an Correctheit, durch Hagedorn an Beweglichkeit gewonnen, so wohnte ihr bis dahin doch nicht die sinnlich anschauliche Kraft, das malerische Element, inne; und wenn wir etwa Geßner bei Seite lassen, der aber in Klopstocks Schule lernte, so kann man unter Tilgung der Reime fast die ganze bisherige Dichtung getrost Jedem als ehrenhafte Prosa bieten. Erst Klopstock mit seinen hohen Gefühlen erkannte es, daß der gehobenen Seelenstimmung auch ein gehobener Ausdruck entsprechen müsse. Die Sprache der Dichtung, meinte er, müsse sich durch ungewöhnlichen Ausdruck von der prosaischen unterscheiden; für prosaisch aber hielt er mit Unrecht die Sprache des Volks. Damit war er nun freilich auf dem Wege der Lohensteine, und Gottscheds Vorwurf, er lenke in den Schwulst der Schlesier zurück, würde gerechtfertigt sein, wenn nicht zwei glückliche Umstände den Dichter vor den schlimmsten Abwegen beschützt hätten. Das war zunächst das Eingehen auf die ältere Sprache, die ihm in der Lutherischen Bibelübersetzung nahe gerückt war. Hier wurde er unvermerkt zur kräftigen Natur, zur Volkssprache zurück gebracht und lernte das Poetische der Sprache in ihrer Kraft, Würde und edlen Sinnlichkeit suchen. Seine Verdienste um die deutsche Sprache hebt er selbst in der ‚Ode an Freund und Feind' hervor: ‚Die Erhebung der Sprache — ihr gewählter Schall — Bewegterer, edlerer Gang — Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst — Haben mein Mal errichtet'. Sodann rettete die Einführung antik-klassischer Versmaße vor Lohenstein. Die gehobene Sprache wollte sich den bisherigen Versformen nicht fügen, vor Allem ließ sie sich nicht auf dem hölzernen Hackbrett des Alexandriners ableiern, selbst reimlose Jamben und Trochäen wären zu lahme Flügel für Klockstock'sche Begeisterung gewesen. Schon hatte er verzweifelnd mit prosaischer Dichtung begonnen, da kam der Gedanke an antike Metra. Den heroischen Vers nahm er für sein Epos, für Oden und Hymnen die lyrischen Maße der Griechen. — Wäre er dabei stehen geblieben! Aber auch hier fehlt jugendliche Uebertreibung nicht. Die gehobene Sprache wird gern geschraubt, gelehrte Anspielungen machen einen Commentar nöthig, das Streben nach gedrungener Kürze hält sich nicht frei von Dunkel und Härte. Daß der Rhythmus deutscher Sprache noch ein Räthsel blieb, wollen wir gern verzeihen; wenn aber Klopstock den Reim geradezu verwarf, denselben als einen ‚bösen Geist mit plumpem Wortgepolter', als einen ‚schmetternden Trommelschlag mit lärmendem Gleichgetön' bezeichnete, wenn er selbst neue Metra construirte und die Worte hinein zu zwängen suchte, während selbst das Notensystem des übergeschriebenen Strophenbaues ein rhythmisches Lesen kaum ermöglicht, dann mögen wir uns freuen, daß solche Bestrebungen durch einen anderen Zeitgenossen paralysirt wurden, durch Wieland.

Nach allem dem müssen wir mit W. Menzel sagen: Klopstock verliert Alles, wenn man ihn in der Nähe und im Einzelnen betrachtet. Man muß ihn in einer gewissen Ferne und im Ganzen auffassen. — Und nun können wir uns bei der Besprechung der einzelnen Dichtungen Klopstocks kurz fassen. Wie bereits erwähnt, erschien der Anfang des Messias im Jahre 1748. Ganze fünfundzwanzig Jahre hat der Dichter an dieser harten Speise gekaut, die Schlußgesänge erschienen erst 1773. Dadurch schon mag sich theilweise die Aufnahme beim Publikum erklären, die von der ungemessensten Begeisterung zum kühlen Lobe und weiter bis zur Gleichgültigkeit und Kälte herabsank. Aber die zweite Hälfte ist auch wirklich schwächer, gleich als wenn der Dichter nur noch von dem Pflichtgefühl der Vollendung sich begeistern ließe. Der Jüngling war durch eine Art von Vision an diesen Stoff gewiesen. Nun werden wir aber fragen, ob der gewählte Stoff für ein Epos tauge und wie Klopstock seine Aufgabe gelöst. Das Leben Jesu hat in dem altdeutschen Heliand eine Darstellung gefunden, wodurch es den nationalen Sagen nahe rückte; wir haben diese Behandlung, die objectiv-historische, früher gewürdigt; für unsere Zeit wäre sie unmöglich. Klopstock hat einen andern Weg gewählt, er führt die Thatsachen der Erlösung vor, wie sie in der überirdischen, unsichtbaren Welt sich begeben, in den Rathschlüssen des Vaters und den Entschlüssen des Sohnes sich entfalten, durch himmlische Geister vorbereitet und gefördert, durch die Hölle vergebens aufgehalten und bekämpft werden. Auf diesem Felde ist natürlich die kirchliche Ueberlieferung sehr arm; sie zu epischem Reichthum durch das Walten der dichtenden Phantasie zu erweitern, muß ebenso gefährlich als abenteuerlich erscheinen. Schon Herder zeigte das an einem anschaulichen Beispiele: Christus stirbt, die Erde bebt, die Felsen zerreißen, die Sonne verfinstert sich — das ist groß, das ist göttlich. Nun lassen Sie einen Engel lange bereit stehen und auf den Augenblick des Abscheidens harren, daß der Stern vor die Sonne rücke — die große Handlung verliert von ihrer Größe, alle Physik der Sonne, des Sterns und des Fortrückens noch ungerechnet. Und wenn wir auch davon absehen, absehen auch von den bereits angeregten theologischen Bedenken, auf diesem Wege kann sich kein Epos gestalten; und so werden uns denn auch statt der Handlung nur Schilderungen und Wechselgespräche in großer Breite geboten. Durch die Einführung der Engel kann auf dem Boden des Epos nichts erreicht werden, da dieselben zu einer individualisirenden Charakteristik es nicht kommen lassen. Aber eben die Charakterisirung war überhaupt nicht Klopstocks starke Seite. Sind seine Engel allegorische Figuren, so sind die auftretenden Menschen Nebelgestalten, von denen bei einer Zergliederung nichts genau Bestimmbares, Festes übrig bleibt, die mit dem Dichter sofort in der Gefühlswelt

schwimmen. ‚Klopstock', so sagt Hillebrand, ‚sprach allerdings zuerst das große Wort aus, der Geist mit seinem idealen Inhalt bilde auch für die Dichtung den eigentlichen Gehalt; allein er trennte den Geist von der Natur und machte ihn zu einem abstrakten Begriffe, er übersah, daß derselbe ohne Leib für uns kein Leben hat, daß das Jenseits nur im Diesseits angeschaut werden kann, daß das Göttliche selbst ohne Welt für uns ein wesenloser Gedanke bleibt'. Und ähnlich hatte schon der idealistische Schiller sich ausgesprochen: ‚Er zieht Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, sowie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden'. Endlich wird Jedem, der das Gedicht auszulesen die Ausdauer hat, nicht entgehen, daß dem Epos der voraus bestimmte klare Plan und damit die künstlerische Einheit fehlt. Daher können nur einzelne Schönheiten, an denen allerdings der erste Theil reich ist, jetzt noch zur Lektüre einladen.

Die eigentliche Dichterkraft Klopstocks liegt in seinen Oden. Hier haben Gefühl und Empfindung ihr Recht, hier bewegt sich der Dichter leichter und sicherer, hier ist denn auch die Form vollendeter und anmuthiger. Doch auch hier mit großem Unterschied. Wie die von Klopstock selbst gebildeten Metra hölzern und pedantisch werden, so wird in dieser Zwangsjacke auch die Sprache vielfach hart, die Darstellung unverständlich; in den späteren Oden ist auch die dichterische Empfindung kühl und lahm geworden. Von den Oden aus seiner besseren Zeit erwähnten wir bereits den Freundschaftsgesang (nachher ‚Wingolf'). Hervorgehoben zu werden verdienen noch ‚die frühen Gräber' (‚Willkommen, o silberner Mond'), ‚der Zürchersee' (‚Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht'), der ‚dem Erlöser' gesungene Hymnus (‚Der Seraph stammelt's'), die Ode an den Rheinwein (‚O du, der Traube Sohn'), auch einige der Oden an Fanny und Cidli.

Klopstock hat auch geistliche Lieder gedichtet, die er als Kirchenlieder für ein projektirtes neues protestantisches Gesangbuch, das auch für Katholiken brauchbar sein sollte, bestimmt hat. Hier gibt er nun allerdings dem Volksgeschmack in so weit nach, daß er den Reim nicht ausschließt. Aber seine Lieder sind durchaus der Ausdruck persönlicher Empfindung, Klopstocks-Lieder, keine Kirchenlieder. Wenn wir übrigens von der Weichheit einiger derselben absehen, so werden wir einzelnen als geistlichen Liedern unsere Anerkennung nicht entziehen. Ich erinnere hier nur an das Unsterblichkeitslied: ‚Selig sind des Himmels Erben' und die beiden Auferstehungslieder: ‚Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferstehʻ und: ‚Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh'.

Dagegen sind Klopstocks dramatische Dichtungen durchaus verfehlt. Der religiöse Sinn führte ihn zu drei biblischen Schauspielen:

‚Der Tod Adams‘, ‚Salomo‘ und ‚David‘. Die Einführung alttestamentlicher Stoffe hätte schon an und für sich scheitern müssen, auch wenn nicht in dem ersten der Mangel an Personen, in allen dreien der Mangel an Handlung und Charakteristik das dramatische Leben fern hielten. Drei andere Stücke nannte der Dichter Bardiete und schickte als Commentar voraus: ‚Der Bardiet (barditus) nimmt die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unserer Vorfahren, seine selteneren Einrichtungen beziehen sich sehr genau auf die Sitten der erwählten Zeit, und er ist nie ganz ohne Gesang. Der Inhalt muß aus den Zeiten der Barden sein und die Bildung so scheinen‘. Wenn Klopstock schon bei den Hauptfiguren seiner Dramen in einem unglücklichen Irrthum befangen war, so läßt sich wohl denken, wie verschroben und aller geschichtlichen Wahrheit baar die dramatische Handlung mit ihren Barden und Druiden, mit Opferfeiern und Schlachtgesängen und dem urgermanischen Naturleben sein muß. Und als wäre das noch nicht genug, so wird den riesenhaften Nebelbildern des deutschen Alterthums noch die Schminke moderner Empfindungen aufgetragen. Klopstocks Bardiete nennen sich ‚Hermanns Schlacht‘ (1769), ‚Hermann und die Fürsten‘ (1784), und ‚Hermanns Tod‘ (1787), gewissermaßen also eine Trilogie, an deren Bardengesängen sich die bald folgende Bardenpoesie, eine abenteuerliche Mißgeburt, groß sog.

Die prosaischen Schriften Klopstocks könnten wir wohl ganz übergehen; für den Ruhm des Mannes wären sie besser nicht geschrieben; denn hier wird das Jugendhafte nach Abstreifung der Poesie geradezu zum Kindischen. So in der wohlgemeinten ‚deutschen Gelehrtenrepublik‘ mit ihren sonderbaren Gesetzen und wunderlichen Landtagen. Auch eine eigene Rechtschreibung bildete er sich; denn er wollte nicht länger ‚der ‚Mönchsortographi, diser runzlichen Donna‘, treu bleiben und schrieb z. B. Fümftes Fragment: Fon den abwexelnden Ferbindungen und dem Worte verstên[1].

III. Klopstocks Jünger.

Die literarische Anregung, die von Klopstock ausging, war mehr brillant als tiefgreifend, mehr augenblicklich zündend als nachhaltig. Dürfte man das Gleichniß von Klopstock als dem ersehnten Dichter-Messias weiter ausführen, man könnte sagen, seine Schüler und Nach-

[1] Klopstocks Leben v. Döring, Weimar 1825; von Gruber, Leipzig 1832. — Briefe an und von Klopstock von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867.

folger hätten sich in seine Kleider getheilt. Keinem gelang es wie jenem berühmten Prophetenschüler, den Wundermantel des Meisters ganz zu erhaschen.

Die Klopstock'schen Formen nahm Karl Wilh. Ramler (geb. zu Colberg 1725, † 1798) für sich; seine preußische Begeisterung kann ihn zu den Hallensern stellen. Friedrich II. kümmerte sich nicht um den Lehrer der schönen Wissenschaften an der Kadettenschule seiner Hauptstadt, der im Thiergarten scandirend auf- und abwandelte, trotz der kühnen Oden, die derselbe auf eine in Berlin hineingefallene Bombe, auf die Göttin des ‚Berlinischen Stroms mit ihren Schwänen', auf einen in jener kalten Zone zur Blüthe gelangten Granatapfel und dergleichen sang. Ramler suchte besonders Sprache und Vers der möglichsten Vollendung entgegen zu führen. Besser als Klopstock sind ihm, dem fleißigen Nachbildner des Horaz, die antiken Metra gelungen; mit richtigem Gefühl wandte er, der Verehrer klassisch-antiker Versformen, sich doch in den eigenen Gedichten wieder mehr dem Reime zu. Das ist aber auch so ziemlich das Ganze; und wenn selbst Göthe meinte, Ramlers Gedichte seien sämmtlich gehaltvoll, beschäftigten mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupteten schon dadurch unzerstörlichen Werth, so bedeutet das für uns doch nur, daß selbst Göthe sich durch eine gewisse Formvollendung und durch die hochstelzenden Gedanken Ramlers täuschen ließ. Diese Formvollendung aber ist einzig das Resultat eines nimmer müden Abfeilens; die Gedanken sind mit Mühe und sorglicher Langsamkeit zusammen gesucht. In jener Zeit ließen auch größere Talente sich von der formellen Correctheit Ramlers blenden. Lessing übergab ihm seine dichterischen Produkte zum Ausfeilen. Mit den kleineren Göttern machte der im Uebrigen bescheidene Mann wenig Umstände; er änderte in den Manuscripten ohne Weiteres, und als ein ächter Preuße wollte er auch in der Poesie keine Besonderheiten, auch die Dichter sollten in gleicher Uniform aufmarschiren. Von seinen eigenen Ciselirarbeiten mögen noch die geistlichen Cantaten: ‚Die Hirten bei der Krippe', ‚der Tod Jesu', ‚die Auferstehung und Himmelfahrt' erwähnt sein. Ramlers feines Gehör und unermüdlicher Fleiß trugen dazu bei, die deutsche Sprache für die Nachbildung der verschiedensten Rhythmen zu befähigen. — In dem unerschütterlichen Glauben an die Form steht ihm Willamov zur Seite; das sanfte, kindliche Dichtergemüth hat sich neben der Fabel die brausende Dithyrambe gewählt; der Wille ist gut, aber Bacchus und die Mänaden spröde. — Ramler und Freunde fanden bald Gelegenheit, als Protektoren eines eigenthümlichen Dichtertalents aufzutreten; sie glaubten nämlich eine deutsche Muse in der Karschin gefunden zu haben. Anna Luise Karsch (1722—91) war in ihrer Jugend Viehhüterin gewesen, mit 17 Jahren die Frau eines geizigen Wollspinners,

dann, von diesem geschieden, die Gattin des versoffenen Schneiders Karsch geworden, den sie durch Gelegenheitsgedichte ernährte, der sie aber verließ. Als sie durch Baron Kottwitz nach Berlin gekommen war, suchte Sulzer der Aesthetiker ihren Geschmack, Ramler ihr Formtalent zu bilden, Gleim veranstaltete eine Sammlung ihrer Gedichte, die zweitausend Thaler abwarf. Ein Unterstützungsgesuch an Friedrich II., den sie so gut als Gleim und Ramler besang, beantwortete der König mit Uebersendung von zwei Thalern preußisch Courant, die man ihm zurücksandte. Friedrich Wilhelm II. ließ der preußischen Muse — eine Grazie muß sie im Aeußern nicht gewesen sein — ein eigenes Haus bauen. Das Talent der Karschin besteht, wie es bei dichtenden Frauen vielfach der Fall ist, in der Findung glücklicher poetischer Gedanken, die ein tiefes Gefühl und eine rege, wohl auch durch ihr Hirtenleben entwickelte Empfänglichkeit für Naturbilder ihr fortwährend zuführten. Zur Ausgestaltung dieser Gedanken geht ihr aber die Kraft ab. Das Dichtertalent erbten von ihr sowohl ihre auch in der Heirath unglückliche Tochter, die Baronin von Klencke, als auch ihre phantastische und unruhige Enkelin Helmine von Chezy.

Wie schon Klopstock selbst als epischer Dichter rasch von der Höhe begeisterter Aufnahme sank, so verdienen seine Nachfolger auf diesem Felde, Bodmer mit seinen Patriarchaden, Wieland mit biblischen Geschichten, kaum Erwähnung. Dagegen findet sich auf dem religiös-lyrischen Felde schon etwas Bedeutenderes. Zu den berühmtesten Persönlichkeiten des Jahrhunderts gehört Johann Kaspar Lavater, zu Zürich 1741 geboren, daselbst als Pfarrer in Folge einer von einem eindringenden Franzosen erhaltenen Wunde im Jahre 1801 gestorben. Seine religiösen Gedichte: ‚Oden', ‚christliche Lieder', ‚Katechismuslieder', ‚Lieder für Leidende', ‚Jesus Messias', ‚Joseph von Arimathea' lehnen sich thunlichst an Klopstock an. Bekannter als durch diese poetischen Versuche ist Lavater durch eine wahre Fluth von prosaischen Schriften, unter denen seine ‚physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe' und sein Pontius Pilatus durch besondere Eigenthümlichkeiten hervorragen. Bekannt ist das artige Gedicht von Göthe: ‚Dîné zu Koblenz', in welchem der jugendliche Dichter sich selbst zwischen Lavater dem Propheten und Basedow dem Pädagogen darstellt. Während der rationalisirende Professor einem Tanzlehrer die Ueberflüssigkeit der Taufe demonstrirte, eröffnete Lavater die Siegel der geheimen Offenbarung und ‚maß mit heiligem Rohr die Cubusstadt und das Palmenthor', doch Göthe — ‚war indeß nicht weit gereist, hat ein Stück Salmen aufgespeist'. ‚Und wie nach Emaus weiter ging's Mit Geist- und Feuerschritten, Prophete rechts, Prophete links, Das Weltkind in der Mitten'. Während hier Göthe nur den Schwärmer

zeichnet, gehen nach dem Erscheinen der Physiognomie zwei Distichen in den Xenien heftiger gegen Lavater los:

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff. —
Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalkssinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

Doch wird dieß Urtheil wohl zu hart sein. Lavater war ein Enthusiast, ein Schwärmer, überspannt in seinen Ansichten, fieberhaft in seinen Empfindungen, so ganz von seiner Phantasie und ihren sich stets drängenden Bildern beherrscht, daß seine eigenen Erlebnisse ihm ganz anders vorkamen, daher auch anders dargestellt wurden. Er glaubte Visionen zu haben; einst erwartete er mit allem Ernst die Herabkunft des Apostels Johannes, der ihm die Hand auflegen sollte; ein ander Mal versuchte er durch Inbrunst des Gebetes und Zuversicht des Glaubens den Berg Albis zu versetzen. So fiel er den trügerischen Magiern und Wunderthätern seiner Zeit in die Hände. Bei solchem Treiben mochte er dem prosaischen Voß als Betrüger erscheinen, während er wohl nur ein Betrogener fremder Schalkheit und — wir wollen es nicht vertuschen — der eigenen frommen Eitelkeit war. Sein Pontius Pilatus sollte, gestützt auf die Doppelnatur des Helden, der Christum für unschuldig erklärt und als schuldig verurtheilt, ‚eine Geschichte der Menschheit sein, eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur, ein historisches, politisches, moralisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, predigerliches Ecce homo!‘ Die Physiognomik, auch aus dem Streben Lavaters, den Geist überall in den Erscheinungen zu sehen, hervorgegangen, erfreute sich eines andauernden Beifalls, der wohl hauptsächlich dem Neuen, Ungewohnten gelten mochte. Daß der unruhige, geistig eingenommene Verfasser trotz seiner scharfen Beobachtungen nicht der Mann zum Ausbau einer so eigenthümlichen Wissenschaft (man lasse die Bezeichnung durchgehen) war, brauchen wir wohl nicht zu bemerken[1].

Auf einer Rheinfahrt traf Lavater mit einem anderen ‚Sohn der Vorsehung‘, wie er sich selbst nannte, mit Heinrich Jung, genannt Stilling, zusammen und fand in ihm einen Mann nach seinem Herzen; und allerdings konnten nicht leicht zwei Originale in ihren Bestrebungen und Neigungen so nahe zusammen treffen. Denn auch Stilling maß nicht nur die heilige Cubusstadt der Offenbarung und fand sie

[1] Schon die Zeitgenossen waren über die Aussprache des Namens Lavater nicht aufgeklärt. Gleim dichtet:

Lavăter oder Lavāter, Lavater oder Lavater,
Wer sagt mir, wie man spricht? Ich bitte, schwärme nicht.

257½ deutsche Meilen lang, breit und hoch, sondern bestimmte auch den Engel, der sie abmaß, auf fünf Meilen Höhe, fand in dem Weib der Apokalypse die böhmisch-mährische Kirche der hl. Cyrill und Methodius, die mit der Kirchenverfassung schwanger ging, in dem zweiten am Himmel fliegenden Engel den Jakob Böhme, und bestimmte den Anfang des tausendjährigen Reiches genau auf das Jahr 1836[1]. Jung Stilling war in dem nassauischen Dörfchen Grund im Jahre 1740 geboren und in der Waldesstille bei Köhlern sowie in der häuslichen Einfachheit unter Leitung eines halbvisionären Großvaters aufgewachsen. Schneidergeselle, Unterlehrer, konnte er nirgends seinen rechten Beruf finden. So kam er denn nach merkwürdigen Geschicken mit geringem Geld, bereits zweiunddreißigjährig, nach Straßburg, um Medizin zu studiren. Dort wurde Göthe mit ihm bekannt, erhielt von ihm das Manuscript der Geschichte seiner Jugend und gab das idyllische, frische, von dem Hauch des Pietismus leis gestreifte Büchlein heraus („Heinrich Stillings Jugend", Berl. 1777). Wir können die Schrift, die in ihrer Durchführung gewiß Göthen viel verdankt, wohl mit Freiligraths Worten charakterisiren:

Als Knabe schon von Berg- und Hüttenmännern
Hab ich entzückt ein kleines Buch gelesen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern
Und ist ein herzig's kleines Buch gewesen,
Ein echter Spiegel alter Bauerntugend —
Mit Namen hieß es: Heinrich Stillings Jugend.

Stillings ganzes Wesen läßt sich nicht besser als mit Göthe's Worten bezeichnen: „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln und unser Hergott müsse ihm die Steine setzen". Allerdings erzählt er in seinem Leben eine Reihe von Begebenheiten, die sein unbeschränktes Gottvertrauen in merkwürdiger Weise belohnten, daneben aber berührt fast widrig die Scene, wie er kurz vor dem medizinischen Studium an eine Frau kam. Eine kranke hysterische Jungfer, bei der er wachte, glaubte zuerst die Eingebung Gottes zu haben und zugleich fuhr es auch ihm durch die Seele. Er schlug seine Rechte in die ihrige und sagte: Wir sind auf ewig verbunden! Diese im Himmel geschlossene Ehe erwies sich nun doch nicht als die glücklichste.

Stilling war ein zur Schwärmerei geneigter Pietist; seine Schriften sprechen meist diese Richtung aus. Der Beschreibung seiner Jugend folgten: „Stilling's Jünglingsjahre", „Wanderschaft", „häusliches Leben" u. s. w. mit abnehmendem Interesse, während die Stillen im Lande diese Schriften so wie seine Zeitschrift „der graue Mann", seine pietistischen Romane: „Geschichte des Herrn von Morgenthau", „Florentin von Fahlendorn",

[1] Stilling, Siegesgeschichte der christl. Religion.

‚Theodora von der Linden‘, sein mystisches ‚Heimweh‘ sammt dem ‚Schlüssel zum Heimweh‘, und seine ‚Theorie der Geisterkunde‘, die bereits auf Justin Kerner hindeutet, als die herrlichsten Gaben rühmten. Er hielt jeden für verpflichtet, die ‚Erfahrungszeugnisse (d. i. Erscheinungen verstorbener Menschen) öffentlich bekannt zu machen und dadurch die Bibellehre zu bewahrheiten‘. Vor den gefährlichen Abgründen der Schwärmerei sollte sein Roman ‚Theobald oder die Schwärmer‘ warnen; er verflocht darin seine Erfahrungen mit der fast dämonischen Geschichte der Ellerianer, die im Wupperthal, dem Hexenkessel der Schwärmerei, in der neu gegründeten Stadt Ronsdorf das tausendjährige Gottesreich anticipirten. Dem Andrang der Philosophie gegenüber wollte Stilling aus Kant's Kritik der reinen Vernunft profitiren: gebe diese Vernunft keine absolute Sicherheit, so sei ja die Nothwendigkeit einer Offenbarung bewiesen; er sah, wie auch manche katholische Theologen, in dem Kriticismus zwar einen gefährlichen Landstreicher, aber einen, der sich ohne viel Umstände auf der Herberge von Werbern in die christliche Uniform stecken und so in's Feld stellen ließ. Als Dichter im Hymnus, im geistlichen Lied, im Epos steht Stilling auf Klopstock'schem Boden. In den ‚Scenen aus dem Geisterreich‘ besingt er als Visionär die Himmelfahrt bevorzugter Seelen, wie Lavater's, des Arztes Eickel u. A. —

Was Klopstock an *deutschen* Elementen in tiefer Empfindung gemischt mit falschen Anschauungen in die Poesie hineingeworfen hatte, das wurde in wohlgemeinter Begeisterung, aber mit großem Ungeschick von den sogenannten *Barden* ausgebildet. Klopstock hatte so viel von Barden und Bardieten gesprochen; Gräter und Andere meinten mit Bestimmtheit, in Karls des Großen Bibliothek, die nach seinem Tode in Aachen verkauft sei, müßten sich Bardenlieder vorfinden und wollten einen Preis von hundert Dukaten auf die Entdeckung setzen. Obgleich diese nun nicht glückte, so wußten doch Klopstocks Schüler bald Genaueres über den Bardengesang. Freilich kannte man nur die Barden Klopstock, Rhingulf und Sined. Barde Rhingulf, so nannte sich nämlich der sächsische Advocat *Karl Friedrich Kretschmann* (1738—1809). Er besang als Barde Hermann's Tod, wie seinen Sieg über den Varus und den Fall des Majors Kleist. Sein und seiner Genossen Sang erscholl so formlos, mitunter auch so rasend und so platt, daß die Zeitgenossen endlich vor dem ‚Bardengebrüll‘ sich die Ohren verstopften. Dem Wiener Jesuiten *Michael Denis* (1729—1800) gab Kretschmann mit Umwendung seines Namens den Titel: Barde Sined. Denis, der Hofbibliothekar war, ist zunächst als einer der größten Bücherkenner berühmt. Zum größeren Ruhm gereicht es ihm, daß er über die Vorurtheile vieler Mitglieder seines Ordens gegen die Anwendung der deutschen Sprache und das Studium der schönen Literatur sich erhob und

den Faden, den er zwischen dem katholischen Deutschland und dem neueren Aufschwung der Literatur ziemlich abgerissen vorfand, nicht ohne Geschick wieder anknüpfte. Sein religiöser Sinn ließ ihn in Gellert den Lehrer der Jugend sehen, dessen Tod er betrauerte; seine poetischen Anlagen aber konnten sich mit Gellert nicht begnügen und so gelangte er denn bei Klopstock an. Das bei den Jesuiten hoch gehaltene Studium des Horaz führte ihn zu einer Feinheit in den Dichtungsformen, wie sie Kretschmann, ja selbst Klopstock nicht aufweisen. Seine Bardengesänge haben darum mehr musikalischen Klang und weniger Tobendes als die Kretschmann's. Die ‚Vaterlandslieder', ‚Sined's Klagen', und ‚Sined's Träume' athmen, sagt Göthe, menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit, Liebe des Heldenmuths. Denis übersetzte zuerst Ossian in Versen, zumeist Hexametern. Der Schotte Macpherson hatte um 1760 Gedichte ausgearbeitet, die er einem alten gälischen Dichter Ossian unterschob und die ohne Bedenken als Schöpfungen des grauesten Alterthums aufgenommen wurden. Dieser Ossian erschien wie gerufen. Die Klopstockianer hatten ja nun auf einmal leibhaftig einen Barden gefunden und zwar einen mit denselben poetischen Ingredienzien, mit denen Klopstocks urdeutsche Muse zu wirken suchte: Mischung von nebelhaftem Heldenthum mit moderner Empfindsamkeit. Die thränende Empfindelei der bald folgenden Siegwart-Periode fand in Ossian ihr ganzes Wesen wieder: unbestimmbare Sehnsucht, trübe Trauerwolken mit plötzlichen Thränenergüssen, Hamlet'sches Verlangen nach Großthaten und Entmuthigung ob des mangelnden Muthes. Wer erinnert sich nicht an den ‚Stern der dämmernden Nacht' in Werther's Leiden? In jener Zeit konnte bei den Gebildeten Ossian den Homer verdrängen. — Denis aber hat für die katholische Kirche noch ein besonderes Verdienst; glücklicher als Klopstock hat er das Kirchenlied gepflegt, ein Theil der noch immer gebräuchlichen Meßgesänge rührt von dem Wiener Jesuiten her. Diese Gesänge behaupten zwar nicht immer den ersten Rang der Dichtkunst, sind dazu theilweise nach lateinischen Vorbildern gearbeitet, scheuen sich aber nicht, die rituellen Beziehungen und den dogmatischen Lehrgehalt auszusprechen, — der Josephinismus würde dem Dichter dergleichen gern erlassen haben. Ein Lied auf den Tod des Erlösers: ‚Tief aus seinem Eingeweide' ist mit geringen Abänderungen später zu einem viel bewunderten Passionslied geworden (‚Tief erschüttert bebt aus innern Klüften'). Wir können noch zwei Ordensgenossen: Karl Mastalier und Christoph Regelsperger hier aufführen, die ebenfalls Freundschaft mit den literarischen Vertretern des nördlichen Deutschlands unterhielten. Die sogenannte Bardenpoesie war übrigens bei diesen so wie bei anderen Dichtern nur eine neu vermummte Gelegenheits-Poesie ohne alle Tiefe. Ankunft, Abzug oder

Durchgang der Kaiserin oder des Kaisers, der Tod Gellert's wie Rabener's, die Entzündung des Pulverthurms in Wien, alles das und mehr noch wurde in stelzenden Bardenversen besungen.

Gedenken wir endlich noch des Mannes, der ein Nachahmer Klopstocks wurde, wie er früher in Tändeleien und Kriegsliedern ein Nachahmer Gleims gewesen war, von dem aber hinwiederum auch Klopstock etwas, freilich Ueberflüssiges lernte: die nordische Mythologie. Das ist der Schleswiger Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, der erst im Jahre 1823 als eine graue Ruine aus vergangenen Tagen dahin sank. Er gab Gedichte eines Skalden: ein zum Leben erwachter nordischer Sänger öffnet hier seinen Mund, und da ist denn die Einmischung der nordischen Mythologie wenigstens nicht so willkürlich und ungerechtfertigt als bei Klopstock. Im Drama ist Gerstenberg der Vorläufer der Stürmer und Dränger. Seine Schauertragödie Ugolino hat er aus der bekannten grandiosen Episode Dante's hergenommen; aber dieser Hungerthurm von Pisa, schon an sich nicht für dramatische Darstellung geschaffen, verletzt noch besonders durch die Ausführung des Gräßlichen, von dem der Dramatiker uns auch nicht das kleinste Moment schenkt; er läßt vor unsern Augen die Kinder und endlich auch den stärkeren Vater erliegen. Aber mit entzücktem Schauder fühlten sich alle empfindsamen Seelen übergossen beim Anhören der Cantate: ‚Ariadne auf Naxos'. Wie schauerlich der Sang der Oreade: ‚Schweig und erzittre! Elende, du mußt sterben! Die Löwen brüllen Verderben! Die Schlünde bersten Verderben! Die Felsen stürzen Verderben! Verderben trägt das Meer Auf dich her! Schweig und erzittre! Elende, du mußt sterben'! — Im Uebrigen bewegte sich Gerstenberg auch wohl wie Ehren-Geßner in dichterischer Prosa.

IV. Winckelmann. Lessing.

Das Klassisch-Antike war eigentlich bei Klopstock doch nur äußerlich zur Erscheinung gekommen; er kannte die klassischen Dichter etwa wie ein gut geschulter Gymnasiast; eine rechte Jünglingsnatur, ging er in der Nachbildung derselben vor und suchte die Reiser der Empfindsamkeit, der Andacht und der teutonischen Träumerei auf den alten Stamm zu pfropfen. Das reine Kunstideal des klassischen Alterthums war ihm noch nicht aufgegangen, aber ebenso wenig seinen gelehrten Zeitgenossen. Es genüge hier Winckelmann's auf Erfahrung gestelltes Wort zu wiederholen, daß die Alterthümer, die plastische wie die poetische Kunst, bis dahin nur Anlaß gegeben hatten Belesenheit auszuschütten und gelehrte Werke zu verfassen. Daher denn in der Renaissance der Baukunst und Sculptur wie in der Dichtkunst hauptsächlich äußere Nach-

ahmung des Alterthums ohne Erfassung des innern Wesens. Auf diesem Boden, den Faustens Famulus Wagner für immer behaupten wird, halten sich noch jetzt gelehrte Individuen, vielleicht auch mehr oder weniger noch ganze Völker. Dem rastlosen Tiefsinn deutscher Männer erschloß sich aber endlich auch das innere Wesen der Antike. Die beiden Männer, die so in das Reich des Schönen eindrangen, Winckelmann und Lessing, verdienen unsere Bewunderung um so mehr, als sie unter widrigen Verhältnissen, fast ohne jemals die Gunst des Schicksals zu genießen, sich den Eintritt erkämpfen mußten.

Johann Joachim Winckelmann stammte aus der Altmark (1717 zu Stendal geboren) und brachte unter großen Entbehrungen, mit unverdrossener Aufopferung für seine Lieblinge, die Bücher über klassisches Alterthum, seine Jugendzeit hin. Mit erbetteltem Geld kaufte er in Hamburg Bücher aus Fabricius' Bibliothek; in Halle studirte er, immer in gleichem Schritt von Fleiß, Mangel und Heiterkeit begleitet. Wie ein Sonnenstrahl des Glücks erschien ihm die Gelegenheit in Dresden die Kunstschätze des Alterthums zu schauen und in ihrem Anschauen für seine mühsam gesammelten Kenntnisse und Vorstellungen die rechte Verbindung zu finden. Fortan blieb Italien das Land seiner Sehnsucht, die indeß erst nach 15 Jahren, nach karg besoldeten Rector- und Bibliothekarstellen und nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche (1754) in Erfüllung gehen sollte. In Rom verband ihn innige Freundschaft mit dem genialen Maler Raphael Mengs, einem Deutschen, den Papst Benedikt XIV. zum Director der Malerakademie auf dem Kapitol ernannt hatte, und der in deutscher Sprache seine ‚Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei' niederlegte, jedoch noch nicht die Kraft besaß sich von dem herrschenden Modegeschmack ganz los zu sagen. Die Gesellschaft der Alterthümer machte Winckelmann zu ihrem Präsidenten. Bereits in Dresden hatte er seine angestaunten ‚Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst' geschrieben. In Rom folgten: ‚Anmerkungen über die Baukunst der Alten', Abhandlungen ‚von der Grazie in den Werken der Kunst', ‚von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen', ‚von den Herkulanischen Entdeckungen' und endlich seine Geschichte der Kunst des Alterthums.

‚In Winckelmann', so sagt sein Biograph Göthe, ‚hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben, ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen'. Und dieses rastlos Gesuchte, seinem hohen Wesen Entsprechende ward er zuerst in den Schriften der Alten gewahr, aus den Werken der bildenden Kunst trat es ihm dann entgegen. Mit der ganzen Gluth der

Begeisterung umfaßte er die Antike, mit ungetrübtem Blick schaute er in ihr die Gesetze des Schönen. In diesen klassischen Gebilden fand er vor Allem die stille Größe, die heitere Ruhe, kurz das rechte Maß, das nach Göthe so viel gesucht und so selten erlangt wird; er fand den ewig heiteren Himmel und das ruhige Meer Griechenlands hier abgespiegelt. Und so meinte er das Ideal des Menschengeschlechts, die wahre Verwirklichung des Schönen in der griechischen Nationalschönheit erfaßt zu haben. Bei dem durchschlagenden Einfluß Winckelmanns wurden fortan griechische Baukunst, Bildnerei und Malerei die Muster für den modernen Künstler. Gegen seine Ansichten ließ sich für lange Zeit um so weniger etwas Gewichtiges vorbringen, da er als der erste die Kunstdenkmäler in ihrer Gesammtheit vorführte und betrachtete. Sodann aber wirkte seine Sprache selbst wie ein antikes Kunstwerk und daher eben zur Empfehlung der Antike. Die klassische Würde, die großartige Ruhe verlassen ihn im höchsten Schwunge der Begeisterung nicht; während seine Gedanken wie die schwerwuchtigen Spieße der Homerischen Helden andrängen, treten sie dennoch klar und scharf geschnitten hervor wie die Figuren auf den griechischen Gemmen. Aber in seiner Begeisterung ging der feine Kenner antiker Kunst in so weit fehl, als er das, was unter griechischem Himmel, in der hellenischen Religion und im hellenischen Leben das Höchste und Schönste gewesen, was deßhalb überall auf ein unbefangenes Gemüth wenigstens als ein Bruchtheil des Schönen einwirkt, daß er dieses nun für alle Völker, für alle Zeiten, für gänzlich abgeänderte Religion und Cultur als ewiges Ideal hinstellte. Erst den Romantikern gelang es, diese Principien auf das richtige Maß zurück zu führen und so die Würdigung nationaler Kunst zu ermöglichen.

Winckelmann wollte 1768 sein Vaterland noch einmal besuchen. Er kam über die Alpen, aber sofort übermannte ihn in der nordischen Luft die Sehnsucht nach dem Süden. Ein förmliches Heimweh trieb ihn nach Italien zurück, aber in die Arme des Meuchelmörders. Der Italiener Arcangeli ermordete ihn am 8. Juni 1768 aus Begier nach seinen Kunstschätzen und Goldmünzen in Triest. Winckelmann's Gedanken über Nachahmung der Antike, die wohl allzu sehr mit der Fackel des Enthusiasmus die griechischen Kunstwerke beleuchteten, entzündeten in Lessing, dem zweiten Wiederbegründer unserer neueren Literatur, ein ruhigeres Licht, das eine allseitige Beleuchtung der erwählten edlen Muster ermöglichte.

Gotthold Ephraim Lessing war der Sohn eines Pfarrers zu Camenz in der Lausitz und daselbst 1729 geboren. Von dem Wesen des ehrenfesten Vaters trug der älteste der Söhne einen guten Theil, aber in erhöhtem Maße, in sich; von ihm hatte er den Trieb nach Gelehrsamkeit, der schon den zarten Knaben zu dem Wunsche brachte, mit

einem Haufen von Büchern gemalt zu werden, der dann den Rector der Fürstenschule zu Meißen zu dem Ausspruch drängte, er habe hier ein Pferd vor sich, das doppeltes Futter haben müsse; vom Vater kam ihm die theologische Forschungslust, die zwar in andere Bahnen einlenkte, auch stellenweise vor dem Theater sich zurückzog, dann aber ihn im letzten Drittel seines Lebens als furchtbaren Kämpen gegen die steife Orthodoxie in's Feld führte; dem Vater glich er durch jene natürliche Heftigkeit, die sich mit gewaltiger Energie gegen Lüge, Selbstüberhebung, Niedrigkeit der Gesinnung, sodann aber gegen alles Schlechte und Mittelmäßige in der Literatur wandte. Und doch wiederum, welch' ungeheurer Abstand zwischen Vater und Sohn, ein Abstand, der lange zu heftiger Entzweiung Anlaß gab, während er im Grunde darin bestand, daß der weite Horizont des genialen Sohnes sich zu dem engeren Gesichtskreise des Landpfarrers nicht zusammen ziehen wollte. Den größten Contrast aber bildet Lessings Wesen zu der Gestalt des Messiasdichters. Eine Zeit, die in Klopstock den Typus des Dichters erblickte, konnte sich gar nicht entschließen den Antipoden Lessing als Dichter gelten zu lassen; ja Lessing selbst glaubte, man thue ihm zu viel Ehre an, wenn man ihn für einen Dichter halte; Kritik und Nachahmung hätten seine Dichterwerke ermöglicht und hervor gebracht. Und allerdings, wenn wir ein mehrfach gebrauchtes Gleichniß hier wiederholen dürfen, die Gabe der Poesie, wie sie Lessing zu Theil geworden, glich nicht dem sprudelnden, fluthenden Quell, der in Klopstocks Jugend mächtig und unaufhaltsam hervorbrach; es schien, als sei die poetische Quellader unter dem Geröll der Gelehrsamkeit verschüttet, so daß Lessing erst tief und angestrengt nach derselben graben, ja sie dann nach eigenem Geständniß durch Druckwerk und Röhren herauspressen mußte. Oder eine ebenso richtige Auffassung: es fehlt ihm die eine Seite der poetischen Begabung, das musikalische Element, und daher fast allen seinen Werken das eigenthümliche Colorit, das wir an Dichterwerken nicht vermissen mögen; dafür besitzt er die andere Seite, das plastische Element, das wir bei Klopstock oft vermißten, in hohem Grade; seine Gestalten stehen klar und voll vor dem hellen Spiegel seiner Seele, doch nur mühselig und unter steter Ueberwachung der Kritik gelingt ihm die Durchführung des Gemäldes.

Darum konnte ihm eigentlich nur das Drama zufallen. Zwar hat er sich auch in anderen Gattungen der Dichtung versucht, und sein feiner Geist bewahrte ihn jedenfalls vor dem Geschmacklosen. Im Epigramm, das der Schärfe seines Geistes am besten gelingen mochte, nahm er Martial und Logau zu Vorbildern und stand nicht an, deren gelungene Einfälle hie und da zu wiederholen. In der Fabel ging er seine eigenen, bereits gezeichneten Wege. Seine im frohen Jugendmuth gedichteten, an die Anakreontiker streifenden Lieder, Liebe und Wein besingend, sind

noch nicht ganz vergessen (‚Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?' ‚Ein trunkener Dichter leerte', ‚Die drei Reiche der Natur'). Dagegen stehen seine Oden selbst hinter denen eines Cramer zurück, während die Erzählungen meist nur in Reime gebrachte Volkswitze, und nicht von der edelsten Art, sind.

Im Drama aber sollte Lessing aufbauen, wie er durch seine Kritik das Gestrüpp ausrottete und den Blick für die richtige Aussicht schärfte. Zu Meißen auf der Fürstenschule las der Knabe Plautus und Terenz, in Leipzig lernte der Student die Neuber'sche Bühne kennen und erfreute sich zum Verdruß der Eltern am Umgang mit Schauspielern, lernte aber zugleich hundert Dinge, die dem Theaterdichter zu wissen nöthig, aber nur durch Anschauung zu erlangen sind. In diesen Jugendjahren, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält, entwarf er eine Reihe von Lustspielen, die zum Theil noch von der Neuberin aufgeführt wurden. Schon ihre Titel: ‚der junge Gelehrte', ‚der Misogyn', ‚die alte Jungfer', ‚der Freigeist' charakterisiren sie; ein lächerlicher Gattungscharakter entfaltet sich unter den nöthigen Zuthaten durch eine Reihe von Scenen. Und diese bewegen sich noch auf den Gottsched-Gellert'schen Brettern, die den Hintergrund der Moral und die Coulissen der Zimmerlangweile tragen; am Schlusse der Stücke ‚fällt das Theater zu'. Doch überragt Lessing seine Vorgänger, Schlegel ausgenommen, bereits nach zwei Seiten hin: zunächst debutirt er nicht mit den abgedroschenen Lastern des Geizes, der Lüge, der Großsprecherei u. dgl., der Zuschauer sah doch wenigstens neue Figuren; sodann sticht die lebhaftere, witzige Dialogisirung zu ihrem großen Vortheile ab gegen die witzlahme Geschwätzigkeit der Gottschedin und der Gellert'schen Damons und Orgons. Es war, als ob der Dichter für's erste den gelehrten Meißener Schulstaub von sich abblasen wollte. Nur ein Lustspiel, ‚die Juden', steht da als ein Tendenzstück, ein Seitenstück zu den bekannten ‚Rettungen', die Lessing bald nachher zu Gunsten des Horaz, Cardanus, Cochläus schrieb, das 30 Jahre ältere Vorspiel zu Nathan dem Weisen.

Unterdessen hatten für Lessing die Lehrjahre begonnen, ausgefüllt durch Studium und kritische Versuche, hie und da durch den Markstein einer bedeutenderen Production gezeichnet. Ist in Klopstock kaum ein Fortschritt nachzuweisen, so reifte Lessings Talent wie eine langsam sich entwickelnde Frucht in den Prüfungen und bei den spärlichen Sonnenblicken des Lebens. Die Lehrjahre waren aber zugleich die unruhigsten Wanderjahre. In Leipzig hatte er sich an den ‚Freigeist' Christlob Mylius angeschlossen; mit diesem zog er nach Berlin, der Stadt der Intelligenz — mit Ausnahmen natürlich, und gab ‚Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters' (1750) heraus. Auf der Eltern Wunsch erwarb er sich in Wittenberg den Magistertitel; gelangweilt in der gelehrt-be-

schränkten Stadt Luthers kehrte er nach Berlin zurück, lebte in enger Freundschaft mit Nicolai, Ramler und Mendelssohn und schrieb für die Vossische Zeitung. Wiederum zog ihn das Theater nach Leipzig, während er an seiner ‚theatralischen Bibliothek' (1754—58) fortarbeitete. Rastlos schaute Lessing umher, nach allen Seiten forschend und prüfend, hier nach dem Leben und den Werken des Plautus, dort nach den Theatererscheinungen in Paris, Berlin, Stuttgart, jetzt nach England hinüber blickend, dann aus spanischen und italienischen Dramen Auszüge bietend, wiederum bei den Franzosen nach den Einheiten des Orts und der Zeit forschend. So ward es dem Kritiker möglich, mit freiem, weitausschauendem Blick die richtigen Grenzen abzustecken und mit dem Vorhandenen abzurechnen. Er fand als Lustspiel die comédie larmoyante, als Tragödie das bürgerliche Trauerspiel vor. Die erste war über den Rhein gekommen, von den Franzosen, die es verdroß, sich immer von der lächerlichen Seite dargestellt zu sehen; das andere über den Kanal, von den Engländern, die den gekrönten Häuptern nichts voraus lassen wollten. In Hinsicht auf das Lustspiel ging nun Lessings Meinung dahin: ‚Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben; unter den Leuten vom Stande wird es immer gezwungene Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindsamer Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andere ehrliche Leute gähnen; die wahre Komödie ist allein für das Volk und allein fähig einen allgemeinen Beifall zu erlangen.' Zum Beweise dessen schrieb Lessing später seine Minna von Barnhelm. Derselbe Lessing aber konnte über die Zulässigkeit des bürgerlichen Trauerspiels keinen Augenblick zweifelhaft sein; das Streben des dritten Standes nach Gleichheit mit den höhern Ständen im Leben wie auf den Brettern schien ihm vollständig gerechtfertigt. So schrieb er seine Miß Sara Sampson (1755); aber noch wagte er nicht, den Stoff des bürgerlichen Trauerspiels aus den nahe liegenden deutschen Verhältnissen zu nehmen; er griff nach England, dem Vaterland des Familienromans; Lillo's ‚Kaufmann von London' wie Richardson's vielgelesene ‚Clarisse' mußten die Handlung, theilweise sogar die Namen der Personen hergeben.

Vom Drama wandte Lessing sich der Kritik zu; seit 1759 gab er in Berlin mit dem Buchhändler Nicolai ‚Briefe die neueste Literatur betreffend' heraus, die bald an Mendelssohn, Abbt und Sulzer thätige Mitarbeiter fanden. Hier sind denn einige Worte über Lessing als Kritiker am Platze. Bis dahin war die kritische Literatur von einem wahren Cliquenwesen beherrscht. Wer zu einer der bestehenden Parteien zählte, Gottschedianer, Schweizer, Bremer Beiträger, der konnte mit Sicherheit Lob und Beifall von der befreundeten Seite auch bei den seichtesten Producten, von der anderen allerdings auch ebenso sicher Tadel und Schimpf erwarten. Mit solchem Patrons- und Clienten-

wesen aber, das erkannte Lessing klar, war der Literatur nicht gedient. Von einem höheren Standpunkte aus mußte der Ueberblick gewonnen, mußten die Strahlen der Kritik ausgesandt werden. Der einzige Mann dafür war in Deutschland Lessing; von ihm lernten die Mitarbeiter, so viel sich eben lernen ließ. Mit Adlerblick stand Lessing auf der hohen Warte, nicht auf den Zinnen der Partei; ihm entging nichts, nicht die Idee des ganzen Kunstwerks, nicht die kleinen Schönheiten oder Mängel, nicht das Original in eitler Pracht, nicht der Nachahmer in seinen Quellen und Verstecken; er schaute bereits die Rechtfertigungsversuche und Einwendungen voraus und verlegte ihnen den Weg; ihn bestach kein Name, er respektirte keine befreundete Flagge, wenn sie Contrebande einführen wollte; ihn beschränkte kein literarisches Dogma, das durch Tradition geheiligt schien, wofern er es nicht prüfend zersetzt und wahr befunden; Klopstock, der Unverletzliche, Gellert, der in halb Europa Verehrte, Weiße, sein früherer Freund, die Schweizer mit ihrem Clienten Wieland, sie alle fühlten ihre verwundbaren Stellen von Lessings kritischen Pfeilen getroffen. Vergebens dachte man an Vertheidigung; er hatte von vorn herein seine Waffen so gut geprüft, er kannte das Terrain so genau, seine kritischen Gänge waren so sicher, daß er nie an Zurückweichen dachte; seine Kampflust erlosch erst mit der vollständigen Niederlage des Gegners. Das erfuhr der Uebersetzer des Horaz, Pastor Lange zu Laublingen, der in dem jungen Kritiker einen Hyperbelmacher erblicken wollte, bis Lessing in seinem ‚Vademecum' die Hyperbeln wahr hielt. Das erfuhr der eitle Professor Klotz, der als Mann von Fach in den klassischen Alterthümern ein Wort mitsprechen zu dürfen glaubte, aber vor den ‚Briefen antiquarischen Inhalts' des Dilettanten die Segel streichen mußte.

Im Jahre 1760 war Lessing auf einmal von Berlin verschwunden; aus der grauen Bücherweisheit stürzte er sich jählings in das frische Leben, das Leben des siebenjährigen Krieges — nicht zwar als Schlachtenheld; in Breslau war er als Gouvernements-Secretär in die Dienste des Grafen Tauenzien getreten. Seine Freunde betrachteten ihn als den verlorenen Sohn der Poesie. Mendelssohn eignete ihm seine philosophischen Schriften zu mit der Widmung ‚an einen seltsamen Menschen', die nach Lichtwer schließt: ‚Wenn er nicht hört, noch spricht, noch fühlt, noch sieht, was thut er denn? — er spielt.' Allerdings wahr; Lessing gesteht, daß er in leidenschaftlicher Aufregung sich dem Spiele hingegeben, ‚um seine Lebenssäfte in wohlthätigen Umlauf zu setzen.' Aber er hatte auch in den fünf Breslauer Jahren gehört und gesehen; er hatte den Rest seiner Jugend ausgetobt und zugleich seine Kunstansichten vollkommen geklärt. Zwei kostbare Früchte reiften mit dem Frieden; die Frucht aus der gewonnenen Weltkenntniß war Minna von Barnhelm, die Frucht der Kunstschule Laokoon.

Mit seinem neuen Drama hat Lessing sich von aller Nachahmung losgesagt und auf gut Soldatenglück einen Griff in das volle Leben gethan. Durch den Hubertsburger Frieden waren die Krieger der preußischen Freibataillone, denen sich manche wohlgesinnte Enthusiasten angeschlossen hatten, auf einmal aus ihrer hoffnungsreichen Carrière hinausgeworfen. Man erzählte sich die seltsamsten ergreifendsten Geschichten über die traurigen Schicksale der Ausgedienten; und wie während des Krieges der preußische Enthusiasmus meist oben schwamm, so werden die verabschiedeten Krieger gewiß vielfach das Interesse der Frauenwelt in Spannung gehalten haben. So wird nun durch ‚Minna von Barnhelm' auf einmal die Perspective auf einen bedeutenden, halb tragischen, überall ergreifenden Hintergrund geöffnet. Es war, sagt Göthe, in dessen Jugendzeit die Minna wie ein glänzendes Meteor hinein schien, es war die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temporärem Gehalt, die deßhalb auch eine nie zu berechnende Wirkung that. Wir würden das Drama wohl eher ein Schauspiel als ein Lustspiel nennen; die Fabel ist von durchaus ernster Natur, die Hauptpersonen tragen kaum einen komischen Zug an sich; die Schalkhaftigkeit der Franziska, die neugierige Zudringlichkeit und spießbürgerliche Charakterlosigkeit des Wirths, die interessante Grobheit des Bedienten Just und endlich die ausgezeichnete komische Figur des windigen Franzosen Riccaut reichen wohl eigentlich zum Lustspiel nicht aus. Doch auf den Titel kommt es ja nicht an; die Fabel ist glücklich erfunden, die Personen wahrhaft lebende Figuren in der glücklichsten Zusammenstellung gepaart, und vor Allem echte deutsche Gestalten. Neben dem hochsinnigen, vom Unglück nicht gebeugten, aber im Ehrenpunkte so empfindlichen Major Tellheim steht die echte Soldatennatur des Wachtmeisters und etwas tiefer die derbe Anhänglichkeit des Just; und ebenso steht neben der heiteren, aber zurückhaltenden Minna die schalkhafte vorlaute Franziska. Den französischen Windbeutel aber hält der Dichter den eiteln, jetzt sowohl in der Poesie als im Feldzug besiegten Nachbarn als einen Spiegel vor. Mit äußerst geschickter Hand läßt er von dem unglückseligen Krieg nichts Beleidigendes, Undeutsches hinein spielen. Göthe konnte später sogar die geistreiche Ansicht aufstellen, Minna habe nun nach dem politischen Frieden zwischen Preußen und Sachsen auch den Frieden zwischen den Gemüthern bewirkt, wenigstens im Bilde bewirken wollen. So viel ist sicher, daß das Stück alsbald ohne Anstand auf der Wiener Bühne gegeben werden konnte, während man in Berlin es lange fern hielt unter der echt Friedericianischen Ausrede: ‚man könne zwar über Gott raisonniren und dogmatisiren, aber nicht über Regierung und Polizei'.

Voll Verehrung stand Lessing vor Winckelmanns Kunstgeschichte; keinen Schritt wollte er weiter thun, bis er das Werk in sich aufge-

nommen. Und siehe, da führt ihn eine Bemerkung Winckelmanns, deren Richtigkeit ihm nicht einleuchten will, zu einer Reihe der feinsten Untersuchungen, die er als Laokoon wie ein Weihgeschenk zu den Füßen der herrlichen Gruppe des antiken Meisters niederlegte. In diesem Werke (leider wie die Herkulesstatue ein Torso) zeigt sich besonders die eigenthümliche Lessing'sche Prosa. Auch diese Prosa ist gewissermaßen eine dramatische Kunst; Herder spricht es aus: ‚Lessing ist nicht wie einer, der gedacht haben will, sondern wie einer, der uns vordenkt; wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild Achill's bei Homer.' Und ein geistreicher Kritiker meint noch besonders von Laokoon, man sehe hier von einem Punkte aus die Ideen empor schießen, strahlenförmig ausgreifen und mit neuen sich verbinden, wie wenn man den Krystallisationsprozeß durch ein Mikroscop betrachte. Winckelmann hatte die Frage aufgeworfen, warum Laokoon in der berühmten Gruppe nicht schreie, sondern den Mund nur zum Seufzen öffne, und die Antwort gegeben, daß der Bildner neben dem ungeheuren Schmerz zugleich die Hoheit der Seele darstellen wollte. Das befremdete Lessing; er erinnerte sich alsbald an Sophokles' (Philoktet) und Virgils (Laokoon) verschiedene Darstellungen. Da die Dichter also anders darstellen, so muß der Grund in den von der Natur selbst vorgeschriebenen, von den Alten treu beobachteten Grenzen der bildenden Kunst und der Poesie liegen. Die Poesie ruht auf dem Princip des Successiven, sie hat das Nacheinander der Handlung; die bildenden Künste haben das Princip des Coexistirenden, die Gleichzeitigkeit der Erscheinung. Feine Beobachtungen liefern die Bestätigung. Proben aus den neueren Dichtern zeigen, wie der Poet nicht den Maler vertreten darf, sollen ihm nicht die Farben unter der Hand eintrocknen. Die Abweichung von der griechischen Naivetät der Gefühle, die Reflexion über die Empfindungen hat die stoischen Klopffechter im Kothurn bei Seneca und die steifen Helden der Renaissance-Bühne erzeugt. Hier sind wir also endlich über Bodmer und Geßner hinaus gekommen.

Gegen die sogenannte klassische französische Bühne, nach der die Deutschen immer und immer wieder ihre Sehnsuchtsblicke hinlenkten, eröffnete nun Lessing einen siegreichen Feldzug mit seiner Dramaturgie. Das Jahr 1767 hatte ihn nach Hamburg geführt mit der allerdings sanguinischen Hoffnung, dort ein Nationaltheater erstehen zu sehen. Der Plan scheiterte; aber aus dem ‚kritischen Register', mit dem Lessing alle Schritte sowohl des Schauspielers als des Dichters begleiten wollte, wurde nach Lessings Weise ein viel Bedeutenderes: eine tief durchdachte, wenn auch nicht systematische Aesthetik des Drama's. In seiner durchschlagenden Art, in der Rüstung der klassischen Gelehrsamkeit, gedeckt durch die reichsten Beweisproben, wies Lessing nach, daß die Franzosen hier ihren Aristoteles gar nicht verstanden, dort ihn absichtlich verdreht und

dann hinwiederum seine Regeln nur in sclavischer Worthuldigung befolgt hatten. So hoch aber stand bei dem deutschen Dramaturgen das klassische Alterthum, daß ihm an den Aristotelischen Codex Niemand rühren durfte.

Und endlich hatte er denn auch eine ihm zusagende Anstellung gewonnen, die Bibliothekarstelle zu Wolfenbüttel (1769). Die Stellung entsprach seinem literarischen Schatzgräbertriebe, die erlangten Bedingungen, worunter besonders die Befreiung von der Censur, genügten auch dem nie verläugneten Freiheitstrieb des Forschers. Darum wurden ehrende Anträge aus Mannheim, Wien, Berlin ohne Weiteres abgewiesen. In der Einsamkeit der Bücher nahten sich wieder die schwankenden Gestalten der bürgerlichen Tragödie, die in der Nähe des Hamburger Theaters vor der Kritik geflohen waren. Emilia Galotti (1772) war der erste Sprößling aus dem in der Dramaturgie ausgestreuten Samen. Mit demselben Trotz wie diese stellt sich das neue Drama dem klassisch-französischen entgegen. Da hatten diese Franzosen fortwährend Geschichten, Personen und Namen aus dem Alterthum auf ihre Bühnen beschworen und doch schließlich nichts anderes als Geschichten und Cavaliere des Zopfes daraus gemacht. Lessing aber verlegte einmal ganz keck eine antike Begebenheit, die Ermordung Virginia's, an einen modernen Hof, gab aber seinen Figuren den wahren klassischen Ernst und die antike Größe mit. Ein Tragöde aus unsern Tagen hätte gewiß den interessanten politischen Hintergrund sich nicht entgehen lassen, die Aussicht auf Volksjustiz für den Mörder, was dem Trauerspiel einen weniger herben Abschluß gegeben haben würde. Und doch, indem Lessing diesen Stoff von dem politischen Hintergrunde ganz ablöste, hielt er seiner Zeit den Spiegel vor, — wollte ja doch das Braunschweiger Publikum in dem Stücke geradezu eine Hindeutung auf heimatliche Verhältnisse wittern. Nun ja, an manchem fürstlichen Hofe des vorigen Jahrhunderts wäre wohl ein wollüstiger kunstschwelgender Prinz Gonzaga, ein fürstendienerischer Kammerherr Marinelli, eine leidenschaftliche Orsina zu finden gewesen; auch wohl mehr als eine Emilie mag in den schwülen Dunst hinein gezogen sein, aber ohne daß ihr ein Galotti zur Seite stand und aus dem schon umstrickten Opfer der Lüsternheit ein Opferlamm der Unschuld machte. Ein solches reines Opferlamm ist Emilia allerdings und zwar in dem Maße, daß die Aristoteles-Schüler mit Mühe und Spitzfindigkeit nach der sittlichen Schwäche in ihrem Wesen geforscht haben, die doch für die Tragödie gefordert wird. Anlage und Durchführung des Drama's ist bei der Einfachheit des Sujets so fein und wohl durchdacht, die ganze Composition so tadellos, daß jeder Dramatiker an demselben seine Studien machen kann.

In Wolfenbüttel erwachte unter den reichen literarischen Schätzen in Lessing wieder der theologische Forschungstrieb seiner Jugend. Eine

bis dahin unbekannte Schrift des Berengar von Tours, der im elften Jahrhundert die Abendmahlslehre der Kirche bekämpfte, führte ihn zum Studium der kirchlichen Schriftsteller, wie auch der Reformatoren. Mit überraschendem Scharfsinn zergliedert er in der Ankündigung dieser Schrift (zur Herausgabe ist er nicht gelangt) die verschiedenen Auffassungen des Abendmahls. Die religiösen Zustände der Zeit hatten an ihm immer einen kritischen Beobachter gefunden; ein Feind alles Halben, aller Inconsequenz, immer vordringend bis zu den letzten Gründen und den äußersten Consequenzen, fand er weder bei der starren protestantischen Orthodoxie, noch bei dem leichtfertigen Unglauben seiner Tage Befriedigung. Mit dem zweischneidigen Schwerte der Kritik, das er bisher so ehrenvoll geführt, mit der Schärfe und Rastlosigkeit seines Geistes suchte er nun auch auf diesem Gebiete neue Bahnen sich zu hauen und trat plötzlich den auftauchenden Gegnern, die in dem Dramaturgen keinen Theologen vermutheten, bis an die Zähne gerüstet entgegen. Was an den Religionssystemen als unhaltbar sich herausstellen würde, das sollte nach Lessings Meinung fallen; Transactionen kannte er nicht, unerbittlich wollte er mit der Worfel in der Hand die Tenne reinigen. Er ging vom Zweifel und Verneinen aus; aber nicht aus Lust am Zweifel, nicht um im Skepticismus sich häuslich niederzulassen; er wollte Ueberzeugung mit starker Hand erkämpfen. ‚Ich hungere‘, sagt er von sich, ‚nach Ueberzeugung so sehr, daß ich wie Ereschthon Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. Die Inspiration der Evangelien ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann. Kann mir Jemand hinüber helfen, der thue es, ich bitte ihn; ich beschwöre ihn; er verdient einen Gotteslohn an mir!‘ Aber der titanische Geist wollte vor Allem keine gegebene, dargebotene Wahrheit; für ihn hatte nur das Werth, was er selbst erstrebt und errungen. Das rastlose Suchen nach der vollen Einsicht, nicht der freudige Besitz der religiösen Wahrheit, war ihm Lebensaufgabe. Das Wort Göthe's: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erringen muß, hätte er ohne Bedenken mit dem dritten Correlat, der Wahrheit, ergänzt. ‚Wenn Gott‘, so lautet sein berühmt gewordener Ausspruch, ‚in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch für dich allein!‘ So ist Lessing der Mann, der das Princip des Protestantismus mit unerbittlichem Haß gegen alle Halbheit bis zu den letzten Consequenzen durchführt. Und merkwürdig, eben diese eiserne Consequenz des Denkens bringt ihn in einzelnen Punkten der katholischen Lehre nahe; mehr als einmal klopft er an der katholischen Kirche an

und bewegt sich vorzugsweise gern ‚auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen'. In dem Kampfe, den er bis auf's Blut mit der protestantischen Orthodoxie führte, kam er den intoleranten Gegnern mehrmals wie ein verkappter Katholik vor, der den Brand in das protestantische Lager schleudere auf die Gefahr hin, daß auch das benachbarte katholische Gebiet von den Flammen ergriffen werde.

Großes Aufsehen erregten die von Lessing herausgegebenen Fragmente eines Ungenannten, die mit einer bisher nicht gesehenen Schärfe die Möglichkeit einer für alle Menschen bestimmten Offenbarung, den Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer, die Glaubwürdigkeit der Auferstehungsgeschichte, die Verkennung der Vernunft und die Intoleranz angriffen. Man zweifelte gar nicht, daß Lessing selbst der Verfasser sei. Die Gegensätze, die der Herausgeber den Fragmenten nachschickte, kamen zwar dem alten Claudius vor wie Felsstücke, die Lessing einstweilen den Ungeheuern in den Schlund schiebe, bis der Ritter käme, der die Ungethüme vertilge; den protestantischen Predigern aber erschienen sie kaum weniger giftig als die Fragmente selbst. Am bekanntesten sind in diesem Handel die fulminanten Streitschriften gegen den Hauptpastor Goeze in Hamburg geworden. Die Gegner Lessings kämpften durchweg mit den alten, schartig gewordenen Waffen; ja in recht ungeschickter Weise sandten sie alberne Beschuldigungen gegen den furchtbaren Kämpen aus: von den tausend Dukaten der Amsterdamer Judenschaft, von Kryptokatholicismus, (die Jesuiten sollten ja nach Nicolai's fester Meinung den Deismus und Rationalismus nur zum Aerger der Protestanten erfunden haben) oder drohten mit dem weltlichen Rächerarm und dem Reichsfiskal; von den Kanzeln aus ward Lessings Name als der eines Gotteslängners, Apostaten und ewig Verlorenen gebrandmarkt. Die Masse und Heftigkeit der Gegner erhöhte den Muth Lessings, ein ‚Anti-Göze' folgte dem andern; die Sympathien der Gebildeten begleiteten den kühnen Mann; denn schon war in den höheren Ständen die Orthodoxie längst beseitigt. Unter solchen literarischen Fehden kam dem Vielbeschäftigten wieder die Gunst der Muse. Und so versetzte er denn plötzlich den Streit auf ein Gebiet, auf das ihm die Gegner nicht folgen konnten, auf das Theater.

So ist das im Jahre 1779 erschienene ‚dramatische Gedicht Nathan der Weise' zunächst ein Tendenzstück; darin lag damals, darin liegt noch jetzt seine Stärke wie seine Schwäche. Die Bezeichnung ‚dramatisches Gedicht' weist auch schon darauf hin, daß der Dichter selbst sein Werk nicht in die üblichen dramatischen Kategorien einzuregistriren wußte. Es ist wie eine prächtige Blüthe aus den stachlichten Fackeldisteln der religiösen Polemik emporgeschossen, weniger ein Drama (denn die Schick-

sale der Helden interessiren erst an zweiter Stelle) als ein philosophisch-dialectisches Kunstwerk, das auf die Folie einer Begebenheit aufgetragen ist, am ersten zu vergleichen mit einigen Platonischen Dialogen, in der dramatischen Kunst sie alle überragend. Der Grundgedanke ist die Vereinigung der drei monotheistischen Religionen auf dem Boden des Humanismus, fern von Schwärmerei und Fanatismus. Unter den Nationen kann für's erste diese Vereinigung nicht erzielt werden; der dunkle Hintergrund zeigt Judenverfolgung, Templerhinrichtung, beabsichtigte Grausamkeit des Patriarchen-Inquisitors. Aber auf diesem blutgetränkten Boden, in der Stadt Jerusalem, wo die drei Religionen zum Nebeneinanderleben verurtheilt sind, da reichen die drei edelsten Männer aus allen drei Confessionen sich die Hände, der königliche Saladin, der ritterliche Tempelherr, der weise Nathan. Der Letzte, zu dessen Bild Lessings Freund M. Mendelssohn manche Züge geboten haben soll, ist der eigentliche Philosoph, der Plato in dem metaphysischen Dialog. Mit dem Märchen von den drei Ringen, das dem Italiener Boccaz angehört, leitet er den Sultan, mit seiner unbestechlichen Redlichkeit und Würde den Templer behutsam auf denselben Weg, auf dem er bereits seine Recha nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten empor und mit den Forderungen des praktischen Lebens von ‚Schwärmerei' zurück geführt hat. Dringen wir weiter vor, dann erscheint uns freilich das Ganze als Anachronismus; gegen den Ausgang des Drama's lassen sich von ästhetischem Standpunkte aus gegründete Einwendungen erheben, und die edle Toleranz, die das Ganze durchwehen soll, kommt dem Christenthum am allerwenigsten zu Gute. Ja, die verkündigte Naturreligion — ‚introite, nam et heic dii sunt' setzte Lessing als Motto vor — ist in ihrer Uniformität einerseits langweilig, andererseits aber im Grunde auch nicht mehr als ein dürres Moralprinzip, an dem schon lange Deist wie Rationalist gekaut hatte. Und die Lessing'sche Muse hat diesmal zu viel Verbitterung eingesogen, die sie besonders gegen die Diener der christlichen Religion ausspeit. Wenn der Dichter für den rechten Ring auf den Beweis des Geistes und der Kraft hinweist, so hat diesen die Geschichte (gegenüber dem fanatischen Islam und der mumienhaften Synagoge) siegreich für das Christenthum geführt, das seine Bekenner dauernd zu Trägern der Cultur und der Wissenschaft gemacht hat. Auf die Bühne konnte Nathan lange Jahre hindurch nicht gelangen; desto eifriger wurde er gelesen. Das Formelle verdient noch besondere Erwähnung; Lessing hat hier zuerst den fünffüßigen Jambus für das Drama heran gezogen, und seitdem ist man nur ausnahmsweise von diesem dramatischen Verse abgegangen.

In Lessings Leben war es einsam geworden. Seine Gattin war nach kurzer glücklicher Ehe dahin gegangen. Er hätte wünschen mögen, sich noch einmal in die Fluthen des bewegten Lebens stürzen zu können,

aber er hatte häusliches Glück gekostet, — es war dahin. In dem Sterbezimmer seiner unvergeßlichen Eva schrieb er, an der Welt wenig mehr theilnehmend, fort und fort; der Keim des Todes entwickelte sich rasch in ihm. Er starb auf einem Ausflug nach Braunschweig am 15. Februar 1781. War so Nathan sein Schwanengesang gewesen, in dem seine Poesie hell und scharf verklang, so stellte er kurz vor seinem Tode in der Erziehung des Menschengeschlechts die Resultate seines religiösen Denkens kurz zusammen und überließ sie der Nachwelt als seine geistigen Errungenschaften. Auf dem Wege zum Allerheiligsten sank er, nicht erschöpft, sondern, wie Hamann meint, vom Dämon des Scharfsinns aufgerieben, zusammen, er selbst eine tragische Person der deutschen Literatur.

Wir schließen mit den Worten eines feinen Aesthetikers: ‚Ein kühner Schwimmer, besonders wo es galt gegen den Strom zu schwimmen — ein Held selbst in den bescheidenen Verhältnissen, in denen er lebte — nicht ohne einen gewissen abenteuerlichen Drang, doch nur um seinem Leben einen höheren Wellenschlag zu geben, ein unermüdlicher Kämpfer für das Wahre und Rechte, und dabei so ganz fern von persönlichem Ehrgeiz, so gleichgültig gegen das Aeußere des literarischen Erfolgs — in dieser Art steht Lessing vor uns da. Oft erscheint er mir so wie jener Volker, der kriegerische Spielmann im Nibelungenlied, der so süß auf der Geige spielt und so scharf mit dem Schwerte drein haut, und bei dem das Lied Geigenstreich und Schwertstreich in mannigfaltigen Bildern zusammen stellt, ja oft das eine mit dem andern spielend verwechselt‘ [1].

V. Lessings Kreis und Nachfolger.

Lessing hat keine Schule gegründet, er verabscheute Alles, was nach Patronat schmeckte; wohl verband er sich in jüngeren Jahren mit Gleichgesinnten zur Erreichung seiner hohen Ziele, aber immer einsamer schritt er voran; in die freie Bergesluft, die seinem Geiste nothwendig war, konnten ihm die Genossen nur halbwegs folgen. Betrachten wir denn zunächst die Hauptpersonen aus dem Lessing'schen Kreise; Weiße ward bereits früher erwähnt, der Freigeist Mylius kommt hier wenig in Betracht.

Die von Lessing herausgegebenen Fragmente hatten zum Verfasser den Hamburger Hermann Samuel Reimarus, der in seiner Va-

[1] J. Bayer, Von Gottsched bis Schiller. — Die neueste Zeit erst hat über Lessing ein erschöpfendes Werk gebracht: Danzel, G. E. Lessing. Leipzig 1850. — A. Stahrs Leben Lessings bringt dazu, außer der fortschrittlichen Durchführung, selten etwas Neues. — K. Lachmann hat eine sehr genaue Gesammtausgabe von Lessings Werken besorgt (Berlin 1839), neu herausgegeben von Maltzahn (Leipzig 1853—57. 13 Bde.).

terstadt als Professor der Mathematik und der griechischen Sprache im Jahre 1768 starb. Seine übrigen deistischen Schriften wurden viel gelesen; in den Fragmenten aber hatte er Alles, was man damals wohl im Stillen gegen Bibel und Christenthum vorzubringen pflegte, rücksichtslos, systematisch und mit großem Scharfsinn zusammen gestellt. Darum sollten denn auch diese Fragmente nicht so bald edirt werden. Anders dachte Lessing; er traute dem Christenthum die Kraft zu, diese Einwürfe siegreich zu widerlegen. Nur warnte er, dem Unbekannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit nicht aus der mißlungenen Widerlegung ein falsches Licht auf die Religion selbst falle. Den Namen des Fragmentisten hielt er sorgsam geheim; denen, die ihm aus der Herausgabe einen Vorwurf machten, setzte er die Worte des hl. Hieronymus entgegen: ‚O impudentiam singularem! Accusant medicum quod venena prodiderit.‘

Mit Lessing blieben Nicolai und Mendelssohn bis zum Tod freundschaftlich verbunden. Der Berliner Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), den äußere Verhältnisse immer wieder in's Geschäftsleben drängten, während seine Neigung dem literarischen Leben gehörte, war in einzelnen Beziehungen ein Geistesverwandter Lessings. Geistesklarheit fehlte auch Nicolai nicht; aber während Lessing sie zu den höchsten Höhen des Denkens anstrengte, sank sie bei Nicolai zu philisterhafter Nüchternheit hinab. Verstand, nüchterner Verstand, gesunder Menschenverstand, hausbackener, bürgerlicher Verstand, das war sein Eins und Alles. Darum konnte er alles das nicht leiden, was auf andere menschliche Seelenkräfte hinwies: Glaube, Andacht, Begeisterung, Poesie, ja selbst eine tiefere Philosophie. Den Strenggläubigen ging er mit consequenter Ausdauer zu Leibe; Schwärmerei und Pietismus konnte natürlich ebensowenig Schonung erwarten; Jesuiten roch er mit scharfer Nase auf bedeutende Entfernung; Göthe hat ihn darum in die Walpurgisnacht mit hinein gesetzt: ‚Sagt, wie heißt der steife Mann? Er geht mit stolzen Schritten, Er schnopert, was er schnopern kann — Er spürt nach Jesuiten.‘ Gegen die von Kant ausgegangene philosophische Bewegung erhob er sich mit Plattheiten; das durch Herders Bemühungen andringende Volkslied suchte er durch eine eigene Sammlung (‚kleyner, feyner Almanach‘) lächerlich zu machen; Klopstocks ‚jehraffische‘ Poesie hatte stets seinen Groll erregt; Göthe's Werther, den zu begreifen der nüchterne Mensch außer Stand war, ergänzte und parodirte er durch die ‚Freuden des jungen Werther‘, ein Vorspiel der kartoffelknolligen Voßischen Poesie. In einem dreibändigen Roman: ‚Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker‘ bringt er den Spülicht der platten Aufklärung zu Markte. Das Werk wurde von der großen Masse der Gleichgesinnten trotz seiner unaussprechlichen Langweiligkeit zerlesen,

nachgeahmt, übersetzt und daher auch durch Widerlegungen geehrt. In zwei andern Romanen legte Nicolai seine prosaische Auffassung des Lebens nieder: ‚Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert' und ‚Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe nebst viel Liebe.' Zwölf Bände brachten die ‚Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz', natürlich mit literarischen Excursen und kritischen Abstechern. Schiller züchtigte den Reisenden mit einer Fluth von Epigrammen; in den Thierkreis stellte er ihn als den ‚Berlinischen Steinbock' hin; die Reisebeschreibung erhält unter anderen folgendes Epigramm:

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Der Philosoph in seiner Alltagsweisheit, der literarische Wächter mit seiner Spürnase, ansäßig in der Stadt der Intelligenz, ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Weil einst seine Artikel neben denen eines Lessing stehen durften, so setzte er wohlgemuth seine allgemeine deutsche Bibliothek, die im Jahre 1765 begonnen, bis zu Band 128 fort; auf Grund seiner 45jährigen Erfahrung, sagte er im Jahre 1795, halte er sich für befähigt und berufen, über das, was er für schädliche Mißbräuche in der Literatur halte, freimüthig, deutsch und nachdrücklich seine Meinung zu sagen. Noch 16 Jahre durfte er seine Erfahrungen vervollständigen, so feierte er seine diamantene Hochzeit mit der deutschen Literatur und starb 1811.

Wir erwähnten bereits den jüdischen Freund Lessings, Moses Mendelssohn (1729—86). Er zeigt uns den ersten Anschluß des Judenthums an die literarische Bewegung der neueren Zeit, die bekanntlich bis zu unseren Tagen immer größere Schwingungen genommen hat. Der arme Dessauer Jude, durch den rasenden, Alles verschlingenden Fleiß Lessing nahestehend, bekam in Berlin die Intoleranz des talmudischen Judenthums in reichem Maße zu kosten. Zur Geistesschärfe und Spekulation, dem Erbtheil seines Stammes, gesellte sich zum Glück nicht das Stachlichte und Herbe, das unsere neueren Literaturjuden so fleißig cultiviren; das verschaffte ihm den anregenden Umgang Lessings, der den bescheidenen Mann auch in die literarische Welt einführte. Die Synagoge fürchtete nicht ohne Grund, seine Philosophie entferne vom Boden des orthodoxen Judenthums; selbst die Bemühungen Mendelssohns, in den jüdischen Schulen statt der bisherigen Mischsprache ein reines Deutsch einzuführen, galten Vielen als ein freventliches, strafwürdiges Anrühren der Bundesarche. Zu der Furcht, daß Mendelssohn Christ werden würde, bot seine christliche Umgebung gar keinen Anlaß. Nur der gutmüthige optimistische Lavater konnte sich dieser Illusion hingeben und versuchte durch eine Uebersetzung von Bonnets ‚Beweisen für das Christenthum'

den jüdischen Philosophen zu gewinnen. Dieser antwortete mit einem ‚Schreiben an Lavater' ruhig, aber entschieden. Mendelssohns Spekulation wandte sich durchaus würdigen Gegenständen zu. Im Jahre 1767 schrieb er den ‚Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele'; dem Andenken Lessings widmete er seine ‚Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes', die beste, klarste und auch in formeller Beziehung am meisten befriedigende von seinen Schriften. Seinen Freund Lessing nahm er auch gegen die Beschuldigungen des Spinozismus in Schutz, die Jakobi der Philosoph auf den Grund von Gesprächen gegen denselben schleuderte. Dem Gram über diese Verketzerung des Freundes unterlag indeß Mendelssohns zarte Natur.

Ein anderer Theilnehmer an den Literaturbriefen wie an der deutschen Bibliothek war der früh verstorbene Thomas Abbt (1738—66) zu Ulm geboren, in den zwei letzten Lebensjahren Regierungsrath zu Bückeburg. Abbt war eine durchaus tüchtige Natur, in der Schiller viel Verwandtes, wie ‚die Mischung von Spekulation und Feuer, von Phantasie und Ingenium' fand; sein Streben war Volksschriftsteller zu werden, ‚für den Bürger zu schreiben', anregende Ideen in's Volk zu werfen, die Gesinnungstüchtigkeit des dritten Standes zu heben. Jugendliche Begeisterung mag das vielfach Unreife in den Ideen entschuldigen. Abbts berühmteste Schriften handeln vom Tod für's Vaterland (1761) und vom Verdienste (1765).

Und so möge denn hier im Vorbeigehen eine Reihe von Männern erwähnt sein, die Abbt in Behandlung philosophischer und socialer Fragen nahe stehen, während sie an Lessings kräftiger Prosa ein Vorbild nahmen. Noch ist nicht vergessen der liebenswürdige Justus Möser (1720—94) mit seinem hellen Auge für ältere und neuere Zustände, mit seiner scharfen Urtheilskraft, mit seiner klaren, in der That schon volksthümlichen Darstellung. Dem fortschrittlichen, der äußersten Consequenzen sich nicht bewußten, auf den Ideen des klassischen Studiums und der neuen französischen Naturphilosophie ruhenden Wesen vieler Zeitgenossen setzte er mit Entschiedenheit die conservirende Macht entgegen. Auch er will Fortschritt, Veredlung und Beglückung der Menschheit, Besserung politischer und socialer Zustände; aber er will sie durch eine naturgemäße nationale Entwicklung, nicht durch Aufpfropfen fremder, noch nicht erprobter Culturreiser. Darin bestärkte ihn seine gründliche Kenntniß der vaterländischen Geschichte, (1765 erschien seine ‚Osnabrückische Geschichte') besonders aber sein Vordringen bis zum Urgrunde und der anfänglichen Gestaltung jeder Erscheinung. Die patriotischen Phantasien fanden daher bei der großen Schaar von phantastischen Staats- und Rechtsphilosophen wenig Anklang, während der Kern des Volks, ja auch ein Göthe selbst, bis in unsere Tage hinein in denselben

viel Anregendes und Beherzigenswerthes fand[1]. — Die Namensverwandtschaft mag hier die Aufführung des Freiherrn Friedrich Karl von Moser (1723—98) rechtfertigen, der als Minister im Hessenlande ein autokratisches Regiment führte, dadurch aber nicht gehindert wurde, in zahlreichen Büchern und Brochüren liberale, gegen die deutschen Höfe kräftig polemisirende Aeußerungen zu häufen. Am bekanntesten zu jener Zeit waren seine Abhandlungen ‚von dem deutschen Nationalgeist' und ‚der Herr und der Diener geschildert mit der patriotischen Freiheit'. — Wie Moser so weiß auch der Ritter von Zimmermann (1728—95), ein ehrsamer bürgerlicher Aargauer, der vom Petersburger Hof mit dem Wladimirorden den Adel erhielt, durch geschickt eingestreute Anekdoten und interessante Notizen die Weitläufigkeit seiner Gedanken und die Schwäche der Composition zu verdecken (‚Ueber die Einsamkeit').

Eigentlich philosophische Abhandlungen wären etwa noch von Eberhard, Professor zu Halle, und Feder in Hannover zu erwähnen. Der Breslauer Christian Garve (1742—98), ein angestaunter persönlicher Beweis für die Thatsache, daß hohe geistige Thätigkeit, Milde und Freundlichkeit bei den schwersten körperlichen Leiden sich erhalten können, hat sich eine rühmliche Stelle in der Literatur erworben durch die Klarheit seiner Gedanken, die er in der edelsten Sprache darstellt. Seine philosophischen Abhandlungen, in denen er als Nachfolger Gellerts auch ‚Gegenstände aus der Moral' bespricht, drangen darum auch in jene Kreise, die von der Kant'schen Philosophie einstweilen unberührt blieben. — Johann Jakob Engel (1741—1802) aus Parchim in Mecklenburg, zur Zeit mit dem Unterricht des späteren preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. betraut, hatte den Styl Lessings für sich genommen. In kleineren Aufsätzen gelingt es ihm nicht selten diesem Styl nahe zu kommen; ‚Tobias Witt', ein Charaktergemälde, ‚die Entzückung des Las Casas', ‚der Traum des Galilei', ‚die Höhle auf Antiparos' sind darum noch immer stehende Muster in unseren Anthologien. Das größere Werk, eine Art von Roman, ‚Herr Lorenz Stark' hat bereits in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe die schärfste Beurtheilung erfahren; hier haben wir allerdings nicht mehr Charakterbilder, sondern Photographien und dazu von den reinsten, langweiligsten Pfahlbürgern vor uns. Zu dem ‚Philosoph für die Welt', den Engel in der mannigfaltigsten Form von Erzählungen, Briefen, Gesprächen, Charakteren in die philosophisch angeregte Welt hinaus sandte, hatten auch Mendelssohn, Eberhard und Garve beigesteuert.

Und nun noch einen kurzen Blick auf das Theater, dem fast die

---

[1] Vier Theile. Berlin 1775—86. Mösers Werke sind von Abeken in 10 Bänden herausgegeben. Berlin 1842.

ganze kritische und dichterische Thätigkeit Lessings zugewandt war. Lessings jüngerer Bruder Karl Gotthelf schrieb eine Reihe von Lustspielen nach englischen Mustern, die schon wegen des großen Bruders einige Bedeutung erlangten. Nebenbei sei des Meiningen'schen Hofpredigers Pfranger gedacht, der den Nathan in seinem ‚Mönch vom Libanon' fortsetzte. Von den Schauspielern des Jahrhunderts ging der große Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816) am meisten in die Lessing'schen Reformgedanken ein. Er wagte es den großen Briten auf das Hamburger Theater zu bringen; freilich war dazu eine förmliche Schule des Publikums nöthig. Zunächst wurden die Dramen Shakspeare's ganz frei bearbeitet, nach und nach konnte man früher Ausgemerztes wieder hineinbringen. Bei der großen Bühnenkenntniß und dem weltberühmten Spiel Schröders glückten diese Versuche. Eigene schaffende Kraft ging ihm ab; dieser Mangel verdeckte sich indeß bei seinen zahlreichen Lust- und Schauspielen durch sein Geschick auch die gewöhnlichste Rolle zu heben. Der Berliner Großmann, den Lessing in seinen Umgang hinein gezogen hatte, hatte einiges Glück in Familiengemälden, von denen eines (‚Nicht mehr als sechs Schüsseln') wegen des gegen die vornehme Welt gekehrten Witzes lange ein Liebling des Publikums blieb. Als der beste Nacheiferer im bürgerlichen Trauerspiel galt Anton Matthias Sprickmann (1749—1833), ein Münsteraner, in losem Zusammenhang mit den bald zu besprechenden Göttingern stehend, mit seiner ‚Eulalia' (1777). Nehmen wir nun noch Engels Lustspiele, ‚der dankbare Sohn' und ‚der Edelknabe', hinzu, die von Lessings dramatischer Kunst rein gar nichts, sondern nur die Schönheit der prosaischen Diktion sich angeeignet haben, sehen wir, wie Gotter (1746—97) in Gotha mit einer Sündfluth von übersetzten, bearbeiteten und überarbeiteten französischen Lustspielen, Possen und Schauspielen die Bühne überschwemmt, so können wir uns zu Lessings Nachfolgern wenig Glück wünschen. Wir sehen vielmehr schon die ganze Misère sich nahen, die Schiller in den Xenien geißelt, wo ‚die Natur sich auf den Bühnen splitternackend zeigte, daß man jegliche Rippe ihr zählen mochte', wo trockener Spaß und nasser Jammer zur Unterhaltung diente; es harren schon die Kotzebue-Iffland'schen Pfarrer, Commerzienräthe, Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors, diese aber nicht so nobel als der Major von Tellheim.

Was Lessing für den deutschen Norden war, ein Wetter um die Luft zu reinigen, das suchte für Oesterreich in Nachahmung Lessings Freiherr Joseph von Sonnenfels (1733—1817) zu werden. In seiner Jugend hatte er sich vom Mönchsstand zum Soldatenleben gewandt, daneben sich eifrig mit der Literatur befaßt, und suchte nun Oesterreich in die neue literarische Bewegung hinein zu ziehen. Ohne

Lessings durchgreifendes reformatorisches Talent zu besitzen, arbeitete er mit Ausdauer nach seiner Weise an der Hebung seines Vaterlandes. Eine Schrift ‚über die Abschaffung der Tortur', mit der Gründlichkeit des Rechtslehrers und der Wärme des Menschenfreundes geschrieben, ließ sich nicht todt schweigen und veranlaßte die Abschaffung der Folter. Die Abhandlung über ‚die Liebe des Vaterlands' zeigt den Einfluß Abbts, zahlreiche ‚politische Abhandlungen' beweisen die Gründlichkeit seiner kameralistischen und volkswirthschaftlichen Studien. Die Wiener Schaubühne, die in den Vorstädten hauptsächlich nur die alten Possen und die im übrigen Deutschland verschwundenen Haupt- und Staatsaktionen, auf dem Hoftheater die Dramen aus der Gottsched'schen Schule zum Genusse bot, suchte er durch besonnene Kritik und praktische Vorschläge zu heben. Dazu sollte ihm seine Wochenschrift ‚der Mann ohne Vorurtheil' (1765 bis 67) dienen, die in späteren Jahren noch in neuen Auflagen hervortrat. Den begonnenen Kampf setzte er in den ‚Briefen über die Wienerische Schaubühne' (1768 ff.) mit Entschiedenheit fort. Da es ihm nicht gegeben war, die Angriffe und Vorschläge der Kritik, wie Lessing, durch mustergültige Productionen zu unterstützen, so gelang es nicht, den französischen Geschmack zu brechen, dem alle einflußreichen Kreise huldigten [1].

Die Propheten Klopstock und Lessing löste alsbald das Weltkind Wieland ab, der besonders Süddeutschland in seine Zauberkreise hinein zog und so für lange Zeit die welsche Leichtfertigkeit wieder auf den Thron setzte.

VI. Wieland.

Wäre das 18. Jahrhundert ein religiöses, oder auch nur ein sittlich-ernstes gewesen, der Dichter, den wir jetzt darzustellen haben, hätte nicht zu Geltung und Einfluß gelangen können. Freilich nicht Jeder konnte mit Klopstock in süßlich-religiösen Gefühlen schwelgen, in den Urwäldern an brüllenden Bardenhörnern oder als Griechenlehrling an steifem Kothurnschritt sich erfreuen. Und hatte Lessing antike Anschauungen, Kunst der Sprache und Mannigfaltigkeit der Durchführung geeinigt, um die rechte Mischung für die Glockenspeise zu treffen, so wurden doch die hellen

[1] Wie Lessing über Sonnenfels und Wiener Zustände urtheilte, zeigt ein Brief an Nicolai: ‚Sagen Sie mir von ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Lassen Sie es doch einmal Einen in Berlin versuchen, so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit so zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte — und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste in Europa ist.'

scharfen Glockentöne nicht überall gern gehört noch verstanden. Manche Kreise, auch der Gebildeten, waren zu einem gründlichen anregenden Genuß dieser neuen deutschen Classiker nicht befähigt. Diese Klassen der Gesellschaft aber begegnen sich meistens in Leichtfertigkeit und Genußsucht. Wer der Classiker dieser Kreise werden wollte, ohne dabei gegen den unreinen Strom zu schwimmen, dem war die literarische Aufgabe vorgezeichnet. Wieland nahm diese Domäne für sich. In der Religion erklärte Freigeisterei mit saftigem Spott über Schwärmerei und theologische Casuistik, in der Philosophie Trockenlegung der ernsten und tiefen Ideen, dafür französische Salonweisheit mit Epikuräischer Spitze, im Leben Verachtung des Hohen und Ideellen als des Unerreichbaren, dafür Streben nach Sinnengenuß, darum in der Stoffwahl Vorliebe für die von der Lebensstrenge ablassenden, verweichlichten Zeiten und Persönlichkeiten — das ist das Geheimniß der Wieland'schen Kunst. Der Mann ist der dichtende Genosse der frechen französischen Encyklopädisten, der dichterische Vertreter des Zeitalters Ludwigs XV. und der Gräfin Dubarry. Nannte man ihn den deutschen Ovid, Lucian und Ariost, so bezeichnete man eben dadurch eine Culturstufe des sinkenden Lebens. Dem entsprach sein Charakter: gutmüthig, ohne Lessings Energie, sich anschmiegend wo es ging, von der einen Meinung leicht zur andern hüpfend, ja so zu sagen seinem Publikum zu Liebe in seinen Schriften ein ausgemachter Libertin, in seinem Leben zwar auch nicht der beste Bruder, aber doch viel besser als in seinen Schriften.

In der Nähe der kleinen Reichsstadt Biberach wurde Christoph Martin Wieland im Jahre 1733 geboren. Die strenge Richtung des elterlichen Pfarrhauses setzte sich für den vierzehnjährigen Knaben in der Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg fort; doch fiel wie ein fremdes Licht die Lektüre der Encyklopädisten in das klösterliche Leben hinein. Der Ruf eines Freidenkers, den Wieland damals sich erwarb, zeigt, daß er den irreligiösen Eindrücken jenes Werkes entschieden nachgegeben haben muß. Wiederum im Hause des Vaters, veröffentlichte der achtzehnjährige Jüngling ein frühreifes Lehrgedicht, ‚die Natur der Dinge oder die beste Welt', das er später ‚wegen seiner unverständlichen und einschläfernden Metaphysik' verwarf. Auf der Universität Tübingen zogen ihn Klopstocks Dichtungen besonders an, er schrieb einen ‚Anti-Ovid', einen ‚Lobgesang auf den Fryhling' und begann ein teutonisches Epos ‚Hermann'. Das genügte, die Blicke Bodmers auf den vielversprechenden dichterischen Genius hinzulenken. Von Bodmer eingeladen, lebte Wieland zwei Jahre in Zürich; in Bodmers Zimmer und an einem Tische mit ihm dichtete er in Bodmers Manier eine Patriarchade, den ‚geprysten Abraham', eine Reihe von Heroiden in ‚Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde', Hymnen, Oden, Gebete, ‚Empfin-

dungen eines Christen', und erhob ernstliche Polemik ‚gegen die schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus' (Anakreontiker). ‚Die Musen', meinte er, ‚sind nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind. Weise sein in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre Ufer laden, o das ist ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln.' Lessing zeigte in einer übrigens wohlgemeinten Kritik, daß Wielands vermeintliche Religiosität nichts anderes als ein süßer Enthusiasmus, eine Liebesaffektion zu selbstverschönerten Geheimnissen, nicht aber ein eigentliches Christenthum sei. Und sein Helfer Nicolai vermeinte, die Wieland'sche Muse sei ein junges Mädchen, das auch wie die Bodmer'sche die Betschwester spielen wolle und der alten Wittwe zu Gefallen die Kapuze überziehe; es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte. Dieses merkwürdige Schauspiel sollte die Welt bald erleben.

Um jene Zeit hatte Rousseau einen Triumphzug durch einen Theil der Schweiz gehalten; mit Rousseau's Freundin, Julie Bondeli, wurde Wieland in Bern bekannt; die encyklopädistischen Erinnerungen aus Kloster Bergen erwachten und errangen den Sieg über die Schwärmerei. Im 63sten Literaturbrief (vom 18. October 1759) beginnt Lessing: ‚Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern'. Diese Bemerkung gilt dem Erscheinen des Trauerspiels ‚Johanna Gray', das zwar den Triumph der Religion darstellen soll, auch noch unter englisch hohen Idealen schwärmt, aber doch schon wirkliche Menschen darstellt. Diesem Entpuppungszustande gehört auch ‚Cyrus' an, ein episches Gedicht, das zu seinem Glück Fragment geblieben ist.

In Biberach, das Wieland 1760 als Kanzleidirektor wieder bezog, verwandelte die Muse sich geradezu in eine Hetäre. Da die kleinstädtischen Verhältnisse dem lebensfrohen Dichter nicht genügten, so erfreute er sich auf dem nahe gelegenen Gute Warthausen, das der frühere Kurmainzische Minister Graf Stadion bewohnte, an dem Umgang mit gebildeten, in französischer Manier geistreichen Männern und Frauen. Er übersetzte Shakspeare's Dramen. Seine eigenen Gedichte aus dieser Zeit, die ‚komischen Erzählungen', sind meistens mit Vorliebe für lüsterne Scenen, ja hie und da für widerliche Nuditäten geschrieben, so daß der auch späterhin nie prüde Dichter doch einige von seinen Gesammtwerken auszuschließen für gut fand. Seine Abwendung von der religiösen Richtung suchte er vorsichtiger Weise in einem Roman darzustellen. ‚Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht' (1764), führt

uns einen Schwärmer eigener Art vor. Der spanische Landjunker hat à la Don Quixote durch fortwährendes Lesen von Feenmärchen den Glauben an die Existenz und Wirksamkeit der Feen als fixe Idee davon getragen, von der er schließlich geheilt wird. Aber das Eingreifen der Feen soll nichts anders darstellen, als die von der christlichen Religion geglaubte Wirksamkeit englischer Wesen, die Schwärmerei nichts anders als den Glauben an christliche Wunder. Daß der Roman dem stark benutzten Vorbilde des Cervantes das Handwasser nicht reicht, versteht sich von selbst. Eine neue Variation auf dieses Thema von der Schwärmerei bringt der ‚Agathon' (1766). Hier greift Wieland in das griechische Leben, das er fortan in den Romanen nicht mehr verläßt. Aber es ist griechisches Leben, geschaut durch die modern-französische Brille, mit dem lüsternen Auge des Lebensphilosophen. Agathon stellt einen philosophisch-moralischen Schwärmer vor, der durch bittere Erfahrungen und die Gewalt der Liebe überzeugt wird, daß die schwärmerische Tugend auf dieser Welt nicht durchzuführen sei.

Jetzt kristallisiren die Erfahrungsgrundsätze und Anschauungen Wielands zu einem Systeme; es ist so zart als möglich ausgedrückt:

— — ‚Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt, ...
Die Irrenden bedau'rt und nur den Gleißner flieht,
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet,
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält';

das ist ‚Musarion oder die Philosophie der Grazien' (1768), ein Lehrgedicht, ausgekleidet mit der heiteren epischen Manier Wielands. Die Erhabenheit der philosophischen und moralischen Ideen, ‚die hohe Schwärmerei', so lehrt hier der Lebensphilosoph, unterliegt am ersten dem Andringen der Sinnlichkeit, während ein freies gebildetes Spiel mit den sinnlichen Mächten den besten Schutz gegen dasselbe gewährt. ‚Unter den Händen der Grazien soll die Weisheit und Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige verlieren'. Die Weisheit der Grazien ist mäßiger Lebensgenuß, die Moral ‚Nachsicht mit den Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all' ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen'.

Als die frohen Tage von Warthausen durch Abzug und Tod der geistreichen Männer und Frauen vorüber waren, fand Wieland es in Biberach unausstehlich und folgte einem Ruf des freisinnigen Kurfürsten von Mainz, der ihn zum Professor in Erfurt machte. Im Jahre 1772

holte die verwittwete Herzogin Amalie von Weimar ihn als Erzieher ihrer beiden Söhne herüber. Am Weimarischen Hof und auf seinem nahe gelegenen Gute Oßmanstädt verbrachte er die letzte Hälfte seines Lebens, vierzig sorgenlose Jahre. Er starb 1813.

Ein Versuch in einem großen epischen Gedicht ‚Idris und Cenide' ward nicht zu Ende geführt. Hier sehen wir den Dichter schon nicht bloß in den Stoff, sondern auch in die Manier Ariosto's eingehen. Wahrscheinlich war Wieland bereits an Bodmers Seite auf den reichen Sagenschatz des Mittelalters aufmerksam geworden; seinem leichten Sinn standen indeß die französischen Sagen am besten an; dazu fügte er orientalische Märchen, die soeben durch französische Uebertragungen zugänglich gemacht waren. Sein Verhältniß zu diesen romantischen Stoffen begreift sich aus seiner ganzen Richtung. Die gemüthliche Naivetät des Märchens und der Sage mußte der ironischen Auffassung Platz machen, die objektive, dem Volk entstammte Darstellung der schalkhaft-geschwätzigen Manier weichen. Man könnte sagen, diese Auffassung und Darstellung sei damals die einzig mögliche gewesen, die Zeit für die rechte Würdigung dieser schönen Blüthen der Volkspoesie sei noch nicht da gewesen — es mag sein, Wieland kannte sein Publikum, aber er that auch nichts, um dasselbe zu heben. Ja, Hillebrand hat wohl Recht, wenn er noch weiter gehend ausspricht: ‚Seine Produktionen sind im Ganzen für ihn selbst etwas Fremdes, eine Art Schattenspiele an der Wand, die er mehr zur Belustigung und Unterhaltung als eines höheren ästhetischen Zweckes wegen bildete, und denen er selbst nur mit zusieht, indem er sie Anderen vorführt'. Zunächst wollte er die abenteuerliche Sagenwelt des Mittelalters travestiren. Der ‚neue Amadis', ein komisches Gedicht in 18 Gesängen (1771), erinnert nur leise an den alten Kämpen, der das Gehirn des Ritters von la Mancha verrückte. Vier oder fünf halb thörichte, halb kluge Jungfrauen — die Jungfrauschaft hält natürlich nicht immer bis zum Ende des Gedichtes aus, — ebenso viel blasirte, gezierte oder ernste Männerfiguren, diese in fortwährendem Wechsel, in Verlieren und Finden durcheinander geworfen, die kecken Scenen mit stärkeren Farben ausgemalt, endlich, was nicht fehlen darf, vergebliches Streben nach einem Ideal, bis die derbe Wirklichkeit es ersetzt — das ist der neue Amadis. Die saloppen Verse der ersten Ausgabe hat Wieland nachher zu zehnzeiligen, äußerst frei behandelten Stanzen verbunden. Als er mit dem Singspiel ‚Alceste' (1773) wieder in's Alterthum griff und aus den alten Heroen moderne Tugendhelden und unbärtige Sylvio's drechselte, da widmete ihm Göthe die derbe Posse: ‚Götter, Helden und Wieland'.

Im Jahre 1773 begann Wieland seine Zeitschrift ‚der deutsche Merkur', in der seine Gedichte und zahlreiche Aufsätze erschienen. ‚Das

ist jetzt die Wonne und Hoffnung von ganz Deutschland', sagt Göthe ironisch, ‚was der Götterbote für goldne Papierchen der Aristarchen und Nöden herumträgt'. Ein Gedicht: ‚der verbannte Amor', sei wegen eines gelungenen Ausfalls auf die Bardenpoesie erwähnt:

Die Musen krähen uns in fremden, rauhen Tönen
Kamtschatkische Gesänge vor,
Entsagen, um nur neu zu sein, dem Schönen,
Betäuben den Verstand und martern unser Ohr.
Es hieß sogar — wir wollen Bess'res hoffen! —
Sie hätten einst in dickem Gerstensaft
Mit Wodans wilder Bruderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen. —

Die Krähwinkeleien kleiner Städte, die Wieland gewiß auch in seinem reichsfreien Vaterstädtchen zu erproben Gelegenheit hatte, veranlaßten seinen besten Roman: ‚die Abderiten', der vom Jahre 1774 an im Merkur erschien. Griechenland hatte auch sein Schildburg-Abdera; und wie nach deutscher Sage die Schildbürger vor lauter Weisheit erst närrisch wurden, so besaßen die Abderiten als Mitbürger den lachenden Philosophen Demokrit. Statt des rohen Holzschnitts der deutschen Lalenbürger bietet uns Wieland ein mit attischer Urbanität ausgeführtes feines Gemälde. Die Natur des Stoffes brachte es mit sich, daß er zunächst nur aneinander gereihte Scenen gab, bis dann im zweiten Theil der Prozeß um des Esels Schatten, gleichsam wie zur Probe, eine dieser Scenen in der lebensvollsten Weise durchführt. Der bereits früher (1770) erschienene ‚Nachlaß des Diogenes von Sinope', gegen die Abderiten unbedeutend, sollte in den abgerissenen Scenen nebenbei eine Apologie für den Dichter abgeben.

Als Erzieher der herzoglichen Prinzen glaubte Wieland sich berufen, auch seine Ansichten über staatliche und bürgerliche Verhältnisse auszusprechen. Er that es in Romanen: ‚Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian' und ‚Geschichte des Philosophen Danischmend und der drei Kalender'. Vorsichtig verlegte er Scenen und Gespräche weitab vom deutschen Boden in die Länder der Urvölker, und so haben wir denn hier den Abklatsch Rousseau's mit den entsprechenden Randzeichnungen des deutschen Philisters.

Da sattelte er noch einmal den Hippogryphen zum Ritt in's alte romantische Land. Ein französischer Prosaroman, Hüon von Bordeaux, gab ihm den wunderreichen Stoff in seinen Grundzügen, andere romantische Sagen lieferten den elfenhaften Hintergrund. Aber Wielands Verhältniß zu derartigen Stoffen hatte sich im Jahre 1780, als der ‚Oberon' erschien, noch nicht geändert; der ironische Ton durchzieht die meisten Partien des Epos, und die phantastische Muse wird sogleich in den ein-

leitenden Strophen gebeten, sich auf's Kanapee neben Herrn Wieland nieder zu lassen und ruhig zu erzählen, wie Alles sich begab und wenn sie es vermöge, die Leser zu täuschen. Die nebelhaften Figuren des Oberon und der Titania sollen die Hauptpersonen ausmachen, bei der Ausführung des Auftrags am Hofe des Khalifen bleibt Hüon ganz unthätig, das Epos nennt sich darum mit Recht Oberon. Können nun diese des Menschlichen halb entkleideten Elfen unser Interesse nur zur Hälfte fesseln, so sind die Gestalten aus der Menschenwelt allerdings anziehend und liebenswürdig, trotz ihrer modernisirten Mienen und Gefühle. Und dann stellt der Dichter einmal die liebende Treue als den herrlichen Vordergrund hin. Hillebrand mag Recht haben: ‚Es dünkt uns, als habe der Verfasser die Idee veranschaulichen wollen, daß treuer Glaube und festes Vertrauen allein im Stande sind, Uebersinnliches und Sinnliches, Jenseits und Diesseits, Schicksal und Freiheit im Leben des Menschen zu vereinigen und zu versöhnen'. Wenn man die eigenthümlich schöne Verbindung des Schicksals Oberons mit dem des Hüon im Auge behält, die den Elfenkönig vor dem Herabsinken zur Maschine bewahrt, wenn man besonders die Schönheiten der zweiten Hälfte würdigt, dann wird man in dem rühmenden Worte Göthe's keine allzu große Uebertreibung finden: ‚So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird Oberon als Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden'. Als Vers hat Wieland die achtzeilige Stanze gewählt, sich aber sowohl im Rhythmus als in der Verschlingung des Reims einer ungemessenen Freiheit bedient, wodurch der halb lyrische Gang der Oktave ganz verloren geht. Uebrigens mag hier die merkwürdige Thatsache nicht unerwähnt bleiben, daß die eigentliche Lyrik für Wieland ein durchaus fremdes, unbetretenes Gebiet geblieben ist.

Das nächste Jahrzehent sah Wieland besonders mit Uebersetzungen beschäftigt. Horazens Briefe und Satiren standen diesem Geiste nach der einen Seite nahe, nach der andern fühlte er sich dem Spötter Lucian am verwandtesten, dem er nachrühmt, daß er ‚die Blähungen des Geistes sanft abtreibe'. Aus Lucian nahm er den Stoff zu dem Roman ‚Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus' (1791), in dessen Philosophenmantel er den ‚Schwärmer' Lavater verhüllen wollte. Der Roman gab willkommene Gelegenheit, die christliche Urkirche zu karrikiren. Wieland war damit wieder auf antikem Boden angelangt und schrieb noch mehrere griechische Romane, von denen wir nur den in Briefen abgefaßten ‚Aristipp' (1800—1802) erwähnen. Lucian regte auch zur Abfassung von ‚Göttergesprächen' an, die in barocker Weise Altes und Neues untereinander mischen.

Wenn wir nun in kurzen Zügen die Bedeutung der Wieland'schen Poesie und Prosa für die damalige und die folgende Zeit zusammen

stellen, so möchten wir sagen: Die Muse Wielands ist eine üppige, lüsterne Schöne, die erst mit den Jahren zu einem gewissen Anstand sich zusammen nahm, sie hat sich vom Christenthum emancipirt, setzt sich auf den Altar und verlangt als Grazie Huldigung. Sie predigt die Moral einer Lais oder Aspasia, drängt sich gern in die Kreise der Philosophen, besonders um die strengeren zu verhöhnen. Sie prangt mit einer scheinbar reichen, unerschöpflichen Phantasie, aber die Flügel sind nothdürftig zusammengesetzt ‚pennis undique collatis'. Mit den Jahren wird die Dame gelehrt, d. h. was man so Frauengelehrtheit nennen kann; sie hat fleißig Notizen gesammelt, hat pikante Anekdoten und Kraftwörter in ihrem Ridicüle und liebt es, diese Bonbons als Dessert unter oder hinter dem Texte auszubieten. Mit der Gelehrtheit ist es übrigens nicht so weit her; die Dame weiß gerade genug, um die Unterhaltung lebendig zu machen und sich nicht voreilig zu blamiren; sie hat viele, sehr viele Bücher gelesen, besonders die von einer gewissen Sorte, andere hat sie wenigstens durchblättert, von anderen kennt sie nur die Titel. Aber plaudern konnte die Kleine schon von zarter Jugend an und sie hat es immer besser gelernt, sie spricht und erzählt nicht bloß für sich, sondern auch für den Zuhörer; und da sie selbst von Gefühlen wenig weiß, so sagt sie wenigstens, was das hörende Publikum an dieser oder jener Stelle fühlen kann und soll. Sie spricht im Allgemeinen gebildet, gewählt; aber sie rühmt sich, zuerst mancherlei in deutscher Zunge gesagt zu haben, was man bis dahin nur französisch geben konnte. Ihr keckes Zünglein konnte sich nie an strenge Gesetze des Rhythmus gewöhnen, findet aber bei seiner Fertigkeit immer den rechten Reim. Mit der Zungenfertigkeit vereinigt das Fräulein ein echt weibliches, besonders für Einzelnheiten geschärftes Auge; sie putzt und reinigt an ihrem schmetterlingsbunten Anzuge so lange, bis jedes Fleckchen ausgetilgt ist[1].

Daß Wieland trotz Märchen und Oberon nicht als der Vater der neueren romantischen Poesie betrachtet werden kann, ist demnach klar. Seine romantischen Darstellungen kommen mir vor, wie ein Rückgriff auf die Spielereien und Willkürlichkeiten der spätesten Gothik ohne Ahnung von der Würde und dem Wesen dieses Styls. Die wahren geistigen Kinder des romantischen Wieland sind Alxinger, Nicolay und Müller. — Mit Wieland tritt der Roman in den Vordergrund der Literatur, aber nur wenige von den zahlreichen Nachfolgern wollten in Wielands griechische Schule gehen und die nachgemachte Antike studiren. Zwei Fehler tragen Wielands Romane an sich: zunächst haben sie scharf

[1] Bekanntlich feilte und besserte Wieland fortwährend und mit Geschick an dem Aeußeren seiner Werke, so daß die späteren Auflagen regelmäßig stark von den früheren abweichen.

hervortretende didaktische Tendenz (nur die Abderiten nicht); sodann geht dem Dichter die epische Kunst ab, lange Reflexionen unterbrechen die Erzählung, und statt der Gefühle der vorgeführten Personen gibt er uns seine Gedanken über diese Gefühle. So kommt es bei ungemessener Breite doch zu keiner klaren Charakteristik. Durch Wieland wurde endlich die Geschlechtsliebe an und für sich ohne weiteren Hintergrund zum vorherrschenden Gegenstand des Romans erhoben. Erotische Romane aber zeigten bekanntlich in Griechenland den Verfall der Literatur an. So könnte man allerdings mit Vilmar eine Parallele zwischen Klopstock und Wolfram von Eschenbach einerseits, Wieland und Gottfried von Straßburg anderseits ziehen. Wir wollen statt dessen einige Worte über Wielands Prosa hersetzen.

Das Streben Wielands nach dieser Seite hin war vorzüglich auf Anmuth und Eleganz gerichtet, und hier suchte er abermals den Franzosen mit dem Griechen zu vereinigen. Zuerst ahmte er die Franzosen nach; Lessing rügt, daß man in seinen Jugendschriften jeden Augenblick über ein französisches Wort stolpere. Dann bildete er seinen Styl an den antiken Mustern; seine Uebersetzungen befähigten ihn zur geschmackvollen Nachbildung. Den oft langathmigen Perioden gilt die Xenie:

Möge dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

VII. Wielands Nachfolger.

Wieland war der Mann seiner Zeit, auch im Traume nicht damit beschäftigt, sie zu heben, mild im Urtheil, weil er selbst der Nachsicht bedurfte, ‚unter allen großen Schriftstellern Deutschlands der einzige, der über Göthe's Ruhm nicht eifersüchtig war.' Darum rühmt ihn Göthe als Bruder Freimaurer in der Gedächtnißrede und widmet ihm im ‚Festzug' lobende Strophen:

Lebensweisheit in den Schranken
Der uns angewies'nen Sphäre
War des Mannes heitre Lehre
Dem wir manches Bild verdanken ...

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt,
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werther Gast.

So wurde er ein Patron junger Talente. Aber die Lebensweisheit, die er ein halbes Jahrhundert lang predigte, ward unter den Händen der raschen Jugend doch gar zu sinnlich. Ein Herr von der Goltz, preußischer Offizier, widmete ihm seine zuchtlosen ‚Gedichte im Geschmacke Grecourts'; diesem ähnlich war Heinse, der Zögling Wielands. Da erschrack der Hofmeister herzoglicher Prinzen ob solcher Brüderschaft, aber die jungen Geister wiesen hin auf die Urkunden der Verwandtschaft in

des Meisters Schriften. Wo französische Cultur vorherrschte, machte sich auch gern Wielands Einfluß geltend; das war aber besonders im deutschen Süden, namentlich in den östreichischen Landen der Fall. Klopstocks Barden und Sonnenfels konnten diese Provinzen nur zum kleinsten Theil erobern; Josephinismus und Illuminatenthum verriethen sie auf lange Zeit an die Schüler Wielands.

Der viel bewunderte Oberon ermunterte zu Rittergedichten, für die Ariost und Bojardo reichen Stoff boten. Der Straßburger Ludw. Heinr. Nicolay (1737—1820) nahm aus ihren Gedichten einzelne Episoden (‚Richard und Melisse', ‚Alcinens Insel', ‚Zerbin und Bella', ‚Reinhold und Angelica', ‚Morganens Grotte'). Ihm folgten die Wiener. Joh. Baptist von Alxinger (1755—97), Schüler des bekannten Numismatikers Ekhel, schuf nach einem alten französischen Roman den Doolin von Mainz, dem später der Bliomberis folgte. Beide Gedichte lassen die anziehende Mannigfaltigkeit des Oberon stark vermissen; Eichendorff sagt kurz, Alxinger habe den Oberon verballhornt. Doch bleibt die Vermeidung Wieland'scher Lüsternheiten und die bis dahin in Oestreich so wenig gepflegte Reinheit der Sprache zu rühmen. Der zweite Wiener, Fr. Aug. Müller (1767—1807) schließt sich noch enger und bis zur Copie an Wieland an. ‚Richard Löwenherz', ‚Alfonso', ‚Adelbert der Wilde' weisen durch Burgverließe, Mädchenraub, Burgpfaffen und weltliche Klosteräbte schon auf die Ritterromane von Spieß, Cramer und Consorten hin.

Ein dritter Wiener hat das leichtfertig-komische Element aus Wielands Gedichten sich ausersehen. Aloys Blumauer (1755—98), zur Zeit ein gefeierter Dichtername, kurz vor der Aufhebung des Jesuitenordens als Novize dort eingetreten, später Büchercensor zu Wien und endlich Buchhändler, repräsentirt so recht den aufgeklärten, hierarchiefeindlichen Josephinismus. Gleich das erste unter seinen Gedichten schließt mit der Bitte an Gott: ‚Nimm mir den Glauben oder den Verstand!' Als Mitglied des Freimaurerordens ist Blumauer thätig im ‚Abfeuern der Kanonen', eifrig in der versifizirten Verwerthung seiner plumpen Scherze wie in der Anwerbung neuer Gimpel, denen er im Hinblick auf die kirchliche Excommunication vorsingt: ‚Ein jeder neuer Orden wird durch eine Bulle confirmirt; die ward auch uns bescheeret. Nur hat der Papst, der uns zu lieb die Confirmirungsbulle schrieb, die Feder umgekehret.' Eine Ballade ‚Graf Lauzun' führt die ernste Geschichte von dem Gefangenen aus, dem der einzige Trost, eine gezähmte Spinne, von dem Wärter getödtet wird, weil man nicht im Kerker sei, um sich zu amüsiren. Im Uebrigen hat Blumauers komische Muse die Manieren einer Wiener Biermamsell angenommen und schreckt nicht vor den gewagtesten Stoffen, nicht vor der trivialsten Ausführung zurück. Als die

Blüthe der Komik wurde bis in unser Jahrhundert hinein die travestirte Aeneide gepriesen; und es läßt sich nicht läugnen, daß in dem Gegensatz moderner Verhältnisse zu dem antiken Leben bis auf einen gewissen Grad eine große komische Kraft liegt. Indeß jede Travestie ermüdet durch Länge, das wissen unsere jüngeren Literaten längst. Der Beifall, den die travestirte Aeneide fand, muß also wohl nebenbei andere Gründe haben, und diese sind nicht sehr ehrenvoll. Wenn wir nicht sehr irren, so hat die scharfe Satire gegen Papstthum und Hierarchie, wie sie hier ein gewesener Jesuit bot, sodann der ‚Misthakenhumor' (das Shakspeare'sche Wort wird verständlich sein) den Hauptantheil an der günstigen Aufnahme.

Neben Blumauer kann Langbein (1757—1835) mit seinem oft gemeinen Witz und der Leichtigkeit des Verses stehen; es ist freilich mehr eine Leichtigkeit der Leerheit als des Talents. Die ernsten Gedichte, wie der grausige ‚Vatermörder', leiden an dem Mangel der richtigen Composition, der in den Schwänken bei der munteren Durchführung weniger fühlbar wird. Langbein weist durch seine Manieren auf die späteren Wiener Anekdotenversifizirer und Witzfabrikanten Castelli und Saphir hin. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß bis auf Bürger die Romanze sich eine komische Auffassung und halb bänkelsängerische Durchführung gefallen lassen mußte; die ersten Dichter in dieser Gattung haben ihre Vorbilder nicht von Wieland, sondern von den Franzosen und den deutschen Jahrmarkts-, Mord- und Jammergeschichten genommen. Die Romanzen wurden daher auch meist componirt und gern als Einlagen in Opern benutzt. Dergleichen Romanzen schrieben Fr. Löwen aus der Harzgegend und Daniel Schiebeler, ein Hamburger. Langbein hat unter dem Beifall des Publikums das komische Element und die triviale Auffassung des Lebens auch in den Roman und die Novelle hineingetragen (‚Thomas Kellerwurm', ‚der Bräutigam ohne Braut', ‚Magister Zimpels Brautfahrt').

Im Anschluß an den neuen Amadis sei hier das eigentliche und einzige komische Heldengedicht der neueren deutschen Literatur erwähnt, die Jobsiade, oder mit dem vollständigen Titel: ‚Leben, Meinungen und Thaten Von Hieronymus Jobs dem Kandidaten, Und wie er sich weiland viel Ruhm erwarb, Auch endlich als Nachtwächter zu Schildburg starb', verfaßt von K. A. Kortüm, der in Mülheim an der Ruhr (1745) geboren war und zu Bochum in der Grafschaft Mark seine medicinisch-chirurgisch-poetische Knittelversthätigkeit im Jahre 1824 beschloß. Der Autor bezeichnet sein Werk als ‚grotesk-komisches Heldengedicht'; man könnte es auch als burlesk bezeichnen, es erhebt sich nicht über die niedere Komik. Aber auch diese Gattung hat offenbar ihre Berechtigung, wenn sie mit Bewußtsein und Consequenz durchgeführt wird. Das ist

aber hier so entschieden der Fall, daß die Geschichten, die Charaktere, die Sprache, der Reim, die Illustrationen den vollendetsten Einklang bilden. Darum ist die Jobsiade ein Liebling des Volks geblieben; in unsere moderne Literatur paßt sie freilich nur halbwegs; die gelehrten, idealen Kritiker bezeichnen sie als witzlahm, weil der Witz nicht salonfähig ist. Indeß jedes andere Volk würde auf solch' reiches Product der Komik stolz sein; hat ja doch der Kandidat, der unter allgemeinem Schütteln des Kopfes von dem gelahrten Consistorio examinirt wurde, selbst in Amerika vor der Yankee-Kritik sein Examen ruhmvoll bestanden[1], und ist noch immer das versifizirte Lesebuch, in dem man Alles finden kann. Ein Geistesverwandter des Dichters, der Maler Hasenclever, hat einige Scenen aus der Jobsiade mit unsterblichem Humor auf die Leinwand geworfen. Die Wirkung des Gedichtes wird allerdings dadurch geschwächt, daß dem ersten abgeschlossenen Theile später eine Fortsetzung folgte, in der das komische Interesse von der ernst gewordenen Hauptperson auf die Nebenpartieen übergeht. Kortüms sonstige Gedichte sind unbedeutend, ebenso die Nachahmungen der Jobsiade (‚Töffeliade', ‚Hanswurstiade') und Prätzels komisches Gedicht ‚Feldherrnränke'.

Bei den Romanschreibern, die in Wielands Fußstapfen traten, war die Unterhaltung die Hauptsache, und darin konnten sie es dem Meister leicht zuvor thun. Sie zeichnen, wenn auch in der Vergangenheit ein Traumleben führend, doch gerne die Gegenwart mit ihren sittlichen Mängeln, ja sie suchen diesen Mängeln wohl gar eine humoristische Seite abzugewinnen.

Die leichtfertig romanhafte Auffassung des Alterthums hatte Aug. Gottlieb Meißner aus Bautzen (1753—1807) dem Meister Wieland glücklich abgelauscht. Aus dem antiken Leben wußte er so viel und gerade das darzustellen, was seine Leser anzog; Erfindungsgabe besaß er offenbar mehr als Wieland. Außer einer bändereichen Reihe von ‚Skizzen' schrieb er einen ‚Alcibiades', einen ‚Spartakus', einen ‚Epaminondas' und gab in ‚Bianka Capello' sogar einen dramatischen Roman. An Meißner wiederum bildete sich Ignaz Aurel Feßler (1756 bis 1839) ein Ungar, Kapuziner, Protestant, Freimaurer. Mit weitläufigen historischen Romanen: ‚Marc Aurel', ‚Attila', ‚Matthias Corvinus' u. s. w. ohne künstlerischen Werth in Erfindung wie Darstellung

[1] In englischen Knittelversen erschien er als:

‚The Life, Opinions, Actions and Fate
Of Hieronymus Jobs, the candidate,
And how he whilome won great renown
And died as night-watch in Shildebourg town.'

zog er lange Zeit durch ein geschicktes Hineinziehen der politischen und religiösen Tagesfragen an. In späteren Tagen besann er sich auf die Richtung seiner Jugend, schrieb ‚Bonaventura's mystische Nächte' und mußte sich angeschuldigt sehen, mit Hülfe des Herrnhutismus katholische Tendenzen in den Protestantismus einschmuggeln zu wollen.

Da wir beim Roman stehen, so dürfen wir den Mann nicht vergessen, der, ohne Wielands Nachahmer zu sein, sich mit ihm in die Gunst des Publikums theilte. Johann Timotheus Hermes (1738—1821), ein Hinterpommer, Hofprediger in Anhalt, Superintendent in Breslau, in den Xenien als ‚Pfarrer Cyllenius mit dem Zofenfranzösisch' bezeichnet, hatte an den Richardson'schen Romanen herum studirt und glücklich gefunden, wie man mit wenig Witz und viel Behagen ein Compendium der praktischen Moral in Romanform geben könne. Zum Glück zeichnete sich das Moralsystem von dazumal durch entschiedene Kürze aus. ‚Miß Fanny Wilkes' lehnte sich noch vertraulich an Richardson an; dagegen führten Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen auf einmal das Leben des deutschen Mittelstandes vor, und der Philister sammt Frau und Jungfer Tochter waren unsäglich glücklich, daß doch auch einmal ihre kleinen Freuden und Leiden, ihre Reisetouren von Bohnsack bis Danzig, ihre wichtigen Ideen sich zu einem Roman ausspinnen ließen; sie kauften und verschlangen die wundervolle Geschichte, die uns jetzt verzweifelt langweilig angähnt, und bewogen dadurch den Verfasser, in der dritten Auflage die früheren fünf Bände zu sechs zu erweitern; ja selbst Kandidat Hieronymus Jobs weiß, daß Sophie ‚den mürrischen Kübbuz bekam, weil sie den reichen Puff früher nicht nahm.' In den andern Romanen: ‚Für Töchter edler Herkunft', ‚Für Eltern und Eheluſtige' hat der Pfarrer die eigenthümliche Maxime, durch genaues Ausmalen der gemeinen Laster Liebe zur Tugend verbreiten zu wollen. Das zog ihm eine scharfe Xenie zu:

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt schnell sie befördert zu seh'n. —

Wielands Freundin, Sophie von La Roche (1730—1807) die Großmutter von Brentano und Bettina, hat in einem Roman: ‚Geschichte des Fräuleins von Sternheim' Richardsons empfindsame Manier unter Anhäufung von Unwahrscheinlichkeiten und Abenteuern nachgeahmt.

Das Erbe der heiteren Wieland'schen Genußphilosophie trat zuerst Moriz Auguſt von Thümmel an (1738—1817), seiner Zeit Kammerjunker des Erbprinzen von Sachsen-Coburg. Mit seiner ‚Wilhelmine oder der vermählte Pedant' erstieg das komische Epos in poetischer Prosa den Höhepunkt, von dem es dann hurtig hinab trollte. Seinen Ruf begründete Thümmel durch den vielbändigen Roman: Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs; das Werk erschien von 1791

bis 1805. Ein unter Büchern vereinsamter Hypochonder nimmt eine Heilkur in Wielands Manier durch Lebensgenuß vor, natürlich mit dem besten Erfolg. In Verspottung der Religion und ihrer Diener, hier natürlich der katholischen, in der Freude an üppigen Scenen, aber auch in der Glätte der Sprache geht dieses Schandprodukt unserer Literatur noch über Wieland hinaus.

Karl August Musäus (1735—87), zur Zeit Pagenhofmeister in Weimar, weil eine Dorfgemeinde bei Eisenach den Kandidaten, der einmal getanzt hatte, nicht als Pfarrer wollte, später Lehrer des hoffnungsvollen Kotzebue, sah mit Widerwillen die guten Deutschen auf den Stelzen der Richardson'schen Hochgefühle und Tugendideale daher stolpern. Wie nämlich später in Anwandlung von empfindsamen Krämpfen jeder deutsche Jüngling ein Werther in der Liebe sein wollte, so meinte damals ‚jeder zärtliche zwanzigjährige Magister während einer viertelstündigen Erhabenheit seiner Empfindungen alle Hausvaterpflichten mit dem Anstand eines Grandison erfüllen zu können.' Gegen dieses bürgerliche Ritterthum turnirte Musäus mit seinem ‚Grandison dem Zweiten', nachher der deutsche Grandison genannt (1760—62). Seine Waffen hat er aus dem Arsenal des Cervantes geholt und zeigt nun an dem Beispiel des Herrn von Achten, genannt Neunhorn, wie nichts über die von Thümmel verkündete Glückseligkeit gehe, als welche in einer soliden Häuslichkeit, leidlichen Gesundheit, mäßigem Auskommen und einem liebenden Weibe bestehe. Nachdem diese wichtigen Lehren an dem ‚Don Quixote der Empfindsamkeit' glücklich dargelegt waren, stellte Musäus auch einen ‚Don Quixote der Physiognomik' in's Feld, indem er Lavatern durch seine physiognomischen Reisen (1778) parodirte. Diesem Mann fielen nun unsere deutschen Volksmärchen in die Hände; der Professor erlauschte sie an den Spinnrädern und Waschbütten. Aber ausführen konnte er sie natürlich nur mit der zerstörenden Wieland'schen Ironie und im Tone des aufgeklärten Professors, der sie zu Novelletten gestaltete. So erscheinen diese Volksmärchen der Deutschen (1782 bis 86) ungefähr wie ‚Gespenstergeschichten, denen die prosaische Auflösung vorgedruckt ist.' Ueber solch' unpoetisches Treiben macht Göthe den Witz:

Anders sagen die Musen, und anders sagt es Musäus.

Gegen die neuen Basedow'schen Erziehungsgrundsätze wandte sich der Breslauer Professor Schummel mit seinem ‚Spitzbart, tragi-komische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert.' Derselbe schrieb auch ‚empfindsame Reisen durch Deutschland', ‚Lustspiele ohne Heirathen' (auch ohne Publikum) und dergleichen Waare. Sein würdiger Nebenbuhler war Jünger, einst in Gohlis an Schillers Seite, später Hoftheaterdichter in Wien. Er schrieb außer faden Lustspielen komische Ro-

mane: ‚Huldreich Wurmsamen‘, ‚Vetter Jakobs Launen‘ u. dgl., jetzt veraltete Gobelins-Tapeten. Beliebter war Gottwerth Müller (1744 bis 1828), von den vielen Namensvettern zu unterscheiden als der Müller von Itzehoe, weil er dortselbst als Buchhändler lebte. Im ‚Siegfried von Lindenberg‘, sodann in der ‚Geschichte der Herren von Waldheim‘, ‚Emmerich‘ und anderen Romanen hat er so etwa die richtige Dosis von Laune und Witz für die damalige Lesewelt; und da er diese Laune gegen das verrottete Krautjunkerthum mit seinen anmaßenden Ansprüchen und seiner lächerlichen Hohlheit spielen läßt, so waren seine Romane als Vorboten der neuen, aus der französischen Revolution hervorgehenden Gestaltung der Dinge in den Bürgerkreisen natürlich sehr willkommen. Die siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachten außerdem in Uebersetzungen und Bearbeitungen die ganze französische Frivolität eines Crebillon und Genossen als ‚moralische Geschichten‘ nach Deutschland.

Etwas anständiger in seinen Schriften als in seinem unstäten Leben war Freiherr Adolf von Knigge (1752—96). Dem sittenlosen Stifter des Illuminatenthums in Süddeutschland, Adam Weishaupt, reichte er vom Norden her die Hand, um ganz Deutschland mit dem Netze des Unglaubens und der Immoralität zu überziehen. Die emanzipirten Deutschen verschlangen denn auch begierig den ‚Roman meines Lebens‘, der in mehreren Auflagen zuerst von Riga herüber kommen mußte; es folgte die ‚Geschichte Peter Clausens‘, eine Nachahmung des Gil Blas; eine ‚Reise nach Fritzlar‘ parodirte fast wörtlich Lavaters Reise nach Kopenhagen; am interessantesten fand man die ‚Reise nach Braunschweig‘, einen laffen komischen Roman. Das umschweifende Leben, verbunden mit scharfer Beobachtungsgabe, befähigte den Baron, den Umgang mit Menschen (1788) zu schreiben, ein Werk, das in stets neuen Auflagen als ‚ein wahres Gesetzbuch der praktischen Lebensweisheit‘ (besser Lebensklugheit), als der Canon für das Verhalten im Umgang mit allerlei gesellschaftlichen Schichten den deutschen Philister zu unterrichten bestimmt war.

Als Hauptkämpe trat gegen den Physiognomen Lavater Georg Christoph Lichtenberg (1742—99) auf. Der Professor der Mathematik und Naturwissenschaften zu Göttingen war als Kind durch Unvorsichtigkeit der Wärterin verkrüppelt und gebrechlich geworden, sein reger Geist dadurch der Einsamkeit zugewiesen; Reisen schärften seinen geistigen Blick. Eine wie Lauge und Scheidewasser wirkende Bitterkeit und Schärfe verließ ihn zeitlebens weder im Umgang noch in seinen Schriften. Im Bänkelsängerton besang er die mißglückte Belagerung von Gibraltar (‚Relation von den curieusen schwimmenden Batterien‘); ein ‚Anschlagzettel im Namen von Philadelphia‘ verscheuchte sofort den berüchtigten

Taschenspieler dieses Namens aus Göttingen; zu den berühmten Hogarth'schen Kupferstichen lieferte Lichtenberg eine fast ebenso berühmte ‚Erklärung', die mit bewaffnetem Auge den Schönheiten der Hogarth'schen Ausführungen nachspürt. ‚Ueber den deutschen Roman' gab er gesunde Gedanken in spottender Manier. Barden wie Kraftgenies waren ihm gleichermaßen zuwider; die Lavater'schen Beweisgründe für das Christenthum hatte er bereits unter angenommenem Namen persiflirt. Im Jahre 1778 warf er in seiner Schrift über Physiognomik gegen die Physiognomen die vollsten Ladungen seines kaustischen Witzes.

In Göttingen (falscher Druckort London) erschien auch (1787) der berühmte Münchhausen. Man schreibt ihn dem Rudolph Erich Raspe zu, der als Inspektor der Kunst- und Münzsammlungen zu Kassel eine große Rolle spielte und mit den meisten Schöngeistern in Verbindung stand, bis er wegen Diebstahls der ihm anvertrauten Schätze nach England flüchten mußte.

VIII. Kraftgenialität.

Das Auftreten und die Erfolge Klopstocks, Lessings und Wielands hatten besonders die deutsche Jugend hingerissen. Es war nun gleichsam der alte Bann gelöst, der Bann der Nachahmung und des Zopfthums, der so lange auf Deutschland gelegen hatte. Nun ist es eine Regel der Natur, daß dem Ausschreiten nach der einen Seite der Rückschlag nach der anderen Seite in allzustarker Schwingung folgt. Und also geschah es auch hier. In die hoffnungsvolle Jugend war durch die bisherigen Erfolge der Gährungsstoff geworfen, gewaltig brauste der Most und wollte jede beengende Umschließung sprengen, betäubend füllte er das Gebiet der Literatur und beängstigte zarte Gemüther. Wir stehen bei der Sturm- und Drangperiode, bei den Kraftgenies.

Das Eigenthümliche dieser Zeit ist die maßlose Betonung des Individuums, der Gegenwart, gegenüber dem Gemeinsinn, der ruhigen Objektivität, dem Hergebrachten. ‚Erfahrungswesen — Schaum und Dust und mit dem Geist nicht ebenbürtig; gesteht! was man von je gewußt, es ist durchaus nicht wissenswürdig!' so schreit Göthe's Baccalaureus, auch ein Kraftgenie. Mit den ererbten Zuständen ist nicht mehr auszukommen, ‚Recht und Gesetze erben sich wie eine ewige Krankheit fort und von dem Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage', die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände ruhen einfach nur auf alten verrotteten Ueberlieferungen; kaum hat man in der Dichtung das Joch des Auslandes abgeschüttelt, so will man den freien Pegasus durch den Zaum altklassischer Regeln zügeln. Die Welt ist verrottet und abgelebt; im

Sturmesdrange muß eine neue Zeit geboren werden. Ja, sie kam; die französische Revolution klopfte schon an die Thür; die geistige Revolution erfaßte Deutschland bereits zwanzig Jahre früher (1770—81). Wie ist die alte Welt zu erneuen? Das Leben muß von vorn wieder angefangen werden, man muß auf die ursprünglichen Culturzustände zurück gehen. So hatten ja bereits Montesquieu und Rousseau unter vielem Beifall gepredigt; sie priesen das Glück der Wilden, die noch kindlich an der Brust der Natur lägen; sie verkündigten, daß alle Menschen von Natur gleich seien, und träumten einen Staat mit Gleichheit und Brüderlichkeit, voll von glückseligen Menschen. Und der deutsche Jüngling mit Begeisterung und Freiheitsdrang im Busen hörte von der Willkürherrschaft der Regenten, von Mißhandlung und Verkauf der Unterthanen, und er sprach seinen Fluch den Tyrannen. Auch in der Religion fanden Manche ihre Befriedigung nicht. So gehe man denn auf die Urreligion zurück, oder auch man erwarte die Offenbarung der Gottheit, die uns ja eben so nahe sein muß als einstens an der Wiege der Menschheit. Und wenn so Alles jugendfrisch und ursprünglich wird, warum sollen nicht auch lange unerhörte Erscheinungen wieder hervor treten? So werden wir nun nicht staunen, wenn wir, für einen Augenblick in die Culturgeschichte eintretend, plötzlich Theurgie und Magie antreffen (Cagliostro, Saint Martin, Gaßner, Meßmer), wenn die alten Zauberbücher und geheimnißvollen Formeln wieder hervor gesucht, wenn mit grillenhafter Mühe der Stein der Weisen, das Lebenselixir, die quinta essentia gesucht werden. Rosenkreuzer und Illuminaten — Alles Kinder der Sturm- und Drangperiode! Und da das Kind von Natur gut ist, so überlasse man es sich selbst, räume mit dem Schulunterricht gänzlich auf, oder für einstweilen, so meint Ehren-Basedow, mag man spielend den Kindern die nicht wohl zu entbehrenden Kenntnisse beibringen.

Von den Kraftgenies aber mochten einige den Boden einer Bibliothek nicht mit einem Fuß betreten; andere warfen sich auf das Seltsame in der Literatur, die tieferen Geister suchten bis zu den Anfängen vorzudringen und holten aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts bald die Ideen für eine Philosophie der Geschichte, bald die alten Denkmäler der Ur- und Volkspoesie, bald die Urgestalt der Religion, der Politik, der Dichtkunst. Und da man bei den nicht civilisirten Völkern andere Grundsätze der Moral und Aesthetik entdeckte, so hielten Manche diese Grundsätze sofort für die reine Natur und gestalteten darnach ihr Leben ungeschlacht und cyklopenmäßig, ihre Dichtung roh und liederlich.

Die Schlagwörter der neuen Richtung waren also: Natur, Ursprünglichkeit, Originalität. Der geistesverwandte Genius oder Dämon ist Faust, der nie befriedigte, überall anklopfende, der ‚Wohl und Wehe der ganzen Menschheit auf seinen Busen häufen und mit

seinem Geist das Höchste und Tiefste greifen will'. Die Drangperiode hat einen Repräsentanten auf dem Thron, Kaiser Joseph II., der immer den zweiten Schritt thun wollte, ehe er noch den ersten gethan. Alterspräsident in dem literarischen Convent der Originalgenies war eigentlich Klopstock, der Psalmen- und Hymnenkönig, der altdeutsche Barde, der Genius, der sich selbst Regel war und Vorbild. Ein Theil der Sturmgenossen, besonders die an der Elbe und Leine, blieben ihm getreu, d. h. er konnte von ihnen mit Göthe sagen:

Die holden jungen Geister sind alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meister und gehn der Nase nach.

Durch Klopstock, den Gründer und Gesetzgeber der Gelehrtenrepublik, war die Dichterzunft in Freie und Edle eingetheilt; ‚wer als Entdecker und Erfinder eine gewisse Höhe erreicht, ist ein Edler.' Da wollten nun alle nicht bloß frei, sondern edel sein. Das Gerede von Genie hatte die Köpfe erhitzt und wie Cadmus Saat wuchs plötzlich eine ganze Schaar von Genies, von stürmenden Giganten, aus dem Boden empor.

Betrachten wir einen Augenblick die lokale Entfaltung und Verschlingung dieser Genie-Corps. Hoch an der russischen Grenze in Riga und Königsberg waltete Hamanns Prophetenschule; die dunklen Sprüche des Magus erklärte sein größerer Schüler Herder; Hippel war nur im Geheimen Aggregirter; Kant, in andere Richtungen vertieft, wurde später das Kraftgenie in der Philosophie. An den Marken von Dänemark saßen die bereits erwähnten Cramer und Gerstenberg und schöpften skandinavische Urpoesie. Am Rhein zog der junge Göthe mit magnetischer Kraft die stürmenden Geister an sich: Klinger, Hahn, Wagner, Lenz. Jung Stilling konnte mit diesen Originalen nicht immer auskommen und suchte seinerseits den Himmel mit Gebet zu stürmen; der weiche Jakobi ließ sich durch Göthe aufrichten und fortreißen. Die rheinischen Kraftmenschen hatten indeß ihre schwachen, thränenreichen Augenblicke, ihr Beichtiger und Tröster in solchen Momenten war Lavater der Prophet. Während am Main und Rhein vorzugsweise das Drama gepflegt wurde, regellos, genial, in den Wunden der Zeit wühlend, schloß in Göttingen eine Schaar von jugendlichen Lyrikern sich zusammen, hochsittlich-eifernd gegen das Verderben der Zeit und den Hauptverderber Wieland, erglühend in altdeutsch-klopstock'scher Bardenbegeisterung für Freiheit und Vaterland gegen Tyrannen und Weichlinge. Getrennt von diesen Kreisen, doch als Tangenten angezogen, stehen Schubart, Heinse, Maler Müller da. Blendenden Glanzes kommt der Spätling Schiller und schließt die große Bewegung mit Räubern, Fiesco und Kabale und Liebe ab.

Grundverschiedene Ingenien, im Original-Eigensinn weit auseinander gehend, oft gar in feindlichem Kampf auf gegenseitige Vernichtung —

und doch wieder ein Geist, der alle erfüllt und treibt: Bruch mit dem Hergebrachten, Schöpfung des nie Erlebten, des Originellen, Rückkehr zur Urpoesie. Und auch diese jugendliche Originalität war nicht ganz originell; die angelsächsischen Stammverwandten hatten wiederum die Anregung gegeben; Rob. Lowth hatte an ‚die heilige Dichtung der Hebräer' bereits den ästhetischen Maßstab gelegt, Rob. Wood in Homer das ‚Originalgenie' entdeckt, Young die Originalschönheiten in Shakspeare heraus gefunden, Macpherson hatte die grandiosen Nebelgestalten Ossians hingestellt, Percy die wundersamen Ueberbleibsel der alten Volkspoesie gesammelt. Dazwischen ergoß das Nordlicht der eben bekannt werdenden Edda seine nächtlich-gewitterhaften Strahlen.

Führen wir nun einzeln die Original-Genies vor. Ehe des Dichters Mund sich öffnete, drangen vom Norden die Prophetenstimmen herüber, erst dunklen Klanges, allmählich heller und klarer. Bescheidenen Antheil hatte der Rigaer Berens; sein gastfreies Haus versammelte die strebsamen Geister, das damalige Jung-Litthauen. Dort fand sich auch Georg Hamann (1730—88) ein, der Magus des Nordens, gebürtig zu Königsberg. Vom Schicksal vielfach umhergeworfen fand er Ruhe in dem gastlichen, strengkatholischen Hause der Fürstin Gallitzin zu Münster. Dem schwerfälligen Körper, den ein Stock gegen Schwindel aufrecht halten mußte, glich allerdings auch der Geist des nordischen Magus. ‚Sein Gehirn', sagt Abbt, ‚gleicht dem Archipelagus, wo Alles Nachbar ist, aber nur auf Schiffen zusammen kommen kann.' Eine ungeordnete Lectüre brachte ihm allerlei neue Gedanken; er zeichnete sie auf, konnte sie aber nicht ausführen, zerstreute sie in seinen Schriften und wußte oft selbst nicht mehr, woher sie stammten und was sie bedeuteten; dem unruhigen Geiste fehlte das Zauberwort, die seltsamen Geister zu bändigen. So zersplittern sich seine Ideen in einzelne Gedankenblitze, die aus dunklen Wolken hervorbrechen und denen wieder nächtliches Dunkel folgt. Wer wie Göthe mit Geistesklarheit an diese vereinsamte, helldunkle, oft paradoxe und sich bekämpfende Gedankenwelt heran treten konnte, der drang allerdings in eine reiche Fundgrube tiefer Intuition ein. Auch der alte Wandsbecker Bote hatte seine Freude an ihm: ‚er hat sich', sagt er, ‚in ein mitternächtlich Gewand gewickelt; aber die goldnen Sternlein hin und her im Gewande verrathen ihn und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt.' Wer aber in der Tiefe sich nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln konnte, um den wurde es immer trüber und dunkler, und die sibyllinischen Blätter mit dem Orakelton wurden immer unfaßbarer. In Fragmenten und Aphorismen — er wollte lieber Zeilen als Bogen schreiben —, in unbeholfenem verwachsenem Styl, dem Abbild des schwerfälligen Körpers und des launenhaften Geistes, sucht er die Tenne der Literatur zu reinigen,

und zankt mit den Tempelschändern, den Schriftgelehrten, ‚die so bündig schließen als Kaiphas und so fruchtbar denken als Herodes.‘ Hamann war es, der in der Poesie zuerst wieder die Ursprache der Völker erkannte und im alten Testamente die gewaltigste Poesie fand; er war es, der auf das stille Geheimniß der Poesie hinwies, der sich nicht davon abbringen ließ, daß alles Große, was in der Welt gewirkt werde, nur durch harmonische Anspannung aller menschlichen Kräfte auszuführen sei. Eine herrliche Maxime! bemerkt Göthe zu dem Letzten, aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie gelten; bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Es gibt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Dieser Sonderung widerstrebte Hamann ein für allemal und griff daher, um das Unmögliche zu leisten, nach allen Elementen: geheime Anschauungen, erleuchtende Verstandesblitze, dunkle Vorstellungen, halb treffende, halb täuschende Bilder, Autoritätssprüche, der Ernst des Forschers, das Feuer des Propheten, der Unwille des Unbefriedigten, die Grobheit des Reformators, die Humoristik des Gemüthlichen, Alles soll hier gleichmäßig vertreten sein, und es wird keine Rücksicht darauf genommen, daß es so zu einer ästhetischen Wirkung nicht kommen kann. Seine Schriften, Broschüren selten mehr als einige Bogen stark, sind, sagt Gervinus, ‚ein Sauerteig, in die Nation geworfen, ungenießbar an sich, eine nöthige Gährung im Ganzen.‘ Sie tragen die sonderbarsten Titel: ‚Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums‘, ‚Wolken, ein Nachspiel der Sokratischen Denkwürdigkeiten‘, ‚Apologie des Buchstaben h‘, ‚Versuch einer Sibylle über die Ehe‘, ‚Golgatha und Scheblimini‘; in den ‚Kreuzzügen des Philologen‘ hat er eine Anzahl solcher krausen Flugblätter gesammelt, darunter: ‚Aesthetica in nuce, eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa‘ [1].

Neben den Magus des Nordens, der eine schwere Sprache hatte und eine schwere Zunge, trat sein größerer Schüler, dem die Gabe des Wortes in überreichem Maße verliehen war, und erklärte die Orakelsprüche. Doch bald gelangte der Commentator zu höherer selbständiger Bedeutung und zu dem, was Hamann vergeblich von sich und von andern gefordert hatte. Johann Gottfried Herder, zu Morungen in Ostpreußen geboren 1744, studirte in Königsberg Theologie und unter Kant Philosophie. Als Reiseprediger des Prinzen von Holstein trat er in Straßburg mit dem jüngeren Göthe in Verbindung. Graf Wilhelm

[1] Hamanns Schriften von F. Roth. Berlin 1821 ff. 8 Theile. — L. Schücking, die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde (im rhein. Jahrbuch). — J. Gildemeister, Hamanns Leben u. Schriften. Gotha 1857—63.

von Lippe zog ihn als Superintendent und Consistorialrath an seinen langweiligen abgelegenen Hof. Im Jahr 1776 kam er durch Göthe in gleicher Eigenschaft nach Weimar, wo er bis zu seinem Tode (1803) blieb. Durch seinen hohen umfassenden Geist und seine helle Begeisterung, die von reicher Darstellungsgabe getragen wurde, sowie durch kräftiges Wesen imponirte Herder überall. Ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Göthe hatte keinen Bestand; intimer wurde er mit Wieland und Knebel. Doch meinte Wieland im Vertrauen: Der Mann ist wie eine elektrische Wolke; von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect, aber der Henker habe einen solchen Nachbar über seinem Haupte schweben.

Schaffendes poetisches Talent war Herdern nur in bescheidenem Maße geworden; nur wenige helle Klänge vermochte er seiner Leier zu entlocken. Seine Strophen über die Flüchtigkeit des Irdischen („Tadle nicht der Nachtigallen Bald verhallend süßes Lied"), ein etwas reflektirendes Abendlied („Und wenn sich einst die Seele schließt Wie diese Abendblume"), seine Paraphrase des Apostels („Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen"), seine Distichen auf Lessings Tod, sodann seine reimfreien Legenden, das mag wohl ziemlich Alles von seinen dichterischen Erzeugnissen sein, was noch jetzt gelesen und nachempfunden wird. Aber Herder besaß nicht bloß die klassische Bildung Lessings, er besaß das feinste poetische Gefühl, wie ja manchem Künstler das sicherste musikalische Gefühl, aber nicht die Kunst der Composition zu Theil ward; und so erlangte er eine selten dagewesene Sicherheit, dichterische Erscheinungen jeder Art zu würdigen, in sich aufzunehmen und in ungetrübter Wahrheit wieder darzustellen. Das Eindringen in die mannigfaltigsten Erscheinungen der Poesie, heilige und profane, alte und neue, volksthümliche und kunstmäßige, morgen- wie abendländische, ist ihm die Hauptaufgabe; die Poesie ist ihm „ein Proteus unter den Völkern, sie verwandelt ihre Gestalt nach Sprache, Sitten, Gewohnheiten, nach dem Temperament und Klima, sogar nach dem Accent der Völker. Wie Nationen wandern, wie sich die Sprachen mischen und ändern, wie neue Gegenstände die Menschen rühren, wie ihre Neigung eine andere Richtung, ihre Uebungen ein anderes Ziel nehmen, wie in der Zusammensetzung der Bilder und Begriffe neue Vorbilder auf sie einwirken, selbst wie die Zunge sich anders bewegt und das Ohr sich an andere Töne gewöhnt: so verändert sich die Dichtkunst nicht nur bei verschiedenen Nationen, sondern auch bei demselben Volke." Die Poesie ist eine ebenso nothwendige Aeußerung der menschlichen Natur als die Sprache, erscheint daher auch in mannigfaltigen Gestalten und Weisen.

Wo aber den ästhetischen Maßstab finden für die Produkte des großen, zum Theil erst neu entdeckten Dichterwaldes? Herder stellt zunächst als solchen die Annäherung an die Ur- und Volkspoesie hin; die

Klänge eines Dichtungswerkes sind um so reiner und voller, je mehr sie mit der eigenthümlichen Urpoesie eines jeden Volks zusammen stimmen. Wir sehen, Herdern war die Sonderung von Volks- und Kunstdichtung keineswegs geläufig. Doch wußte er auch die eigentliche Kunstdichtung, natürlich nicht unter diesem Namen, zu würdigen. Seine späteren Lebensjahre befreundeten ihn mit dem lange vernachlässigten Dichter Balde, den er durch seine Terpsichore (1795—96) in schönen Uebertragungen, zunächst ohne den Namen des Sängers zu verrathen, den Zeitgenossen vorführte. In der Adrastea (1801—1803) lieh er sodann den lateinischen Kunstdichtern ein geschmackvolles deutsches Gewand. Und in seinen eigenen Gedichten ist der Einfluß der Volkspoesie so gut wie gar nicht wahrzunehmen; Herder bietet darin die andere Seite seines reichen Geistes: die lehrhafte und spekulative.

Doch das Maß für die Volksdichtung und die mit ihr zusammen hängenden dichterischen Produkte? ‚So manchen Maßstab der Dichter einer Nation oder verschiedener Völker man aufgestellt hat, so manche vergebliche Arbeit hat man übernommen. Keiner Nation dürfen wir es verargen, wenn sie vor allen andern ihre Dichter liebt und sie gegen fremde nicht hingeben möchte; sie sind ja ihre Dichter... In jeder Zeit war die Poesie der Inbegriff der Fehler und Vollkommenheiten einer Nation, ein Spiegel ihrer Gesinnungen, der Ausdruck des Höchsten, nach welchem sie strebte.‘ So Herder. Und so kann ferner nicht durch abstracte Kritik, nicht auf dem Wege des Schematisirens der ästhetische Standpunkt gewonnen werden, sondern nur durch die ‚Naturmethode‘. ‚Jedes blüht an seiner Stelle in Gottes Ordnung; man lasse es dort, um es ganz wie es ist, nach Zeit und Art von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten: Flechte, Moos, Farrenkraut und die reichste Gewürzblume‘. Das ist nun freilich eine Toleranz, wie Herder sie später auch auf religiösem Gebiete verfocht, ähnlich der jenes Sultans, der sich über die vielen Religionen freute, die in seinem Reiche in der verschiedensten Weise Gott verehrten. Der ethnographische Standpunkt ist damit statt des ästhetischen eingeführt. Hatte man bisher ein einseitiges Ideal aufgestellt und sich auf den Grenzen des einen Extrems aufgehalten, so drohte hier das andere Extrem.

Herder begnügte sich indeß einstweilen damit, die Materialien für den projectirten Wunderbau in allen Stylen herbei zu schaffen. Lange Jahre sammelte er an den Volksliedern (1778—79), unbekümmert um Schlözer's tadelnde Bemerkung, er gehöre zu der neuen Race von Theologen, denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken seien, unbeirrt durch Nicolai's Bemühungen, Herders Werk schon als Embryo zu vernichten. Allerdings ist der Strauß von deutschen Volksliedern nur spärlich ausgefallen; in meist

gelungenen Uebertragungen führt der Sammler hier in die Freiheitsluft des alten Griechenlands, dort unter die Kastanienschatten Spaniens, jetzt in die Barken Siziliens zum Abendgruß der hl. Jungfrau, dann an Frankreichs sangesreichen Hof, über den Kanal zu den Reliquien Altenglands und in die Nebelwelt der Schotten, ja gar über das weite Meer nach Grönland und Lappland; selbst den wilden Madagassen und Peruanern hat er einzelne Töne abgelauscht. Schon früher (1773) hatte Herder mit Göthe und Justus Möser ein Büchlein *von deutscher Art und Kunst* herausgegeben. Während Göthe dazu seinen Straßburger Aufsatz ‚von deutscher Baukunst' und Möser eine ‚deutsche Geschichte' hergaben, strömte er seine geistreichen Gedanken über Ossian und Shakspeare aus. Shakspeare, der gewaltige, ohne Kenntniß der Aristotelischen Gesetze zu seiner Höhe aufgestiegene Dramatiker, von Lessing bereits bewundert, von Eschenburg und Wieland übersetzt, wurde durch Herders universelleren Blick in seiner vollen Bedeutung erfaßt. Fortan erschien er wie der geharnischte Geist des Dänenkönigs den Sturm- und Dranggenossen auf jedem Schritt, als ob er sie aufforderte ihn zu rächen, weil er so lange ungeehrt und vergessen im Grabe gelegen. Indeß der ihn beschworen, Herder, er konnte ihm nur die Wege bahnen; die wirklichen Dramatiker unter den Kraftgenies aber klagten wie Hamlet, daß die Welt aus den Fugen sei, sie stellten sich toll wie Hamlet, wurden auch wohl gelegentlich wirklich toll und machten dann die Bühne zum Bedlam ihrer Verrücktheit. Um nun noch einige Jahre zurückzugehen, so gelangen wir an die ersten größeren Werke Herders: *‚Kritische Wälder* oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend' (1769) und *‚Fragmente* über die neuere deutsche Literatur' (1767). Hier hat Herder zuerst in jugendlichem Ungestüm seine Gedanken über die Erhebung der deutschen Literatur ausgesprochen. Diese Gedanken sind bei ihm perennirende Pflanzen, die jahraus jahrein neue Blüthen treiben; sie werden in späteren Schriften ausgeführt, bleiben aber im Ganzen immer fragmentarisch, da der Denker unter ihrer Fülle kaum zu Athem kommt. Hier verlangt er zuerst eine Wiederherstellung der Lebenskraft der Sprache, die das Behältniß der Literatur, aber bisher von Sprach- und Schulmeistern verballhornt sei. Es gelte, die Naturwüchsigkeit (das Idiotistische nennt es Herder) vor diesen Kunstrichtern und Regelschmieden zu retten. Die deutsche Poesie habe noch zu sehr den philosophischen Schulcharakter, den Nachgeschmack der Versübungen nach lateinischen und griechischen Mustern. Hier durfte freilich der junge Mann nicht mit der rechten Rücksichtslosigkeit drein fahren, doch scheut er Parallelen nicht: Man nenne Klopstock und Bodmer unsere Homere, Gleim unsern Anakreon, Geßner unsern Theokrit, Gleim unsern Tyrtäus, die Karschin unsere Sappho, Willamov gar den deutschen Pindar. Und

können wir denn wohl überhaupt in unserer Zeit einen Homer haben? Und Dithyramben ohne Bacchus, ohne mänadischen Tanz und orgiastische Festlust? Unsere Dithyrambendichter sind also nichts weiter als unsere alten Trinkbrüder; die Anakreontiker flattern wie Fledermäuse in den mittleren Regionen; Theokrit-Geßner hat Schäferlarven, keine Gesichter; spricht ihm Ramler dieselbe Süßigkeit wie dem Theokrit zu, so sagen wir, Geßners Trank ist verzuckert; zur deutschen Sappho dürfte das griechische Urbild sagen: ‚Du hast nie Rosen gepflückt auf den Pierischen Bergen, wo die Musen und Grazien wohnen.' Aber so geht's mit solcher Nachahmung; man erhält entweder eine neue Antike oder eine Moderne nach antikem Geschmack, beides unleidlich. Doch diese Nachahmung hat wohl auch ihre Entschuldigung; so hören wir in den ‚Ideen zur Geschichte der Poesie und der bildenden Künste'. Wir sind spät gekommen und fanden in fremder Literatur viel Vortreffliches. Und dennoch — wir sind im Besitz älterer Poesie als andere moderne Völker; darum frischt Herder das ‚Andenken an einige ältere deutsche Dichter' (1793) auf und weist auf das Ludwigslied, Annolied, auf Freidank, Renner, Boner, den niederdeutschen Reineke hin, die Ehre der älteren deutschen Poesie. Nach Herders Tod erschien seine Uebersetzung der alten spanischen Volkslieder vom Cid, die zwar nach einer französischen Bearbeitung ausgeführt ist und darum sich nicht allzu treu an die spanischen Originale anschließt, dennoch aber das Eigenthümliche des südlichen Volksgesangs trefflich wiedergibt.

Vorzüglich aber schweifte Herder hinüber in den Orient, die Wiege des Menschengeschlechts und der Poesie. Von diesen Fahrten brachte er manch' schönen Fund mit, jetzt die heißen ‚Lieder der Liebe aus dem Morgenland', dann die ‚Dichtungen aus der morgenländischen Sage', ‚Blumen aus morgenländischen Dichtern', in den letzteren besonders die Parabel- und Paramythien-Poesie, die auch in Herders Gemüth am reichsten sproßte. Und wie er als Theologe sich den ‚ältesten Urkunden des Menschengeschlechts' (1774—76, 4 Theile) zuwandte, so zergliederte er als Aesthetiker den ‚Geist der ebräischen Poesie' (1782—83). In einer so dürren Zeit, wo die Deisten mit ihrem rationalistischen Anhange das alte Testament als ein Conglomerat von geschmacklosen Fabeln und rohen Phantasieprodukten eines uncultivirten Volkes hinzustellen suchten, war mit Herders würdevoller und edler Auffassung immerhin schon etwas gethan. Die heiligen, viel mißhandelten Bücher erschienen nun wenigstens als die auch ästhetisch hoch anzuschlagenden Bruchstücke einer erhabenen Urpoesie. Aber nicht mehr als das? Sind die Propheten einfach nur die Hymnendichter der Gottheit, die erzürnten, auf Hoffnung gestellten Sänger eines zerfallenden Volkes? die älteste Urkunde des Menschengeschlechts nur die Urpoesie und Ursprache einer morgenländischen

Nation? Allerdings in seinem jugendlich starken Gefühl wäre Herder vor solchen Gedanken erschrocken. Dazumal verlangte er in seinen ‚Provinzialblättern', daß der Prediger mehr als ein Uhrtreiber moralischer Pflichten und bürgerlicher Tugend, daß er ein Verkünder des göttlichen Wortes sei, daß er in der Offenbarung nicht ein Aufgehänge zur Moral, sondern den Grund des Glaubens, das Gebäude der Entwicklung des Menschengeschlechts in die Ewigkeit hinüber erkenne. Aber mit den Jahren, da das Gefühl ermattete, legte sich der Dunst des Nationalismus über die poetisch-religiöse Landschaft. Die berühmten Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784—91, 4 Bde.) haben eine ganz andere Offenbarung gefunden. Der Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch, an dessen Lettern Herder studirt. Ihn freilich führt dieses Buch zu Spinoza dem Pantheisten, ihm stellt es Christum als bloßen Redner hin, ihm zeigt der Veda der Natur, daß man allmählich vom Institut des Christenthums weit abgekommen, so wie man Geheimnisse erfunden und jenseits der Grenzen des menschlichen Verstandes speculirt habe, und daß man einstweilen nichts Besseres thun könne, als sich vor dem gescheiterten System von groben und subtilen Dreigöttern zu hüten. Auf diesem Wege entsteht dann, was Herder von je erstrebt, die Religion der Humanität, der ‚reinen, edlen Menschlichkeit'. Das Christenthum gilt noch als Durchgangsstation, die harmonische Ausbildung des menschlichen Wesens als Religionswissenschaft. Dann liegt am Namen ‚Christianer' wenig, gehe dieser unter oder bleibe. In dem Tempel der Humanität predigt nun Herder mit salbungsvoller Würde und gehobenem Ernste Leuten aus allerlei Volk; von da aus sendet er als Apostel die ‚Briefe zur Beförderung der Humanität' (1793—97) aus.

Noch ein Wort über Herders Prosa. In den Jugendschriften, die sich dem Inhalte nach an Lessings kritische Schriften anreihen, hat er sich eifrig nach diesem großen Vorbilde geschult, ohne ihm in der Klarheit und Ruhe der Darstellung nahe zu kommen. Sein Wesen hatte mehr von dem Unruhigen, Sprunghaften und Fragmentarischen der Kraftgenies an sich. Daher nähert er sich bald dem Hamann'schen Styl, das Abstruse und Bizarre desselben jedoch fern haltend. Nach dieser Seite hin, wo Humor und Laune gern anschießen, wurde Herder das Vorbild der Humoristen, von denen wir ihm hier einen Landsmann gleich zugesellen[1].

---

[1] Herders sämmtliche Werke, zuerst in 60, darnach in 40 Bänden herausgegeben, zerfallen in drei ziemlich gleichmäßige Abtheilungen: 1) Zur Religion und Theologie, 2) Zur schönen Literatur und Kunst, 3) Zur Philosophie und Ge-

Theodor Gottlieb Hippel (1741—96), ein Ostpreuße, als Schriftsteller während seines Lebens persönlich unbekannt, da er eine undurchdringliche Anonymität zu behaupten verstand, ist eine der seltsamsten Erscheinungen in unserer Literatur. Bei einer beispiellosen Geschäftsthätigkeit als Criminaldirector, Bürgermeister, Polizeidirector und Stadtpräsident zu Königsberg fand er noch Muße zu zahlreichen Schriften. Er begab sich mit der geistreich-sprühenden, aphoristischen, von Anspielungen strotzenden Manier Hamanns auf das Gebiet des Romans. Aber in dem Gewirr von Anschauungen, Gedanken, Phantastereien und Witzen verläßt uns so gänzlich die leitende Hand des Verstandes, so wenig kann der fortgewirbelte Geist einen Ruhepunkt zur Ueberschau gewinnen, daß es geradezu unmöglich wird, diese Romane als ein vollständiges Ganze zu genießen. Seine Abhandlungen ‚über die Ehe' und ‚über die bürgerliche Verbesserung der Weiber', in denen er der Emancipation der Frauen das Wort redet, — er, der Eheloſe — halten sich bei allem knallenden Humor von der bezeichneten Ordnungslosigkeit noch ziemlich frei. Von den Romanen verdienen Erwähnung: ‚Lebensläufe nach aufsteigender Linie' und ‚Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z'. In dem ersten scheint ein Theil seines Lebens verwoben zu sein; kurländische Landschaft blickt idyllisch herüber, Königsberger Philosophie und preußisches Krautjunkerthum liegen im Hinterhalt, das Ganze aber zerbröckelt dem Leser unter den Händen. Noch mehr ist dieß in dem andern Roman der Fall; der Autor gönnt unbarmherzig keinen Ruhepunkt, indem er nur mitten im Satz ein neues Kapitel beginnt, und jagt den Leser wie seinen Helden die Kreuz und Quer, um eine unsichtbare Kirche zu suchen und endlich, bei der Freimaurerei angekommen, ihm den Vorhang zu zeigen, ‚der leider Alles und hinter dem nichts ist'.

IX. Sturm und Drang.

Was Jung-Litthauen angeregt hatte, wozu Herder aus heißen, kalten und gemäßigten Zonen Material herbei geschleppt hatte, das sollten die holden jungen Geister am Rhein und Main ausführen. Sie warfen sich besonders auf das Drama. Dieses aber muß, so lehrten Herders Untersuchungen, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen und Liebhabereien sich gestalten, und das Erfundene wird Drama sein, wenn es bei dem betreffenden Volke dramatische Zwecke erreicht. Also eine ziemlich umfangreiche Willkür. Daneben aber wies

---

schichte. — Erinnerungen aus Herders Leben von Maria Carolina v. Herder. Stuttgart 1830.

derselbe Herder auf ein grandioses Vorbild bei einem stammverwandten Volke hin, auf Shakspeare, den Propheten der Natur. ‚Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: hoch auf einem Felsengipfel sitzend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Meeresbrausen; aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels: so ist's bei Shakspeare. Nur freilich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fuße seines Felsenthrons Haufen murmeln, die ihn erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verleumden, übersetzen und lästern! — und die er alle nicht hört!' So sprach Herder. Zündend fiel es in die jungen Geister Deutschlands; auf der Bühne sollte der Kampf gegen das Althergebrachte, Steife ausgestritten werden; fallen sollte die Bastille der Sklaverei des Genies. Unter Waffenklirren und den Gräueln des Bauernkriegs trat plötzlich der kerndeutsche Ritter mit der eisernen Faust, Götz von Berlichingen, auf die Bretter; ihm nach stürmte die wilde verwegene Meute. Götz brach die beengenden Fesseln der Aristotelischen Einheiten, seine Nachfolger stürmten bald alle Schranken des Conventionellen.

An Göthe's Seite lebte zu Straßburg der Liefländer Reinhold Lenz (1750—92), ein weicher Jüngling, den Zeit, Soldatenumgang und Schicksal unter die Kraftmenschen brachten, ‚ein fragmentarisches Genie'. Der ‚lahme Kranich' (so nannte Lenz einmal sich selbst) wollte an der Seite des Adlers der Sonnennähe entgegen fliegen; zu früh ermatteten seine Schwingen. Er folgte Göthe nach Weimar, man behandelte ihn wie ein krankes Kind; jeden Tag machte er seinen dummen Streich und wunderte sich dann darüber, wie die Henne, die ein Ei gelegt hat. Eine ‚Eselei' (ein Pasquill auf die Herzogin Amalia und ihre Tafelrunde?) zog ihm die Verbannung zu. Stets der Nachtreter Göthe's, ging er in's Elsaß und suchte die Liebe von Göthe's Friederike von Sesenheim. Hier verfiel er in Wahnsinn; man sagte ihn todt durch Verwechslung mit seinem Namensvetter L. F. Lenz, dem Dichter der Freimaurerlieder. Er starb zu Moskau 1792. Als Dichter stellte er sich gern neben Göthe; aber Göthe's Phantasie war die bewegliche, immer neue Tochter Jovis, die Phantasie Lenzens eine Nixe, die ihn in die Tiefe zog. In Königsberg bereits erschien ein Kraftgedicht Lenzens: ‚Die Landplagen', Krieg, Hungersnoth, Pest, Feuersnoth, Wassersnoth und Erdbeben in sechs Büchern brüderlich vereinend. Den Krieg gegen die Fäule der Zeit führte er dann in drei ‚Komödien', die durch tragische Scenen tief in die Wunden der Zeit einwühlen. ‚Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung', lange Zeit Göthe zugeschrieben, legt eine Verführungsgeschichte in schreckhaft wahrer Zeichnung auseinander; die Arabesken bildet das Leben der adeligen Fräulein und der Junker auf Universitäten. Der neue Menoza hält der Bürgerwelt denselben Höllenspiegel vor. Aus dem Umgang mit der Straßburger Garnison

nahm Lenz die Figuren für die Soldaten, ‚denen von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben.‘ In der ‚dramatischen Phantasey: der Engländer‘ lodert schon das verzehrende Feuer des Wahnsinns in der wilden Liebesgluth; es ist das heißeste Produkt dieser zerrütteten Zeit[1].

Ein zweiter Dramatiker, der Pfälzer Ludwig Philipp Hahn (1746—87), galt als talentvoller Nachahmer Göthe's. Zu der Lossagung von dramatischen Regeln, der Willkürlichkeit in Charakteren und Scenen gesellt sich indeß noch die Raserei des Gerstenberg'schen Ugolino. Hahn gab dazu die Vorgeschichte: ‚Der Aufruhr in Pisa‘. Ein anderes Trauerspiel: ‚Graf Karl von Adelsberg‘, schwelgt ebenso im Gräßlichen, während ‚Robert von Hohenecken‘ sich den Ritterspielen anschließt, die aus dem Götz von der andern Seite sproßten.

Ein ‚guter Gesell, nicht ohne Geist, Talent und Unterricht, ein Strebender und daher willkommen‘, schloß sich dem Göthe'schen Kreise in Straßburg Heinrich Leopold Wagner (1747—84) an. Göthe theilt uns mit, er habe Wagnern seine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe mit Gretchen erzählt; Wagner habe das für ein Trauerspiel: ‚Die Kindsmörderin‘ benutzt. Daraus folgern nun einige Literarhistoriker, Göthe habe für diesen Raub den Wagner als den pedantischen Famulus in seinen Faust gebannt, während schon die Volksbücher den Faustischen Famulus Christoph Wagner kennen. Uebrigens hat es mit dem Raub an Göthe's Eigenthum wohl nicht so viel auf sich; die schuldlosen Kindesmörderinnen, die ‚Geopferten der Hölle‘, waren einmal ganz nothwendig Lieblingsfiguren der Sturmgenossen; sie kamen erst mit Schillers dumpf zusammen hallenden Glocken und ‚des Pfarrers Tochter zu Taubenhain‘ zur Ruhe. Wagners Drama wurde verboten, eine Umarbeitung als ‚Evchen Humbrecht oder ihr Mütter merkt's euch!‘ mag wegen der moralischen Vermahnung glücklicher gewesen sein. Wagner hatte noch einen Doppelgänger desselben Namens, gewöhnlich nur Heinrich Wagner genannt, von dem hauptsächlich nur kleinere Gedichte herrühren.

Der trotzigste unter den Kraftmenschen war Friedr. Max Klinger, Göthe's Landsmann (1752—1831). Sein Aeußeres schildert Göthe sehr vortheilhaft, Wieland aber kam er vor, als ob er Löwenblut saufe und rohes Fleisch fresse. Die Jugend war für ihn eine harte Uebungsschule; Alles, was an ihm war, hatte er sich mühvoll errungen; das gab ihm einen Zug stolzer Unabhängigkeit, der sich später, als er sich zu

[1] Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1828. 3 Bde.

hoher Stellung durchgerungen hatte, zur höhnischen Kälte gegen die dem Schicksal Erliegenden verbitterte. Diesem Naturkind fiel Rousseau in die Hände, Emil ward sein Haupt- und Grundbuch. Alles ist gut wie es aus den Händen der Natur kommt, Alles verschlimmert sich unter der Hand der Menschen, so sagten auch ihm seine widerwärtigen Erfahrungen. So stürmte Klinger in Kraftproductionen gegen die verpumpfte Cultur an. ‚Tugendhafte Ungeheuer', durch die Schuld der Menschen oder der gesellschaftlichen Zustände zu Verbrechern geworden, und ‚edle Canaillen', die unter äußerem Tugendschein in der Tiefe der Seele verdorben sind, sie bilden die Klinger'sche Welt, in der Alles mit titanenhaftem Trotz und cyklopischer Kraft auf einander rennt oder doch mit entsetzlichen Phrasen und Kraftworten um sich wirft. Mit dem Schauspiel Sturm und Drang (1776), das der ganzen Literaturrichtung den Namen gegeben hat, trat Klinger, der bis dahin Göthe und Lenz nachgeahmt hatte, in eigener Kraft hervor. Der Schauplatz ist nach Amerika verlegt; die Feindschaft zwischen einer schottischen und einer englischen Familie, in denen natürlich das Kanibalenthum der Klinger'schen Kraftmenschen steckt, gibt den dramatischen Knoten ab. Die Unzufriedenheit der Europamüden ist trefflich an drei Personen vertheilt, an den vorwärts stürmenden Wild, an den ironisirenden Schwärmer La Feu und den gelangweilten, mit der Welt fertigen Blasius. Nach diesen drei Richtungen gingen auch die Charaktere und Lebensanschauungen der Sturm- und Dranggenossen auseinander; und so mag denn für immer das fast vergessene Drama der Literatur-Epoche den Namen leihen. Das Preisstück: die Zwillinge brachte ausgebreiteten Ruhm. Charlotte Ackermann und F. L. Schröder hatten im Jahre 1775 einen Preis für das beste, in Prosa abgefaßte Trauerspiel ausgesetzt. Sonderbar, alle drei eingesandten Concurrenzdramen hatten den Brudermord zum Gegenstand. Das eine fand man zu leer an Handlung; das zweite, ‚Julius von Tarent', handlungsvoll, schön dialogisirt, voll Nerv und Geist, würde den Preis erhalten haben, wenn nicht das dritte, ‚die Zwillinge', vor jenem die mächtige Triebfeder der unentschieden gebliebenen Erstgeburt vorausgehabt hätte. Das wildgeniale Produkt, das den Brudermörder als ein tugendhaftes Ungeheuer zum Helden des Drama's macht, gefiel damals besser, als die weicher gestimmte dramatische Composition von Leisewitz, die das andere damals so stark vertretene Element, die Sentimentalität, mehr hervorkehrt und daher den ermordeten Bruder als Helden hat. Schiller hat den gefährlichen Stoff bekanntlich in der Braut von Messina noch einmal hervorgezogen, dann aber die Hälfte der ungeheuren Schuld in den Abgrund des willenlosen Fatums fallen lassen. Die andern Dramen Klingers verdienen keine Erwähnung, bis etwa auf das Lustspiel: die Spieler, das die Gaunerei in komischen Bildern

entrollt und bereits Schiller'sche Kraftfiguren, Vorläufer von Moor und Spiegelberg vorführt. Klingers trotziges Soldatenblut erlag nicht im Kampfe gegen beengende Verhältnisse; am Hofe zu Petersburg stieg er zur Würde eines Generalmajors, eines Adligen, ja, wie man wissen will, zum Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiserin Katharina. Seine Lebensauffassung blieb düster und ingrimmig; sein Standpunkt rückte höher: aus einem Theilnehmer und Kämpfer ist er ein Beobachter geworden, und zwar ein herber, kalter, den das Lumpenpack von Menschen mit seinen Schicksalen und Leiden wenig rührt. Mit der Phantasie und dem Pinsel eines Höllen-Breughel malt er in Romanen Weltfragmente, in denen das Böse triumphirt, das Gute unterliegt oder zum Bösen ausschlägt, Alles ohne tröstenden Hintergrund. Die Welt ist russisch Sibirien geworden. Eine bekannte Gestalt der Drangperiode tritt hervor in Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt (1791). Das allgemeine Bild der menschlichen Corruption verengert sich in der Geschichte Giafars des Barmeciden, welche die Nachtseite der politischen (despotischen) Verhältnisse darstellt. Dazu darf natürlich das Seitenstück nicht fehlen, der Mißbrauch geistlicher Macht in der Geschichte des Raphael de Aquilas. Der Schüler Rousseau's erscheint dann noch mit ‚Reisen vor der Sündfluth' und ‚Faust dem Morgenländer'. Wenn die Dissonanzen des Lebens in den Sturmdramen aus Klingers Jugendzeit ergreifen und erschüttern, so drücken sie in den Romanen aus seinen reiferen Jahren vollständig darnieder, weil sie hier mit grausamer Reflexion festgehalten werden [1].

Zu solchen Genies gehörte natürlich auch ein Kritiker. Johann Heinrich Merck, ein Darmstädter, übte auf Göthe großen Einfluß aus. Er besaß einen ausgebildeten Geschmack, und obgleich der neuen Kraftrichtung zugethan, erkannte er doch klar, daß es mit dem sogenannten Genie nicht genug sei. Der merkwürdige Mann charakterisirt auch durch seine Vielseitigkeit die unruhige Zeitrichtung; er zeichnete, dichtete, trieb paläontologische Studien, zuletzt gar industrielle Unternehmungen. Hier erlitt er den Schiffbruch seines Vermögens und machte, trotz des Trostes und der Hülfe seiner Freunde, im Jahre 1791 seinem Leben ein Ende [1].

Mehr durch ihr Leben als durch ihre wenig bekannten Schriften gehören Goué und Leuchsenring hieher. A. F. von Goué, ein Hil-

---

[1] Klingers Werke erschienen in zwei Ausgaben zu Königsberg und zu Leipzig. Ausgewählte Werke Klinger's. Stuttgart 1841. 12 Bde.

[2] Mercks ausgewählte Werke zur schönen Literatur und Kunst herausgegeben von A. Stahr. Oldenburg 1840. Seine Briefe gab K. Wagner heraus. Darmstadt 1835 und 1838.

desheimer, an Göthe's Seite zu Wetzlar, wird als ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mensch dargestellt. In Wetzlar stiftete er einen lustigen Ritterorden mit seltsamen Symbolen und schuf die Wirthshäuser der umliegenden Dörfer zu Commenden um. Später machte er in seiner Heimat die Bauern zu Oberküchenmeistern, Consistorialräthen, Finanzministern und dergleichen, umgab sich mit Abenteurern und Schwindlern und verfiel dem alltäglichen Trunk. Gedichte, einige Trauerspiele und Roamah, ein Schauspiel, ‚worin Geister erscheinen', fand man dazumal nicht ganz schlecht. Leuchsenring, der sich selbst wohl Monsieur Liserin nannte, gerieth in den Göthe'schen Kreis, aber Niemand traute ihm. Der Jesuitenriecher und Allesgleichmacher ist als ‚Pater Brey' von Göthe nach dem Leben gezeichnet. —

Dem Genannten im abenteuerlichen Leben und als Gegenstand Göthe'scher Laune gleich, ein Stürmer auf theologischem Gebiete, erscheint Karl Friedrich Bahrdt (1741—92) der vorübergehenden Erwähnung werth. Daß der Bruch mit der bisherigen Bibelexegese auf protestantischem Felde ein durchgreifender war, daß von Isenbiehl unter der Aegide des liberalen Kurfürsten von Mainz der Versuch gemacht wurde, die neuen Grundsätze auch in die katholische Kirche einzuschmuggeln, ist bekannte Sache. Aber mit solcher Flachheit und Gemeinheit wie Bahrdt hatte doch noch Keiner die Evangelien behandelt. Darum widmete ihm Göthe die Satire: ‚Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes.' Bahrdt, der eben noch als Pietist ‚in den Wunden und dem Frieden Christi' gelebt hatte, ärgerte als Prediger und Professor in Gießen die Gläubigen durch seine sogenannten ‚neuesten Offenbarungen Gottes'. Nach manchen anderen Experimenten lernte er die von ihm gereizten preußischen Mächte auf der Festung Magdeburg kennen, wo er Zeit gewann, sein vielbewegtes Leben niederzuschreiben. Neben ihn könnten wir den scharf verfolgten Journalisten Ludwig Weckherlin stellen, der die Reichsstädter zu Augsburg und Nördlingen ärgerte, sich aber ihren Verfolgungen besser zu entziehen wußte, als der bekannte Christian Friedrich Daniel Schubart, einst Liebling der Lesewelt und des jungen Schiller. Im Gedächtniß der Nation lebt der Sohn eines schwäbischen Schullehrers noch immer fort durch die strenge Haft, die er von 1777—87 auf Hohenasperg zu erdulden hatte. Hier lernte Schubart sein früheres wüstes Leben bereuen, seine liederlichen Schriften verabscheuen und geistliche Lieder von leidenschaftlicher Empfindung und phrasenhafter Durchführung dichten. Einen Hymnus im Klopstock'schen Ton widmete er ‚Friedrich dem Einzigen' (‚Als ich ein Knabe noch war'). In Berlin wurde der Hymnus nachgedruckt und mit einer Hast gekauft, daß eine Wache vor dem Hause des Buchhändlers Ordnung halten mußte. Die Fürbitte der preußischen Regierung verschaffte dem Gefan-

genen einige Erleichterung; er durfte eine Sammelausgabe seiner Gedichte veranstalten, deren Reinertrag mit 2000 Gulden in die Kasse des Herzogs floß. Endlich wurde Schubart frei und, als wenn nichts vorgefallen wäre, zum Hofdichter und Theaterdirector ernannt, ihm auch bei der Redaction der ‚Vaterlandschronik' ziemliche Censurfreiheit gegeben. Er starb bereits 1791. Seltsam wie seine Schicksale war auch sein ganzes Wesen; Hohes und Gemeines, Zartes und Rohes, tiefe Empfindung und toll gewordene Phantasie lagen darin neben einander. Wieland an Leichtsinn überbietend, war er ein begeisterter Klopstockianer; mit theatralischem Geschick trug er den schwäbischen Bauern und Wirthshaussitzern die Messiade und Klopstocks Oden vor; in den Kneipen predigte er Politik und Glaubenslosigkeit. Von seinen Gedichten fanden in einer Zeit, die phrasenreiches Pathos als Poesie gelten ließ, die ernsten den meisten Anklang. In krassen Bildern ergeht sich ‚die Fürstengruft', ein kühnes Nachtstück zur Zeit der ‚Tyrannen', an allen Enden Deutschlands deklamirt. Nachdem die Tyrannen gefallen, erfreute sich die stürmende Jugend noch lange an dem ‚ewigen Juden, einer lyrischen Rhapsodie'; denn Ahasver, aus einem dunkelen Geklüfte Karmels hervorkriechend, rast und brüllt so titanenhaft, wie der verwundete Kriegsgott bei Homer, und wie die echten Kraftgenies sinkt er nach seinen Gefühlsergüssen kraftlos darnieder, daß ein Engel ihn wieder in's Geklüft tragen muß. Das Lied ‚der Gefangene' (‚Gefangener Mann, ein armer Mann') hat zu subjektive Fassung; andere Lieder wurden noch lange gesungen; das beste mag das ‚Kaplied' sein (‚Auf, auf, ihr Brüder und seid stark'). Schubart dichtete es im schmerzlichen Hinblick auf die nach dem Kap verkauften Würtemberger.

Der Winckelmann und Wieland zugleich ist unter den Drängern Wilhelm Heinse, ein Thüringer (1749—1803), von dem Hauptmann von der Goltz auf Reisen und in die Schule der Ueppigkeit geführt. Unter den Kunstschätzen Italiens fand er nicht wie Göthe nach Sturm und Drang den heiteren Himmel der klassischen Ruhe, sondern nur die heiße Luft der sinnlichen Gluth, die seine Werke schwül durchweht. Der liberale Kurfürst von Mainz machte ihn zum Bibliothekar in Aschaffenburg und zu seinem Vorleser. Heinse war ein nicht gewöhnliches Talent. Eine Fülle von Anschauungen, eine Klarheit der Darstellung, in der wir die geschilderten Kunstgegenstände wirklich zu greifen glauben, eine Pracht der Diktion, wie sie vor ihm nicht leicht dagewesen, veranlaßten Göthe zu dem Ausruf: ‚Das ist ein Mann! Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern!' Herders Ideen auf Malerei und Plastik hinwendend, konnte er als echtes Glied der neuen Schule bei Winckelmanns antikem Kunstidealismus nicht stehen bleiben; er erkannte die Nothwendigkeit, auch hier nicht ferner mit dem hergebrachten Richt-

scheit zu messen, sondern sich der Nationalität und Eigenthümlichkeit des Künstlers liebend zu nahen und so neue und richtigere Gesichtspunkte zu finden. Aber mit dieser vielseitigen Kunstbegeisterung verband sich der Taumel der raffinirtesten Sinnlichkeit; durch die edelsten Kunstgedanken blickt plötzlich das gemeinste Faunengesicht; Heinse führt, wie ein neuerer Xeniendichter sich ausdrückt, unter Rosengebüschen und Nachtigalltönen die Charis dem Gott von Lampsakus in den Arm. Als selbst Wieland sich bedenklich gegen die Jugendprodukte Heinse's (‚Begebenheiten des Enkolp', ‚die Kirschen', ‚Laidion') erhob, mußte doch auch der leichtfertige Kraftmensch zugeben, daß selbst zwischen Wielands und seinen Produkten ein Abstand obwalte. Dann übersetzte er Tasso und Ariost in's Deutsche, freilich nur in Prosa, obgleich er in Laidion die südliche Stanzenform mit Geschick angewandt hatte. Erfüllt von den Kunstanschauungen, die Italien geboten, schrieb er drei Kunstromane. Ardinghello und die glückseligen Inseln gibt an dem losen Faden eines Romans die Ansichten des Verfassers besonders von der Malerei nebst kunstvollendeten Beschreibungen von Gemälden und Skulpturen, nebenbei auch die in Sinnlichkeit empfangenen, von der Schwärmerei ausgeborenen staatlichen und socialen Ideen. Die unbedeutende Erzählung bewegt sich hauptsächlich nur in lüsternen Scenen vorwärts. Hildegard von Hohenheim zeigt sodann Heinsen als einen geschmackvollen Jünger der Musik, besonders der italienischen. In Anastasia oder das Schachspiel nimmt Heinse das Schachspiel zum Mittelpunkt seiner Betrachtungen und sinkt so in Stoff und Ausführung unter die früheren Romane hinab. Ein ähnlicher Roman: ‚Fiormona oder Briefe aus Italien' wurde mit Unrecht für Heinse's Werk gehalten. Das junge Deutschland der letzten Tage hat die Wahlverwandtschaft mit dem liederlichen Kraftgenie wohl empfunden; einer aus der Schule, H. Laube, hat die Schriften Heinse's zuerst gesammelt und herausgegeben [1].

Mit Heinse stand zu Rom in freundschaftlichem Verkehr der Maler Friedrich Müller, ein Kreuznacher, seit 1778 durch Göthe's Verwendung in Italien. Dort trat er zum Katholicismus über und erholte sich vom Malen geschätzter historischer Bilder durch dichterisches Schaffen. Er starb 1825. Die selbst verfaßte Grabschrift schließt:

‚Daß Fortuna mich nie liebte, verzeih ich ihr gern.'

Unter den Kraftgenies hat Maler Müller durch seine stürmenden dithyrambischen Dramen Bürgerrecht erworben. Sein Faust blieb unvollendet; in den wenigen genießbaren Scenen ist das Treiben der Studenten und Juden mit dem Pinsel eines Salvator Rosa gemalt. Dem

[1] Heinse's sämmtliche Schriften v. H. Laube. Leipzig 1838 und 1851.

antikisirenden Drama Niobe fehlt nur in etwa die antike Ruhe und Mäßigung, während die Ausführung des ‚lyrischen Dramas' die poetische Kraft des Verfassers in glänzendem Lichte erscheinen läßt. Mit Golo und Genovefa eilte er den später einziehenden Romantikern voraus; soll doch Tieck in seiner Genovefa Müllers Conceptionen stark benutzt haben. Neben den romantischen Intonationen gehen die Nachklänge der Sturm- und Drangperiode friedlich einher. Besser als diese großen Werke gelangen dem Maler die kleinen Bildchen der Idylle. Hier blieb natürlich für's erste noch Geßner der Vorgänger, wenn auch nicht Vorbild. Denn schon in den antikisirenden Idyllen (‚der Faun', ‚Satyr Mopsus', ‚Bacchidon und Milon') beginnt Müller die Rückkehr zu dem eigentlichen, nicht dem von Geßner erträumten, Naturzustand mit seinen Kraftgeschöpfen und Kraftgefühlen. Höher als diese Jugendidyllen, wenn auch nicht in der Malerei, steht eine neue Idyllengattung, mit der Müller der Vorläufer unserer Dorfgeschichten geworden ist. Es sind einmal (und der Dichter nennt sie auch so) ‚deutsche Idyllen': ‚Ulrich von Coßheim', ‚die Schafschur', ‚das Nußkernen'. Die Züge zu den bunten Gemälden hat der Dichter in seiner pfälzischen Heimat gesammelt und in lebendigen Farben hingeworfen. An Treue der Auffassung ist er erst in der neueren Zeit erreicht worden; Manche haben sogar die Naturwahrheit über das erlaubte Maß hinaus abgezeichnet finden wollen. Aesthetisch ungenügend erscheint es freilich, daß diese ländlichen Gemälde mit ihren Anekdoten, Gesängen und Witzen allzu sehr einem bunten Quodlibet sich nähern, das nur nothdürftig durch einen Arabeskenrahmen zusammen gehalten wird. Eine von seinen ‚Balladen' (‚Heute scheid' ich, heute wand'r ich') wird noch immer gern gesungen [1].

Sahen wir bereits bei Klinger und Heinse den Roman in die Sturm- und Drangrichtung einlenken, so dürfen wir, um das Bild der merkwürdigen Jahre zu vervollständigen, an zwei andern Romanschreibern nicht ganz vorübergehen. Der erste, Joh. Karl Wezel, hatte das damals sehr gewöhnliche Unglück in unheilbaren Wahnsinn zu fallen. Nachdem er sich als Theaterdichter versucht hatte, erregte sein Erstlingsroman ‚Lebensgeschichte Thomas Knauts des Weisen' großes Aufsehen und größere Erwartungen. Bald folgte ‚Belphegor' mit dem Grundzuge, daß Herrschsucht und Neid die Haupttriebfedern der menschlichen Handlungen seien. Mit dem komischen Roman ‚Hermann und Ulrike' verließ Wezel die Sterne'sche Manier und folgte Fielding. ‚Kakerlak oder Geschichte eines Rosenkreuzers' sei als Zeitgemälde erwähnt. — Unwiderstehlich ward Alles in den Strudel des Geniewesens hineingezogen; auch der Magdeburger J. Ch. F. Schulz, der von den Sturmgenossen nichts

[1] Maler Müllers Werke. Heidelberg 1825. 3 Bde.

wissen wollte, entging dennoch in seinen Romanen nicht dem rüdesten Ton derselben, wie sein Geist nicht der wahnsinnigen Zerrüttung.

Mit dem himmelstürmenden Streben verband sich indeß die weiche Empfindelei, und an ihr nährten sich die zarten Seelen der Zeit. Was bei den Kraftmenschen der immerhin interessante Katzenjammer nach dem titanischen Rausche war, das wurde bei Letzteren der eigentliche Kern und Genuß. Solche schöne Seelen finden wir nun besonders im Hainbunde, und so können wir die Kehrseite der Kraftgenialität sammt Siegwartsfieber dem folgenden Abschnitt zuweisen.

X. Der Hainbund.

Der sogenannte Hainbund oder Göttinger Dichterbund entstand aus dem jugendlich-studentischen Zusammenschluß mehrerer strebsamen Talente, die später fast feindlich auseinander gingen. Das haltende Band war die Universitätsstadt Göttingen, die Verehrung für Klopstock sowie die dazumal unentbehrliche schwärmerische Sentimentalität. Voß, freilich der ungraziöseste von den Musensöhnen der Georgia Augusta, hat die Entstehung des Hainbundes nach seinen Jugenderinnerungen aufgezeichnet, denen wir das Folgende entnehmen.

Als Voß um Ostern 1772 nach Göttingen kam, hatten sich dort Boie, Bürger, Hölty und die beiden Miller zu literarischem Wirken zusammen gefunden; der von Boie herausgegebene Musenalmanach nahm die brauchbaren Produkte nach gemeinsamer Prüfung auf. Boie's weitreichende Correspondenz machte den kleinen Kreis weithin bekannt. Am 12. September 1772 begann es in dem jungen Hain in eigenthümlicher Weise zu rauschen. Beide Miller, Hahn, Wehrs, Hölty und Voß begaben sich spät nach dem Dorfe Wehnde. Entzückt von der lauen Abendluft und dem hellen Mondschein schwelgten sie in Naturempfindungen, aßen in einem Bauernhause eine idyllische Milch und kamen dann in einen Eichengrund, der ihre deutschen Empfindungen wach rief. Sofort bekränzten sie ihre Hüte mit Eichenlaub und umtanzten die Bundeseiche, sie schwuren sich ewige Freundschaft und nahmen dazu Mond und Sterne als Zeugen. Deutsche Gesinnung, größte Aufrichtigkeit gegeneinander war die Losung. Voß wurde durch's Loos zum Aeltesten gewählt; er rechnete es sich später mit einiger Eitelkeit zum Verdienste an, daß durch ihn die Verbindung deutscher, Klopstock'scher geworden sei. Die Freunde versammelten sich jeden Samstag; auf dem Tische lagen Klopstocks Oden und Ramlers Gedichte, daneben das Bundesbuch zur Aufnahme der Hainbundspoesien. Eine Ode wurde verlesen, die Schönheiten derselben gewürdigt, Kaffee getrunken und dabei die eigenen dichterischen Erzeugnisse der Woche vorgelesen. Der Abschiedsschmaus Ewalds vereinigte den

Göttinger Parnaß; Boie als Werdomar saß oben an der mit Eichenlaub geschmückten Tafel. Boie rief: Klopstock! Jeder wiederholte den heiligen Namen, schwieg einen gedankenvollen Augenblick und trank. Ramler! rief ein Anderer; nicht ganz so voll, so feierlich klang es. Lessing, Gleim, Geßner, Gerstenberg, Uz erhielten ihre Hoch. Da nannte einer (Bürger?) Wieland; ein Pereat erscholl dem Sittenverderber, dem Voltaire! Es kamen die Grafen Stolberg nach Göttingen, persönlich mit Klopstock bekannt. In einem Haine hatte Klopstock dem Grafen aus seiner noch ungedruckten Hermannsschlacht vorgelesen; bei einer Kraftstelle weinte Leopold und drückte voll schweigenden Grimms dem Barden die Hand. ‚Jüngling,‘ so sprach der Messiasdichter, ‚dieß Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob,‘ und weinte gleichfalls. Freiheitsgedanken, die schauererregenden, Tyrannenhaß, der unauslöschliche, Groll gegen moderne Cultur und kraftgeniale Sehnsucht nach Abstreifen derselben, Begeisterung für Homer, den die Grafen in der Ursprache lasen, hochfliegende Ergüsse einer kräftigen Phantasie, all' das bezauberte sogar den trockenen Voß; Leopold ward sein Ideal. Durch die Grafen trat der Bund dem obersten der Barden Teuts näher; Klopstock sandte durch sie jedem Bundesmitglied einen Kuß, einen Kupferstich und den Ausdruck seiner Zufriedenheit. Dafür wurde denn Klopstocks Geburtstag herrlich gefeiert. An der langen Tafel stand oben ein blumenbekränzter Lehnstuhl für ihn ledig, des Dichters Werke auf demselben, darunter zerrissen Wielands Idris, die nachher mit desselben Bildniß verbrannt wurde. Nach solchen Wonnefesten kamen wahrhaft Werther'sche Scenen, als die Grafen im September 1773 Göttingen verlassen sollten. Tage lang dauerte Abschied und Tausendthränenguß; aber da Jeder heiter erscheinen wollte, um den Andern aufzuheitern, so entstand eine süßsaure Stimmung, die dem Blödsinn nahe genug kam. Am folgenden Geburtstag Klopstocks wurde Leisewitz in den Bund aufgenommen. Die Fülle der Freude aber zog in Göttingen ein, als der Barde Klopstock um Michaelis 1774 persönlich erschien; zwei Tage saßen die Hainbündler zuhörend zu seinen Füßen, für welche Huldigung denn Klopstock jeden anderen Besuch abwies. Nicht lange nachher löste der Bund sich auf, als ein Mitglied nach dem andern Göttingen verließ. Wie ein froher Jugendrausch waren die Blüthenjahre des Hainbundes verflogen. Jeder schlug sich durch die Welt so gut er es vermochte und sang fortan, wie es ihm gegeben war. Nur der jährlich erscheinende Musenalmanach führte die Freundesnamen wieder zusammen und gesellte ihnen Geistesverwandte.

Mit geringem poetischem Talent ausgestattet, noch unter dem Einfluß der Franzosen stehend, übte doch Heinrich Christian Boie (1744—1806) als geschmackvoller Beurtheiler auf die übrigen Bundes-

glieder entscheidenden Einfluß. Der große Beifall, den der erste französische 1765 erschienene Almanac des muses erntete, reizte ihn, in Gemeinschaft mit Gotter und unter Mitwirkung seiner zahlreichen dichtenden Bekannten im Jahre 1770 den ersten deutschen Musenalmanach heraus zu geben. Als Concurrent erschien sofort in Leipzig ein Almanach der deutschen Musen. Das bewog Boie, sich nach neuen und bedeutenderen Kräften umzusehen, besonders da durch die Hainbundsgelüste der französisirende Gotter ihm entfremdet wurde. Die Redaktion geschah bis 1775 durch Boie, bis 1778 durch Göckingk, von da bis 1794 durch Bürger. Mehr noch als Boie weist Göckingk (1748 bis 1828) auf eine bereits vergangene Literaturepoche hin. Er stand noch mit dem Halberstädter Dichtercollegium in vertrauter Verbindung. Als Dichter gab er in seinem gemächlichen Wesen, allem Sturm und Drang gänzlich fremd, sich der breiten Schlafrocks- und Pantoffelpoesie hin, schrieb ‚Episteln' an seinen Fritz, an seinen Bedienten, an einen jungen Dichter, an seine poetischen Freunde, gab in ‚Sinngedichten' bald kleine, auf Verse abgezogene Anekdoten, bald Spöttereien auf die lange zerdroschenen Stax, Mävius, Velten. Die ‚Lieder zweier Liebenden' fanden ihrer Zeit freundliche Aufnahme, weil man in ihnen eine vollständige Liebesgeschichte mit Briefen und alledem fand.

Ihm dürfen wir den Mann zur Seite stellen, der die Flammen der Leidenschaft zu verzehrender Gluth aufsteigen läßt, der, von diesen Leidenschaften hin- und hergeworfen, sein Leben wie sein Dichten verrinnen sah. Gottfried August Bürger war am 1. Januar 1748 im Halberstädtischen geboren. Die Ausschweifungen zu Halle und Göttingen entzogen ihm die Gunst eines liebevollen Großvaters. Durch Boie ward er Amtmann in Altengleichen und blieb mit dem Hainbund in Verbindung. Nun zerstörte seine Haltlosigkeit das eben aufblühende häusliche Leben. Er ehelichte die ältere Tochter des Justizamtmanns Leonhardt, ließ sich aber bald von der unglücklichen Leidenschaft zu deren jüngerer Schwester, der viel besungenen Molly, hinreißen. Es entstand ein Verhältniß, wie es nur die schrankenlose Phantasie der Sturmgenossen zu erfinden beliebte: Bürgers Frau übertrug ihre Rechte an die jüngere Schwester. Das schreiend-unsittliche Verhältniß zerstörte des Dichters Willenskraft, Ruf und Vermögen. Letzteres wurde auch durch die Herausgabe der allgemein bewunderten Gedichte und durch eine Professur ohne Gehalt in Göttingen nicht aufgebessert; der Pegasus mußte sich in das Joch der Lohnarbeiten und Uebersetzungen zwingen lassen. Nach dem Tode der ersten Frau heirathete Bürger die geliebte Molly; sie ward ihm ‚hart hinter'm Traualtar' durch den Tod entrissen. Der Ruf seiner Dichtungen sollte ihm zu seinem vollen Unglück die dritte Frau zuführen. Ein Schwabenmädchen, Elise Hahn, bot ‚dem edlen

Mann, der Lieder singt wie Keiner kann vom Rhein bis an den Belt', in einem Gedichte ihre Hand an. Bürger, der einst die schwäbische Frauentreue in den ‚Weibern von Weinsberg' besungen und muthwillig geschlossen: ‚Kommt mir einmal das Freien ein, so werd' ich eins aus Weinsberg frein', griff zu, fand sich aber schrecklich betrogen und ließ sich bald scheiden. Immer trostloser gestalteten sich seine Aussichten; die Freunde zogen sich zurück; eine scharfe Recension Schillers drohte dem Armen auch das ‚wohl ersung'ne Lorbeerreis' zu entreißen. Da starb er am 8. Juni 1794.

Bürgers schönes Talent hätte wohl eine Ausführung der hohen Herder'schen Wünsche und Strebungen möglich erscheinen lassen. Er warf zuerst das Volksthümliche in seine Gedichte hinein, und siehe, alle Kreise des deutschen Volkes erkannten in Bürger den wahren Dichter. Die Dichterhand griff unablässig in's frische Leben, vorzüglich in das eigene, hinein; aber ach! das Leben war nicht geläutert, das Herz von Leidenschaften zerrissen, die Dichterliebe eine unreine Flamme, das Leben ein Spiel unsittlicher Mächte, darum ohne reine Poesie. Des Lebens Haltlosigkeit überträgt sich auf Bürgers ästhetische Ansichten, die zwischen Herder und Wieland einherschwanken, hier ihn zu den Klängen hoher Begeisterung auffliegen, dort zu den Trivialitäten des Bänkelsängers hinabsinken lassen. Ja, dieses Schwanken dringt bis in die Durchführung der einzelnen Dichtungen hinein, manch' schönes Gedicht macht plötzlich eine böse Wendung, wie wenn eine herrliche Melodie durch einen Gassenhauer unterbrochen wird. Für diese Zerrissenheit sucht Bürger Ersatz in der möglichsten Formvollendung. Sein erstes in die Sammlung aufgenommenes Gedicht: ‚die Nachtfeier der Venus', nach einem lateinischen Vorbilde ausgeführt, zeigt bereits die strenge feilende Hand des Dichters in einer großen Anzahl von Varianten. Bürgers Streben ging nach dem einfach kräftigen Ausdruck der Empfindung, nach Reinheit und Klang der Sprache, sowie nach leichtem Versbau.

Von den Jugendgedichten mögen nur wenige in die Sammlung übergegangen sein; zu den besten zählt ‚das Dörfchen', eine Nachbildung des ‚hameau' von Bernard. In den lyrischen Gedichten ist der Volkston nicht ganz getroffen, das Lied ‚an den lieben Mond' (‚Ei schönen guten Abend dort am Himmel!') könnte Claudius angehören; das ‚Spinnerlied' (‚Hurre, hurre, hurre!') verwechselt kindisch-künstliche Spielerei mit volksthümlicher Naivetät; kaum besser ist das ‚Ständchen', aus dem der Dichter übrigens später die Spielereien zum Theil entfernt hat. Das ‚Zechlied' (‚Ich will einst bei Ja und Nein') dem mittelalterlichen ‚Mihi est propositum' nachgebildet, kommt bis an die Grenze des Trivialen; das spätere ‚Hummellied' hat diese Grenze schon überschritten. Die übrigen Lieder haben meist die Liebe Molly's zum Gegenstand; aber

diese sündhafte Liebe ist eine ‚Krankheit schwer und unheilbar‘; und wollten wir das Unsittliche daran vergessen, der Dichter läßt es nicht zu, indem er, wie Schiller bemerkt, sein Liebesverhältniß zu individuell faßt. Nur Einzelnes wie: ‚Die Holde, die ich meine‘, ‚Ach könnt ich Molly kaufen‘, ‚In dem Himmel quillt die Fülle‘ kann wirklich anziehen. Das Streben nach Formschönheit führte Bürger auch zu der Kunstform des Sonetts, dem er indeß meistens trochäische Verse zugesteht. Einzelne von diesen Sonetten, besonders das mit dem ergreifenden Schluß: ‚Herz, ich wollte, du auch würdest alt‘, verdienen wohl als wahre Perlen bezeichnet zu werden.

Von Bürgers epischen Gedichten erwähnen wir zuerst die wenigstens nicht mißlungene Legende ‚Sankt Stephan‘. Für die volksthümliche Ballade lag ihm vor Allem Percy's Sammlung vor; er studirte sie mit großem Eifer. Leider stand ihm von älteren echten deutschen Volksliedern fast nichts zu Gebote, sonst wäre er vielleicht vor dem Fehler bewahrt geblieben, in grellen Farben, in Derbheit und Wörterklingklang das Wesen des Volksthümlichen zu suchen. Die Balladen nach Percy: ‚der Kaiser und der Abt‘, ‚die Entführung‘, ‚Bruder Graurock‘, möchte man für Originale halten. Bürgers erste selbständige Ballade ‚Lenore‘, ist auch die beste; sie ist, sagt Schlegel, der goldene Ring, mit dem der Dichter sich der Volksdichtung vermählte. In jenen Tagen wirkte sie geradezu elektrisch; Stolberg, dem der Dichter sie vorlas, gerieth ganz außer sich; das Gedicht verdrängte die bisherigen falschen Begriffe von Ballade und Romanze. Ist etwas daran zu tadeln, so mag es das Uebermaß von Wortmalerei mit hurre, hurre, sa, sa, husch, husch, u. s. w. sein. Von annähernder Güte sind das ‚Lied vom braven Mann‘, das ‚Lied von der Treue‘, ‚der wilde Jäger‘ und ‚Robert‘ (Seitenstück zu Claudius' Phidile). Die drollige Naivetät im ‚Raubgraf‘ und in den ‚Weibern von Weinsberg‘ wird man passiren lassen. Trivial wird ‚Frau Schnips‘, die ‚Entführung Europa's‘ gibt sich selbst als Bänkelsänger-Produkt, ‚Lenardo und Blandine‘, nach Boccaz, ist verfehlt, widerlich ‚die Tochter des Pfarrers von Taubenhain‘. Endlich mußte Bürger noch gar der geschwätzig-lüsternen Wieland'schen Manier huldigen (‚Veit Ehrenwort‘, ‚Königin von Golkonda‘). Seine zum Theil trefflichen Sinngedichte, die Oden auf das Jubiläum der Georgia Augusta, die Uebersetzung des Macbeth und die in Jamben versuchte Uebertragung des Homer mögen noch erwähnt sein, um das Bild eines unserer merkwürdigsten Dichter zu ergänzen. Lange nach seinem Tod zog sein ungetreues geschiedenes Weib durch Deutschland umher und declamirte die Gedichte ihres einstigen Gatten[1].

[1] Bürgers Gedichte und vermischte Schriften, herausgegeben v. Reinhard (mehrere

Nächst Bürger wurde der früh verstorbene Ludw. Heinr. Christoph Hölty (1748—76) Liebling des Publikums. Krank von früher Jugend, von Natur der bittersüßen Melancholie zugeneigt, daneben von Vertrauen auf die Vorsehung getragen und über die kleinste Gunst derselben entzückt, trug er für die Mondscheinprovinzen des damaligen Deutschlands das rechte schwermüthige Licht vor. Dazu gehört denn noch, daß ein Mädchen, welches er leidenschaftlich liebte ohne es ihr je zu gestehen, einen anderen heirathete. Diesem harten Geschicke sang er folgende Strophe, in welcher die Elemente seiner Dichtung so ziemlich beisammen sind (‚An den Mond'):

‚O wandelt sie hinfort einmal An meiner Ruhestelle,
Dann mache flugs mit trübem Strahl Des Grabes Blumen helle!
Sie setze weinend sich auf's Grab, Wo Rosen niederhangen,
Und pflücke sich ein Blümchen ab Und drück' es an die Wangen.'

Voll Sehnsucht nach ländlicher Ruhe preist er ‚wunderselig den Mann, welcher der Stadt entfloh'; und wenn ‚der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt', dann freut er sich über jedes wehende Blüthenblatt; denn ‚wer wollte sich mit Grillen plagen?' Wunderschön ist ja Gottes Erde; darum ‚Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!' Schwermuthsvoll und dumpfig wie das Geläute vom bemoosten Kirchthurm tönen seine Elegien auf den Tod eines Landmädchens oder am Grabe des Vaters. Daneben steht aber noch eine ländliche Biederkeit, die mit dem alten Landmann ermahnt: ‚Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab', und eine Vorliebe für den Aberglauben der Landleute, sofern derselbe von Spuk, Geistererscheinungen, von dem Grenzsteinversetzer, der nun als Feuermann umgehen muß, von dem bösen Junker, dem ungerechten Richter, die jetzt mit der wilden Jagd fahren u. dgl. zu erzählen weiß. An Tiefe der Empfindung möchte Hölty sein Vorbild Klopstock fast übertreffen und bereits auf Lenau hinweisen, der ihm auch eine schöne Elegie gewidmet hat. Seine idyllisirenden Romanzen wie ‚Athelstan und Röschen' verblaßten vor den Bürger'schen. Im Uebrigen darf nicht verschwiegen werden, daß Voß nach eigenem Geständniß an dem poetischen Nachlaß des Verstorbenen sich manche Aenderung erlaubt hat[1].

Auch auf die beiden Grafen von Stolberg, von denen eigentlich nur noch der jüngere in Betracht kommt, wirkte Klopstock ein. Der ältere, Christian, (1748—1821) erscheint in jeder Beziehung dem jüngeren, Friedrich Leopold (geb. 1750), untergeordnet; er dichtete wohl nur,

---

Auflagen). Sein Leben von Döring (1848), von Pröhle (1856). Elise Bürger in F. W. Ebeling, Mosaik, Leipzig 1867. S. 222 ff.

[1] Voß und F. L. v. Stolberg besorgten die erste Ausgabe von Hölty's Gedichten 1783; die neueste erschien 1857.

weil der jüngere die Poesie pflegte; mit matterem Flügelschlag, einige Regionen tiefer, bemühte er sich dem hochfliegenden Bruder nachzueilen, wie auch in dem stürmischen Jugendleben der jüngere als der eigentliche Erfinder und Führer gelten muß. Klopstock war ihr Ideal. Und es ist nicht zu läugnen, wenn auch einzelne Oden und Hymnen Friedrich Leopolds mehr auf Stelzen einher schreiten, als im freien Flug sich bewegen, andere hinwiederum über die durchfliegbare Sphäre sich zu erheben scheinen, so übertreffen doch viele sogar die Produkte des Odenmeisters an plastischer Wahrheit und sicherer Ausführung. Die Traditionen des altadeligen Stammhauses bewahrten sodann vor dem salto mortale in die erträumte Nebelzeit mit den ohrengellenden Bardentönen. Stolberg begnügte sich mit mittelalterlichen Ritterburgen; hier holte er die Stoffe zu seinen Romanzen, indem er bald in starkbewußter Verherrlichung des eigenen Stammes eine blut- und gefahrvolle Ritterwerbung vorführt, dann die düstere Gestalt der ‚Büßenden' durch den Rittersaal schleichen läßt, bald wiederum den stolzen Horst gegen den Ritter ‚Albrecht mit der offenen Stirne' in den Kampf führt. Diese Romanzen sind allerdings etwas pretiös und daher ziemlich vergessen. Mit der hellsten Feuergluth begeisterte Stolberg sich für die Freiheit, ‚jenen Gedanken, den der Höfling, gebeugt das Knie, gebeugt die Seele, nicht kennt'. Es liegt etwas Exaltirtes, allzu Ungestümes in den Oden des Tyrannenhasses; man meint die französische Revolution mit ihren unbestimmten Gefühlen und chimärischen Erwartungen heranziehen zu hören. Bekanntlich fühlte Göthe's Mutter, als die jungen Grafen in ihrem Hause verweilten, sich unheimlich bei dem heftigen poetischen Tyrannenhaß der Heißsporne. Die gewandte ‚Frau Aja' aber wußte den blutgierigen Ernst zu wandeln; von den ältesten, hochfarbigen Rheinweinen aufsetzend, rief sie aus: ‚Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!' Dazumal (1775) zeigten die Grafen auf der Reise nach Italien sich als echte Kraftgenies, zertrümmerten die Gläser in den Gasthöfen und badeten mit willkürlicher Annahme eines wieder zu erringenden Urzustandes in offenen Bergseen, bis die Steinwürfe der Prüderie sie verscheuchten. Die von Boie im Jahre 1779 herausgegebenen ‚Gedichte der Brüder Ch. und L. Grafen zu Stolberg' trugen darum mit Grund als Titelvignette zwei Centauren mit dem Motto aus Virgil (Aen. 6. 674). Dagegen tritt uns in Stolbergs Liedern neben der Einfachheit der Form auch das einfache, aber starke Gefühl entgegen. Das bekannte: ‚Sohn, da hast du meinen Speer' versetzt ungezwungen in die schwäbische Vorzeit, das Lied: ‚Mein Arm wird stark und groß mein Muth' überragt Klopstocks Produkte von ähnlichem Inhalt. Andere Lieder, wie: ‚Fröhlich tönt der Becherklang' und ‚Ich ging im Mondenschimmer' wurden früher gern gesungen; da-

gegen findet man das vielgerühmte ‚Süße heilige Natur' nicht frei von Effekthascherei.

Stolbergs Charakter ist bekanntlich durch die pöbelhaften Angriffe seines einstigen Freundes und Verehrers Voß und durch die Abneigung der Literaten, die ihm seine Religiösität, vollends aber seinen Uebertritt zur katholischen Kirche nicht verzeihen konnten, schmählich verzerrt worden. Nicolovius und neuestens Th. Menge haben in trefflichen Biographien die Ehrenrettung des Geschmähten unternommen[1]. Dennoch wird von Zeit zu Zeit der Ruf: ‚Abfall vom Geiste der Freiheit' und das Voßische ‚Pfaffenknecht' immer wieder ertönen. Noch oft werden wir lesen, die religiöse Richtung Stolbergs habe sich mit dem Protestantismus ganz gut vertragen, aber die hochadlige Abneigung gegen Freiheit und Fortschritt, die an die Stelle der früheren Begeisterung getreten, habe ihn dem conservativen Katholicismus entgegen gedrängt. Allerdings die jugendliche Gluth für Freiheit und Tyrannensturz kühlte sich mit der französischen Revolution entschieden ab; die ‚Westhunnen' traten an die Stelle der Tyrannen. Zugleich aber war das religiöse Element, das immer tief in Stolbergs Seele gelegen, mehr zur Geltung gelangt, Lavater und Claudius wirkten hier ein, Stolberg war klarer und consequenter. Im Jahre 1788 sprach er sich in den ‚Gedanken über Schillers Götter Griechenlands' mit christlicher Entschiedenheit gegen einen heidnischen Cultus aus, an dem der größte Theil der Zeitgenossen kaum Anstoß nahm. Das religiöse Gefühl, genährt durch die Lektüre der reichsten christlichen Geister, war es auch, was ihm nach und nach Voß mit seinem schulmeisterlichen Classicismus und seiner rationalistischen Flachheit entfremdete. Auf dem Boden des damaligen Protestantismus fand Stolberg mit Schrecken nur Unglauben, Deismus, Rationalismus und gegenüber Schwärmerei, Pietismus und haltlose Gefühlsschwelgerei. Lang und schwer muß dem edlen Geiste der Kampf gewesen sein. Denn die katholische Kirche stellte sich in der Zeit des Josephinismus eben auch nicht mit der Aureole des Glanzes dar. Doch lernte Stolberg in Münster das Beste und Geistreichste des damaligen deutschen Katholicismus in der Umgebung der Fürstin Gallitzin kennen. Im Jahre 1800 legte er sein Amt als Regierungspräsident in Eutin nieder und trat in Münster zur katholischen Kirche über. Das hieß den Zeitgenossen viel bieten. Doch mit Erstaunen sah man, wie Stolberg, fern von Fanatismus, mit der Ruhe und inneren Befriedigung eines Weisen, wo möglich noch liebenswürdiger als früher, den Freunden und den Wissenschaften ergeben blieb. Und so blieben ihm die Freunde treu, wenn auch hie und da der

[1] A. Nicolovius Fr. L. Graf zu Stolberg. Mainz 1846. — Th. Menge, Stolberg und seine Zeitgenossen. Gotha 1862. 2 Bde.

unerwartete Schritt bedauert wurde. Nur Einer erhitzte sich zu seinem Gegner; es war derjenige, der Stolberg seine Stellung verdankte, der alte Voß. Noch kurz vor Stolbergs Tod brach er die Gelegenheit vom Zaun, um zwei Schmähschriften gegen den früheren Freund zu schleudern: ‚Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?' und ‚Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe', Pamphlete, bei denen es selbst Göthe zu Muthe wurde, ‚als läs' er ein capitolo aus Dante's grauser Hölle'. Und Stolberg? — er verfaßte eben sein ‚Büchlein von der Liebe' und seinen ‚Schwanengesang', da kamen die Produkte des Hasses. Mit der ruhigsten Milde schrieb er die Erwiederung, mehr bedacht, die hart angegriffene Kirche als die eigene geschmähte Person zu vertheidigen. Er kam nicht zu Ende, die Stunden der Krankheit mochte er damit nicht ausfüllen; er starb am 6. Dezember 1819 auf seinem Gute Sondermühlen; sein Bruder vollendete und edirte die Ehrenrettung gegen Voß. Dem edlen Todten war der Wunsch erfüllt worden: ‚O gib, der du litteſt für uns, O gib uns die seligen Leiden der Liebe!'

Holen wir nun Einiges von Stolbergs literarischer Thätigkeit nach. Seine Jamben (1784) sind scharfe, aber zu sehr in jugendlichem Ueberschwall hingeworfene Satiren; die Schauspiele mit Chören (1787) antikisirend in Form und Inhalt, aber ohne die eigenthümliche Lebensfülle des antiken Drama's; die Insel (1788) mag man als breite sociale Idylle oder als philosophischen Roman bezeichnen; es soll das Utopien eines guten, in Einfachheit vollendeten Staates vorgeführt werden. Die Reisebeschreibungen bieten Mannigfaltigkeit, Frische, treue Beobachtung und glückliche Darstellung. Die Geschichte der Religion Jesu so wie das Leben Alfreds des Großen ergreifen durch die Wärme der begeisternden Liebe. Stolbergs Uebersetzungen sind zahlreich: Ossian, Dialoge des Plato, Schriften des hl. Augustin, Aeschylus; seine Uebersetzung der Ilias, die er Voß schenkte, ward dreimal aufgelegt und trat dann hinter die Voßische zurück[1]. —

Als Graf Stolberg einst den damals noch befreundeten Voß besuchen wollte und in dem bescheidenen Städtchen nach dem ‚Dichter Voß' forschte, konnte ihm Niemand Auskunft geben, bis endlich eine Alte auf den Gedanken kam, er werde wohl den ‚Schaulmeester Voeß' meinen und ihn zur Wohnung des Schulmonarchen führte. So könnte auch die Literaturgeschichte auf die Frage nach dem Dichter Johann Heinrich Voß die naive Antwort der Alten geben, man werde wohl den Schulmeister Voß meinen. Denn mögen auch die Götter sich vereinigt haben, Geschenke seiner Wiege darzubringen, die im Jahre 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg stand;

[1] Der Brüder Chr. und F. L. Grafen zu Stolberg gesammelte Werke. Hamburg 1820 ff. 20 Bde. (Die Geschichte der Religion Jesu ist darin nicht enthalten.)

mögen sie ihm praktischen Sinn und Begeisterung für klassische Studien und behaglichen Gleichmuth geschenkt haben: die Musen und Grazien sind leider ausgeblieben; der angebliche Dichter ist ein griechisch-lateinischer Schulpedant, auf einen niedersächsischen Bauern gepfropft. Von der Weichheit der Göttinger besaß er keine Spur, aus Klopstock holte er sich das Allernöthigste herüber. Berauscht von der abendlichen Milch tanzte er ‚von geeicheltem Laubkranz die Scheitel umhüllt' mit um die Bragor-Eiche und schrieb für das Bundesbuch eine schwülstige Ode. Als Pädagog zu Otterndorf im Lande Hadeln und später zu Eutin, wohin ihn Graf Stolberg gezogen hatte, fand er das Höchste des Genusses in ländlicher Beschäftigung und Behaglichkeit. Darum besang er in Mußestunden die Heumahd und die Kartoffelernte, die Obstfreuden und das winterliche Schmauchen und Plaudern am warmen Ofen, das Thee- und Kaffeetrinken im Freien zur schönen Sommerzeit. Das gelobte Land seiner Dichtung ist der ländliche Pfarrhof mit der emsigen Frau Pfarrerin und den blondlockigen veilchenäugigen naiven Töchtern, mit brüllenden schleppfüßigen Kühen, mit gackernden Hühnern, kollerndem Puter, Obstgarten und Fischteich; neben dem Pfarrhof wohnt der alte Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster; in der Studirstube aber verweilt der aufgeklärte Pastor, der seinen Kanaster schmaucht und mit Griechen, Celten und Hottentotten kindlich einen Gott verehrt. Voß' religiöse Ansichten erheben sich natürlich auch nicht über dieses Niveau; nur ist er bis zum Exceß unduldsam gegen bestimmte, insbesondere katholische, religiöse Ueberzeugung. Da fährt er aus der behaglichen Faulenzerpoesie des Schlafrocks auf und trampelt ‚so mastig wie Elephantenkälber', um in dem Schwulst des Schulpedanten sich auszurasen über ‚Augendrehn, Räuchwerk, Kasteien und Bannspruch der gebetabkugelnden Glatzenpfäfflein'. In seiner poesielosen Nüchternheit glaubte er sich zum Volksdichter berufen, wollte sich sogar allen Ernstes als Volksliederdichter in einem deutschen Ländchen gegen Gehalt anstellen lassen und schrieb Lieder für jede Lage, Heu- und Flachslieder, Spinn- und Dreschlieder, vor allen aber Eß- und Trinklieder. Zwei Fehler begleiten ihn dabei wie sein Schatten: er verwechselt das Volksthümliche mit dem Unedlen und Trivialen und sucht den Mangel der Naturgabe durch Künstelei und Reflexion zu verdecken. Manche von seinen Liedern wurden ehemals gern gesungen, wie die Spinnerin (‚Ich saß und spann vor meiner Thür'), das Neujahrslied (‚Des Jahres letzte Stunde'), der Freier und der lustige ‚Reigen' (‚Sagt mir an, was schmunzelt ihr?'). Zuweilen will die Ausführung des gut Begonnenen nicht gelingen, wie in dem muntern: ‚Hätt' ich einen Mutterpfennig'.

Verhältnißmäßig am besten gelang Voß die Idylle. Der Lehnstuhl mit braunnarbigem Joch voll schwellender Haare, das Linsenfeld

und die bärtige Gerste, die bräunliche Kanne mit Kaffee und die blecherne Dose mit Zucker, Tabak in der fleckigen Hülle des Seehunds und Aehnliches wird zum Greifen klar gemalt. Das ist aber auch Alles. Die Personen treten nicht leicht aus der kümmerlichen Ungewißheit hervor, die Handlung ist äußerst dürftig und endlich drängen sich noch fremdartig die Reminiscenzen aus seinen Uebersetzungen der Classiker ein. Der gefeierte ‚siebenzigste Geburtstag' führt uns echt Vossisch den Helden nur im Mittagsschläfchen vor; zwei plattdeutsche Idyllen mögen das Verdienst haben, zuerst den Gebrauch der Dialecte wieder heran gezogen zu haben; aber der Schulmeister mußte selbst das Plattdeutsche verzwicken und ein Kunstplatt herausbringen, das nie und nirgends gesprochen wird. Die größere Idylle oder vielmehr das idyllische Epos Luise (im Vossischen Musenalmanach für 1784) zeigt die Schwäche des Verfassers in Erfindung und Composition. In dem ersten Theile: ‚Das Fest im Walde' erfahren wir unter Kaffeetrinken und ländlichem Mahl, daß Luise, die muntere Tochter des Pfarrers zu Grünau, den Hofmeister Walter liebt. Die zweite Idylle: ‚Der Besuch' zeigt Waltern als Pfarrer in Seldorf und Verlobten Luisens, die beim Besuche des Verlobten — sich verschlafen hat. ‚Die Vermählung' als dritter Theil führt die Geschichte unter dem Jubel des Gesindes und der Musikanten zu Ende. Das Hauptverdienst der Luise ist, daß durch sie Göthe's Hermann und Dorothea hervorgerufen wurde. Voß aber war in seine Pfarrerstochter so verliebt, daß er beim Erscheinen von Göthe's Dichtung schrieb: ‚Mag Dorothea gefallen wem sie will; Luise ist sie nicht.' Freilich richtig, nur in anderer Weise.

Ein Verdienst wollen wir Voß lassen: er hat uns einzelne klassische Dichter des Alterthums zuerst in genießbaren Uebersetzungen geboten, er hat für die deutsche Rhythmik, besonders für den Hexameter, zuerst die Regeln gefunden. Freilich — er ist überall Voß, und seine Uebersetzungen sind alle kleine Vosse. So konnte ihm Homer im Ganzen gelingen, etwas weniger Hesiod und Theokrit, Virgil geht schon in Steifleinen, Horaz ist verschnörkelt, Aristophanes mißlungen, Shakspeare Karrikatur. Die sackgroben polemischen Schriften gegen Stolberg und Creuzer (‚Antisymbolik'), die immer mehr hervortretende Unduldsamkeit entfremdeten ihm nach und nach seine früheren Freunde († 1826).

Zur Zeit Mitarbeiter am Göttinger Musenalmanach, später Herausgeber des ‚Kalenders der Musen und Grazien', leitete Fr. Wilh. Schmidt (1764—1832), Pfarrer zu Werneuchen in der Mark Brandenburg, den Bach der Idylle langsam durch den märkischen Sand. Ihm ist das Landleben an und für sich reine und ganze Poesie im Gegensatz zu allem Städtischen; ihn begeistert die ausgehängte Wäsche, ‚Mannshemden, Schürzen, Strümpf' und kleine Hauscornettchen, Auch Windeln,

Kinderzeug und Ueberzug von Bettchen'; in der Landkirche sieht sein dichterisches Auge besonders ‚des Altars Decke, wo die Motte kreucht, Die schwarzen Spinngewebe, die der Küster Selbst mit dem längsten Kehrwisch nicht erreicht.' Zuweilen glaubt man einen neu erstandenen Pegnitzschäfer zu vernehmen. Aber Schmidt von Werneuchen hatte sein Publikum, und was er sang, das klang harmonisch Micheln sowie Petern. Göthe verspottete diese gemein-realistische Richtung in dem bekannten Gedichte ‚Musen und Grazien in der Mark'; A. W. Schlegel hat dann in höchst ergötzlicher Weise die drei Naturmaler Matthisson, Voß und Schmidt in seinem ‚Wettgesang' zusammen gestellt.

Den reinen Verstandesmenschen lassen wir billig den empfindsamsten des Göttinger Kreises, vielleicht der ganzen deutschen Literatur, folgen. Es ist der Süddeutsche Johann Martin Miller (1750—1814), eines der ersten Mitglieder des Dichterbundes, später in verschiedenen Stellungen in seiner Vaterstadt Ulm. Nachdem er bereits in einem ‚Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, aus den Briefen zweier Liebenden' der empfindungskranken Lesewelt an den Puls gegriffen, elektrisirte er dieselbe sofort durch seinen ‚Siegwart, eine Klostergeschichte' (1776). Dieser in vielen Nachdrücken verbreitete, in alle Nachbarsprachen übersetzte, später noch ausgeweitete Roman ist in seinem dürftigen Inhalt ein Spiegelbild der Zeit und gehört so für immer wie Göthe's Werther der Geschichte an. ‚Liebe, Liebe, lauter Liebe ist der Inhalt, Liebe am murmelnden Bach, Liebe unter schattigen Bäumen, Liebe im sanften Mondschein, Liebe in Leiden, Liebe mit Andacht verbunden, Liebe in Tod und Sterben.' Daneben Thränen, Thränen der ewigen Liebe, Thränen in den Becher des Abschieds bis zum Rande geweint, Thränen des Wiedersehens, Thränen in den Klostermauern, Thränen bei den Klängen der Musik, Thränen bei dem ‚ungekünstelten Gesang der Grasemücke'. Das mußte freilich packen trotz der Einfachheit der Erfindung, die in wenigen Worten zu geben ist. Siegwart, der von Beschaulichkeit und Melancholie getragene Sohn eines süddeutschen Amtmanns, hat auf der Hochschule zu Ingolstadt die Liebe Marianens gefunden. Der harte Vater aber hat die Tochter dem reichen Philister bestimmt, und da sie diesen nicht will, übergibt er sie dem Kloster. In dieses thränenreiche letzte Asyl der von dem Habicht Welt gescheuchten Liebestaube tritt nun Siegwart als Gärtner ein. Tausendthränenreiche Zusammenkünfte, verabredete Flucht, Mariane wird plötzlich für todt ausgegeben. Da geht Siegwart zu den Kapuzinern: ‚Nun gehöre ich Gott und meinem Engel, und es wird bald ausgeweint sein!' Plötzlich wird der junge Kapuziner in das benachbarte Nonnenkloster gerufen, um eine sterbende Nonne Beicht zu hören. Es ist natürlich Mariane. Fürchterliche Scenen; Mariane stirbt, und Siegwart weint sich auf ihrem frischen Grabe todt, so daß

nun Beide in das Land eingehen, ‚wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschlichkeit keine Thränen mehr vergießen'. Die wehmüthigen Siegwartslieder wurden lange unter Thränen gesungen: ‚Das ganze Dorf versammelt sich', ‚Es war einmal ein Gärtner, der sang ein traurig Lied', und das Abschiedslied ‚Traurig sehen wir uns an'. Im Klostergarten aber singt die Nonne zur Frühlingszeit:

‚Trocknet, milde Frühlingslüfte, Meine vielen Thränen auf!
Send', o Abend, deine Düfte Zu der Zelle mir herauf!
Aber Philomele stimmet Wieder mich zum Klageton,
Und in frischen Zähren schwimmet Mein erlosch'nes Auge schon.' —

Die Geistesrichtung der Göttinger wußte mit dem Drama nicht recht auszukommen; Bardiete hatten sich für jeden andern als Klopstock bereits unmöglich gemacht. Der Dramatiker des Kreises ist Johann Anton Leisewitz (1752—1806); aber er debutirt nur mit einem einzigen, bereits erwähnten Drama, dem ‚Julius von Tarent' (1776). Obgleich Lessing den Julius für ein Werk Göthe's ansehen konnte, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der Mangel an dramatischer Exposition und Charakteristik nur nothdürftig durch blendenden Phrasenreichthum verdeckt ist, ungefähr gerade so wie der tragische Abgrund des Brudermords mit den Blumen der Göttinger Sentimentalität umhegt erscheint. Leisewitz muß die Mängel im eigenen Talent gar wohl erkannt haben, er hörte auf zu schreiben.

Von den Dichtern, die nur durch den Musenalmanach mit dem Hainbunde zusammen hangen, wollen wir hier zwei anschließen, Overbeck und Claudius. Christian Adolf Overbeck (1755—1821), ein Lübecker, ein liebenswürdiges, bescheidenes Dichtertalent, hält zwischen Hölty und Miller so ziemlich die Mitte, während er Bürger in leichter Versifikation nahe steht. Seine Lieder sind noch nicht vergessen: ‚Das waren mir selige Tage', ‚Warum sind der Thränen unterm Mond so viel?' ‚Blühe, liebes Veilchen', sodann das Fischerlied ‚Wer gleichet uns freudigen Fischern im Kahn' mit seinen dazumal noch seltenen gleitenden Reimen.

Bürger in der Hingebung an das Volksthümliche, Stolberg in der christlich-gläubigen Richtung verwandt, bildet Matthias Claudius (1740—1815), gewöhnlich nach seinem geliebten Wohnorte und der Erscheinungsweise seiner kleinen Produktionen der Wandsbecker Bote (auch ‚Asmus omnia sua secum portans') genannt, einen eigenthümlichen Contrast zu den meisten schriftstellerischen Größen der Zeit, die freilich zum Theil nicht würdig sind, ihm die Riemen seiner schweren ländlichen Wasserschuhe zu lösen. Was Herder mit aller Energie verlangte, ohne es selbst zu leisten, das Volksthümliche in Stoff und Darstellung, das bieten die kleinen Dichtungen des Wandsbecker Boten, freilich in eigen-

thümlich beschränkter Weise. Dem ehrlichen Asmus wohnte nämlich keine sichere Unterscheidungsgabe der Geister inne, und so wußte er Volksthümliches und Manierirtes nicht immer zu sondern. Durch den manierirten, auf die Dauer unausstehlichen Ton seiner Prosa stellt er sich den Kraftgenies nahe. Und doch trägt er die Ruhe der Seele, die Harmlosigkeit der Gesinnung, den Frieden mit Gott, mit sich selbst und mit den Mitmenschen als ein kostbares Besitzthum stets in sich. Wir stehn nicht an, in das von H. Gelzer gebrauchte Bild einzugehn, Claudius komme ihm vor, wie ein Christbaum, dessen tausend Lichter überall hin scheinen, wo für kindliche Freude und herzliche Erwärmung noch eine Stätte sei. Ja, er ist ein grüner Christbaum in der kalten Winterzeit der Aufklärung, funkelnd von zahllosen Lichtern, behangen mit reichlichen ergötzlichen Kindesbescheerungen, eingesenkt in das Grün der religiösen Zuversicht, im Hintergrund das Strohdach und die Hütte ländlicher Abgeschiedenheit. Man krittelt nicht gern, wenn der Christbaum auch kindischen Tand und seltsame oder sinnlose Spielerei aufweist; wir wollen an dem ehrlichen Asmus nicht kritteln, sondern sein ehrenfestes Wesen notiren, mit dem er eine einträgliche Stelle aufgab, weil er nichts zu thun hatte, als die Einrichtungen des bekannten Staatsministers Moser zu loben.

Claudius erfreut durch eine echt deutsche Gemüthlichkeit, in der sich oft die Tiefe seiner Seele wiederspiegelt, aus der sogar liebenswürdig der Schalk hervorschauen kann. Wie traulich ist sein Abendlied: ‚Der Mond ist aufgegangen,‘ oder sein gern gesungenes: ‚In stillem, heiterm Glanze‘! Wie naiv sein noch nicht veraltetes: ‚Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher‘ und sein Bericht über Urians Reise um die Welt! Wie gemüthlich seine Lieder vom Reifen und vom Sonnenaufgang! Wer hat nicht mit Genuß die kleinen schalkhaften Fabeln gelesen von dem armen Esel, der nichts hat, um sich zu freuen, dem die Natur nichts, gar nichts gab, als — eine schöne Stimme! — von der gackernden Henne, der das Schreien unentbehrlich, denn ‚erst leg' ich meine Eier, dann recensir' ich sie‘, — von dem Esel, der kein Genie heißen mag, weil er ‚doch nichts Närrisches gethan‘, — vom Nachtwächter und Bürgermeister, die über das Genus von Glock uneins sind. Auch Klänge reiner Liebe ergreifen in der ‚Phidile‘ (‚Ich war erst sechszehn Sommer alt‘) und in der ‚Christiane‘ (‚Es stand ein Stern am Himmel‘), einem Gedichte, das sich wohl unter die Götheschen Poesien mischen ließe. Und wenn demnach bei Claudius große dichterische Begabung allerdings vermißt wird, so fehlt es doch seinem praktischen Sinn und klaren Auge nicht an feiner Beobachtung. Wie kurz und deutlich: ‚Ich bin ein Barde. — Freund, sind deine Augen helle? G'nügt dir die Eichel und die Quelle?‘ — Oder: ‚Voltaire und Shakspeare — der

eine Ist, was der andere scheint; Meister Arouet sagt: ich weine Und Shakspeare weint' [1].

Aber bei weitem nicht immer hält Claudius sich auf der Höhe des echt Poetischen. Er fällt in's Kindisch-Possenhafte, wovon ‚der Riese Goliath', eine Satire gegen militärische Renommisterei, nicht frei ist; er respektirt nicht mehr die Grenzen des ästhetisch Erlaubten und sinkt herab zu Vossischen Plattheiten oder reimt ein Lied für Schwindsüchtige zusammen; er läßt endlich den religiösen Reflex auch da hinein spielen, wo er nur störend wirken kann. Diese Fehler mehren sich in seinen späteren Erzeugnissen, die überhaupt den Duft des Frischen und Ursprünglichen, der die früheren Darstellungen meist auszeichnet, fast alle abgestreift haben. Mit dem Alter trat eine scharfe Abneigung gegen die neuen ‚volksbeglückenden' Ideen, gegen die allgemeinen Menschenrechte, gegen die Preßfreiheit u. dgl. hervor, und Claudius war nicht der Mann, der mit seiner Ueberzeugung zurück hielt. Dazu gesellte sich bei ihm naturgemäß die nahe liegende Richtung zum Mystischen, immer jedoch gemildert durch reine Gesinnung und durch die zu jener Zeit so seltene Duldsamkeit gegen fremde Ueberzeugung, namentlich gegen die Institutionen der katholischen Kirche.

XI. Göthe.

Nachdem wir in der weiten Ruhmeshalle der neueren deutschen Literatur eine Reihe von Bildnissen und Gruppen vorübergehend betrachtet haben, stehen wir jetzt vor den beiden Hauptgestalten, den Dichtern im eminenten Sinne des Wortes. Auch Göthe und Schiller fallen mit ihrer Entwicklung noch in die Tage des Sturms und Dranges; aber aus dieser Gährung erheben sie sich, der eine in ruhiger Fortentwicklung seines glücklichen Genius, der andere in schweren Kämpfen, zur künstlerischen Vollendung und zu nachhaltigem, noch stets fortdauerndem Einfluß. Ihre Bahnen waren so verschieden, daß sie, als das Schicksal sie einander näherte, sich so zu sagen als Gegner gegenüber standen. Ihre Naturen schienen geschaffen, um eine die andere zu verdrängen. Es kam aber zum Glück anders; sie erkannten, daß die Kreise ihrer dichterischen Individualitäten in zwei verschiedenen, sich schneidenden Ebenen lagen und der Berührungspunkte wohl manche boten, während sie doch wieder auseinander gingen. Will man den Unterschied auf den kürzesten Ausdruck reduciren, so kann man, wenn das Wort nicht mißverstanden wird, Göthe den

[1] Das beliebte Abendlied ‚Komm stiller Abend nieder' rührt nicht von unserm Claudius her, dem es oft zugeschrieben wird, sondern von einem jüngeren G. K. Claudius. Claudius' gesammelte Werke sind öfters gedruckt (Hamburg 1829. 1838. 1844).

Dichter des Realismus, Schiller den des Idealismus nennen. Darum ist denn auch der immer wieder erhobene Streit, ob Göthe oder Schiller den Vorrang als Dichter behaupte, nicht nur ein völlig unnützer, sondern auch ein gar nicht zu schlichtender. Dürfen beide dichterischen Standpunkte als berechtigt gelten, dann mag man nach Göthe's kräftigem Ausspruch den Streit ganz fallen lassen und ‚sich freuen, daß zwei solche Kerls vorhanden sind'. Je nachdem aber bald sittliche Höhe und moralische Strenge, bald Naturunmittelbarkeit, bald Hoheit der Ideen, Begeisterung und Kampf für die edelsten Güter der Menschheit, und hinwiederum das ruhig klare Anschauen und Abspiegeln des Wirklichen als prüfender Gewichtstein zur Anwendung kommt, wird die Wagschale sinken oder steigen. Dem wahren Literaturfreunde aber werden jene Jahre am schönsten erscheinen, da beide Dichter in vereintem wetteifernden Streben, ohne sich selbst ungetreu zu werden, die herrlichsten Schöpfungen zur eigenen Genugthuung und zum Entzücken der Nation hervorbrachten.

Betrachtet man Göthe's freien, leichten und glücklichen Gang durch's Leben, betrachtet man seinen geistigen Entwickelungsgang, der kaum jemals Störungen, wohl aber immer neue glückliche Anregungen erfuhr, vergleichen wir diesen Lebensgang mit dem seiner Dichtungsgenossen, besonders auch Schillers, dann kommt er uns wie ein Schoßkind des Glücks vor, wie ein Sonntagskind, dem wunderbares Schauen sich aufthut und das von andern vergeblich erstrebte Glück ohne Mühe zufällt. Ihm gelten die Verse aus Schillers ‚Genius' und ‚das Glück':

‚Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab die Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget;
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.'

Der Glückliche brauchte nicht ‚dem Triebe zu mißtrauen, der leise ihn warnte, dem Gesetze, das die Natur selbst ihm in den Busen geprägt', in seinem dunklen Drange selbst war er sich des rechten Weges wohl bewußt. Ihm konnte man nicht zumuthen, meint Jacobi, daß er anders denken und handeln solle; jede Veränderung zum Schöneren und Besseren sei in ihm nur möglich, wie die Blume sich entfalte, wie die Saat reife, wie der Baum wachse und sich krone. Wie ein schöner Hexenmeister kam er Wieland vor, alle Herzen an sich reißend, alle Gewalt der Menschheit in sich vereinend und doch unzerdrückt von ihrer Last. Lag der Zauber seiner Erscheinung in der schönen harmonischen Indivi-

dualität, so beruht eben darin auch seine Größe in unserer Literatur. Mag er in einzelnen Dichtungsformen von andern Dichtern überragt werden, so hat er doch, wie wohl kaum ein Dichter vor ihm, fast in jeder Gattung der Poesie wie der Prosa Ausgezeichnetes geschaffen, und dieß darum, weil er seine ganze Individualität in der harmonischen Ausbildung aller Seelenkräfte zu geben verstand. Andere wollten etwas werden, sie suchten, stritten und überlegten; Göthe wollte nichts werden, er hatte nicht zu suchen und zu ringen, seine Stoffe kamen ihm entgegen, er trug sie in sich, bis sie als reife edle Früchte sich ablösten. Er hatte nicht nach dem Quell der Poesie mühsam zu graben, ‚freudehell sprudelt derselbe auf, jünglingsfrisch drängt er sich durch die Klippen, silberprangend tritt er in die Ebene, rauscht an Blumen vorbei, die ihm seine Knie umschlingen, ihm mit Liebesaugen schmeicheln, und mit frühem Führertritt reißt er seine Bruderquellen mit sich fort‘ [1]. Nur von der Erde, über die er geströmt, erhält er einen leisen Beigeschmack; Göthe's Gedichte haben den Beigeschmack der Lebensverhältnisse, durch die er sich bewegte; wir können schon deßhalb an biographischen Notizen nicht vorbeikommen.

Johann Wolfgang Göthe wurde zu Frankfurt am 28. Aug. 1749 geboren, Sohn eines kaiserlichen Rathes und der geistig reich begabten Tochter des Stadtschultheißen Textor. Das Erbe der Eltern war in der Weise auf den Sohn übergegangen, daß er von dem strengen, ernsten Vater die Statur und nach glücklich überstandener wilder Jugend die äußere Lebensstrenge, von der Mutter den freien, unbeschränkten Blick in's Leben, die rasch auffassende und gestaltende Kraft, die Lust am Phantasiren und Fabuliren erhalten hatte. (‚Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, Vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren.‘) Durch den Wohlstand der Eltern wurde der Sohn aus der Beschränktheit des bürgerlichen Lebens in bewegtere, freiere Lebenskreise gehoben. Der siebenjährige Krieg führte den geistreichen Graf Thorane in das Göthe'sche Haus; eine französische Schauspielertruppe weckte in dem Knaben die Lust am Drama. Das Marionetten-Material der Großmutter wurde für ihn ein wichtiges Besitzthum, das zu Puppenspielen begeisterte und zu den deutschen Volksbüchern hinführte. Reiche und mannigfaltige Eindrücke wirkten auf den Knaben ein; in den Jünglingsjahren ging sein Streben mit Bewußtsein dahin, immer neue Einwirkungen von Außen an sich heranzuziehen und sich ihnen gegenüber bald aufnehmend, bald ausstoßend zu verhalten. Die Fertigkeit, sich in die fremdartigste Eigenthümlichkeit einzuleben, spricht ein Frankfurter Seelsorger (Beda Weber) collectiv dem Volke in und um Frankfurt zu. Ein

[1] Göthe's Gesang Mahomets.

noch erhaltenes Gedicht: ‚die Höllenfahrt Christi' mag der letzten Zeit des Frankfurter Aufenthalts angehören.

Im Jahre 1765 bezog Göthe die Universität Leipzig, um nach des Vaters Wunsch die Rechte zu studiren. Gottsched und Gellert zogen wenig an, ebenso wenig das juristische Studium bei Professor Böhme; statt dessen genoß er ein Privatissimum bei dessen fein gebildeter Gattin über Geschmack und Dichtung. Ein Spottgedicht auf Professor Clodius liegt theilweise in ‚Wahrheit und Dichtung' vor; kleine erotische Lieder rief die Richtung der Anakreontiker in's Leben, sie fanden erst Beachtung, als Göthe's Name berühmt geworden war. Zwei Lustspiele, ‚die Laune des Verliebten' und ‚die Mitschuldigen', zeigen zuerst die von nun an constante Neigung des Dichters, die Ereignisse und Empfindungen des eigenen Lebens, nachdem sie bis zu einem gewissen Punkt gereift, durch eine dichterische Beicht zum Abschluß zu bringen. Ein Liebesverhältniß, das durch Göthe's Launen bis zum Bruch getrübt wurde, ist im ersten Stück abgespiegelt. Mit dem zweiten thut der blutjunge Mann einen Blick in den moralischen Leichtsinn jener gesellschaftlichen Schichten, denen er damals nahe stehen mochte. Will man einen anderen Maßstab als den der Wiederstrahlung des Erlebten anlegen, so ist das Lustspiel ebenso anstößig als die späteren Wahlverwandtschaften. Beide Lustspiele tragen noch den Reifrock des Alexandriners. In diese Entwickelungszeit fielen wie zündende Funken Lessings Dramaturgie und Winckelmanns Kunstgeschichte, daneben die Anschauung der Dresdener Kunstschätze. Krank kehrte Göthe 1769 nach Frankfurt zurück; unter der Pflege seiner Mutter und des theosophischen Fräuleins von Klettenberg, beim Studium alchymistischer Schriften, erholte er sich langsam. Die ‚Bekenntnisse einer schönen Seele' in den Lehrjahren und einige Scenen im Faust können als Ableger aus diesem Schwärmerjahr bezeichnet werden.

Das Frühjahr 1770 führte Göthe zur Fortsetzung der Studien und Promotion nach Straßburg. Hier lernte er den im Götz verewigten treuen Lerse kennen; den mystischen Jung-Stilling nahm er gegen die Spöttereien der Tischkameraden in Schutz; Herder erschloß ihm den Schatz der Volkslieder und führte ihn zu Homer, Ossian und Shakspeare. Hier fiel in sein jugendliches Leben das anmuthige Bild der Friederike von Sesenheim hinein; das leidenschaftlich-innige Verhältniß begeisterte ihn zu den schönsten Liedern; aber Friederike blieb nach dem Abgang Göthe's von Straßburg nur wie eine Ruine der Erinnerung in des Dichters viel bewegtem Herzensleben stehen. Als Doctor kehrte Göthe heim. Wichtig wurde für ihn die Bekanntschaft mit Merck; denn was für Lessing die kritische Seite des eigenen Talentes war, das lebte für unsern jungen Dichter in Merck, der treibend, scharf urtheilend, durchdringend und sicher, daneben aber voll Vertrauen auf seines Lieblings Genius neben diesem

stand. Dem Willen des Vaters gemäß ging der junge Doctor an das Reichskammergericht zu Wetzlar (1772), gerieth an die Rittertafel und in die Commenden des muntern Goué und kam dadurch auf den Götz von Berlichingen. Ein buntes Leben, in das Sophie la Roche, Leuchsenring, Lavater, Basedow, Stilling, Jakobi, die Brüder Stolberg, nebenbei auch Klopstock hinein spielten, erhob sich nach dem Abgang von Wetzlar im elterlichen Hause und auf Rheinreisen. Von einem bis zur Verlobung gediehenen Verhältniß mit einer reichen koketten Bankierstochter sind die ‚Lieder an Lili' stehen geblieben.

Das ist Göthe's erste Dichterperiode; sie fällt mit dem Zeitalter des Sturms und Drangs zusammen; Göthe steht sogar als Chorführer der regellosen Geister da, er repräsentirt in Götz und Werther diese seltsame Zeit am vollkommensten. Aber er ragt nach allen Seiten darüber hinaus; und wie die Engel das Unsterbliche des Faust den Dämonen zum Trotz aufwärts tragen, so rettete er das Berechtigte und Wahre des Sturmes und Dranges in die Zeit der Klarheit hinüber. Es wäre Göthen gewiß nicht schwer geworden, mit seiner reichen Phantasie in fremde Zustände und Empfindungen sich zu versetzen; er that es nicht. ‚Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen'. Das ist der große Vortheil der Göthe'schen Dichtung, sie ist sein Leben selbst. Allerdings ein einfaches Leben, und doch ein reiches Herzensleben. ‚Was ich irrte, was ich strebte, Was ich litt, und was ich lebte, Sind hier Blumen nur im Strauß', mit diesen Worten leitet er seine Lieder ein. Aber diese Blumen hat er zur rechten Zeit gepflückt, er hat nicht mitten im Sturm der Leidenschaft aus den ‚großen Schmerzen die kleinen Lieder' gemacht; wir fühlen uns bereits ‚aus der beengenden Nähe der Verhältnisse, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblicks, aus der Trübniß der Leidenschaft in die helle ruhige Ferne versetzt, in welcher nur noch die reinen Formen, die stillen milden Lichter, die klaren zarten Farben der Bilder einer sich selbst überwindenden und darum in seliger Ruhe befriedigten Phantasie übrig bleiben'. Und hier ruht die Erhabenheit der Göthe'schen Dichtung; von hier aus aber wirft sich auch ein Schatten auf dieselbe, den wir später genauer zeichnen werden.

Für Göthe's Dichtung ist die ‚Furchterscheinung' entflohn, jene Uebermacht des Stoffes über den Dichter, an der selbst Klopstock scheiterte; ‚nicht der Masse qualvoll abgerungen, schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick'. Er athmete in der poetischen Atmosphäre, er brauchte nicht erst den Feierstaat der Begeisterung anzulegen, in dem Klopstocks Jünger in geweihten Stunden einher wandelten; er brauchte nicht den Odenschwung mit verdrehten Wendungen und mythologischem Zierrath, brauchte nicht lange den Hip-

pogryph zu satteln zum Ritt in's alte romantische Land. Dem Herzen, das die Natur mit solcher Hingebung umfaßte, blieben die Elemente nicht mehr stumm: aus den rauschenden Wellen tauchen die Wasserfrauen hervor, durch Nacht und Wind rauscht Erlkönig, im verfallenen Schloß hält Zwergkönig seine Hochzeit, Geistesgruß ruft vom alten Thurm dem vorübergleitenden Menschenschifflein glückliche Fahrt zu. Da füllt der Mond Busch und Thal still mit Nebelglanz und breitet lindernd seinen Blick über die Dichterseele, während der rastlose Fluß dem Dichtersang die Melodien zuflüstert. Aus alten Mährchen winkt es, die vergessenen Volkslieder erwachen zu neuem Leben (‚Sah ein Knab' ein Röslein stehn'). Deutsche Baukunst und Bildnerei erfaßten den Geist des Jünglings, Meister Erwin trat vor seine Seele; aus der dürren Selbstbiographie des Ritters von Berlichingen schälte er sich den kernigen Gehalt heraus; aus den verschütteten Erzstufen der Volksbücher schlug er die hellsten Funken der Poesie. Wenn er in leichter Gondel durchs Jugendleben schaukelte, wurde ihm Alles am Lebensstrome zum Lied: Burgen, Rebenhügel, Morgennebel, Sonnenstrahl, Abendkühle, Winterreif. Seine unablenkbare Richtung war, um mit Merck zu reden, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Er führte Poesie in sein Leben, um dadurch Leben in die Poesie zu bringen. Amors ausgeblasene Fackel wird in des Dichters Hand lebendig (‚Stirbt der Fuchs'); an seinem Stab gebogen schaut der Schäfer hinab in's Thal, er bricht die Wiesenblumen und weiß nicht, wem er sie geben soll. Der Fischerknabe auf dem schwarzen Fels lockt mit falscher Angel die Fischlein, ihn hinwieder lockt die Hirtin und läßt ihn zu seiner Qual wieder los. ‚Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!' singt er sich selbst in der Sehnsucht nach Sesenheim und an Belinden: ‚Warum ziehst du mich unwiderstehlich, ach, in jene Pracht?' Ebenso tief, so klangvoll sind die kurzen Strophen: ‚Meeresstille' und ‚glückliche Fahrt'; dem Zuhörer wird es, als ob der dichterische Gedanke gar keine andere als diese vollendete Fassung zuließe. Und die kleinen Strophen didactischer Tendenz, wie scheiden sie sich so ganz von den flächsenen Lehrgedichten der Gleim-Gellert'schen Richtung! ‚Eines schickt sich nicht für alle! Sehe jeder, wie er's treibe, Sehe jeder, wo er bleibe, Und wer steht, daß er nicht falle!' oder: ‚Sorglos über die Fläche weg, Wo vom kühnsten Wager die Bahn Dir nicht vorgegraben du siehst, Mache dir selber Bahn!'

Wir kommen zu den zwei größeren Jugendprodukten Göthe's. Die wenigen ernsten Stunden in Wetzlar mochten in ihm wohl die Gedanken über den Verfall der deutschen Nation wecken und auf einen bereits lieb gewordenen Stoff, den Götz von Berlichingen, entschieden hinweisen. Beim Anschauen des ‚Hermann' von Schlegel war dem 18jährigen Studenten bereits das Licht aufgegangen, daß eine zeitlich näher stehende

Persönlichkeit besseren dramatischen Stoff bieten müsse. Berlichingens Selbstbiographie gab den Stoff, Shakspeare trat nicht als nachzuahmendes, doch als erhellendes Vorbild vor Göthe's Seele. Ein Selbstbekenntniß aus dem eigenen Leben ist Marie als die dichterisch verklärte Friederike von Sesenheim. Der Kriegsmann mit der eisernen Faust, der in gesetzloser, verrotteter Zeit seine Ueberzeugung als Gesetz, sein Schwert als vollstreckende Macht wohlmeinend hinstellt, der treu zum Kaiser stehen will und sofort mit dessen Räthen sich im Conflicte sieht — welch ein Stoff für die stürmende Jugend, die sich selbst ebenfalls Gesetz sein wollte! Doch schon hier zeigt sich Göthe's Mäßigung: Götz hat nicht das Erregte, Tendenziöse der späteren Räuber, die Ideen der Reformation sind kaum angedeutet, der Bauernkrieg bleibt im Hintergrund stehen ohne die naheliegenden Beziehungen auf moderne Zustände[1]. Will man eine Tendenz herausfinden, so ist es der Kampf gegen das römische Recht, das die urdeutschen Institutionen verdrängte, das dem armen Doctor zu Leipzig und Straßburg viel Kopfbrechen und Widerwillen machte. Mit dem römischen Recht kamen zugleich nach Deutschland Feilheit der Gesinnung, Höflingsränke und Schranzenkünste, Ueppigkeit des Hofesadels, Beugung des guten Rechts — Alles Dinge, die im Speisesaal des Bischofs von Bamberg sich des Ausführlichen darstellen, Gegenbilder zu der biederen deutschen Burg Jaxthausen. Dieser Gegensatz, bei dem die alte Welt deutscher Kraft und Treue dem Andrang des Despotismus erliegt, war es denn auch hauptsächlich, was dem Drama den enthusiastischen Beifall der jungen Welt erwirkte. Götz war das Ideal eines Kraftmenschen, aber auch das Entzücken des gereiften Publikums. Wer noch patriotischen Sinn besaß, den ergriff diese Darlegung von dem Eindringen böser Einflüsse in das deutsche Staats- und Volksleben. Justus Möser begrüßte das Stück als ein durchaus edles und schönes Produkt deutschen Bodens; und wenn Friedrich II. es als eine ‚imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises' bezeichnete, so hob der Patriot mit Recht hervor, das entscheide nicht über den Werth dieser Frucht, wenn sie den verwöhnten Gaumen eines Gallomanen zusammen ziehe oder das Herz einer Hofdame nicht schmelzen mache. Und dazu war Götz allerdings nicht angethan. Göthe wollte aus der Zeit der Reformation und der Gährung kein Ideal machen, seine Personen sollten nicht Träger moderner Gesinnungen und Gefühle, nicht Allegorien sein, sondern lebende Gestalten

[1] Wir besitzen Götz in dreifacher Gestalt. Außer der 1773 zuerst gedruckten Fassung erschien 30 Jahre später eine mehr bühnengerecht gemachte Bearbeitung; sodann trat aus Göthe's Nachlaß auch noch der erste Entwurf hervor. In diesem Entwurf erfreute sich Göthe besonders an einer prächtig ausgemalten Scene, in der Adelheid mit den Zigeunern im Walde zusammen trifft. Diese Scene mußte indeß bald trotz ihrer poetischen Vollendung der dramatischen Zweckmäßigkeit zum Opfer fallen.

aus dem 16. Jahrhnndert; ein möglichst großes Stück aus dem Hof-, Burg- und Volksleben jener Zeit wollte er nicht in abgeblaßten Reden, sondern in Thaten und Ereignissen vorführen. Fehde des niedern Adels, der bei dem ewigen Landfrieden sich zu verliegen fürchtet, Treue gegen Kaiser und Reich, Anhänglichkeit an den Gemahl und an den kampfesfrohen Anführer; Hofes- und Weiberränke, Ablenkung des charakterschwachen Ritters von der Bahn der Standesgenossen, ritterliches Gefängniß, kaiserliches und Fehmgericht, Selbsthülfe der unterdrückten Bauern, das sind die Scenen, die sich hier zu einem dramatischen Gemälde zusammen schließen. Die Freunde französischer Waare wurden noch besonders durch die äußere Form des Drama's abgestoßen; hier war nicht nur, wie ein Aesthetiker sagt, der Landfrieden der conventionellen Regeln durchbrochen, sondern dieser Götz schlug mit eiserner Faust durch die Schranke einer jeden Regel, selbst durch die unverbrüchlichen Naturgesetze der dramatischen Composition hindurch. Ein historisches Drama in Shakspeare's Manier ist Götz nicht. Das Leben des Helden zerfällt in einzelne Abenteuer; um den Charakter des Helden hervortreten zu lassen, verbraucht der Dichter eine Reihe von Episoden und anekdotenhaften Scenen, die hinwiederum auch zur Charakterisirung der ihn umgebenden Personen dienen. Die Gruppe der Gegner gehört sodann nothwendig in das dramatische Bild; dagegen lenken die Scenen mit Adelheid, ‚dem weiblichen Dämon, bei dem Gott und Teufel, als sie geschaffen wurde, um ihr Meisterstück wetteiferten,' den Blick von dem Helden ab. Es muthet uns hier an, wie bei Wolframs Parzival, wo für einige Zeit statt des in Schwermuth unthätigen Helden ein anderer Herr der Aventüre auftritt. Hier ist Götz durch die Kerkerhaft in Unthätigkeit versetzt, und so kann die schreckhafte Liebesepisode als Seitenstück zu dem Bauernkrieg ihre Stelle finden, wie der Tod des verruchten Kleeblatts den ergreifenden Gegensatz zu der Sterbescene Götzens bildet. Man könnte Götz füglich ein *episch-dramatisches Zeit- und Charaktergemälde* nennen. Der Held tritt noch immer hinter den Begebenheiten zurück, die Abenteuer und Thaten desselben sprossen nicht aus seiner Ueberlegung und seinem Willen, sondern wurzeln meist in zufälligen Anlässen. Läßt sich solches mit Grund gegen den Götz als ‚Schauspiel' sagen, so kann es uns doch das herrliche Gedicht nicht verkümmern mit seinen festen Gestalten, zu denen es keiner der Stürmer vor leidenschaftlicher Unruhe, kein Klopstockschüler in der Dämmerung verschwimmender Schemen bringen konnte. Die einfache, kraftvolle Diction weist wiederum für sich schon in die Zeit der Heldenkraft zurück. Während Götz (zuerst gedruckt 1773) dem Dichter die Bewunderung von ganz Deutschland brachte, blieb der Selbstverlag, zu dem er auf Mercks Rath sich entschlossen hatte, ein wenig lohnendes Geschäft.

Das zweite bedeutende Jugendwerk Göthe's, die Leiden des Werther (1774), versetzt uns aus der Welt des 16. Jahrhunderts in die Gegenwart, aus der Welt der Thaten in die der Empfindungen. Göthe hat hier eine Krankheit gezeichnet, die schon mehrfach erwähnte Empfindsamkeit, die Kehrseite der Kraftgenialität. Eine Seite dieser Krankheit entwickelte sich zum thränenvollen Siegwartfieber. Dazu gesellte sich eine Abschwächung des Geistes, die sich zur Erhebung aus dem quälenden Liebestaumel absolut unfähig hielt, eine Abspannung der Seelenkräfte, die statt im thätigen Leben in gedankenloser Ruhe und stillem Quietismus fort vegetirte, eine Empfindlichkeit, die in dem kleinsten Anlaß Verkennung und Beleidigung zu finden sich beeilte, eine Launenhaftigkeit, die mit den eben noch gepriesenen Verhältnissen sich alsbald in Conflict setzte, jetzt in unbefriedigter Ehrsucht sich quälte, dann in homerisch-idyllischer Einfachheit dem Streben nach Ehre entsagte, kurz eine Selbstquälerei, die auf den weiblich-passiven Elementen der Seele sich aufbaute und je nach Umständen — die Umstände beherrschten vollständig den Menschen — zum vollendeten, unheilbaren Lebensüberdruß und zum Selbstmord führte. Alles das, was damals wie ein böses Miasma in der deutschen Luft lag und eine Art von Spleen erzeugte, hatte der junge Göthe auch an sich erlebt. Er erzählt, wie nach seinem Abzuge von Straßburg und Darmstadt, durch die Trennung von den besten Freunden, durch Abbrechen einer frischen Jugendliebe, in seinem Busen eine unsägliche Leere entstanden sei; Beschäftigung war ihm unleidlich, die besten Vorsätze waren unversehens in Unthätigkeit eingefroren. Dazu kam noch eine Wertherliebe, Charlotte Buff, die Verlobte eines thätigen braven, aber etwas pedantischen Mannes, die Göthe auf einem ländlichen Balle kennen lernte. Göthe wußte von der Verlobung, er hatte gar nicht vor die Verlobte abwendig zu machen; aber dazumal hielt man sein Herzchen wie ein krankes Kind, dem man jeden Wunsch gewährt. Auf die Dauer hielt er indeß die glücklich-unglückliche Nähe nicht aus, er verließ Wetzlar ‚wie der Vogel, der den Faden bricht und zum Walde kehrt; er schleppet des Gefängnisses Schmach, noch ein Stückchen vom Faden nach; er ist der alte, freigeborne Vogel nicht' [1]. Göthe erzählt, wie ihm die Grille des Selbstmords gekommen, wie er mehrere Male einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch sich in die Brust einzubohren versuchte. Es wollte nicht gelingen, und so warf er alle hypochondrischen Fratzen weg. Doch bedurfte er nun einer dichterischen Aufgabe; ihm lag nichts näher, als die Darstellung der eigenen glücklich überwundenen Seelenzustände. Das wollte erst nicht gelingen, bis ihm die rechte Fabel kam.

[1] Diese Verse Göthe's beziehen sich allerdings auf das Verhältniß zu der oben erwähnten Lili.

Der junge Jerusalem aus Braunschweig war in Wetzlar auf kränkende Weise als Bürgerlicher aus einer adeligen Gesellschaft entfernt worden — Werther beim Grafen C* —; vereinsamt lebte er mit einer unglücklichen Neigung für eine bereits verehelichte Dame, bis er am 29. October 1772 sich mit einem Pistol erschoß, das er von dem eben erwähnten Bräutigam Lottens wie zu einer Reise geliehen hatte. Sobald Göthe das Schicksal des ihm bekannten Jünglings vernahm, war sein Roman fertig, ‚das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in festes Eis verwandelt wird.' Der Dichter hauchte seinem Werke alle die Gluth ein, die keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt; in vier Wochen vollendete er den Roman und war nun selbst vollständig vom Wertherfieber genesen.

Werther ist ‚ein junger Mensch mit tiefer Empfindung und reiner Penetration begabt', aber ein Unglücklicher, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit allmählich abstirbt, indem das verzehrende Uebel auch den Muth des Widerstands raubt; ein in Empfindsamkeit überschwellendes Herz, ein schwacher launenhafter Charakter, ein Geist weich bis zum Zerfließen, aufgelöst in Naturschwärmerei und Ossian'scher Schwermuth, von selbstgemachten Leiden und unglücklichen Ereignissen in den Tod gehetzt. Diese psychologischen Zustände — denn Begebenheiten enthält der Roman kaum — sind nun mit einer Wahrheit und Lebendigkeit gezeichnet, die sich nur dadurch erklären läßt, daß Göthe selbst sie bis nahe an das Aeußerste durchgemacht hatte. Darum war aber auch die Wirkung des Romans eine unbeschreibliche, für uns geradezu unbegreifliche; jeder wollte sich hier wieder finden; ‚jedes Mädchen sehnt sich so zu lieben, jeder Jüngling so geliebt zu sein.' Gereifte Männer fühlten sich so ergriffen, daß sie nach der Lektüre des ersten Theils vierzehn Tage Ruhe bedurften, um den zweiten angreifen zu dürfen. ‚Wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich im Publikum ereignete, deßhalb so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam,' so sagt der Dichter selbst.

Während Göthe sich selbst von der Krankheit heilte, konnten seine Freunde und sein großes Publikum sich in die Abwesenheit jedes didaktischen Zweckes nicht finden. Auf der andern Seite wurde Werther in Kleidung, Verliebtheit, Selbstquälerei, vor allem in der Todesweise praktisch, in zahlreichen Romanen theoretisch nachgeahmt oder ergänzt. Der Roman wurde als ein höchst unsittlicher und entnervender denuncirt; den traurigsten Weg schlug Nicolai ein, er schrieb die ‚Freuden des jungen

Werther', behielt den ganzen Gang des Göthe'schen Romans bei und schob nur ein mit Hühnerblut geladenes Pistol unter, worauf dann Lotte dem Werther zu Theil wurde. Göthe setzte der ersten Klasse zu Nutzen bei der neuen Auflage ein immerhin schwaches Motto vor:

,Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!'

Der zweiten Sorte begegnet er kräftiger: ‚Was schiert mich der Berliner Bann, Geschmäcklerpfaffenwesen! Und wer mich nicht verstehen kann, Der lerne besser lesen!' Später hat das Genie Napoleons als einen künstlerischen Mangel die Anwendung zweier Motive, des gekränkten Ehrgefühls und der unglücklichen Liebe, getadelt, und Göthe mußte die feine Bemerkung gelten lassen. Lessing rügte, daß es dem Dichter nicht gefallen habe, die formell und an der eigenen Person vollbrachte Heilung auch an dem Objekte materiell zu vollziehen. Freilich würde dann der geheilte Werther wenig Interesse mehr bieten, und die reisenden Engländer könnten seinen in Wetzlar aus Spekulation aufgeworfenen Grabeshügel nicht besuchen. Die wirkliche Lotte und ihr Gatte fühlten sich übrigens durch den Werther sehr gekränkt; Göthe versöhnte sie durch einen bis zum Jahre 1800 anhaltenden Briefwechsel. —

Nach dem Erscheinen des Götz hatte ein Buchhändler sehr naiv sich ein Dutzend solcher Stücke erbeten und gutes Honorar versprochen. Aber es war, als ob der Geist des Dichters in großartigen Gestalten sich erschöpft habe; Abfall von Götz und Werther haben wir in Clavigo und Stella. Der Franzose Beaumarchais hatte in einem leidenschaftlichen Memoire seine Auftritte mit dem literarisch berühmten Spanier Clavigo, der Beaumarchais' Schwester beschimpft hatte, dargestellt. Göthe hat diesen erst im Jahre 1806 gestorbenen Spanier bereits im Jahre 1774 auf die deutsche Bühne gebracht, aber ihn zu einem ‚wieder gekäuten' Schwächling Weislingen herab gedrückt, zu einem jener Menschen, ‚die selten Stärke haben, der Versuchung zu widerstehen und niemals Kraft, sich vom Uebel zu erlösen.' Darum stellt er dem schöngeistigen Schwächling in Carlos die rücksichts- und gefühllose Verstandesschärfe und Charakterentschiedenheit zur Seite. In Carlos liegt etwas von Göthe, jener später mehr hervortretende Zug, daß der bedeutende Kopf, wie ein Herrscher und Souverän, sich gelassen über Verhältnisse hinaussetzt, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden. Während Beaumarchais über der Schwester weiteres Schicksal schweigt, läßt Göthe sie der erneuten Treulosigkeit Clavigo's erliegen; hatte er bis dahin das Memoire des Franzosen häufig fast wörtlich benutzt, so gab ihm für den fünften Akt ein altes Volkslied den Anhalt. Göthe erzählt, daß er auf Anregen einer

Frau in vier Wochen den Clavigo vollendete. Der strenge Merck hatte zu Göthe's Verdruß über denselben nur die Worte: ‚Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch.'

An Clavigo mochte Göthe immerhin noch die theatralische Wirkung hervorheben, die Stella hat trotz Vorliebe des Dichters und Umarbeitung zum Trauerspiel entschiedenes und gerechtes Mißfallen gefunden. Dieser thränenreiche Wertherabfall hat in der ursprünglichen Fassung eine vollständige Doppelheirat zum Thema; die Irrungen der Liebe, die Unbeständigkeit der Neigungen erhalten eine so freigebige Absolution, daß jedes sittliche Gefühl sich sträubt, sogar das der leichtfertigen Bühnenliebhaber aus dem Jahre 1806. Da schuf Göthe, der noch immer in seltsamer Laune für sein mißgestaltetes Kind die größte Neigung empfand, das Stück durch Fernando's und Stella's Tod zum Trauerspiel um; es hat dadurch nicht gewonnen.

Ein anziehendes kleines Schauspiel, die Geschwister, ein interessantes Seelengemälde, gehört nach Conception und Charakter noch hieher. Mächtige, aber formlose Gestalten, Mahomet, Cäsar, nahten sich damals dem Dichtergeist, aber Göthe vermochte sie nicht festzuhalten. Ein Fragment aus Mahomet, dem Propheten, der an seine Sendung glaubt, brachte der Göttinger Musenalmanach; wie ein fremdartiger Torso schaut es uns in den gesammelten Gedichten an. In jugendlichem Uebermuth unterhielt der Dichter damals seine Freunde und sich selbst mit dramatischen Farcen und Satiren, zum großen Aerger der Getroffenen, die Göthe (Wolfgang) als einen bösen, an unschuldigen Leuten emporspringenden Wolf bezeichneten. Leuchsenring, der Schleicher und Jesuitenriecher, steckt im Pater Brey. Das ist einer von den Weltverbesserern, ‚die da meinen, die Welt könnt' nicht bestehen, wenn sie nicht thäten drauf herum gehen, die da Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gyps und Kalk verstreichen.' Der kräftige Gewürzkrämer ist Merck, Balandrino Herder und Leonore dessen Braut. Zu einer derberen Art von Weltbeglückern gehörte Basedow. Sein pädagogischer Urzustand, sein sittlicher Cynismus, seine Schwindeleien empfangen in ‚Satyros, dem vergöttlichten Waldteufel', die verdienten Hiebe. Beide Satiren heben sich als wahre Kunstwerke so glatt und schön aus der Wirklichkeit, daß sie Jedem Genuß bereiten, ob er schon die erwähnten Persönlichkeiten nicht kennt. Der kurze Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes geht geradezu gegen den widrigen Rationalisten Bahrdt an. Ein buntes Bild der Kleinstädterei von großer komischer Kraft ist das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Diese Feiertags-Arbeiten oder vielmehr -Belustigungen sind im Hans Sachs'schen Styl und Vers geschrieben; der Jahrmarkt und Pater Brey wollen sogar als Fastnachtsschwänke gelten. So brachte der junge Dichter längst Vorge-

senes wieder zu Ehren und rückte den Schusterpoeten den Zeitgenossen näher durch ein dankbares Gedicht: ‚Hans Sachsens poetische Sendung', das er nach einem alten Holzschnitte ausführte. Meister Wieland hatte damals mit seiner schwächlichen Oper Alceste großen theatralischen Erfolg gehabt. Da dichtete Göthe bei einer Flasche Wein die übermüthige Farce Götter, Helden und Wieland, ‚ein schändlich Ding, worin er ihn auf eine garstige Weise über die Mattherzigkeit in Darstellung der markigen Fabelwelt turlupinirte'. (Der Schauspieler Le Grand nannte sich als Possenreißer Turlupin, daher dieses Wort.) Die Verweichlichung der Wieland'schen Heroen wird durch schrankenlose Geniewildheit und Aristophanische Derbheit gerächt und vernichtet. —

Eine Einladung des Weimar'schen Hofes führte Göthe im Jahre 1775 in eine neue Sphäre. An den kleineren deutschen Höfen, die wegen ihrer Unbedeutendheit der Eintönigkeit und Langeweile zu verfallen drohten, war es seit Kurzem Mode geworden, bald durch Heranziehen von Schöngeistern, bald durch ein von der harten Etiquette emancipirtes Privatleben der Stagnation zu begegnen. Das Carolinum in Braunschweig wurde bereits erwähnt; Kurfürst Emmerich Joseph pflegte in Mainz, Karl Theodor in Mannheim das Theater. Die Herzogin Amalia von Weimar besaß in Wieland und dem in der Literatur einigermaßen bekannten Knebel Erzieher ihrer beiden Söhne, in Einsiedel, Musäus und Gotter ihre Theaterdichter. Nun suchte sich der Erbprinz Karl August, dessen Erzieher bis dahin Graf Görz war, Göthe zu seinem ferneren Gesellschafter aus. Sie paßten zu einander; ein enges Freundschaftsband ward geschlungen, der Herzog mochte nicht ohne Göthe sein, dem er das trauliche Du zuschob; das wildgeniale Leben wurde nun gar an einen Fürstenhof verpflanzt. Es muß arg genug hergegangen sein, wenn F. L. von Stolberg den angetragenen Kammerherrnposten anzunehmen Bedenken trug. Wieland verschmerzte es, daß der Göttersohn ihm über den Kopf wuchs, Klopstock warnte mit großem Ernst. Unterdeß war Göthe Legationsrath geworden, ein Stück der Verwaltung des Weimar'schen Reichs nach dem andern mußte er sich aufhalsen lassen. Der Rest der Zeit blieb für Unterhaltung des Hofes oder führte den Flatterhaften zu den Füßen einer schönen Frau (v. Stein), die durch Launen der Verliebten ihn zu fesseln und wie eine Dalila ihm die Locken des übermüthigen Sturmes und Dranges zu scheren verstand. Sie lenkte den Dichter von dem Wilden und Regellosen der Geniemänner ab; aber die rechte Klarheit trat noch keineswegs sofort ein, Göthe fühlte sich in reine Dumpfheit eingehüllt. Und auf diesem Lebenswege, den mehr der dunkle Drang und die Macht äußerer Beziehungen als die Energie des Willens vorzeichnete, bildete sich in dem träumenden Glücklichen der Glaube an ‚des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte', der Glaube an etwas Dä-

monisches in seinem Wesen, das ihn in dunklem Drange auf dem rechten Wege erhalte. Damals schrieb er die Zeilen von dem ‚tiefen Schicksal‘: ‚Du hast für uns das rechte Maaß getroffen, In reine Dumpfheit uns gehüllt, Daß wir von Lebenskraft erfüllt In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.‘ Wohl blickt er wie der Schiffer einmal auf die zurückgelegte Bahn, aber wenn die Freunde über ihn im Sturme klagen: ‚Steht er männlich an dem Steuer; Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen; Herrschend blickt er in die grimme Tiefe Und vertrauet landend oder scheiternd Seinen Göttern.‘ Er genoß ‚ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt: Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes‘; er hatte keine Wünsche, als die er wirklich ‚mit schönem Wanderschritt ihm entgegen kommen sah‘. Das war die Stimmung des Augenblicks, nicht die bleibende; im Hofesgetümmel, unter der Geschäftslast, in der Dumpfheit der Seele konnte der Dichter auf die Dauer nicht Befriedigung finden und klagt: ‚Leb’ ich doch stets um derentwillen, Um derentwillen ich nicht leben soll.‘ So wurde zwar Manches entworfen, Kleineres auch ausgeführt, Bedeutenderes aber folgte dem Dichter unablässig, umschwebte ihn wie Homunculus in der Phiole und bat, ihm das Dasein zu geben. Kleine Lieder, Balladen im Tone des Volksgesangs erblühten. In das Lied: ‚dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen‘ goß er einige Tropfen von dem Wesen der Frau von Stein. Der Fischer (‚Das Wasser rauscht‘) sollte die Sehnsucht nach dem kühlenden Bade am heißen Sommertag sinnbilden; die Erklärer haben in allgemeinerer Auffassung hier wie im Erlkönig die Gewalt der Natur über den Menschen poetisch abgespiegelt gefunden. Die dumpfe Ballade: ‚Es war ein König in Thule‘ riß mit ihrer trefflichen Composition zur Bewunderung hin, sowie die ältere ‚Es war ein Buhle frech genung‘ auf der Rheinreise Jakobi ergriffen hatte. Bei Ilmenau entstand am Abend des 6. September 1780 eines der seelenvollsten Lieder: ‚Ueber allen Gipfeln ist Ruh‘. Ein gleiches, ‚Wanderers Nachtlied‘, ruft den süßen Frieden herbei für den Dichter, der des Treibens müde ist. Auf der anderen Seite wandte Göthe mit seinen Kunstdichtungen sich von der leichten Form des Volksgesangs ab und gab im Odenschwung und selbst geschaffener Hymnenform das Edelste und Gewaltigste, was neuere Lyrik geboten hat: ‚Prometheus‘, der den antiken, götterverachtenden Trotz des Kraftmenschen zeichnet; ‚Hat nicht mich zum Manne geschmiedet Die allmächtige Zeit Und das ewige Schicksal, Meine Herrn und deine?‘ Dem ‚Schooßkinde Jovis‘, dem eigenen, immer neuen Liebling, der Phantasie, reicht er sodann vor allen Unsterblichen den Preis (‚Meine Göttin‘). ‚Das Göttliche‘ (‚Edel sei der Mensch‘) feiert die Größe des sittlichen Adels im Menschen. Nehmen

wir die zum Theil einer späteren Zeit angehörigen Hymnen gleich hinzu. Der ‚Gesang der Geister über den Wassern' drängt in die letzten Verse den reichen Inhalt zusammen: ‚Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!' ‚Ganymed' schwebt im Wonnegefühl des Frühlings zum allliebenden Vater. Dem Prometheus steht in den ‚Grenzen der Menschheit' das Gefühl menschlicher Beschränkung gegenüber. Die ‚Harzreise' wird nur durch die erklärende Erzählung des Dichters verständlich.

Und hier stoßen wir denn auf eine Schattenseite der Göthe'schen Dichtung. Die dichterische Welt eines Shakspeare hält und trägt sich selbst; des Dichters Fußtapfen sind verweht, seine Werke aber sind auch ohne die Biographie des Verfassers verständlich und genießbar. Göthe's Werke aber weisen fast überall auf sein Leben zurück, ein großer Theil derselben bedarf der Biographie als eines erläuternden Commentars. Bei Shakspeare hat man nur die allgemeine Geschichte Englands und etwa noch geringe Kenntniß der verarbeiteten Fabel nöthig; zum Verständniß Göthe's muß man ihm nach Ilmenau, Apolda, Tiefurt, Rippach und wie die Thüringer Flecken heißen, folgen. In dem Leben des Dichters liegt das eigenthümliche Colorit seiner Dichtung, liegt ihre Wärme und Tiefe. Aber diese Verflechtung mit dem Leben zieht sie auch oft in's Gewöhnliche, Grillenhafte, Platte hinab. Schon in der vorliegenden Periode beginnt die Gelegenheitsdichterei, die später für jede Badereise, für jede durchreisende höchste und hohe Herrschaft, für jeden Geburtstag mit den Abfällen des Talents aufwartete. Ein großer Theil von den Weimarer dramatischen Stücken ist nichts als Gelegenheitspoesie, mit der Göthe, wie früher Einsiedel, Bertuch und Gotter, die Hoffeste verschönerte, wie er für die Einsamkeit der Herrschaften ein sogenanntes Kloster angelegt hatte. Die fragmentarischen Blätter der großen Lebensdichtung, des Faust, blieben Fragmente und vergilbten; Egmont, für den Frau von Stein sich sehr interessirte, rückte von 1779—81 nur langsam fort, und dann fand Göthe zu viel ‚Aufgeknöpftes, Studentenhaftes der Manier' darin; Iphigenie wurde allerdings in poetischer Prosa vollendet und einige Mal aufgeführt. Dagegen wollte Tasso, auf dessen Vollendung wiederum Frau von Stein drängte, in seiner Prosa nicht gefallen, so daß später beim Umguß in fünffüßige Jamben von dem Vorhandenen nichts zu brauchen war. Die Tragödie ‚Elpenor', zur Feier des Kirchgangs der Herzogin bestimmt, ‚wollte auf keine Weise fertig werden'. Die fragmentarisch gebliebenen zwei Akte lassen eine bedeutende Composition ahnen, die wohl neben Iphigenie einen Platz errungen hätte.

Besser fügten sich die kleinen, opernartigen Compositionen. Das Singspiel ‚Claudine von Villa Bella' war schon früher entstanden und wurde später umgearbeitet; auch ‚Erwin und Elmire', ‚ohne großen Auf-

wand von Geist und Gefühl auf den Horizont der Bühne und der Akteurs gearbeitet', lag bereits hinter dem Dichter. Auf einer Schweizerreise entstand für den Geburtstag der Herzogin das Singspiel ‚Jery und Bätely'. Im Jahre 1777 war die Oper ‚Lila' entstanden, in der Exposition klar, in der Ausführung flüchtig und hastig, so daß ‚die ganze Anstalt des vierten Aktes dem Geschmack des Balletmeisters völlig überlassen bleibt'. Eine Anzahl von den zuletzt gedichteten Liedern, auch den Erlkönig, verwebte Göthe in die Operette: ‚die Fischerin'. Auf dem natürlichen Schauplatz im Park zu Tiefurt an der Ilm wurde das Stück gespielt, ‚die Neuheit unterhielt, der Effect war zerstreut'. Die Oper: ‚Scherz, List und Rache' fand geringen Beifall. Die Fest- und Maskenzüge mit allegorischen Personen: das Epiphaniasfest, der Zug der Lappländer, der Aufzug des Winters, des Amor u. dgl. sind mit dieser Erwähnung genugsam berücksichtigt. Bedeutender versprachen zwei ebenfalls für Hoffeste bestimmte dramatische Grillen zu werden. Göthe hatte die Empfindsamkeit ausgestoßen; das große Heer derjenigen, die durch fremde Empfindungen, durch Lektüre sich in Empfindsamkeit und Thränen zerschmelzen ließen, sollte durch den ‚Triumph der Empfindsamkeit', früher ‚die geflickte Braut' genannt, zur Verspottung herangezogen werden. Der Empfindsame führt eine nachgemachte Natur mit Wald, Mondschein und Vogelsang mit sich, dazu die Figur der Geliebten, eine Puppe aufgestopft mit den Büchern der Empfindsamkeit. Ein schon früher entstandenes Monodrama, ‚Proserpina', wurde in den vierten Akt als echt empfindsames Gegengewicht gegen die tolle Carikatur des Uebrigen eingelegt. Zur Unterhaltung des Herzogs wollte Göthe ‚die Vögel' des Aristophanes erneuen, des ungezogenen Lieblings der Grazien. Der bald vollendete erste Akt blieb indeß auch der einzige. Eine Erinnerung an alte Tage ist das ‚Neueste aus Plundersweilern', eine Apostrophe der neuesten Literatur in Knittelversen. In einem Anflug von Uebermuth nagelte Göthe Jakobi's Woldemar an eine Buche und hielt aus den Zweigen derselben eine Standrede über den armen Schächer. Solche drastische Monodramen wurden damals nicht mehr so leicht wie in den Jugendtagen verziehen. Auch mit den ‚Geheimnissen' blieb es beim Fragment, ‚das Unternehmen ist zu ungeheuer für meine Lage', seufzte Göthe. Eine Exposition des Ganzen läßt sich aus dem Vorhandenen nicht gewinnen. Göthe hat später darüber Mittheilungen gemacht. Demgemäß steht das Gedicht in einiger Beziehung zu Wilhelm Meisters Lehrjahren, mit denen der Dichter seit 1777 beschäftigt war. Ueber alle Maßen langsam rückte dieser Roman voran. Indem wir die Besprechung desselben (er wurde erst 1795 gedruckt) den späteren Blättern vorbehalten, wollen wir hier nur die Lieder erwähnen, die den ersten Büchern eingefügt sind. Da ist ‚der Sänger' (Was hör ich draußen vor dem

Thor?), sodann die schwermüthigen Lieder des Harfners: ‚Wer nie sein Brod mit Thränen aß' und ‚Wer sich der Einsamkeit ergibt', weiter das unregelmäßige Duett: ‚Nur wer die Sehnsucht kennt', und endlich das wunderbare, tief aus des Dichters Seele geklungene Lied der Sehnsucht nach Italien: ‚Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?' —

Ja, nach Italien, dem Lande seiner Jugendträume, dem Lande der Poesie und Kunst, ging des Dichters Sehnsucht. Diese Sehnsucht hatte in Mignon, jener eigenthümlichen Figur des Wilhelm Meister, sich bereits verkörpert. Göthe war des Treibens am Weimarer Hof müde, in Italien hoffte er sich selbst wieder zu finden. Am 3. September 1786 beschloß er von Karlsbad aus hinüber zu flüchten. Durch Tyrol und Oberitalien ging die Fahrt; erst unter der Porta del popolo war er sich gewiß das ewige Rom zu halten. Auch in Italien kam er zunächst noch nicht zu einer vollständigen Sammlung seiner poetischen Kraft; er schwelgte im Genusse der reichen Natur, behaglich ließ er sich von den Wogen des süßen Lebens schaukeln. Unter den Kunstschätzen des Landes wanderte er einher; die Antike füllte seine Seele aus, und vor ihr versank die deutsche Baukunst und Skulptur, die den Jüngling zu Straßburg begeistert hatte, wie ein Abfall von der wahren Kunst. Bei den römischen Tempeln fühlte er sich ‚von den kauzenden Heiligen der gothischen Zierweise, den Tabakspfeifensäulen, spitzen Thürmlein und Blumenzacken auf immer befreit'. In Rom führte ihn Moritz in das Geheimniß der deutschen Prosodie ein; Maler Müller lauschte den neuen Entwürfen des Dichters mit dem gemischten Gefühl, daß er von dem früheren Sturm und Drang gänzlich abgefallen sei; der Maler Hackert, dessen Biographie Göthe später neben die Winkelmanns stellte, wurde aufgesucht und bewundert.

Unter dem klaren Himmel Italiens reiften die in Weimar angefangenen Dichtungen zur formellen Vollendung. Neues wurde wenig geschaffen; die nordischen Gestalten versanken in Nebel; nur der lebensfrohe Egmont und der Magier Faust drängten sich unter die klassischen Figuren. Im Süden bildete der Dichter seinen dramatischen Vers aus, der in reiner Harmonie nicht gleich dem kräftigen Jambus Schillers vorwärts strebt, sondern spiegelglatt wie die Wellen des See's, nur leicht gekräuselt vom leisen Winde, auf und nieder schaukelt. In diese Verse goß er seine Iphigenie; es wurde nur wenig geändert, die poetische Prosa der früheren Fassung ließ er nur Zeile für Zeile regelmäßig erklingen. Am 6. Januar 1787 konnte er sie den römischen Freunden vorlesen. Auf der Fahrt nach Palermo, sodann in den Prachtgärten von Florenz erhielt Tasso seine südliche Gluth, sein warmes Colorit. Die alten Blätter des Egmont wurden wieder vorgenommen; hier war an eine Umarbeitung nicht zu denken. Das deutsch-niederländische Stück

wurde nur leicht durch den südlichen Aether gezogen; es gewann dabei nicht. Auch für Faust glaubte Göthe den Faden und den richtigen Ton wieder gefunden zu haben; im Garten der Villa Borghese schrieb er die Hexenküche, jene Scene, die ingrimmigen Haß gegen christliche Lehre und Cultur zur Schau trägt. Daß zu ‚Künstlers Erdenwallen' noch ‚Künstlers Apotheose' kam, daß ‚Erwin und Elmire', sowie ‚Claudine' ein neues rhythmisches Festkleid erhielten, daß an der sicilischen Küste der Plan eines Schauspiels, ‚Nausikaa', aus der Lektüre der Odyssee sich vor des Dichters Geist erhob, sei nebenher erwähnt.

Die neuen Dramen sind mehr eine Bereicherung der Poesie als der Bühne. Für die letztere haben sie zu wenig und zu viel: zu wenig der theatralischen, zu viel der feineren poetischen Wirkung. Während der Dichter mit verschwenderischem Pinsel Lokaltöne, Luft und Licht auch mit in seine Stücke hineinmalt, Farben, die kein Lampenlicht ertragen, fehlt es ihnen an dem Wesentlichsten, was auf der Bretterwelt wirkt, an Raschheit des Ganges, sinnlicher Kraft, Affekt und Pathos. Je reiner, klassischer die Form wird, desto mehr wird die sinnlich faßbare Aktion, die Bewegung des äußeren Lebens aus ihr ausgeschieden; je einfacher das Süjet, je knapper der zu verarbeitende Stoff, desto breiter wird Anordnung und Ausführung. Der Dialog zieht in geistreicher Redseligkeit immer weitere Kreise, die Bilder und Gleichnisse erhalten immer mehr den epischen, den ruhig schildernden Charakter statt des beflügelten Dranges der dramatischen Bildersprache; der Eindruck des Ganzen ist zuletzt mehr der eines Bildwerks oder Gemäldes, das ruhig beschaut, mit stillem Behagen ausgenossen werden will, als der eines Drama's, das uns im Innersten mächtig erfassen, in seine Bewegung mit hineinziehen soll[1].

Ueber den Egmont (gedruckt 1788) besitzen wir das geistreiche, wohl durchdachte Urtheil Schillers. Es wird uns, sagt er, ein Charakter vorgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens auf seine gerechte Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht. In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, im Trauerspiel auch nicht. Wohlwollend, heiter und offen, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehöre, brav und unerschrocken, großmüthig, prächtig und etwas Prahler, vor allem aber fröhlich, genußsüchtig, leichtsinnig erscheint Egmont fast wie ein Affiliirter von dem Orden der Orginalgenies. ‚Dieser Mann', sagt Egmont von

[1] Bayer, von Gottsched bis Schiller.

Oranien, ‚trägt seine Sorglichkeit in mich hinüber; — weg! das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder hinaus!‘ Und dazu gibt es ‚ein freundliches Mittel‘, einen Besuch bei Clärchen, eine Liebesscene in fürchterlich ernster politischer Lage. Das wird doch Schillern etwas zu viel. Mögt Ihr's haben, guter Graf Egmont, wenn sich die Schlinge über euch zusammenzieht; wir sind nicht gewohnt unser Mitleid zu verschenken. Gewiß, lesen wir in Schillers Abfall der Niederlande, so wird uns beim Geschick Egmonts mehr tragisches Mitleid erfassen als bei Göthe's Tragödie. Aber der Dichter hat auch seinen Helden von der Geschichte losgeschält. Nicht in der Mitte seiner Gesinnungsgenossen und Gegner, sondern möglichst isolirt von den politischen Begebenheiten, tritt uns der flämische Held entgegen, kaum geschieht seiner Thaten Erwähnung. Der Dichter mochte mit dem reichen Kindersegen des historischen Egmont nicht viel anfangen können; dafür hat er ihn zum Liebeshelden gemacht, zum Liebhaber eines Mädchens, das ihn nie ganz besitzen und seinen Tod nicht überleben kann, dessen Herz er selbst nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, zu zerstören. Darum muß dieser Held denn auf Kosten seines Verstandes in reine Dumpfheit eingehüllt werden; wir haben abermals einen Helden, der nicht gegen das drohende Schicksal seine Kraft anstrengt, sondern passiv vom Schicksal überrascht und zermalt wird, aber einen Helden, der bis zum Schaffot seinem Charakter treu bleibt. ‚Süßes Leben, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden! Fahre hin!‘ so ruft er bei der Nachricht seines Todesurtheils aus; und wie ein Held, der andern voraus eine Schanze stürmt, gestärkt durch das ‚reine unerflehte Glück, den Schlaf‘, gehoben durch das Traumbild der Freiheit in Clärchens Gestalt, tritt er ungebrochen den harten Gang an. Zu diesem sorglosen Lebensgange paßt allerdings Clärchen, ‚freudvoll und leidvoll, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt‘, halb Jungfrau, halb Dirne und zuletzt aus Liebe Heldin. Den opernartigen Auftritt in Egmonts Kerker hat bereits Schiller getadelt, aber entschuldigt durch des Dichters Idee, Clärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden.

Iphigenie in Tauris wäre fast durch eine ‚Iphigenie in Delphi‘ verdrängt worden; das Pflichtgefühl für ein älteres, lange gepflegtes Stück überwog indeß. Iphigenie ist der erklärte Liebling deutscher Schulmänner und philologischer Exegeten, die mit Programmen, Erläuterungs- und Vergleichungsschriften, wie mit den Weihgeschenken des unbedingten Lobs in den ‚alten, heil'gen, dichtbelaubten Hain Tauriens, in der Göttin stilles Heiligthum‘ wallfahren. Euripides hat ebenfalls eine taurische Iphigenie geschrieben; eine Vergleichung des antiken und des modernen Drama's liegt also nahe. Und da kann denn das Urtheil nur dahin ausfallen,

daß Göthe's Iphigenie mit ihrer maßvollen Ruhe und durchsichtigen Klarheit allerdings hinter der Euripideischen an dramatischer Wirkung zurückstehen mag, an sittlichem Adel, strenger Charakterzeichnung und Glanz der Diktion sie aber unbedingt überragt. Euripides, ein Seelenmaler, geschickt in Frauenfiguren, hat ein griechisches Weib hingestellt, leidenschaftlich, listig sogar, aber eben dadurch einen dramatisch brauchbaren Charakter. Göthe hat dagegen die edelste Weiblichkeit geschaffen; Iphigenie spricht und handelt wie eine christliche Heilige, und ihr Charakter ist eigentlich nicht denkbar zwischen so starren und gefühllosen Göttermächten, die Menschenopfer, wenn auch nur versuchsweise, verlangen und einen alten Fluch durch ganze Geschlechter fortwirken lassen. Und hier haben wir denn die immerhin tröstliche Thatsache, daß von dem Dichter bei seiner vollständigen Abwendung vom Christenthum dennoch die Tradition christlicher Cultur und Gesittung zu dem edelsten Frauenbilde herangezogen werden mußte. Iphigenie ist keine antik-heidnische Figur. So wird nun das Drama zu einem wunderhellen Seelengemälde; die Heldin hat keine Leidenschaften, ihr Gemüth ist versöhnt, sie ist zur Schutzheiligen Tauriens geworden, ‚von deren Wesen auf Tausende herab Balsam träufelt'. Daß diese hohe Seele den Fluch ihres Hauses löst, daß sie das edle Bild ist, das von Tauris' Ufer nach Apolls Ausspruch herüber geholt werden soll, damit sie der versöhnten Halle den Herrscher wieder gebe, daß sie die Priesterin ist, in deren Arm Orest von den Erynnien befreit wird, die Versöhnerin, die freundlich Gastrecht und holdes Wort des Abschieds bei dem königlichen Thoas zu erlangen versteht: das mag uns mit einzelnen Schwächen des Stücks, besonders mit der unnatürlich phrasenhaften Erkennungsscene versöhnen. ‚Der zur Ruhe und Klarheit gekommene Dichter', sagt Gervinus, ‚dessen dichterischer Eifer sich sonst um den gefolterten Prometheus drängte, der selbst seinen Freunden Prometheus hieß, besang jetzt seine eigene Versöhnung in der des alten Heroenhauses, welchen gleich jener himmelstürmenden Jugend statt des Rathes, der Mäßigung und der Weisheit nur die ungestüme Begierde eigen gewesen.' Dem entspricht das Lied der Parzen, das Göthe seiner Heldin in den Mund legt, und die Worte des Orest, die man als Motto vorsetzen möchte: ‚Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele Beschämt, und reines kindliches Vertraun Zu einem edlen Manne wird belohnt.' Nach der Iphigenie reifte auch Torquato Tasso zur klassischen Form; hier war die Umarbeitung durchgreifender. Ziemlich übereinstimmend findet man, daß in Tasso das Schicksal eines Dichters unbeschadet der Lokalzüge und des Kostüms als Schicksal des Dichters überhaupt gefaßt und dargestellt ist. Der historische Tasso gehört zu jenen Dichtern, für die ihr Talent verhängnißvoll wird, bei denen die Eigenheiten ihrer Organisation, die

ihr dichterisches Schaffen steigern, zum Unglück für Charakter und Leben werden, denen, wie Freiligrath etwas exaltirt sagt, ‚der Dichtung Flamme ein Fluch' wird. Tasso's leicht aufflammender Enthusiasmus ward im Leben zur reizbaren Empfindlichkeit, sein hoher Ernst zeigte sich hier als Hang zur grübelnden Einsamkeit; ein launenhaftes Mißtrauen trieb ihn als Flüchtling durch das Leben. Diese Züge hat Göthe geschickt benutzt, aber etwas gemildert; er hat dabei in seine eigene Brust und das Weimar'sche Hofleben hineingegriffen. Zunächst hat er seine Person in den Dichter und Staatsmann (Tasso und Antonio) auseinander gelegt, auf den letzteren aber vom Grafen Görz einige Züge übertragen, damit so zwei Männer entständen, ‚die darum Feinde sind, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen beiden formte'. Das Verhältniß zum Herzog Karl August, sowie die Neigung zu Frau von Stein bilden nebenbei die Grundlage des Drama's. Der Dichter wird uns ‚fein und zart' geschildert; er ‚vernimmt den Einklang der Natur, nimmt gleich und willig auf, was die Geschichte weist, das Leben gibt'. Wo sich aber der wunderbare Mann aus diesem Zauberkreise wagt, da stößt er an; er zieht den Degen gegen Antonio, er fällt der Prinzessin liebeglühend in die Arme. Und das sind denn auch einzig die Scenen von dramatischer Bedeutung; im Uebrigen haben wir im Tasso einen breitspurig angelegten Roman in prächtigen Dialogen und Monologen.

Im August 1788 kehrte Göthe heim. Im Sommer dieses Jahres war Schiller zuerst in Weimar und fand dort Alles nach Göthe's Geist gemodelt: eine stolze Verachtung aller Spekulation und Untersuchung mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur; daneben sehr viel Gelebtes, Sattes und grämlich Hypochondrisches. Göthe schloß bald nach seiner Rückkehr eine Art Gewissensehe mit Christiane Vulpius, der Schwester von dem berühmten Verfasser des Rinaldo Rinaldini. Das Verhältniß kam erst 1806 zur kirchlichen Trauung. An Göthe nahm man fortan eine Kälte wahr, die seine Anbeter als klassische Ruhe bezeichneten. Es wurde ihm dabei nicht wohl; seine poetische Ader schien zu vertrocknen. Schiller fand sich in seinen Anschauungen und Gefühlen durch eine breite Kluft von ihm getrennt, die erst nach sechs Jahren glücklich überbrückt werden konnte.

Die römischen Elegien scheinen erst nach der italienischen Reise im Andenken an das südliche Leben verfaßt zu sein. Südliche Gluth haben sie allerdings in überfließendem Maße, und doch mußte noch bei dem Erscheinen (in Schillers Horen von 1794) eine Anzahl im Heinse'schen Geschmack gehaltener unterdrückt werden, ‚um die Decenz nicht zu beleidigen'. Die ausbrechende französische Revolution hatte Göthe's Beifall nicht; Cagliostro und die Halsbandgeschichte beschäftigten seinen Geist. So entstand ‚der Groß-Cophta', zuerst als Oper, von der noch die

‚cophtischen Lieder' stehen geblieben sind, sodann als Lustspiel, das aber mit Recht von den Weimarern unerträglich gedankenleer und platt gefunden wurde. Als Direktor des neuen Theaters schrieb Göthe im Anschluß an eine günstig aufgenommene dramatische Unbedeutendheit des Grafen Florian (‚die beiden Billets') den ebenso unbedeutenden ‚Bürgergeneral'. ‚Die Aufgeregten' sind nicht vollständig ausgeführt. In den ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' wollte der Dichter eine Art von Tausend und eine Nacht liefern; es ist ein angefangener Dekamerone; die Erzählungen sind nicht bedeutend, heben sich aber durch die Göthe'sche Darstellung. Das eingeschaltete Märchen von der Schlange hat die Ausleger viel beschäftigt, die alle einen tiefen Sinn, nur jeder einen andern, in demselben entdeckt haben. Als ein anmuthiges Spiel der Phantasie mag hier das Märchen aus Göthe's Jugendzeit: ‚der neue Paris' erwähnt sein, während ‚die neue Melusine' in den Wanderjahren weniger befriedigt. In den Jahren 1790 und 91 beschäftigten Göthe die Metamorphose der Pflanzen, Licht- und Farbentheorien und Akustik. Die ‚Campagne in Frankreich' und die ‚Belagerung von Mainz' gab er als Memoiren; doch wollte ihm ‚Zelt und Marketenderei' wenig behagen, auch lag ihm wenig ‚weder am Tod der aristokratischen, noch der demokratischen Sünder'. Dann zog ihn ‚Reineke Fuchs' von der Betrachtung der widerlichen Welthändel ab (1793). Er beschloß das prächtige Buch zu erneuen. Seiner damaligen Neigung entsprechend, warf er dem mittelalterlichen Reineke das klassisch-antike Gewand über. Das Ganze wurde aus seiner naiv-derben Fassung herausgehoben, verfeinert und hoffähig gemacht. —

Endlich hatten sich Göthe und Schiller genähert, bald wurde der Dichterbund enger und bedeutsam. ‚Für mich', bekennt Göthe nachher, ‚war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.' Ein reicher Briefwechsel liegt wie eine Urkundensammlung zur Geschichte einer bedeutenden Literaturepoche vor uns[1]. Indem wir die Uebersetzung der Selbstbiographie des Cellini bei Seite lassen, gehen wir sogleich zu den wilden Stachelrosen über, mit denen die Beiden den Musenalmanach für 1797 ausstatteten. (Der Musenalmanach für 1796 enthielt von Göthe die ‚Venetianischen Epigramme'.) Wir meinen die Xenien. Göthe hatte zuerst den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme zu machen. Der Plan wurde von Schiller erweitert; es sollte, so viel thunlich, die ganze neuere deutsche Literatur polemische und ästhetische Berücksichtigung finden. Mit tausend Distichen hoffte man auszureichen. So weit kam

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Stuttgart 1828. 29. 6 Bde. Neue Ausgabe 1856.

es nun freilich nicht, aber eine ‚räsonnable Anzahl' (414) lag bald vor. Manche Xenien waren gemeinsam ausgeführt, zuweilen hatte Göthe die Idee, die Schiller sodann darstellte; die meisten und besten sind von Schiller. Göthe konnte sich nicht enthalten, seine geologischen und optischen Grillen mit hinein zu führen. Die Dichter wollten die ganze Xeniensammlung für immer als Gemeingut betrachten; jeder sollte sie in seine Werke aufnehmen. Das geschah bekanntlich nicht, und Schillers Gattin hat später nach Möglichkeit die Auseinandersetzung des geistigen Gutes vorgenommen; mit untrüglicher Sicherheit konnte auch sie nicht überall vorgehen. Die rechte Ueberschrift für diese literarischen Spießruthen hat Schiller mitten hinein gestellt:

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reiche papierene Saat.

Zu den besten Einfällen gehört der literarische Thierkreis, mit dem Philologen Jakobs als Widder an der Spitze (die Stolberge sind die Zwillinge, Ramler der Krebs, der ‚manch lyrisches Blümchen zu Tode kneipte', der Steinbock ist der am grausamsten mitgenommene Nicolai), sodann die Xenien aus der Unterwelt, in denen Schiller seine Lessingisch-ernsten Ansichten über die Bühne aussprach, daneben die glänzenden Blitze zur Beleuchtung der Philosopheme seiner Zeit warf. Unsere Literatur bietet kein zweites Beispiel einer so genialen poetisch-literarischen Tempelreinigung. ‚Nach dem tollen Wagstück', so schrieb Göthe an Schiller, ‚müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.' Und weil die Dichter Wort hielten, so machten die ‚Gegengeschenke' gegen die Xenien, die es an ‚Sudelköchen' und dergleichen Liebenswürdigkeiten nicht fehlen ließen, trotzdem sie provocirt waren, doch nur den Eindruck der Unart und der mit Recht niedergeschlagenen Schwäche. Die beste Satire gegen die beiden Dichter ist das Distichon, das vielfach dem alten Voß zugeschrieben wird, aber von Christ. Fürchtegott Fulda, Lehrer am Pädagogium zu Halle, herrührt:

In Weimar und Jena macht man Hexameter wie der,
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Göthe's Freunde wurden durch die liebliche Elegie oder Rhapsodie ‚Alexis und Dora' überrascht. ‚Es würde schwer sein,' meint Schiller, ‚einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird.' Die in Folge der französischen Revolution entstandenen Auswanderungen, die oft merkwürdigen Schicksale der Emigrirten veranlaßten die herrliche Dichtung Hermann und Dorothea (1797). Der Stoff ist bis in's Einzelne in dem ‚liebthätigen Gera gegen die Salzburgischen Emigranten' (1732) gegeben; Göthe hat nur geringe Details hinzugefügt. Es war ein küh-

nes Unternehmen, Begebenheiten der allerjüngsten Vergangenheit, ja so zu sagen der Gegenwart, und zwar Begebenheiten eines gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, in epischer Breite auszudichten — ein bürgerliches Epos zu schaffen. Der Dichter hat ‚die Kühnheit des Unternehmens erst wahrgenommen, als das Schwerste schon überstanden war'. ‚Ich habe', so bezeichnet er genau das Wesen der Dichtung, ‚das rein Menschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tigel von seinen Schlacken abzuschneiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet.' Eine kleine Stadt und darin eine ruhige Familie tritt in den Vordergrund — und hier gestaltet sich das Epos zur lieblichen Idylle, die den besten von Voß mindestens gleich steht. Den Hintergrund aber füllen die großen politisch-sozialen Zeitereignisse, die in den Gesprächen und Erlebnissen der Personen sich enthüllen. Die drohenden Conflikte der beiden verschiedenen Welten lösen sich endlich befriedigend auf. Wie die alten Epiker so tritt hier der Dichter ganz hinter sein Werk zurück, er läßt seine Empfindungen nicht hineinspielen, er verwendet keinen lyrischen oder rhetorischen Prunk; ja, mit solch' epischer Ruhe hat er sein Gemälde ausgeführt, daß nicht der persönliche Groll des Verfassers gegen die französische Umwälzung, nicht die nahe liegende Anspielung auf die Schwäche Deutschlands laut wird. In Auffassung, Durchführung, Charakterisirung der Personen ist Hermann und Dorothea eine Perle Göthe'scher Dichtung.

Der Anregung Schillers danken wir das Balladenjahr (1797). Einen unheimlichen, mit den Faststudien zusammenhangenden Stoff führt Göthe in der ‚Braut von Corinth' durch; so formvollendet die Ballade, so anstößig ist sie in moralischer und religiöser Hinsicht. Nach Indien führt ‚der Gott und die Bajadere', von nicht minder üppigem Inhalt. Herder, von Göthe fortan der Alte auf dem Topfberge genannt, scandalisirte sich an beiden Gedichten. ‚Der Zauberlehrling' stammt aus Lucians Lügenfreund. Auf einer Reise in Süddeutschland entstanden die Lieder in Gesprächen: ‚der Junggesell und der Mühlbach', ‚der Edelknabe und die Müllerin', ‚der Müllerin Reue' und später ‚der Müllerin Verrath', leichte Waare, das letzte sogar einer leichtfertigen französischen Romanze treu nachgedichtet. Mit dem zweiten Theil der Zauberflöte scheiterte Göthe, wie Schiller voraussah, weil ein Mozart fehlte. Dem projektirten, nach Göthe's Meinung aussichtsreichen Epos ‚Achilleïs' würde es nicht besser ergangen sein; es blieb Fragment. Die folgenden Jahre, für Schiller so dramatisch fruchtbar, brachten bei Göthe wenig hervor. ‚Mahomet' und ‚Tankred' von Voltaire wurden übersetzt, Maskenspiele für allerhöchste Geburtstage geschrieben, in den ‚Weissagungen des Bakis' der Unsinn in eine gewisse Ordnung und Methode gebracht, frühere Dra-

men (Götz, Stella) umgearbeitet und Vorspiele zur Theatereröffnung (‚Was wir bringen') geschrieben. Plötzlich trat Göthe im Jahre 1804 mit dem ersten Theil eines neuen Drama's, der natürlichen Tochter, auf; das Ganze sollte eine Trilogie werden. Zu Grunde liegt die in Frankreich erschienene abenteuerliche Geschichte der natürlichen Tochter des Grafen Conti, die großen Umwälzungen im französischen Staatsleben konnten nicht unberücksichtigt bleiben. Daher erwarteten die Freunde hier die köstlich gereifte Frucht eines tiefen Geistes, der die ungeheuren Begebenheiten still in seinem Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt habe. Das Schicksal einer Unglücklichen, deren Schuld für sie doch keine Schuld ist, die in ihren Bedrängnissen nur Stände, nicht Menschen sich gegenüber sieht, kann immerhin interessant erscheinen. Weil aber die Personen nur aus Repräsentanten der verschiedenen Stände, als Herzog, Graf, Mönch, Gerichtsrath auftreten, so verblaßt das Individuelle, und in der kalten Hofluft wohnt nicht nur die gähnende Langeweile, sondern auch die Lüge und Verstellung. Die glatten Verse und sinnreichen Sentenzen können darum nur sehr getheilten Genuß gewähren. —

Durch Schillers Tod (1805) entstand in Göthe's Leben eine unausfüllbare Lücke. Während der tiefsten Erniedrigung Deutschlands schrieb er die Wahlverwandtschaften (1807). Der Titel schon zeigt, daß wir hier an eine Erhebung der unfreien Naturkräfte im Menschen über dessen freie Willenskraft zu denken haben. Es ist von dem Zuge der Liebe die Rede, der durch die gottgewollte Einrichtung der Ehe zu einem gebundenen wird. Hat er sich aber in Täuschung oder Leichtsinn festen Banden unterworfen und sucht nun die rechten, früher verfehlten Wege, die nun nicht mehr die rechten sind, so wirkt er zerstörend. Demnach hat man den Roman als eine Apologie des Ehebruchs hingestellt. Das ist er nun wohl direkt nicht, so wenig als Werther eine Apologie des Selbstmords. Es wird uns abermals eine Krankheit, eine leidenschaftliche Wunde der Zeit bloßgelegt, aber leider mit der Andeutung, daß die Unterordnung unter die Pflicht die Krankheit, die Hingebung an den Trieb die Gesundheit sei. Göthe sagte, jeder Zug in dem Roman sei erlebt, nur stehe kein Zug da, wie er erlebt sei. Liegen auch die Fäden des Gewebes nicht so klar wie bei Werther vor uns, so dürfen wir doch wohl aus des eben verehelichten Dichters Leben die leidenschaftliche Liebe zu Minna Herzlieb, der Herrin einer Reihe von Sonetten, dem Vorbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften, als einen Faden hinnehmen, während die Romane eines Jul. von Voß, eines Friedr. Laun und Genossen, die durch den tiefsten Schmutz der Zeit führen, uns die andere Seite im Allgemeinen darlegen; das Besondere möchte dann in der chronique scandaleuse vielleicht aus Göthe's Nähe herzuholen sein.

Zugleich arbeitete der Dichter weiter an Wilhelm Meister, in dessen

Wanderjahre die Wahlverwandtschaften ursprünglich als Novelle eingeschoben werden sollten. W. Meister hat wie Faust den Dichter lange Jahre begleitet; kein Wunder, er ist ja sein Doppelgänger. Die Lehrjahre werden 1777 zuerst erwähnt, sie erschienen 1795; die ‚Wanderjahre oder die Entsagenden' weisen auf 1807 hin, sie erschienen 1821. Es ist schwer, die Idee von Meisters Lehrjahren anzugeben; Hillebrand sagt mit attischem Salz, die Idee des W. Meister sei genau die, daß er keine habe. Göthe meinte: ‚Man sucht einen Mittelpunkt darin, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das unserm Auge vorüber geht, wäre auch an sich etwas, ohne ausgesprochene Tendenz, die bloß für den Begriff ist'. Wiederum meinte er, W. Meister verfolge zwei Aufgaben: die Verherrlichung der Schauspielkunst und die Theorie der Erziehung; im Ganzen aber sei er ‚ein incalculables Werk'. Richtig; so aber ist es gekommen, weil das Werk in Zwischenräumen ausgeführt wurde. Göthe wollte durch den Roman zunächst wohl einen weiten Rahmen zur Darstellung seiner Kunst- und Weltansichten gewinnen. Wie viel davon hineingeworfen ist, das ist keinem Leser unbekannt, der vielleicht auch wie Mariane bei den Kunstentwicklungen einmal sanft eingeschlummert sein mag. Nach dieser Seite hin ist W. Meister der Vater der zahlreichen Kunstromane. Sodann aber, wofern der Titel noch etwas bedeutet, soll der Roman darlegen, wie ein guter, aber charakterschwacher Mensch durch die Kunst und im Strom der Welt erzogen werden kann. Diese Idee rechtfertigt allerdings das bunte Leben, in dem der Held untertaucht, rechtfertigt die Fülle der umgebenden Personen, freilich nicht die anstößigen Scenen. Sie ist aber nur äußerst mangelhaft durchgeführt. Wie wenig ist der Held gegen den Schluß hin zur Selbständigkeit herangebildet! Und dann der geheime Bund von bedeutenden Männern, die sich mit einem unbedeutenden so abmühen, ein Bund, der uns kaum geheimnißvoll, aber unklar und seltsam erscheint! Dazu dann noch die Drahtgitterschränke im Thurm mit den Rollen, die Lothario's, Jarno's Lehrjahre u. s. w. enthalten, etwa wie nach Ariost auf dem Mond in Flaschen der Verstand derjenigen aufbewahrt wird, die denselben hienieden verloren haben. Vom künstlerischen Standpunkt aus wird man auch das Einschieben einzelner Episoden nicht billigen können, so besonders die ‚Bekenntnisse einer schönen Seele', ein Denkmal für die fromme Jugendfreundin von Klettenberg.

An ‚W. Meisters Wanderjahren' häufen sich die Mängel; der epische Rahmen will sich gar nicht schließen, die Ansichten über Staats- und gesellschaftliches Leben rennen durcheinander, ein rechter Fortgang der Erzählung ist nicht zu entdecken, Novellen werden ziemlich willkürlich aneinander gereiht; ja als der Verleger meldete, das Manuscript werde

den veranschlagten Raum nicht ausfüllen, da wurde in aller Eile noch Einzelnes ‚im Sinne der Wanderer' aus zerstreuten Manuscripten hineingeworfen. So konnten die Göthomanen wohl im Schweiße ihres Angesichts dem leitenden Faden nachspüren. Zu Göthe's nicht geringem Aerger trat ein Unberufener (F. W. Pustkuchen) ebenfalls mit Meisters Wanderjahren (Quedlinburg 1821 ff.) hervor und gewann ein nicht geringeres Publikum als der Dichter, der sich einmal zu sorglos hatte gehen lassen.

Im einsamen Alter lebte der Dichter noch einmal die Tage der Jugend in Gedanken durch. Er, dessen Werke meist Selbstbekenntnisse in dichterischer Form darstellen, entschloß sich auch einmal ‚in Prosa zu beichten', und zwar eine Art von Generalbeichte abzulegen. Aber das Jugendleben erschien dem Greise nicht mehr in rein objektiver Gestalt; er war durch so manches Läuterungsfeuer durchgegangen, hatte so oft mit dem Zurückgelegten abgeschlossen, daß er seine Selbstbiographie als Dichtung und Wahrheit (1811 ff.) bezeichnen mußte. Nicht als ob er absichtlich täuschen und seiner Zu- und Abneigung sich hätte überlassen wollen, aber diese Täuschung ist da, weil er sich über Einzelnes selbst täuschte, und die Zu- und Abneigung ist da und gibt Menschen und Verhältnissen eine ganz andere, also freilich auch falsche Beleuchtung. Dann aber hat auch hier die Dichternatur Göthen nicht verlassen; er stellt den massenhaften Stoff nicht in seiner Unmittelbarkeit vor, sondern gestaltet ihn zum Bilde und rückt dieses in die rechte Ferne und die passende Beleuchtung. Der Biograph Göthe's muß sich daher herausnehmen, den Dichter hie und da über sich selbst zu corrigiren, wenn er nicht auch den Roman eines Lebens liefern will [1].

Indem wir an dem Drama: ‚Des Epimenides Erwachen', das zur Verherrlichung der deutschen Befreiungsthat in undeutscher Haltung geschrieben ist, vorübergehen, finden wir den Dichter, der in der Jugend deutsch empfand und drängte, im Mannesalter antik-klassisch fühlte und dachte, auf einmal im Kaftan des Orientalen auf dem west-östlichen Divan (1819) wieder. Die Uebertragungen der Orientalisten von Hammer und Hartmann hatten Göthe durch den ihm verwandten sinnlich-beschaulichen Charakter angeregt. So pilgert er nach Mekka, kostet an den Früchten des Gartenhains von Schiras, dichtet verspätete Liebeslieder

[1] Eckermann gab ‚Gespräche mit Göthe' (aus den letzten zehn Jahren) heraus. Biographien erschienen von Schäfer (Bremen 1852), von Viehoff (Stuttgart 1854); am beliebtesten auch in Deutschland ist das Werk des Engländers G. H. Lewes (London 1855. Deutsch von Frese in mehreren Auflagen). H. Düntzer ist dem Herzensleben des Dichters in ‚Freundesbildern' und ‚Frauenbildern' nachgegangen. Die Masse von kleineren Schriften, Programmen, Commentaren u. dgl. kann hier natürlich nicht aufgezählt werden.

und unsingbare Trinklieder, wirft mit Reimen des Unmuths um sich und verpflanzt Räthsel und Parabeln in den morgenländischen Garten. Es ist aber nur eine Verkleidung; statt Rhein steht Euphrat; ein Mufti, ein Wessir sind leicht geschrieben, Nachtigall heißt persisch Bülbül, ‚Perser nennen's Bidamag buden, Deutsche sagen Katzenjammer.' Einzelnes hätte ebenso gut unter den zahmen Xenien stehen können, die ebenfalls den alten Tagen Göthe's angehören.

Wir haben die Krone von Göthe's Dichtungen, den Faust, bis zum Schluß aufgespart; wurde er ja auch erst in den letzten Lebensjahren des Dichters vollendet. Die Gestalt des nordischen Zauberers fiel zuerst 1773 in sein Leben hinein, als er das Puppenspiel auf der Frankfurter Messe sah. Bis zum Ueberzug nach Weimar entstand eine Reihe von Scenen, in Italien wurden drei gewaltige Bruchstücke geschaffen: die Hexenküche, der Monolog im Walde, das Dies irae im Dom. ‚Faust, ein Fragment' erschien 1790. Die Balladen des Jahres 1797 führten wieder zu Faust zurück. Jetzt stand Schiller als reflectirender Beobachter neben Göthe und bezeichnete als die Idee der Dichtung, sie zeige die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Streben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen. Der erste Theil wurde abgeschlossen, das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel hinzu gedichtet; der letztere steht als die großartigste klarste Deutung vor dem Werke, so unmöglich er auch auf der Bühne erscheint. Der zweite Theil der Tragödie war schon vorbereitet, wurde aber erst 1831 vollendet.

Die Titanensage der antiken Welt hat in der Faustsage aus der Zeit des Uebergangs in die neuere Zeit ihr Seitenstück. Wie die physische Kraft der Titanen sich an die Stelle der Götter zu setzen strebt, so will ein Doppeldrang im Menschen die ihm gesetzten Schranken stürmend zerstören: der Drang der Erkenntniß und der Drang des Genusses. Die Reformation hatte diesen Doppeldrang wieder recht entzündet. Was sie aber nicht bieten konnte, das schien nach der Nachtseite hin möglich, durch ein Bündniß mit dem Bösen, dem ‚viel bewußt ist, der durch Genuß betrügen kann'. Die Entstehungszeit der Faustsage suchte auf geheimen Wegen den Stein der Weisen oder den spiritus vitae oder die quinta essentia, in der alle vier Elemente enthalten seien. Die Macht der Dämonen wurde damals überschätzt, fiel Faust dem Teufel in die Hände, so mußte Luther sich desselben wenigstens erwehren. Einen harten Zug des Protestantismus hat die Faustsage angenommen; während die früheren, auf Faust übertragenen Zaubersagen meistens den Bund mit dem Bösen durch stärkeren himmlischen Einfluß lösen lassen, — das christliche Bekenntniß von der die Hölle überragenden Macht des Himmels, — gibt es für Faust keine Rettung in Gebet und Reue. Göthe

konnte diesen finstern Ausgang für sein ‚rhapsodisches Drama' nicht brauchen.

Denn Faust ist eben Göthe selbst. ‚Wie er, hatte auch ich mich in allem Wissen umher getrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen; wie er hatte auch ich es im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.' Die Sturm- und Drangperiode war ja wiederum ein Faustisches Zeitalter; hatte doch Göthe selbst ‚sich in die schwarze Küche eingeschlossen und nach unendlichen Recepten den rothen Leu der Lilie vermählt', es war eine Zeit des Ueberdrusses an der ‚grauen Theorie', eine Zeit, die ‚in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften' zu stillen strebte. Darum fiel ja auch nicht Göthe allein auf die Faustsage.

Der Prolog im Himmel, so entschieden an das Buch Hiob erinnernd, eröffnet die Aussicht. Den Faust, dessen tief bewegte Brust alle Nähe und alle Ferne nicht befriedigt, will Mephistopheles sachte die Straße des Bösen führen. Der Herr aber sieht voraus, daß der Böse einst beschämt bekennen werde: ‚Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.' Warum aber diese dämonische Verbindung? Nun, Mephisto ist eben nur ‚ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft'. Der Herr spricht das in Beziehung auf Faust also aus: ‚Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen, Er liebt sich bald die unbedingte Ruh; Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu, Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.' Mephisto ist also kein Teufel von dem bisherigen Schlage, auch kein Klopstock'scher heulender Abbadonna. Er ist ‚der Geist, der stets verneint', der Geist der Ironie, der allen höheren Gehalt des Lebens negirt, der mit einem Worthauch die schönsten Gaben zu Nichts wandelt. Es sind Züge von Merck hineingeflossen, der ironisirend, aber drängend neben Göthe stand. Im hochgewölbten gothischen Zimmer sitzt Faust; Alles hat er durchstudirt, und ‚daß wir nichts wissen können, das will ihm schier das Herz verbrennen'. Darum hat er sich der Magie ergeben, ‚ob ihm durch Geistes Kraft und Mund nicht manch Geheimniß werde kund.' Diesem Drange nach intuitivem Wissen und Erfassen wird nun in dem ‚trocknen Schleicher', dem Famulus Wagner, ‚die dürreste Carikatur rein vernünftigen Formelwissens, ohne Idee und Poesie und vorzüglich ohne Religion' gegenüber gestellt. Faust steht im Begriff, der holden Erdensonne entschlossen den Rücken zuzuwenden; eben gießt er sich den tödtlichen Trank ein, da geben ihn die Töne ‚Christ ist erstanden', im süßen Klang und Andenken der Jugend, dem Leben wieder. Noch einmal lockt das Bild der heiteren Lebenseinfachheit im Festtagsgenuß; aber das wohlgemeinte Lob des alten Bauern wirft Faust in die frühere Stimmung zurück, ‚zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,

die eine will sich von der andern trennen.' Alsbald ist Mephisto erschienen, ‚ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn'; der Böse verheißt Befriedigung. ‚Kannst du mich schmeichelnd je belügen, daß ich mir selbst gefallen mag, kannst du mich mit Genuß betrügen, das sei für mich der letzte Tag!' Auf dieses Wort Faustens wird der Bund gegründet, in welchem der Böse nicht gewinnen kann, weil Faust sich nie ‚beruhigt auf ein Faulbett' legen wird. Statt des Doctors gibt Mephistopheles dem erwartungsvollen Schüler eine Lection, in der jede Zeile bitterer Spott oder tiefe Weisheit, oft auch beides zugleich ist. Das wilde Leben in Auerbachs Keller beginnt, Faust hat bald Lust abzufahren. Die flache Unbedeutendheit sättigt diesen Geist nicht.

Nun erhebt sich die Dichtung auf ihren Höhepunkt; ein eigenes Trauerspiel schaltet sich in das große Drama ein, Gretchens Liebe und Untergang. Diese Schöpfung ist Göthe's Eigenthum. Das schöne Bürgermädchen in der Stadt mit dem Dom und dem schmerzhaften Marienbild in der Mauerhöhle, mit Brunnen und neidischen Nachbarinnen, mit den unvergleichbaren Figuren der kuppelnden Martha und des soldatisch ehrlichen Valentin ist offenbar in Göthe's Jugendwelt zu Hause. Die arme Seele! Sie, die nur einen Schmerz, nur eine Freude kennt, hingegeben dem Manne, der Alles, ‚was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, in seinem innern Selbst genießen will,' dem Menschen ‚ohne Zweck und Ruh, der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen braust'! Während er in der Walpurgisnacht das Tiefste genießt, ist die Verführte, in Wahnsinn Gesunkene der menschlichen Gerechtigkeit anheim gefallen. ‚Heinrich, mir graut vor dir!' ruft sie dem früheren Freunde zu. ‚Sie ist gerichtet' — ‚sie ist gerettet', weil sie sich dem Gerichte Gottes übergeben hat. — Der Dichter hat uns hier das bürgerliche Trauerspiel voll Wahrheit und Poesie geboten, in dem auch kein Restchen prosaischen Bodensatzes zu finden ist.

‚Her zu mir!' — mit diesem dämonischen Zuruf schließt der erste Theil. Wohin mit ihm, den kein Genuß sättigte, dem kein Glück genügte? Diesem Geist, der ungebändigt immer vorwärts dringt, bleibt noch die That; mag sie ihm denn die vom Bösen verheißene Befriedigung gewähren. Faust tritt in das öffentliche Leben ein vielleicht auch deßhalb, damit er nun durch Thaten für das im ersten Theil seines Lebensdramas Verschuldete genugthue. So gewinnt Göthe Raum für die bunte Fülle des Stoffs, die wesentlich zur Faustsage gehört. Aber der Dichter ist alt geworden; die Grillen und den ganzen Apparat von Allegorien und Gelehrsamkeit, womit seine alten Tage sich umgaben, wirft er in die Tragödie hinein, die uns stellenweise barock und unverständlich anschaut und mit der Zeit immer fremder werden wird. Am königlichen Hof überrascht und erfreut Faust durch das neue Papiergeld;

zur weiteren Unterhaltung holt er die Helena herauf. Noch einmal sind wir in Faustens Laboratorium, und der ‚blöde Fuchs' aus dem ersten Theil erscheint als ‚ein anderer', als ein prächtiges Original anmaßender Philosophen. Mit Wagners Homunculus geht's hinunter zur klassischen Walpurgisnacht; und endlich muß Helena sich finden lassen und dem kühnen Ritter Faust sich vermählen — Symbol der Vermählung des Klassischen mit dem Romantischen, wobei Euphorion, Faustens und Helena's Sohn, die neuere Romantik sinnbildet. Im höchsten Alter, erblindet, von der Sorge angehaucht, genießt Faust endlich den höchsten Augenblick, indem er eine neue Welt der Meeresfluth abtrotzt. Er ist befriedigt. So hat also doch der Böse die Wette gewonnen? Ja, aber der immer Strebende kann nicht dem Bösen anheim fallen. Wer, wie Faust im reiferen Alter, in der rastlosen Thätigkeit seine Befriedigung findet, wer wie er als der Weisheit letzten Schluß den Grundsatz hinstellt: ‚Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß', wie sollte der nach Göthe'scher Auffassung für die Ewigkeit verloren sein können? Während Mephisto mit dem blutgeschriebenen Titel bereit steht, führen die Engel Faustens Unsterbliches aufwärts. An seiner Rettung aber hat noch besonders die Liebe in Gestalt einer Büßenden, sonst Gretchen genannt, Theil genommen.

Am 22. März 1832 starb Göthe.

Der Grundzug und Vorzug der Göthe'schen Dichtung ist schon früher bezeichnet worden. Eichendorff bestimmt ihn treffend dahin: ‚Göthe hatte mitten unter den Geniemännern seinen Anfang genommen und gleich ihnen seine Sache auf die Natur gestellt. Aber während jene nur die Titanen spielten, und sich zuletzt wohlfeil genug mit der flachen Wirklichkeit abfinden ließen, hielt er ernst, stark und treu zu der Mutter, die dafür ihr Wunderkind in alle ihre Geheimnisse einweihte. Seine Poesie war und blieb eine Naturpoesie in höherem Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem frischem Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, sich von allem Nektar der Erde nährend und stärkend. Sie gibt Alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion, so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt.' Dieser reine Naturalismus war für Göthe Eins und Alles, auch Vaterland und Religion. Und hier haben wir auch die unerbittlichen Schranken, wenn man will, die Mängel seiner Poesie. Das Leben der Völker wußte er nicht in den rechten Zusammenhang zu bringen; von Vaterlandsliebe ist kaum eine Spur, das Politische hielt er sich, wie sein eigener vornehmer Ausdruck lautet, ‚vom Leibe'; Kälte und Mißtrauen setzte er

der begeisterten Erhebung der deutschen Nation entgegen. Der religiöse Zug fand in dieser Seele keine anklingende Saite; die Gräfin Gallitzin vermochte sein naturalistisches Credo nicht zu erschüttern; gleichgültig nahm er ihren Abschiedswunsch hin, ihn wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen. Die eigenen Glaubensgenossen waren nach dieser Seite hin ohne allen Einfluß auf ihn. Eine Naturreligion hatte bereits der Knabe für den Hausbedarf sich entworfen; spätere Jahre führten sogar zur entschiedensten Feindschaft gegen das Christenthum. Dafür las er immer und immer wieder den Spinoza, denn bei seiner Lektüre kam ‚der Geist des Friedens über ihn und eine selige Ruhe und Erhebung'. Spinoza war das Gebetbuch seiner alten Tage. Freilich, so siegesgewaltig ist die Macht des Christenthums, daß sie auch den widerstrebenden Geist nicht ganz los läßt, wie wir das bei der ‚Iphigenie' zeigen konnten. Wollte aber Einer das Geistesleben des ‚alten Heiden' zur Nachahmung hinstellen und mit seinen eigenen Worten sprechen: ‚Wohl kamst du durch; so ging es allenfalls', so antwortet des Dichters Xenie selbst: ‚Mach's Einer nach und breche nicht den Hals!'

XII. Schiller.

Es war am 14. December 1779, als Göthe und Schiller sich zuerst begegneten. Aber welch ein Zusammentreffen! Göthe stand auf der Sonnenhöhe seines Ruhms, angestaunt selbst von widerwilligen Geistern, geistiger Regent am Hofe zu Weimar. Eben kehrte er mit Serenissimus von einer Schweizerreise zurück; am Stuttgarter Hofe fanden sie freundliche Aufnahme. Herzog Karl von Württemberg hatte damals seine militärische Pflanzschule auf der Solitüde zu einer Militär-Akademie erweitert, in die nach und nach alle akademischen Wissenschaften außer der Theologie eingezogen waren, während die ganz in modernen Ideen wurzelnde Schule zugleich auch ein Atelier der Künste werden sollte. Diese ‚Karlsschule' zeigte der Herzog den hohen Gästen am Tage der Preisvertheilung. Dreimal wurde der Eleve der Medizin Friedrich Schiller vorgerufen. Ein hochaufgeschossener, bleichwangiger junger Mensch nahte sich ziemlich linkisch, gehüllt in die geschmacklos steife Uniform, mit Papilloten in dem dunkelrothen Haupthaar, den festgedrehten Zopf nach vorgeschriebener Länge im Nacken; er empfing drei medizinische Preise, um den vierten ‚in der deutschen Sprache und Schreibart' mußte er mit drei anderen Eleven loosen; das Loos entschied gegen ihn. So oft er einen Preis empfing, mußte der ‚bürgerliche Eleve' dem Herzog den Rockschoß küssen, während die ‚Cavaliere' zum Handkuß zugelassen wurden. Göthe ahnte nicht, daß in dem Eleven, der seit zwei Jahren mit den

bedeutendsten dramatischen Entwürfen sich trug, ihm der Jüngling gegenüber stand, der als der einzige später mit ihm selbst um den höheren Preis der deutschen Sprache und Dichtung ringen sollte.

Wie verschieden ‚Schicksal und Antheil' bei den zwei Dichternaturen! Göthe, das Lieblingskind, dem jeder Herzenswunsch reifte, im reichen Patrizierhause zu Frankfurt, in Klein-Paris an der Pleiße, bei der schrankenlosen akademischen Freiheit, im genialen Kreise zu Straßburg und Wetzlar, am munteren Hofe zu Weimar; — Schiller, der Sohn eines subalternen Beamten (geb. 1759 am 10. Nov. zu Marbach), mit innerem Widerstreben in die steife Militär-Akademie, in die enge Uniform, in das wenig zusagende medizinische Studium gedrängt. Bei Göthe war die Dichtung nur die spontane, mit dem lebhaftesten Antheil gepflegte und ersehnte Aeußerung eines heiteren Dichterlebens, ‚ein lustig Metier', — bei Schiller die heimliche Flucht aus einer prosaischen, vom Trommelwirbel geregelten Wirklichkeit, von Aufsehern belauert, vom Landesherrn verboten und geahndet. Göthe kannte die bleiche Gestalt der Sorge nicht; er konnte mit seinem Faust sagen: ‚Ich bin nur durch die Welt gerannt, Was nicht genügte, ließ ich fahren, Was mir entwischte, ließ ich gehen', er war bis in's hohe Alter das Ideal körperlicher Gesundheit und Kraft, — Schiller mußte nach genossenem Gnadenbrod des Fürsten Mangel und Sorge kosten und die Stunden seiner regsten poetischen Thätigkeit um die sechsfache Zeit der Abspannung und Krankheit erkaufen. So wie Schillers Leben ein Kampf gegen feindliche Einflüsse um die eigene Existenz, so ist auch seine Dichtung ein Kampf um das Ideal, ein Kampf um der Menschheit edelste Güter, ein Ringen nach Freiheit, Klarheit, Harmonie und Schönheit, ‚eine Flucht aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken'.

Wenn F. Schlegel Recht hat, daß jeder Mensch ein geborener Aristoteliker oder Platoniker, anders ausgedrückt ein Realist oder ein Idealist sei, so wird Göthe die erste, Schiller die zweite Richtung im Leben wie im Dichten darstellen. Bei Göthe eine Welt der Anschauung, eine Reproduktion des Lebens; bei Schiller eine Welt des Willens, der sittlichen Lebensgestaltung. Darum bei Göthe das Studium der Natur in ihrer ruhigen Entfaltung, bei Schiller das der Geschichte mit ihren vorwärts drängenden, ringenden Gestalten. Göthe's Poesie strebt sich immer weiter auszubreiten, aber sie zersplittert und verflacht sich in diesem Streben; Schillers Dichtung strebt aufwärts in aktiver Umgestaltung und Veredlung des Wirklichen, sie gewinnt in den reinen Höhen immer mehr an innerer Spannkraft; aus der Macht der Gesinnung und des Strebens strömt immer stärker und mächtiger der Dichtung Quell:

‚Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Ob er sich auch dem Tode näher spinnt.'

Auch die Methode des Schaffens war bei beiden sehr verschieden. Die poetischen Stoffe drängen sich an Göthe heran wie ‚schwankende Gestalten' aus seinem bewegten Leben, er hat sie nur in die rechte Entfernung zu rücken. Schiller schafft mit Absicht und Plan; wie ein Bergmann klopft und forscht er überall nach neuen Gängen und gehaltreichen Erzstufen. Und wie er die fremden Stoffe von den erzhaltigen scheidet, so ringt er in seiner Darstellung ebenfalls, die von der Jugendzeit anklebenden Schlacken des Ungestüms, der Zügellosigkeit und der Geschmackswidrigkeit von dem Metall der Kraft und des edlen Pathos auszuscheiden. ‚Nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellter Beobachtungen, nach den mannigfaltigsten Befruchtungen seiner Phantasie hob er sich so weit, daß scharfsichtige Beobachter den künftigen bedeutenden Dichter in ihm ahnten', sagt Scharffenstein von seiner Jugend. Größere Werke wollten unter Göthe's Hand nicht zum Abschluß vorrücken; Schiller erkämpfte rastlos die Vollendung, um sich zu neuem Schaffen zu wenden.

Schiller war darum kein Lyriker von der Höhe eines Göthe. Das tiefe Naturgefühl dieses Dichters, das unbewußte Ein- und Mitklingen der Innen- und Außenwelt war ihm versagt. Wohl verstand er zu schildern, genauer, richtiger als Göthe. Aber statt des Melodischen der reinen Lyrik kam in Schillers Dichtung die Reflexion, das Declamirende [1], und erst später vermochte hie und da das Streben nach Naturwahrheit wie eine sonnenlichte Landschaft durch die Morgennebel der Ideale siegreich durch zu brechen. Dagegen befähigte ihn sein methodisches Schaffen, verbunden mit seiner auf das Ergreifende, Pathetische gerichteten Natur, zum Dramatiker, speciell zum Tragiker. Das erste seiner in die Sammlung aufgenommenen Gedichte, ‚Hektors Abschied', ist ein kleines dramatisches Bild; ‚die Kindesmörderin', ‚die Schlacht' sind drastisch ausgemalte Katastrophen; die späteren Balladen sind in dramatischem Sinne durchgeführt. Nehmen wir hinzu das hohe sittliche Gefühl, das Göthe in seinem Naturalismus und Fatalismus fast fremd zu sein schien, das aber Schiller bereits im Vorbericht zu seinem ersten Drama aufrief, so werden wir in Schiller den berufenen deutschen Tragöden erkennen. Seine ersten Schöpfungen sind vier bedeutende Dramen.

Das geschnürte Leben in der Karlsschule war für Schillers geistige Entwickelung nicht günstig; es hat den Geist der Opposition genährt, der in gesetz- und maßlosen Jugendprodukten explodirte; es hat ihm die

[1] Einzelne Jugendprodukte, besonders in der Anthologie, erinnern mit ihrem Phrasengetümmel fast an Lohenstein. Volksthümlich gewordene Lieder zählt H. v. Fallersleben von Schiller nur 12 auf, von Göthe dagegen 55.

für den Dramatiker so höchst nöthige Welt- und Menschenkenntniß vorenthalten, so daß er in seinen Räubern Menschen zu zeichnen versuchte, ehe er noch einen gesehen. In den Mauern der Militär-Akademie bildete sich ein Oppositionsklub, hausordnungswidrige Bücher wurden eingeschmuggelt, es waren die Blüthen der Genieperiode: Ossian, Götz, Werther, Maler Müller; Klinger ward Liebling und Muster des erwachenden Dichters, Shakspeare war ihm noch zu zahm. Nur wenige, und dann nicht sehr erfreuliche Kunde aus der äußeren Welt drang in die Schulkaserne; der Oppositionsklub wurde geneigt, die ganze civilisirte Welt für eine Karlsschule voll Pedanten, Aufsehern und Drillmaschinen anzusehen. Hinter den Gittern der Akademie spielten Schiller und Genossen die Räuber und machten Pläne zur Zerstörung des Bestehenden und zur Aufrichtung Rousseau'scher Naturstaaten. Ein ‚Student von Nassau', ein ‚Cosmus von Medici' tauchten auf; aus dem letzteren nahm Schiller einiges Ausgeführte in die 1777 begonnenen Räuber auf. In den geheimen Sitzungen des Klubs las Schiller fertig gewordene Scenen vor oder ließ sie von andern vorlesen, um ihre Wirkung zu beurtheilen; sie fanden um so mehr Beifall, je leidenschaftlicher, gewaltiger sie waren. Im letzten Jahre des Aufenthalts in der Karlsschule wurden die Räuber vollendet; als sie 1781 auf Kosten des Verfassers (kein Verleger wollte 50 Gulden daran wagen) gedruckt wurden, war Schiller bereits Regiments-Medicus ohne porte-épée mit 23 Gulden monatlich.

Auf den Stoff wurde der Dichter wohl durch die Geschichte des ‚ehrwürdigen' Räubers Roque im Don Quixote geführt; die Geschichte eines ‚Verbrechers aus verlorner Ehre', des Sonnenwirths Friedrich Schwan, mochte weitere Züge bieten; Plutarch, Schillers Lieblingsschriftsteller, bestärkte bei der getroffenen Wahl. Einige Namen und Charaktere nahm Schiller aus seiner Umgebung in der Karlsschule, die sogar einen ‚kleinen Spiegelberg' besaß. Die Räubergestalten gelangen darum wirklich und schreiten als Männer aus einem Guß daher; die einzige Frauenfigur mußte mißlingen. In dem Helden will uns Schiller einen ‚merkwürdigen Menschen vorführen, ausgestattet mit aller Kraft nach der Richtung, die diese bekommt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina zu werden. Unglückliche Conjunkturen entscheiden für das Zweite, und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem Ersten'. Menschen haben Menschheit vor ihm verborgen, da er an Menschheit appellirte, darum ist Rache sein Gewerbe und er rollt das Gesetz unter seine Füße. Aber während dieser ideale Räuber auch von der Weichheit der Zeit Einiges an sich kleben hat, muß er am Rande eines entsetzlichen Lebens bekennen, daß zwei Menschen wie er den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden, und zum Opfer für

die beleidigten Gesetze und die mißhandelte Ordnung sich der Justiz ausliefern. In Franz Moor aber wollte Schiller ‚die vollständige Mechanik eines Lasterſystems auseinander gliedern'; wir haben einen reflektirenden Bösewicht vor uns, der ‚die verworrenen Schauer des Gewissens in ohnmächtige Abstraktionen auflöst'. Eine solche Figur auf die Bühne zu bringen, kam Schiller bereits ein Jahr nachher mehr als gewagt vor, und noch mehr, ein solches Monstrum in eine Jünglingsseele zu verlegen. Allerdings, aus diesen beiden Moors, dann aus der mangelhaften, sprunghaften dramatischen Entwickelung tritt die unreife Jugendlichkeit des Verfassers zu Tage; die grellen, outrirten Farben beleidigen das ästhetische Gefühl, wie der medizinische Materialismus Franzens und die Derbheiten der Räuberscenen das ethische. Dennoch — vielleicht auch deßhalb — war die Aufnahme eine über alle Maßen begeisterte. Nur Göthe fühlte sich abgestoßen; die glücklich überwundene Sturm- und Drangzeit schien mit sieben schlimmeren Dämonen wieder zu kehren. Hier war mehr als Lenz und Müller; der bestehenden Ordnung im Ganzen war der Krieg angekündigt; die neuen Auflagen der Räuber trugen als Vignette einen aufspringenden Löwen mit der Devise: in tyrannos! Das Motto aus dem Hippokrates ist bekannt. Die Räuber waren die theatralische Exposition zur französischen Revolution. Sie sollten für Schiller entscheidend werden.

Eine gelegentliche Aeußerung in den Räubern, Graubünden sei das Athen der Gauner, brachte Reclamationen beim Herzog; die Reise Schillers nach Mannheim, um der Aufführung seines Stückes beizuwohnen, galt bei Serenissimus als Reise in's Ausland und brachte vierzehn Tage Arrest mit dem Verbot, ferner irgend etwas drucken zu lassen; Aufklärungen wies der Herzog ab. Da hielt Schiller es für das Beste, der Heimat den Rücken zu kehren. Flüchtig, mit dem Fiesco in der Tasche, den er in dem zweiwöchentlichen Arrest ausgeführt hatte, langte er in Mannheim an. Aber Dalberg, auf den er sein Vertrauen gesetzt hatte, trug Bedenken sich des Flüchtlings anzunehmen, und dieser fand ein Asyl auf Bauerbach, dem Gute der Frau von Wolzogen.

Hatten die Räuber zum Kampf gegen den ganzen gesellschaftlichen Zustand geblasen, so soll in Fiesco innerhalb dieser Gesellschaft eine Aenderung der Verfassung erzielt werden; es wird von Republikanern ein Flankenangriff gegen den veralteten, halb gutmüthigen, aber eben deßhalb mißbrauchten Despotismus unternommen. Der junge Dichter nährte damals hochstrebende Pläne und glaubte sich den Weg zu einer bedeutenden Carrière bahnen zu können. Geschichtliche Werke, besonders Cardinal Retz, führten ihm den Stoff zu; das Lebensende des Helden mußte der Dramatiker natürlich abändern. Demnach ist das Drama nichts weniger als historisch, weniger noch als ‚Kabale und Liebe'. Der Held ist wie-

derum ein hochsinniger Verbrecher, dießmal leichtfertig, frivol, hinterlistig. Darum stellt ihm der Dramatiker in Verrina sein republikanisches Ideal und diesem hinwieder in Sacco und Calcagno die unlauteren Motive zur Seite, die bei jeder Staatsumwälzung sich einmischen. Die Frauenporträts sind unerquicklich. Das Personenverzeichniß vor dem Drama entwickelt in wenigen Worten die Charaktere deutlicher als das Stück selbst. In Mannheim ließ Fiesco ziemlich kalt, ‚republikanische Freiheit war dort ein Schall ohne Bedeutung; in den Adern der Pfälzer floß kein römisches Blut!' In Berlin dagegen wurde das Drama 14mal in drei Wochen gegeben, vielleicht weil dort mehr römisches Blut?

Kabale und Liebe, zuerst ‚Luise Millerin' überschrieben, zündete fast wie die Räuber. Das war einmal ein historisches Drama, historisch freilich wie Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts, deren Einzelnheiten nicht zu widerlegen sind, während das Ganze die Einseitigkeit nicht verleugnen kann. Für den Dichter war es die furchtbare Abrechnung mit Stuttgart, für das Publikum die rücksichtslose Bloßlegung der sittlichen Fäulniß an den Höfen, der trostlosen Zustände des Volks, eine Verherrlichung des Bürgerthums gegenüber den blasirten sittenlosen Höflingen, also recht eigentlich ein bürgerliches Trauerspiel. Was im Geheimen das Volk sich erzählte, was die anderen Sturm- und Drang-genossen andeuteten, das wagte Schiller in einem einzigen grausen Gemälde zu vereinigen und so genau zu zeichnen, daß man mit Fingern auf die Lebenden, die dem Maler gesessen, hinzeigen konnte. Ein seelenverkaufender Landesvater hinter der Scene, ein Hof strotzend von Liederlichkeit und Spitzbüberei, und in Folge dessen Schurkerei der Beamten, Kupplerlust der Mütter, Empörung der Kinder gegen die Eltern — fürwahr ein Gemälde für einen Höllenbreughel. Zu den erquicklichen Gestalten leitet die Britin Lady Milford über; hier ist zum ersten Male dem Dichter ein Frauenbild geglückt; und dann die Mutter — ‚ach ja! die Mutter', die sich darin finden könnte, wenn der liebe Gott ihre Tochter ‚baardu zur gnädigen Frau haben will', auch die ist gelungen. Was aber über die Schwächen des Drama's, insbesondere über die Unwahrscheinlichkeit in der Entwickelung so wie in der Haltung Ferdinands zu sagen sein möchte, das ist schon oft besprochen.

Im Jahre 1782 ließ Schiller einen Musenalmanach unter dem Titel ‚Anthologie für das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko' erscheinen. Mit dem Schwaben Stäudlin, für dessen farblosen Almanach er einige Beiträge geliefert hatte, war er in Zwist gerathen; einige Freunde, Petersen, F. Pfeiffer, Graf Zuccato, gaben Schillern ihre Dichtungen für die Anthologie her; der größte Theil ist von Schiller selbst; seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, was sentimentale weichliche Rekruten eher abschreckte als anzog. Wir haben

also wilde Kraftgenialität, zuerst ‚Widmung an den Tod, den großmächtigsten Czar alles Fleisches, allzeit Minderer des Reichs'. Ein nicht geringer Theil der Gedichte beleidigt durch schlüpfrigen Witz, der manchmal durch die Retorte des Chemikers getrieben ist, und durch ‚Petronius'sche Unart'; ein größerer Theil kränkt das feine Ohr durch unreine Reime wie durch plötzlichen Abfall von der schwungreichsten Phrasenpoesie in die geschmackloseste Prosa. Die petulanten Gedichte hat Schiller später von seinen gesammelten Werken ausgeschlossen, von anderen hat er nur einzelne Strophen aufgenommen, wieder andere hat er mit äußerst geschickter Hand gereinigt, ohne ihnen ihr eigenthümliches Colorit zu nehmen. Einzelne dieser Jugendprodukte streifen an Lohenstein in Bilderüberfluß und Wortschwall, andere wetteifern mit Klopstock'schen Oden in geschraubtem, erklärungsbedürftigem Phrasengetümmel. In einem Gedichte wird dem Räuber Moor, ‚dem prächtigen Blitz durch wolkigte Nacht', ein Monument gesetzt; als Seitenstück zu Bürgers ‚Nachtfeier der Venus' erscheint ‚der Triumph der Liebe'. Dieses Gedicht und das ebenso farbenreiche: ‚die Freundschaft' führen uns auf poetischen Wegen in des Dichters Speculationen ein, die in einem Roman: ‚Briefe Julius' an Raphael' entwickelt werden sollten. Einige von diesen Briefen stehen bekanntlich in Schillers Werken. Es folgen die Lieder der Liebe ‚an Laura' — das ziemlich reizlose Urbild war die verwittwete Hauptmann Vischer in Stuttgart, — sie sind mit brennender Phantasie und tiefem Gefühle geschrieben, schweifen aber alle in's Grenzen- und Wesenlose hinüber. Zwei Nänien: ‚Leichenphantasie' und ‚Elegie auf den Tod eines Jünglings' malen mit furchtbarem Ausdruck grau in grau. Die berufene ‚Kindesmörderin' machte den Dichter, wie er selbst sagt, in der Gegend herum berüchtigter als 20 Jahre Praxis. Auf den Schwingen der Phantasie wendet sich der Dichter, und sucht die Grenzen der Welt, die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug, zu erreichen, bis der Adlergedanke, am Markstein der Schöpfung zu landen, sein Gefieder muthlos senken muß, — schwebt dann leise durch den ‚Tartarus', wo Ewigkeit die Sense des Saturn entzwei bricht, hin in Elysiums Freudengelage. Zur Erde zurückgekehrt betrachten wir das figuren- und farbenreiche Tableau ‚die Schlacht', eilen mit dem ‚Flüchtling' durch des Morgens lebendigen Hauch und singen ein Kriegslied zu Ehren des Greiners Eberhard. Den ‚Venuswagen' hat der Dichter später als eine unförmliche Rhapsodie bei Seite geschoben, während die Götterwagen, auf denen Juno und Zeus zur ‚Semele' hinabfuhren, stehen geblieben sind.

Das ‚Württembergische Repertorium für Literatur' brachte von Schiller einen Aufsatz ‚über das gegenwärtige deutsche Theater', sodann den ‚Spaziergang unter den Linden' und die Erzählung: ‚eine großmüthige Handlung aus der neuen Geschichte.' Die günstige Aufnahme, die den

Dramen und den Gedichten zu Theil wurde, beförderte Schillers Neigung zum freien Literatenleben; in der Ankündigung der ‚rheinischen Thalia', die außer den dramaturgischen Ansichten des Herausgebers auch seine philosophischen, ‚mit der Glückseligkeit des Menschen zusammen hangenden' Spekulationen bringen sollte, sagt er mit entschiedener Offenheit: ‚Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehör' ich ganz an, und keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen.' Die rheinische Thalia brachte einen Aufsatz: ‚die Schaubühne als moralische Anstalt,' und siedelte dann aus dem Mannheimer Verlag mit Rücklassung der lokalen Bezeichnung nach Leipzig über. (Thalia, Leipz. 1787—91. 3 Bände.)

Einige Sonnenblicke des Glücks erhellten unterdessen das trübe Mannheimer Leben. In Körner, dem Vater des berühmten Theodor, hatte der Dichter einen Freund erworben, der zunächst in finanziellen Verlegenheiten mit großer Aufopferung half, dann als liebevoller Beurtheiler, nicht so herbe als Merck, dem dichtenden Freunde zur Seite stand. In Darmstadt durfte Schiller am Hofe den ersten Act des Don Carlos vorlesen; Karl August von Weimar spendete Lob und den Titel eines Weimarischen Hofraths. Das gab den Anlaß, daß Schiller nach Sachsen übersiedelte; im Jahr 1789 wurde er als Professor der Geschichte an die Universität Jena berufen und vermählte sich im Februar des folgenden Jahrs mit Charlotte von Lengefeld. —

Nach harten Lehrjahren hatte er also die ebenso beschwerlichen Wanderjahre angetreten; für den früher so ganz meisterlosen Geist war die Zeit der künstlerischen Reife gekommen. Von dramatischen Entwürfen begleitete ihn bis 1787 Don Carlos. Eine Novelle St. Reals, welche die Geschichte des spanischen Infanten ebenso verzerrt als Schillers Tragödie, diente hauptsächlich für die Exposition. Der geschichtliche Don Carlos, geistig und körperlich nicht viel anders als ein Ungethüm, hat den religiösen und politischen Zu- und Abneigungen den Glorienschein zu verdanken, in welchem er noch immer vor dem Publikum erglänzt. Schiller machte den ‚Erben einiger Kronen, den feurigen, großen, empfindenden Jüngling' zum Träger des eigenen politischen und religiösen Liberalismus. Gerade im Gegensatz zu Lessings Anforderungen, denen gemäß der Dramatiker gegenüber einem historischen Stoff mit voller Freiheit zu Werke gehen darf, so lange er die Charaktere nicht willkürlich ändert, hat Schiller manche historischen Facta treu beibehalten, die Charaktere aber ganz umgeändert. Während der Ausarbeitung wandte sich die Vorliebe des Dichters von dem Infanten dem Malteser Marquis Posa zu, gewiß nicht zum Vortheil der Dichtung. ‚Ihr seid ein Protestant!' so bezeichnet König Philipp die Richtung des Malteser. Ja,

aber ein Protestant des 18. Jahrhunderts, der Rousseau gelesen hat und für Gewissensfreiheit schwärmt, ein Anachronismus im 16. Jahrhundert. Freiheit? — die protestantische Bewegung hat sie an die Landesherrn verkauft; Duldung? — wer übte sie weniger als die Reformatoren? — Gewissensfreiheit? — wer versagte sie consequenter als die protestantische Dogmatik? — Humanität? — Das Lutherthum drängte, sagt Göthe, ruhige Bildung zurück. Freilich ‚anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt'. Aber dieser Malteser ist und bleibt eine exotische Pflanze, die im Protestantismus jener Zeit nicht wachsen konnte; Philipp warnt ihn vor seiner Inquisition; in den freien Niederlanden wäre der ‚sonderbare Schwärmer' mit seinem vollen Herzen schwerlich besser gefahren. Die Haltung des Marquis leidet aber auch sonst an den bedenklichsten Schwächen. Er ist ein Enthusiast, mit ganzem Gemüthe einer Sache hingegeben, — allein das ist auch Don Carlos, — doch Posa ist ein berechnender Enthusiast, und das ist unnatürliches Wesen. Auf Schleichwegen strebt er seinen Idealen zu; in seiner Berechnung steht die Leidenschaft des Prinzen für seine Stiefmutter und Elisabeths ‚schöne Seele' gehörig verzeichnet; dadurch erst können die ‚Thränen aus den Niederlanden' wirken. Ein glücklicher Zufall bringt Philipps Gunst, und der kein Fürstendiener sein kann, gibt sich her zum Hausspion. ‚Von stolzem Wahn geblendet, will er dem Schlafenden die Wetterwolke nicht zeigen, die über seinem Haupte drohend hängt', er will Vorsehung spielen und verliert Alles. Arm in Arm mit ihm fordert der Prinz, mit Sturm und Drang in Liebe wie in Haß, sein Jahrhundert in die Schranken. Der idealistischen Gruppe steht kalt und still die realistische gegenüber, der schlangenhafte Domingo, Herzog Alba ‚in seines Nichts durchbohrendem Gefühl', der Großinquisitor mit allen Schauern der casa santa, König Philipp, nicht der grell gemalte Tyrann, sondern der mitleidswerthe Vereinsamte, der keine treue Seele hat, der den Marquis, seine erste Liebe, dem Tode weihen, den Sohn der Inquisition übergeben muß. Schiller versucht in seinen ‚Briefen über Don Carlos' die Einwendungen gegen die Entwicklung des Drama's und der Charaktere zurück zu weisen. Es konnte nicht immer gelingen.

Die schönen Tage im Aranjuez der Poesie sind nun für lange Zeit vorüber. ‚Ein Herr Friedrich Schiller', so schreibt Geheimrath Göthe, ‚soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man ihn gratis haben könnte.' Man erhielt ihn gratis; denn Schiller wollte aus der Reihe der ‚literarischen Vagabunden in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung' eintreten. Er las und studirte Geschichte; Don Carlos hatte ihn zu dem Aufruhr in den Niederlanden geführt. Daneben aber läuft ‚der Verbrecher aus verlorener Ehre', sodann der

Geisterseher, ein Roman, der einerseits den Zusammenhang mit der im Carlos hervortretenden Polemik nicht leugnen kann, andererseits auf die Wunderkrämerei der Zeit hinweist, die in Cagliostro gipfelt. Noch eine speciellere Beziehung auf die Schicksale des Herzogs Karl Alexander von Württemberg mag man mit K. A. Menzel darin finden. Der Roman diente als willkommene Füllung für die Thalia (1788); der erste Theil wurde mit demselben schrecklichen Behagen verschlungen, wie die Spannungsromane in unseren Tagen; der Verfasser aber arbeitete nur mit innerem Widerstreben voran. Erst als durch den Prinzen der Weg gefunden war, philosophische Spekulationen einzuführen, wurde die Geschichte ihm vorübergehend werth; endlich ließ er sie ganz liegen, obgleich er für kein anderes seiner Werke ein so hohes Honorar erhalten konnte; denn ‚er müßte unter sich selbst herabsinken, wenn er den Geisterseher fortsetzen wollte', so sagte er selbst. Ein Anderer, der nicht unter sich herabzusinken brauchte, hat ihn später fortgesetzt.

Wenn in Göthe's Leben die langjährigen Naturstudien als ein Abfall vom Dichterberuf erscheinen möchten, während sie doch mit neuer Kraft zur Poesie zurückführten, so füllt bei Schiller das Studium und die Darstellung der Geschichte einen bedeutenden Lebensraum aus, doch nicht zum Nachtheil seiner poetischen Entwicklung. Die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung sollte er durch diese mittelbare ersetzen. In den jüngsten Jahren ist zur Jubiläumsfeier Schillers sein ältestes historisches Werk: ‚Geschichte Württembergs bis zum Jahr 1740', das der 19jährige Jüngling der Gräfin von Hohenheim überreichte, veröffentlicht worden. Don Carlos zog die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande nach sich (1788). In diese Geschichte, in der ‚die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren', konnte Schiller das Freiheitsprinzip seiner Jugend verweben. Und doch bricht er da ab, wo ‚der Kampf um die Freiheit' ein hoffnungsloser geworden zu sein scheint, mit der Begründung von Alba's blutigem Regiment; und wenn er nachher noch zwei Bruchstücke hinzu fügt, so sind es die Hinrichtung Egmonts und Horns und die Eroberung Antwerpens, die den Traum der Befreiung zu verspotten scheinen. Als Antrittsrede nahm Schiller die Beantwortung der Fragen: ‚Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?' Aus akademischen Vorträgen entstanden drei Aufsätze in der Thalia: ‚Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde', sodann die ‚Sendung Moses', endlich ‚die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon'. Zwei andere Cartons führen in das Mittelalter: ‚Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter' und ‚Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs'. Endlich folgte das große historische Gemälde: Geschichte des

30jährigen Krieges, bearbeitet für den bei Göschen in Leipzig erscheinenden Damenkalender.

Schiller trat nicht mit wissenschaftlichem, sondern poetischem Sinn an die Geschichte heran; sie hatte für ihn vorzüglich nur ein psychologisches und moralisches Interesse. Ihn befriedigten daher die damaligen deutschen Historiker nicht, die meistens von den hohen akademischen Zinnen für die Zukunft docirten oder trockne Materialien zu einem Herbarium zusammen trugen. Besser behagten ihm die geistreichen Franzosen, die in der Kunst der Gruppirung und Darstellung vorgeschritten waren, aber sich ‚kein Gewissen daraus machten, ihre Vermuthungen für Wahrheit zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus ihrer Erfindung zu ergänzen' (Lessing). Schiller sprach es aus: Deßhalb sei das Studium der Geschichte für das bürgerliche Leben so unfruchtbar, weil die Historiker nicht das innere Wesen der handelnden Personen aufgedeckt und dadurch eine Lücke gelassen hätten zwischen dem historischen Subjecte und dem Leser. ‚Wir müssen den Helden seine Handlungen nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen.' Auch hier soll Wallensteins Wort gelten: ‚Des Menschen Thaten, ... wißt, Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen. Die inn're Welt, sein Mikrokosmus, ist Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen; Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht.' In dieser Weise Herzen und Nieren zu erforschen, das war bei Schiller, der mit geringer Quellenkunde und Quellenkritik, aber mit viel poetischer Begeisterung sich an die Geschichte machte, der ungewöhnlich rasch voran arbeitete, eine Sache der Unmöglichkeit. Vorgefaßte Ideen hielten seinen Blick gefangen, ließen ihn selbst die Widersprüche in den Charakteren seiner Helden übersehen; Neigung des Publikums führte seinen Griffel bei der Gruppirung und Darstellung. Im Abfall der Niederlande stehen seine Sympathien auf Seiten der Abfallenden; im 30jährigen Krieg beschränkt ihn zwar kein protestantisches Dogma, wohl aber die hergebrachte Ansicht von Religionskrieg, von Tilly's Blutdurst, Gustav Adolphs reinen Absichten, daneben auch seine Abneigung gegen den positiven Gehalt des Christenthums und die Träger desselben, nicht minder die jugendliche Sympathie für Heldenthum, in dessen Glanz selbst Mansfeld erscheinen darf. Solche Mängel erkennt er selbst an: ‚Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein. Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden'[1]. Käme es bei der Geschichte nur auf eine würdevolle, glänzende Darstellung, auf eine von Phantasie getragene Porträt- und Detailmalerei, auf einen durchziehenden einheitlichen Gedanken an, dann

[1] Schiller an Karoline von Beulwitz.

wäre Schiller, wie er einmal vermuthete, auf dem Wege gewesen, der erste Geschichtsschreiber Deutschlands zu werden. So aber liegt der Werth seiner historischen Studien hauptsächlich in ihrem heilsamen Einflusse auf seine Geistesentwickelung, insonderheit auf sein nun folgendes poetisches Schaffen [1].

Die historischen Arbeiten mußten nebenbei Schillers materielle Existenz sichern. Als aber der Prinz von Augustenburg im Jahre 1791 durch ein für drei Jahre ausgesetztes Geschenk den Dichter der häuslichen Sorgen enthoben hatte, suchte dieser eine andere Seite seines Geistes, die philosophische, zu erweitern und auszutiefen. Die früh entworfenen Briefe von Julius an Raphael zeigen bereits die mächtig ringende Gedankenfülle des Dichterphilosophen. Als Mann wallfahrtete er nicht mehr nach der Insel Mainau zu Rousseau, sondern gen Norden zu dem Alten in Königsberg. Aber drang bei dieser Expedition in die kalten hohen Regionen der Philosophie nicht Frost und Erstarrung in das Dichterherz? Nein, der Dichter suchte auf diesem Wege vorzudringen ‚in die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen'. Wo die neue Philosophie zur Aesthetik abschwenkte, da fühlte Schillers Geist sich wohl, da entfaltete er seine Schwingen. Wir aber können an seinen philosophischen Abhandlungen: ‚über die tragische Kunst', ‚über Anmuth und Würde', ‚über das Pathetische', ‚über die ästhetische Erziehung' u. A. nur im Fluge vorüber führen. Geschichte und Philosophie waren fortan die beiden Leitsterne für des Dichters Schaffen. Nachdem er als Lehrer der Geschichte, dann der Aesthetik einen kurzen Wirkungskreis ausgefüllt, suchte er seinen ferneren Beruf darin, als Dichter ein Lehrer des Volks zu werden. Wir freilich bedauern, daß zu jenen beiden Leitsternen nicht noch das sanfte Licht des Glaubens sich gesellte.

Von den Gedichten, die in diese Zeit gehören, haben drei durch ihren Inhalt entschieden Anstoß gegeben: ‚der Kampf' (früher ‚Freigeisterei aus Leidenschaft'), ‚Resignation' und ‚die Götter Griechenlands'. In Beziehung auf die beiden ersten glaubte der Dichter von jedem Leser erwarten zu dürfen, ‚er werde eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters ansehen.' Das erste zugestanden, bleibt es indeß doch sicher, daß wir es nicht mit einem erdichteten Liebhaber, sondern mit dem Dichter selbst zu thun haben, der ‚auch in Arkadien geboren war, dem aber der kurze Lenz nur Thränen gegeben'. Ja für einige Zeit schien es Schillern die Weisheitsstimme zu sein: ‚Genieße, wer nicht glauben kann, Wer glauben kann, entbehre; Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.' Einer ähnlichen, durch Lectüre

[1] Janssen, Schiller als Historiker. Freiburg 1863.

genährten Stimmung entsprangen die Götter Griechenlands, von denen die am meisten verletzenden Strophen später unterdrückt wurden. Das Gedicht spricht die Sehnsucht nach einer poetischen Betrachtung der Dinge aus, die aus der Religion unserer Zeit entschwunden sei, bei den Griechen aber herrlich geblüht habe. So unchristlich und polytheistisch es klingt, so ist es doch nicht gegen jeden Monotheismus gerichtet, sondern hauptsächlich gegen den hölzernen Verstandesmechanismus und den langweiligen Rationalismus, den die Zopf- und Kartoffelprediger jener Zeit verkündigten. Die Schönheit ist Schillers Religion, die Apostel derselben sind ‚die Künstler'; die herrliche Urania, die Wahrheit, mit abgelegter Feuerkrone steht sie als Schönheit vor uns da: ‚Der Anmuth Gürtel umgewunden, Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn. Was wir als Schönheit hier empfunden, Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.' Mit diesem Gedicht von wunderbarer Formschönheit und Pracht der Diction anticipirt der Dichter bereits, was ihm später das Eingehen auf die Kantische Philosophie noch klarer vor Augen stellte. In Gohlis bei Leipzig war 1785 das begeisterte Gesellschaftslied ‚An die Freude' entstanden. Der Dichter hatte einen armen Theologen vor dem Selbstmord aus Verzweiflung gerettet und eine frohe Abendgesellschaft zur Unterstützung des Armen veranlaßt.

Sechs Jahre lang verstummte Schillers Muse; unter der Bergeswucht der Geschichte und dem Geröll der neuen Philosophie, an dem die Kärrner so viel zu thun hatten, schien der Dichtung Strom verschüttet. Eine Gestalt jedoch wollte von dem Philosophen nicht weichen; seit 1792 beschäftigte ihn Wallenstein; aber diese Figur wollte sich mit ihrem Realismus dem idealistischen Denker lange nicht recht gestalten. Die Annäherung an Göthe gab seit 1794 neuen Anstoß. Und wie der angeregte Magnet stärker und stärker wird, so strömten nun reicher die Dichtungsquellen, so daß der Dichter, den beim Hinblick auf Göthe fast Verzweiflung an dem eigenen Talent ergriffen hatte, körperlich krank, ein sich dem Tode näher spinnender Seidenwurm, über seine geistige Energie erstaunte. Die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta veranlaßte die Horen (1795—97. 12 Bde.), für welche Schiller die bedeutendsten literarischen Größen gewann. Als mit Bürgers Tode der Gedanke nahe trat, der von ihm herausgegebene Musenalmanach werde nicht ferner erscheinen, trat Schiller mit einem neuen Musenalmanach hervor.

Die langjährigen einsamen Studien, wozu ein möglichstes Eindringen in den Geist antiker Dichtung trat, hatten nicht nur den entschiedensten Einfluß auf Läuterung der Form, sondern für längere Zeit auch auf die Auswahl des Stoffs. Im Jahre 1795 wurde die Harfe gestimmt, kleinere Harmonien bereiteten auf die mächtigen Klänge der Folgezeit

vor. Es ist das Jahr der Ideendichtung; das historische Studium wurde erst später fruchtbar für die Poesie. Das Ideale wird durch das Eindringen des Realen oder durch den Contrast desselben belebt. ‚Die Macht des Gesanges' führt ‚nach langer Trennung bittrem Schmerz' den Flüchtling zu des Gesanges Wellen zurück. ‚Pegasus im Joch' gibt das Schicksal des Dichters, der die aufgezwungene Prosa des Broderwerbs einige Zeit, aber mit Widerwillen und Ungeschick erträgt, bis dem Genius durch Apollo's Huld die Freiheit der Poesie geschenkt wird. ‚Das Ideal und das Leben', früher ‚das Reich der Schatten' (unter Schatten versteht Schiller das Ideale), ist nach dem sauren Weg durch die Aesthetik die Blumenkrone der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Den Kranz des schönen Ideals legt der Dichter dann in der ‚Würde der Frauen' zu den Füßen des stillen weiblichen Lebens. Seine Begeisterung durchkreuzt mit ‚Odysseus' die Meere, liegt mit den ‚Johannitern' vor Akkon, segelt mit dem ‚Kaufmann' nach edlen Gütern, folgt mit ‚Columbus' dem leitenden Gott und dem schweigenden Weltmeer oder drängt in den ‚Spaziergang' die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens zusammen. Als graziöses Räthsel erscheint die Poesie in dem ‚Mädchen aus der Fremde', denn bei der ‚Theilung der Erde' ist der Dichter ja zu spät gekommen. Die in Dunkel gehüllte ewige Wahrheit, am ‚verschleierten Bild zu Sais' mit Schuld und Vergehen gesucht und darum nimmermehr erfreulich, erscheint in der ‚Klage der Ceres' abermals für diese Welt als die Blumenschönheit der Natur, die auch mit dem Jenseits in Verbindung steht. Dazwischen tönen ‚Sprüche des Confuzius' und lehrhafte Gnomen, bald beim weisen Archimedes, bald an der Wiege des Kindes, bald beim hoffenden Säemann geholt. ‚Pompeji und Herculanum' werden neu entdeckt und — was den Klopstockianern nicht gelingen wollte — eine ‚Dithyrambe' führt himmlischen Chor in die irdische Halle.

Das Epigrammenjahr (1796) brachte die geistreichen ‚Votivtafeln' und die bunten Insekten, die bald als Leuchtwürmchen glühten und ergötzten, bald mit scharfen Stacheln verletzten, die Xenien. Die besten sind von Schiller; durch den himmlischen Thierkreis, durch Flüsse und Länder, ja gar zu den Manen hinunter hetzen sie schonungslos die literarische Mittelmäßigkeit und Verworfenheit.

Nach solch muthwilligem Treiben, das zur Reinigung der Luft dienen sollte, folgte das Balladenjahr (1797). Schillers Idealismus führte womöglich in diese erzählenden Gedichte eine tiefe Idee hinein. Im ‚Taucher' liest man sie bald heraus: ‚Der Mensch versuche die Götter nicht'; im Ring des Polykrates: ‚Mir grauet vor der Götter Neide; des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil'. In ‚der deutschen Treue', die noch dem Jahre 1795 angehört, hatte Schiller

den Ton der Ballade noch nicht finden können, jetzt gelingt er ihm in den mannigfaltigsten Tonarten. In kühnen, mächtigen Tönen rauscht der Taucher vorüber, gewaltig braust die Charybdis, die der einsame Dichter bei einer Mühle studiren mußte; malerisch, drängend ist das kleinere Stück: ‚der Handschuh'; ruhig, engelmild der ‚Ritter Toggenburg' mit bleichem Antlitz und härenem Gewand. Der Eumeniden Macht waltet in den ‚Kranichen des Ibykus' und dringt in den Strophen des Chorgesangs auch durch des Hörers Herz zerreißend durch. Zwei liebliche Gedichte führen in das Mittelalter, mit dem der früher grollende Dichter sich mittlerweile ausgesöhnt hatte; sie haben ein ganz christliches, speziell katholisches Gepräge. ‚Der Gang nach dem Eisenhammer', eine mehrfach wiederkehrende alte Erzählung im treuherzigsten Legendenton ausgeführt, könnte als Devise tragen: ‚Gott selbst im Himmel hat gerichtet!' ‚Der Kampf mit dem Drachen', ein Stück von der entschiedensten dramatischen Färbung, verherrlicht in dem Johanniter die hohe christliche Idee: ‚Muth zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck'. In die alte Welt leitet ‚die Bürgschaft' zurück, ‚Treue ist kein leerer Wahn'. — Fügen wir gleich die epischen Gedichte aus späteren Jahren an. ‚Hero und Leander', ein antiker erotischer Stoff, mit dem Göthe sich einige Zeit beschäftigte, ist ausgezeichnet durchgeführt; ‚das schönste Loos reizt die ernsten Mächte unerbittlich ihre Rechte einzutreiben'. Von wunderbarer Tiefe ist ‚Kassandra', die troische Jungfrau, die mit dem aufgeschlossenen Sinn in die Stadt der Ewigblinden geworfen ist, um zu verkündigen, was sie doch nicht wenden kann. Würdig schließt sich ‚das Siegesfest' an, das in den Jubel der trunkenen Griechen hineinruft: ‚Rauch ist alles ird'sche Wesen!' Das Schweizerland, die Schaubühne des Tell, brachte dann den frommen ‚Grafen von Habsburg', der Ehre und irdisches Gut vom Schöpfer als treuer Lehnsmann trägt. Von der Ballade neigen sich schon mehr dem Liede zu: ‚das eleusische Fest', früher ‚das Bürgerlied' genannt, cultur-historisch, an den Spaziergang erinnernd, und ‚der Alpenjäger', auf einer Gebirgssage ruhend, aber hier nicht episch abgeschlossen. Als zwei liebliche Gegenstücke erscheinen: ‚Der Jüngling am Bache' und ‚des Mädchens Klage'. Allegorischer Inhalt eint sich mit sanft elegischer Form in der ‚Sehnsucht' und dem ‚Pilgrim'. Was Göthe so unermüdet sang, Liebessehnsucht und Genuß, ist in dem ‚Geheimniß', aber unvergleichlich schöner noch in der formvollendeten ‚Erwartung' durchgeführt. Dazwischen tönt das wilde ‚Reiterlied'; und wie wenig dem Dichter der flache Ton der damaligen Gesellschaftslieder anstand, entnehmen wir aus den ideenreichen Gedichten: ‚Punschlied', ‚Antritt des neuen Jahrhunderts', ‚die vier Weltalter', ‚an die Freude', denen man auch die ‚Worte des Glaubens' und ‚des Wahns' zugesellen mag. Langsam reifte das ‚Lied von der Glocke', eine Univer-

saldichtung, die in engem Kreise das Menschenleben einfaßt, wie der Glockenklang froh und trauernd es begleitet. Ja, des Dichters Stimme selbst ist diese Glocke; hoch über dem Erdenleben schwebt sie, die Stimme von oben, die Botin aus der Sternenwelt; einst hat sie als Sturmglocke unheimlich, nervenerschütternd geklungen; aber wie sie höher schwebte, so läuterte sich ihr Klang, und nun ist ‚Friede ihr Geläute'.

Als Schiller sich wieder dem Drama, als seinem Dichterberuf, zuwandte, schwankte er zwischen Gustav Adolph und Wallenstein. An dem spröden Stoff des Wallenstein konnte der Dichter sein gereiftes Genie erproben. Er wolle versuchen, sagt er selbst, durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität zu entschädigen; der Gegenstand sei so sehr außer ihm, daß er ihm kaum eine Neigung abgewinnen könne; zwei Figuren (offenbar Max und Thekla) ausgenommen, behandle er alles Uebrige und vorzüglich den Hauptcharakter bloß mit der reinen Liebe des Künstlers. Als der zu bewältigende Stoff immer mehr anschwoll, rieth Göthe, der an diesem Stück wirklich Pathenstelle vertreten hat, ihn in einzelne Dramen zu zerlegen. Nach siebenjährigem Schaffen lag am 17. März 1799 die Wallenstein-Trilogie fertig da. Das Stück kam zur rechten Zeit. Da sind statt der Pfahlbürgerhelden eines Iffland und Kotzebue die Krieger aus Wallensteins Umgebung, statt des häuslichen Leides eine Darstellung jenes furchtbaren Krieges, der schließlich die Reiche Europa's in feste Formen gebannt hatte. Jetzt eben wurde diese alte Form zerschlagen; darum knüpft der Dichter mit hohem Ernst an die Gegenwart an: ‚Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende, Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn, Und um der Menschheit große Gegenstände, Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen — Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne Auch höh'ren Flug versuchen, ja sie muß, Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.' Die Wallenstein-Trilogie ist so eigener Art, daß sie weder mit den antiken Trilogien, noch mit den großen historischen Dramen Shakspeare's sich zusammenstellen läßt. Sie gibt nämlich nicht eine Reihe historischer Bilder nach Shakspeare's Art; die Ereignisse des großen Krieges lassen wir uns, echt episch, von Questenberg vorerzählen. Es ist der Verrath Wallensteins und der Abfall seiner Truppen von ihm, den wir in den Piccolomini vorbereitet, in Wallensteins Tod ausgeführt sehen. Das erste Stück enthält also die Exposition des Drama's bis gerade dahin, wo der Knoten geschürzt ist; mit dem Anfang des zweiten, der Nachricht von Sesins Gefangennehmung, beginnt bereits die Katastrophe; langsam explodiren die Minen, die Octavio so planvoll angelegt. Das Vorspiel, Wallensteins Lager, ist eine Art Chorus, immer wieder verschieden von Shakspeare's Volksscenen. In den kühnen Schaaren, die

des Feldherrn Geist beseelt, soll uns zunächst sein Schattenbild begegnen; der Zauber von Wallensteins Person, das Uebermaß seiner Macht, seine verhängnißvolle Zuversicht sollen uns versinnlicht werden. Das Lager ist ein großes Tableau, mit breitem Pinsel gemalt, dem dann in den Piccolomini die feinere Ausführung folgt. Die Einzelnen repräsentiren genau das Kriegsvolk des Friedländers, ja ihn selbst. Unten an sitzt der Kroate, Beute machend und bald übertölpelt, aber dem Sprüchel des Kapuziners lauschend. Die Abenteurer und Glücksritter sind durch den langen Peter aus Itzehoe und seinen Kameraden, ‚des Friedländers wilde Jagd', vertreten. Die Arquebusiere sind Tiefenbacher, langsam und getreu wie ihr alter General. Der Trompeter aus Terzky's Regiment hängt wie sein Herr nur an Wallenstein; der Irländer folgt des Glückes Stern, gerade wie Butler. Zwei Figuren nehmen höheren Flug, der pedantische Wachtmeister, das ‚Befehlsbuch', der den feinen Griff und den rechten Ton bei des Feldherrn Person gelernt hat, d. h., meinen Andere: ‚wie er räuspert und wie er spukt'; er ist die Don Quixote'sche Nachahmung des Wallenstein — sodann der noble, freiheitsliebende Küraſſier aus Pappenheims Regiment, das Max befehligt. Dazu kommt dann der Bauer mit seinem Sohn, die Marketenderin und die meisterhafte Figur des Kapuziners, das derbere Abbild des Paters Lamormain, der in den folgenden Stücken unsichtbar die Fäden lenkt. Für den Kapuziner hatte dem Dichter Pater Abraham a Sankta Clara gesessen, ‚ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen muß'. So sind denn die Stände des deutschen Reiches vertreten. Und damit wir nun auch sofort in die verhängnißvolle Begebenheit der folgenden Stücke eingeführt werden, so beschließen die Wallensteiner ‚ein Promemoria reinlich zu schreiben, daß sie zusammen wollen bleiben' u. s. w. Was sie bei dem Gläschen Melnecker, den die Marketenderin nicht auf's Kerbholz bringt, beschließen, Widerstreben gegen den Kaiser als obersten Kriegsherrn, das leisten im Folgenden vor unsern Augen, theils bewußt theils unbewußt, die Offiziere. Wallensteins Schachzug scheint das Spiel zu gewinnen, doch im Hintergrund hat Octavio seine Figuren bereits geordnet und lenkt sie an sicheren Fäden zu des Feldherrn Sturz. Dieser tritt dann mit dem dritten Stück in den Vordergrund. Ehrgeiz und Rachsucht sind die treibenden Elemente, die ihn dem Verderben entgegen führen; aber der Dichter ist nachsichtig ‚und wälzt die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu'. Diese Schicksalsidee war wohl einerseits durch die wirkliche Geschichte des Helden, mehr aber durch das Studium der Griechen und W. v. Humboldts Einfluß in des Dichters Seele aufgeschossen. In den realistischen Charakter des Helden, für den eigentlich Göthe gesessen hat, wirft das mystische Element des Sternenglaubens ein eigenthümliches Helldunkel. Und während der schwärme-

rische Max diesen Glauben an der Gestirne, an der Geister Macht nicht schelten mag, fährt der entschlossene Illo heraus: ‚In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne; der Malefikus, der einzige, der dir schadet, ist der Zweifel'. Ja freilich, die Unentschlossenheit, hinter astronomischen Bedenken verschanzt, stört anfänglich in dem königlichen Charakter; aber eben diese Zweifelsqualen, von denen der Held erst durch die Nothwendigkeit geheilt wird, verleihen seinem Ehrgeiz einen poetischen Glanz. Der Held sollte auf einer gewissen ethischen Höhe gehalten werden, sowie der ältere Piccolomini, der ‚in steter Nothwehr gegen arge List' sich allerdings nicht kinderrein bewahren konnte. Die Jugend freilich ist ‚schnell fertig mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide'. Neben die unbestimmt schwebenden Figuren, wie der Herzogin, und die selbstsüchtigen aus der Umgebung Friedlands hat das Herz des Dichters zwei rein idealistische gestellt und ihre Geschichte zu einer rührenden Episode ausgebreitet. Max und Thekla sind nur lose in die Tragödie eingewebt; in dem jungen Piccolomini mußte der Dichter seinen sittlichen Idealismus niederlegen (so entsteht der interessante Kampf der Pflichten), während er zugleich den ganzen Zauber romantischer Liebe als Ergänzung in das Soldatendrama hineinwarf. Thekla hat im Drama kaum eine Gestalt, sie ist ein zartes Musikstück, das verklingt. Der Dichter hat später durch das Gedicht ‚Thekla, eine Geisterstimme' der richtigen Auffassung nachzuhelfen versucht.

Mit dem Wallenstein, der eine überaus günstige Aufnahme fand, war die dramatische Laufbahn eingeleitet. Der Dichter fühlte sich erlöst, aber ‚wie in freier Luft schwebend' suchte er sofort nach neuen Stoffen. Eine Zeit lang zogen die Malteser an; da tauchte auf einmal eine hochtragische Figur wieder vor ihm auf, Maria Stuart (1800).

‚Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Nimmer hast du die Schönheit gesehn,'

das war etwa die leitende Idee bei dieser herrlichen Tragödie. Ueber die Gerichtsverhandlungen hebt uns der Dichter hinweg; einen dunklen Strahl werfen allerdings noch die jugendlichen Vergehen Mariens hinein, aber harte Buße hat bereits gesühnt, unwürdige Behandlung — ‚man kann uns niedrig behandeln, nicht erniedrigen' — hebt das Bild der Büßerin. Sie ist noch immer die Königin, auch im Kerker, noch immer die reizende Gestalt auch in Trauerkleidern, für die sich Englands Jugend leidenschaftlich in den Tod stürzt. Ihre Schönheit ist ihr tragisches Unglück — doch nein, der Dichter hat seinem Liebling einen kleinen Fehler nicht erlassen, der wiederum entzückt, er hat die beiden Königinnen zusammengeführt, damit Maria in der heftigen Wallung des Gemüthes über die kalte, herzlose Elisabeth triumphire. ‚Endlich, endlich, ein Augenblick der Rache, des Triumphs; das Messer stoß' ich in der Feindin

Brust!' jubelt die Unglückliche. Jetzt ist sie dem Tod geweiht. Doch die gnadenreichste Erquickung vergönnt ihr der Dichter noch und hat so Gelegenheit, die Poesie des Katholicismus in der Abendmahlsscene zu entfalten, eine Gelegenheit, die sich Schiller in den letzten Jahren seiner Dichtung nicht leicht entgehen ließ. Maria auf ihrem letzten Gang allerdings fühlt den Triumph nicht, den sie über ihre Todfeindin erringt, im Herzen des Zuhörers aber haften unauslöschlich die Worte aus der früheren Scene: ‚Nicht um dieß ganze reiche Eiland, nicht Um alle Länder, die das Meer umfaßt, Möcht' ich vor Euch so stehn, wie Ihr vor mir.' Frau von Staël schien von allen deutschen Tragödien Maria Stuart die pathetischste und am besten angelegte.

Das folgende Jahr brachte die romantische Tragödie *die Jungfrau von Orleans*. Die erwachende Romantik war also auch an Schiller herangetreten. Wenn der Katholicismus in Maria Stuart nur als tröstender Strahl durch die trüben Scheiben des Gefängnisses bricht, so erglänzt er in der Jungfrau mit der Gluth von Wundern und Offenbarungen und legt um der Heldin Haupt den Heiligenschein. Auch hier traf Schiller den rechten Moment. Für das Wunderbare war man empfänglicher geworden — spukte es ja in Tegel — und die wunderbare Märchenwelt, die in Mozarts Opern den Sinn gefangen hält, hatte den Weg für die halb opernhafte Haltung dieser romantischen Tragödie geöffnet. Der eigenthümlichen Gestalt des Mädchens von Orleans gegenüber gibt es allerdings einen zweifachen dramatischen Standpunkt; den einen hat Shakspeare behauptet, den andern nahm Schiller ein. Am schlimmsten hatte der frivole Voltaire sich an Frankreichs Heldin versündigt, der deutsche Dichter gab ihr die Glorie wieder. Johanna lebt wie Maria Stuart in dem Herzen der Jugend so fort, wie Schiller sie dargestellt hat.

‚Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!'

Aber auch dem Glauben, den so lange der Witz bekriegt hatte, gab der Dichter seine Rechte wieder. Nach dem christlichen Glauben steigt ein Reich der Geister aufwärts als gute Himmelsmächte, ein anderes abwärts, die höllischen Wesen. Von welchen wird das räthselhafte Mädchen geführt? Der düstere Vater weist auf den Druidenbaum hin, ‚den alle glücklichen Geschöpfe fliehn', an dem die Tochter Wurzeln grabe. Aber daneben steht ja das Gnadenbild, und die Gottesmutter spricht zu der Tochter ihres geliebten Landes; bereits mit dem Prolog sind die Zweifel an Johanna's himmlischer Sendung zurückgedrängt, sie verschwinden bei den wundervollen Thaten der Heldin, Prophetin und Friedensbotin. Aber diesem heiligen Berufe erwachsen in der eigenen Brust langsam die schlimmsten Feinde. Die Heftigkeit, mit der sie die Neigung zweier edlen Helden abweist, leitet den Abfall ein. Talbot, der Ungläubige, fällt im

Kampfe und erscheint als dämonische Rittergestalt, um sein Wort zu widerlegen, daß vom Menschen nichts übrig bleibe, ‚als eine Hand voll leichten Staubs'. Das Unglück steht an der Jungfrau Seite, sie ist gewarnt — umsonst! sie überhebt sich ihrer Sendung: ‚Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt.' Sogleich die folgende Scene bringt nun die Jungfrau mit ihrem Berufe in Conflikt; sie, deren Busen nicht Männerliebe berühren soll, entbrennt für Lionel, des Landes Feind. Fortan will sie denn auch nichts mehr sein als ein gewöhnliches Weib und zum Landleben heimkehren. Aber die Zerrissenheit des Innern, ‚die schwere Schuld ihres Busens', wie sie selbst es nennt, wird von dem harten Vater anders gedeutet, und diese Deutung scheinbar vom Himmel bestätigt. Indem die Jungfrau demüthig und schweigend die Beschuldigung des schwersten Verbrechens hinnimmt, tritt sie ihre reinigende Buße an, ‚und in der Oede lernt sie sich erkennen'. Sowie nun Friede in ihr Innerstes eingekehrt ist, kann ihr der Dichter die canonisirende Palme reichen. Nicht der Scheiterhaufen empfängt sie mit reinigender Gluth; sie ist schon gereinigt und erringt nach kurzem Schmerz die ewige Freude durch den Heldentod für ihren König. Die romantische Tragödie gestattete dem Dichter eine größere Freiheit in der Exposition und einen Wechsel in dramatischen und lyrischen Stellen wie im Metrum; diese Freiheit hat er zum großen Vortheil des Stücks ebenso gut wie die opernartigen Effekte benutzt.

Und nun auf einmal eine vollständige Wendung zur antiken Schicksalsidee, verbunden mit einem Versuche, den alten Chor wieder in das Trauerspiel einzuführen, in der Braut von Messina (1803). Beides ruhte in dem hohen Streben des nun geschulten Dramatikers, die Tragödie dem prosaischen Leben zu entreißen. Es liegt ein hoher Ernst über dem ganzen Stücke, aber ein düstrer leichenduftender Ernst; im Hause der Lebendigen bleibt des Grabes Mund geöffnet, und eine Leichenfackel zündet an der andern sich an. Die Fabel, bemerkt Schlegel, ist aus zwei Hauptbestandtheilen zusammengesetzt, aus dem Bild des Eteokles und Polynikes, und aus den zwei durch Liebeseifersucht zum Brudermord getriebenen Brüdern in den Zwillingen Klingers und in Leisewitz' Julius von Tarent. Den Ehrgeiz beseitigt der Mutter Zureden, der Eifersucht erliegen die Brüder. So wollte es das Schicksal und die ‚unregierbar starke Götterhand, die dieses Hauses Schicksal dunkel spinnt'. Der Fluch aber ist durch das Verbrechen des alten Fürsten hervorgerufen und wird durch der Brüder Vergehen wach gehalten; es geht eine rächende Nemesis durch das Stück. Ist dieß rein antik, so hat doch der Dichter den Einschlag des Romantischen nicht entbehren mögen und zwar des Romantischen im weitesten Sinne des Worts, denn selbst der maurische Aberglaube fehlt nicht. Diese Religionsmischung,

die Schiller als erlaubt beanspruchte, weil ‚unter der Hülle aller Religionen die Religion selbst liege', hat dennoch nicht diese Urreligion, sondern den Aberglauben, wie er zu jeder Religion sich gerne gesellt, zu bieten vermocht. Aber das gigantische Schicksal, das den Menschen zermalmt, wie erhebt es denn nun die schauernde Seele? Die Brüder ‚werden friedlich zusammen ruhn, versöhnt auf ewig in dem Haus des Todes', und die Mutter wird zu ihrem Grabe wallen und ‚ihrer Söhne Gottheit anrufen, und wie des Himmels Zwillinge, dem Schiffer ein leuchtend Sternbild, werden sie mit Trost ihr nahe sein und ihre Seele stärken'. Mag diese in heidnischem Gewande auftretende Hoffnung ausreichen? — Ueber die Einführung des Chors gab Schiller eine motivirende Einleitung. Jetzt steht das Urtheil dahin fest, daß diese Einführung verfehlt war, nicht nur in sofern, als der Ritterchor in dem Parteigetriebe der feindlichen Brüder befangen erscheint, sondern auch im Allgemeinen, daß bei der Austiefung des Seelenlebens in den modernen Tragödien, die freilich durch das Wegfallen der Schicksalsidee bedingt erscheint, das beste Surrogat für den antiken Chor in den nebenlaufenden Shakspeare'schen Volksscenen gefunden werden mag. Aber auch darin ist die Kritik einig, daß der Dichter in den herrlichen Chorgesängen das Höchste und Edelste der betrachtenden Lyrik gegeben hat. Diese wundervollen Blüthen wollen allerdings zu dem Chor der Ritter, von dem Isabella keine hohe Meinung ausspricht, nicht recht passen; nun, es ist eben Schiller, der von seiner Höhe aus der Handlung zuschaut, und darum möchte ein neuerer Aesthetiker den Chor nicht unpassend als eine subjektive Parabase des Dichtergenius bezeichnen.

Göthe hatte einst bei seinen Schweizerreisen den Plan gefaßt, den Wilhelm Tell zum Helden eines Epos zu machen. Andere Entwürfe verdrängten das stille Schweizerland. Da überließ er den Stoff an Schiller und fügte seine Beobachtungen über Lokalitäten und Sitten hinzu. Schiller studirte sich derart in das Schweizerland, das er nie gesehen, hinein, daß, wie Schwab sagt, Jeder, welcher den Tell früher, als er in der Schweiz war, gelesen hat, wenn er nun diese Gegenden sieht, sie schon einmal im verklärenden Traum geschaut zu haben meint, mit solcher Wahrheit und Lebendigkeit ist Alles hingemalt. Und diese mächtigen Berggipfel, dieser wogende Alpensee, sie sind im ersten Akt die Zeugen von der widerrechtlichen Unterdrückung und Mißhandlung eines ruhigen Völkchens, um dann in den folgenden Akten die Einigung auf dem Rütli und die Befreiung des Landes mit anzusehen. Das Volk der Eidgenossen, das ist der duldende und handelnde Held des Drama's; eine Revolution, beschlossen und durchgeführt ohne die Entfesselung der Leidenschaften, so maßvoll, daß vorher jedes friedliche Mittel versucht wurde, so gerecht, daß sie Gott selbst empfohlen werden kann, ‚der dann hilft, wenn

Menschen nicht mehr helfen', das ist der Inhalt des Stücks. Der aber dem Drama den Namen leiht, Tell, ist der zweite Held des Stücks. Mit den Landsleuten auf dem Rütli hat er sich nicht verschworen, wenn er auch zur rechten Stunde sich dem Vaterlande und den Freunden nicht entziehen wird; für jetzt aber bleibt er gesondert. Warum wohl diese Anordnung, da nun doch die Begebenheiten im Drama nicht mehr auf ein und dasselbe Ziel hinaus streben, sondern fast zufällig am Ende zusammentreffen? Wohl deßhalb, weil Tell allein von allen Schweizern innerhalb der Handlung Blut vergießt, und der hohe ethische Sinn des Dichters dieß nicht anders als durch Nothwehr rechtfertigen zu können meinte. Kein politisches Motiv wird in dem langen Monolog der dialektisch scharfen Gewissensspiegelung hervorgehoben; vom Vaterland ist auch dem Parricida gegenüber nicht die Rede. Und doch sollen eben diese beiden Scenen die ethische Rechtfertigung Tells darstellen. Diese rhetorischen Rechtfertigungen hat man stark angefochten; ein vernünftiger Kritiker gesteht übrigens gern ein, daß er selbst eine bessere Einrichtung nicht aufzufinden vermöge. Eher möchte man mit Recht aussetzen, daß der Idealismus des Dichters den Hirten und Fergen zuweilen etwas gar hochtönende Phrasen in den Mund legt, sodann, daß das Stück opernmäßig abschließt und dieß in einer Weise, als könnten die vaterländischen Bestrebungen durch das Glück eines liebenden Paars die Krone der Vollendung empfangen. Im Uebrigen hat der Dramatiker hier den Meisterschuß gethan; mit kühnem Muth, körperlich bis in's Innerste krank, jagte er nach neuen poetischen Stoffen.

Das realistische Element im Drama, das dem Dichter im Wallenstein und Tell so trefflich gelungen war, zog ihn zu einem eigenthümlichen Sujet hin. Er wollte ein Stück schreiben, ‚wo über dem bunten Gewühl der mannigfaltigsten Gestalten in Paris die Polizei gleich einem Wesen höherer Art emporschwebt.' Also Kriminalgeschichten à la Pitaval. Bald beschloß er indeß, das Lebensbild zu einer vereinzelten Kriminalgeschichte zusammenzuziehen; ein Entwurf: ‚Die Kinder des Hauses' findet sich in des Dichters Nachlaß. Außerdem interessirte sich Schiller für zwei Prätendentengeschichten, die in ganz verschiedener Art durchgeführt werden sollten. Warbeck, auf den Schiller bei der Bearbeitung der Maria Stuart gestoßen war, ist der Kronprätendent, der Anfangs an seiner Echtheit zweifeln muß, bis ein glücklicher Zufall ihn als den echten Kronerben hinstellt. Anders ist es mit Demetrius, dem Kronprätendenten von Rußland. Er steht in vollem Glauben an sich selbst, schon hat er seine Ansprüche mit Glück geltend gemacht; aber das Orakel in seiner Brust hat ihn betrogen, wie den Wallenstein die Sterne. Auf dem Gipfel des Glücks kann er an seine Echtheit nicht mehr glauben; so geht er zu Grunde. Der vollständige Bruch in einem

Charakter bei einer solchen Katastrophe wäre das interessanteste dramatische Gemälde geworden. Die bedeutenden Fragmente in Schillers Nachlaß zeigen, daß wir im Demetrius ein prachtvolles Drama erhalten hätten. Im Hintergrund die schneeige Landschaft des Czarenreichs mit den goldenen Kuppeln von Moskau, über dem Gemälde der mystische Hauch des griechisch-katholischen Kirchenglaubens, zu Anfang gleich die Reichsversammlung zu Krakau, mit größerer Kunst noch als die Rütliscene durchgeführt, die kühne königliche Figur des Prätendenten, die finsteren Sarmatengesichter, darunter Marina und Odowalsky, die den Demetrius für ihre Pläne ausbeuten wollen, und eine Mutter, deren Sohn man getödtet hat, die mit vollem Glauben die Rettung desselben vernimmt und endlich ihn doch nicht anerkennen kann — fürwahr, man begreift es, daß Göthe, um das Andenken des verstorbenen Freundes zu ehren, sich entschloß den Demetrius zu vollenden. Aber es wollte selbst einem Göthe nicht gelingen.

In früheren Jahren hatte Schiller sich mit dem Plan eines großen epischen Gedichtes, eines Nationalepos, getragen; der Held sollte Friedrich von Preußen, nachher sogar — Gustav Adolph sein. So viel erkannte Schiller, ein episches Gedicht im 18. Jahrhundert müsse ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste müßten darin in schöner harmonischer Freiheit leben; und singen müßte man es können wie die griechischen Bauern die Ilias, die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Es blieb natürlich bei den Plänen. Zur selben Zeit (1791) übertrug Schiller zwei Gesänge der Aeneide in freien Octaven; die Uebersetzung war zunächst für zwei Frauen, Schillers Gattin und Schwiegerin, bestimmt. Schon früher hatte der Dichter für diese die Iphigenie des Euripides und einige Scenen aus den Phönizierinnen übertragen. Da er nach einer lateinischen Uebersetzung unter Herbeiziehung einer französischen arbeiten mußte, so konnte der antike Geist nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand blicken; Schillers eigenthümlicher Dichtergeist drückte auch seinen Uebertragungen den Stempel seiner Auffassung auf. In äußerst freier Weise bearbeitete er später Shakspeare's Macbeth, mit Verwischung einzelner realistischer Züge, und zwei Lustspiele des Franzosen Picard: ‚Der Parasit' und ‚der Neffe als Onkel'; nach dem Italiener Gozzi ist das Zauberlustspiel Turandot ausgeführt.

Mit gebrochenen Körperkräften hatte Schiller an seinem Demetrius fortgearbeitet. Anfang Mai 1805 verschlimmerte sich sein Zustand, am 9. Mai verschied er. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai fand das Leichenbegängniß statt; nur wenige Verehrer folgten dem Sarge. In der Leichenphantasie vom Jahre 1780 hatte Schiller, ohne es zu

ahnen, die eigene Leichenfeier entworfen: ‚Mit erstorbnem Scheinen Steht der Mond auf todtenstillen Hainen, Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft. Nebelwolken schauern, Sterne trauern Bleich herab wie Lampen in der Gruft. Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager, Zieht in schwarzem Todtenpompe dort Ein Gewimmel nach dem Leichenlager Unter'm Schauerflor der Grabnacht fort.' In einer feuchten Gruft ruhten des Dichters Gebeine, bis König Ludwig von Bayern es durchsetzte, daß die Ueberbleibsel desselben in der Fürstengruft neben Karl August und Göthe beigesetzt wurden. Göthe empfand den Verlust tief und vereinsamte immer mehr; durch Ausführung des Demetrius wollte er dem Tode zum Trotz die Unterhaltung mit dem Freunde fortsetzen. Als er ruhiger geworden war, schrieb er ganz in seiner Weise: ‚Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig.' Schiller ist vor Göthe ein Liebling der Nation, vor Allem der Liebling der Jugend und der Frauenwelt geworden. In der schwunghaften, schillernden Pracht der Darstellung haben Nachahmer ihn zu erreichen gesucht, mehr als das mußte die Hoheit, der Adel seines Wesens fesseln, die seine Werke über die Göthe's stellen. In seine religiöse Gesinnung dürfen wir nur einen schüchternen Blick werfen; er suchte ein Christenthum ohne Christus; das ästhetisch Schöne, das er in die Region des ethisch Guten erhob, war seine Religion, mit der er sein Volk bilden und erheben wollte. Die letzten Lebensjahre zeigen den Fortschritt, daß er daneben die Bedeutung der positiven Religion erkannte, zum Verständniß der christlichen Vergangenheit vordrang, eine sittlich-christliche Weltanschauung in seinen Werken ausprägte und daher gewiß auch wohl im Innern christliche Anklänge vernahm. Wie weit sein strebender Geist auf dieser Bahn gelangte, das liegt nur vor den Augen des Allwissenden offen; von einer ‚Conversion' des Dichters sprechen und ihn seit 1792 ‚seiner innersten Neigung, Gesinnung und Beistimmung nach als Christ und Katholik' hinstellen, das heißt doch den Briefen und Aeußerungen Schillers widersprechen [1].

---

[1] Daumer, Aus der Mansarde. 6. Heft. — Von biographischen Werken mögen hier aufgeführt sein: Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben (Stuttg. 1830), Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke (Stuttg. 1838. 5 Bde.), woraus Viehoff einen mehr populären Auszug in 3 Bändchen machte, sodann Schwab, Schil-

XIII. Dichtende Zeitgenossen.

Ohne den Einfluß der beiden Heroen unserer Literatur zu unterschätzen, darf man es wohl aussprechen, daß die Zeitgenossen im Ganzen wenig von ihnen lernten. Die älteren Dichtungsgenossen ließen sich nicht stören, die jüngeren begnügten sich gern mit äußerer Nachahmung. So nahm die Lyrik das schillernde Aeußere ohne Schillers Gedankengold für sich; daneben aber ließ sich ein großer Theil des Publikums mit ‚Liedern für das Volk' abfüttern. Die Schaubühne hatte Göthe nie recht erobern können; Schillern allerdings gelang es für einige Zeit die gewöhnlichsten Geister aus Thaliens Tempel zu verdrängen. Da aber das Gute auf die Dauer eben auch nur durch die Masse wirken kann, so überwucherte bald wieder der große Haufe gewöhnlicher Bühnenstücke.

Stehende Theater waren noch immer nicht zahlreich; außer den Hoftheatern zu Wien und Berlin (an letzterem suchte Iffland mit Fleck und der Unzelmann die Darstellung zu heben), verdienen Erwähnung das durch Dalberg geschaffene, für einige Zeit ausgezeichnet besetzte Hoftheater Karl Theodors zu Mannheim, die von den letzten Kurfürsten geförderte Bühne zu Mainz und das Theater zu Hamburg, das seine zweite Blüthe unter Schröders Direktion von 1785—98 erlebte. Weimar mit dem Sommertheater zu Lauchstedt war die eigentlich klassische Bühne. In Oesterreich ließ sich die Posse, die einst den Stücken in Gottscheds Manier nicht gewichen war, auch durch den Glanz der Oper nicht verdrängen, welche mit Mozartscher Musik die Schwächen des Textes zu verdecken suchte. Perinets ‚Schwestern von Prag' und ‚das neue Sonntagskind', Henslers ‚Donauweibchen', Schikaneders ‚Zauberflöte', Bretzners ‚Entführung aus dem Serail', diese beiden von Mozart komponirt, elektrisirten das ganze deutsche Publikum. Daneben bahnten im Schau- und Lustspiel die Stücke von Stephanie dem Jüngeren, von den Hofschauspielern Bergobzoomer und Steigentesch langsam den Weg zu gediegeneren Sachen. In Salzburg wurden von dem Benediktiner Florian Reichsigel, in München von dem Exjesuiten Ferd. Reisner geistliche Singspiele verfaßt und mit bischöflicher Billigung aufgeführt; daneben wirkten für die gelehrte Bühne Westenrieder und der als aufgeklärter Katholik und Mystiker bekannte Karl von Eckartshausen. Die Hamburger Schauspieler besaßen in den eigenen Schöpfungen ein bedeutendes Reper-

---

lers Leben (Stuttg. 1840) und das neueste Werk von E. Palleske (Berlin 1858). Viehoff gab eine erschöpfende Erklärung der Schiller'schen Gedichte, Hoffmeister sammelte mit großem Fleiß die Supplemente zu des Dichters Werken. R. Springer, Weimars klassische Stätten. Berlin 1868.

toire, das Schröder durch Shakspeare'sche, mit großer Freiheit und Bühnenkenntniß bearbeitete Stücke vermehrte. In Berlin hatte ein gewisser Plümicke die Jugenddramen Schillers für die Bühne umgearbeitet, bis unter Iffland die Berliner sich durch die klassischen Dramen Schillers entzücken ließen. Unterdeß schrieben Weiße und Genossen eine Bühne für Kinder zusammen. Zu erwähnen sind noch der pseudonyme Anton Wall (C. L. Heyne), dessen Personen in den ‚beiden Billeten': Vater Märten, Röschen und Barbier Schnaps, für einige Zeit zu stehenden Volksfiguren wurden, und Reichsgraf Aloys von Brühl, der ein nicht geringes Talent für das Lustspiel durch flüchtige Arbeit nicht zur Reife kommen ließ. Hauptvertreter des Drama's sind Iffland und Kotzebue.

August Wilhelm Iffland, zu Hannover 1759 geboren, ließ sich neben der Lust zum Theater durch die Predigten J. A. Schlegels hinreißen. Um seiner Bühnenneigung nachzukommen, flüchtete er von Hause und machte in Gotha, Mannheim und Berlin sein Glück († 1814). Die Vorstellung von Lessings Miß Sara Sampson brachte ihn in die Richtung hinein, die er fortan verfolgte; sie geht wieder auf den Familienroman mit seiner Rührung und Moral zurück. Im Gegensatz zu den Spektakelstücken der Stürmer geben Ifflands Dramen die getreuesten Copien der bürgerlichen Wirklichkeit, die durch den Gegensatz zu den bevorzugten höheren, aber sittlich tiefer stehenden Ständen gehoben wird. Das verschaffte ihnen die Gunst des bürgerlichen Publikums, der Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Um Theater-Effekte war der Bühnendirektor nicht verlegen. Ueber die auf stille Rührung berechneten Scenen goß er die eben so bürgerliche Moral von dem Ausharren im Unglück, dem endlichen Sieg der Tugend und dem Fall des Lasters, insbesondere von der Zufriedenheit mit den beschränkten Verhältnissen, in denen jede Tugend blüht, während hoher Stand und Bildung schon durch sich selbst die Thüren zu allem Bösen öffnen. Die Helden Ifflands sind brave und gute Leute, gegenüber recht schlechte und unmoralische, aber leider keine tragischen oder komischen Charaktere. Und sie sind sich zum Verwechseln ähnlich, mögen sie nun als Anton, Mathes oder Rudolph auftreten, mag Walsing ein Fabrikant und Traut ein Einnehmer sein. Daneben ist die Verwicklung meist so unbedeutend, daß Schiller in seinen strafenden Xenien einige der wichtigsten Begebenheiten dieser Heldengestalten also zeichnen konnte:

Was? Sie machen Kabale, sie leihn auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Für die moralische Seite hat er die Verse:

Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Es muß eben, nach Göthe's Ausdruck, die Vorsehung ‚an jedem Wochen-

tag die Zeche machen', mag das Schauspiel nun ‚die Jäger' oder ‚die Dienstpflicht' oder irgend wie anders überschrieben sein.

Muß man bei Iffland wenigstens dem moralischen Ernst Anerkennung zollen, so warf der Dramatiker, auf den sein Ruhm bald überging, die sittliche Scheu ohne Bedenken von sich. August Kotzebue, zwei Jahre jünger als Schiller, in der Musenstadt Weimar geboren, brachte das deutsche Theater in die russischen Ostseeprovinzen und nach Petersburg, wurde später (1801) nach Sibirien verbannt, dichtete bei dieser Verbannung die platte, aber immer neu recitirte ‚Verzweiflung' und wurde dann mit russischen Vertrauens- und Ehrenbezeugungen überhäuft. Als herzloser Spötter über die vaterländische Erhebung und Liebediener des Absolutismus erregte er grimmigen Abscheu unter den Heißspornen deutscher Begeisterung. Am 23. März 1819 traf ihn zu Mannheim der Dolch eines schwärmerischen Burschenschaftlers, des Karl Sand. Kotzebue hatte mit den Jugendromanen und Schauspielen bis 1789 wenig Glück; erst das in diesem Jahr erschienene Schauspiel: ‚Menschenhaß und Reue' begründete seinen Ruhm. Eine Ehebrecherin wird reumüthig in die Arme des verlassenen Gatten zurückgeführt und heilt diesen vom Menschenhaß. Von da ging es mit Riesenschritten vorwärts, Kotzebue warf Alles durch die Masse darnieder; 211 Theaterstücke ließ er ausgehen, meist Lustspiele und Possen, aber auch Trauerspiele, wie ‚die Spanier in Peru oder Rolla's Tod', romantische oder historische Schauspiele (Johanna von Montfaucon, die Negersklaven, die Hussiten vor Naumburg u. s. w.), Schauspiele mit Gesang und Opern. Daneben schrieb er noch eine Reihe von Romanen, Novellen, Memoiren und dergleichen. Die Iffland'schen Schauspiele begannen allgemach langweilig zu werden; da erschien Kotzebue und warf ein anziehendes Element hinein. Er stellte die Fehler und Vergehen, vor Allem die der Liebe, als natürlich, unvermeidlich, darum leicht verzeihlich, wohl gar liebenswürdig hin. Ein gefallenes Mädchen kann ihm tugendhafter erscheinen als ein unschuldiges, deren Tugend eben nur Unwissenheit oder Gewohnheit ist. Ganz dreist spricht er es aus: ‚Man dichtet mir Sittenlosigkeit an, obgleich in dem dicksten Band Predigten nicht mehr Moral enthalten ist als in meinen Schauspielen, die überdieß nicht so langweilig sind als jene.' Nun freilich, Kotzebue'sche Moral genug, und langweilig — das sind allerdings die meisten dieser Schauspiele im Vergleich zu den Iffland'schen keineswegs; sie sind reich an interessanten Situationen und überraschenden Theatereffekten. Das ist aber auch Kotzebue's ganze Kunst; Poesie, Charakterzeichnung, ja auch nur streng dramatischen Zusammenhang und Wahrscheinlichkeit der Entwicklung muß man hier nicht suchen. Die Welt der moralischen Schwäche, des hohlen Heldenthums, der Witz- und Effekthascherei ist eben auch die Welt der Charakterlosig-

keit. Die niedrige Haltung der Dramen scheint indeß auch eine Abspiegelung von der Gesinnung des Dramatikers zu sein, der nichts Hohes neben oder über sich duldete. Mag man die Spöttereien gegen Kant, Göthe und Fichte (‚Don Ranudo') verzeihlich finden, so ist das Pamphlet ‚Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn', das er unter Knigge's Namen herausgab, ein Produkt der niedrigsten Gemeinheit. Gegen die Schlegel wendet sich ‚der hyperboräische Esel, ein drastisches Drama', widerlich, ungenießbar. A. W. Schlegel blieb die Erwiederung nicht schuldig und setzte Kotzebuen eine ‚Ehrenpforte und einen Triumphbogen' mit den bittersten, derbsten Inschriften. Doch das konnte den Liebling des Publikums nicht stürzen; dem unfruchtbaren Schelten und Kritisiren der Schlegel setzte er seine dramatische Fruchtbarkeit entgegen; der ‚Almanach dramatischer Spiele' brachte jedes Jahr vier bis sechs von den Kindern seiner Laune, und das Publikum ließ sich von den keck umrissenen Kraftrollen, den Effektstückchen und vom Witzgeknall hinreißen. Ja, nachdem der große Meister, an Fruchtbarkeit ein Calderon und Lope, moralisch und physisch todt geblieben war, erhielt sich noch eine ausreichende Zahl von seinen Stücken auf der Bühne. Und ganz begraben ist er ja noch nicht.

Bei dem Uebergange zur lyrischen Poesie müssen wir zunächst abermals der gemachten Volkslieder gedenken, die in Voß den würdigen Patron, im ‚Mildheimer Liederbuch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens' ihre Vereinigung besitzen und die man, wenn man den Versuch machen will, in Bergmanns-, Mähder-, Drescher-, Fischer-, Schiffer-, Hirten-, Schmiede-, Müller-, Spinn- und dergleichen Lieder sortiren kann. Der größte Theil ist nach Gebühr vergessen. Ein besseres Loos wurde einer Anzahl von Liedern zu Theil, die, von wenig bekannten Verfassern gedichtet, bald wegen der glücklichen Composition, bald wegen andauernder Beziehungen, zuweilen auch durch wirklichen poetischen Werth sich fort und fort im Gesang erhalten. Der Wiener Exjesuit Haschka dichtete das österreichische Nationallied: ‚Gott erhalte Franz den Kaiser!' Haydns Composition brachte demselben die rechte Berühmtheit. Die sogenannte preußische Nationalhymne kam als Uebertragung des ‚God save the king' zuerst nach Dänemark, von dort als ‚Berliner Volksgesang' in neuer Ueberarbeitung (1793) nach Preußen. Schmidt von Lübeck (1776—1849) verfaßte die Lieder: ‚Fröhlich und wohlgemuth', ‚Ich komme vom Gebirge her', ‚Von allen Ländern in der Welt'; hier ist wirklich poetische Stimmung in einfachem liebenswürdigen Ausdruck. Höher im Schwung sind einzelne Lieder von dem Pommer K. Lappe (‚Nord oder Süd'). Aug. Mahlmann (aus Leipzig, 1771—1826), der Kotzebue's Hussiten vor Naumburg durch seinen ‚Herodes vor Bethlehem' recht gelungen parodirte, auch selbst Lustspiele und Possen für

Marionettentheater schrieb, ist durch glücklich componirte Lieder bekannt (‚Weg mit den Grillen und Sorgen', ‚Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust'). Einige Lyriker dichteten noch im Klopstock'schen Odenstyle oder in Gellerts langweiliger und in Gleims tändelnder Manier; sie sind vergessen. Vergessen als Dichter, noch wohl aufgefrischt als Revolutionsmann ist Eulogius Schneider (geb. 1756 bei Würzburg), Franziskaner, Professor zu Bonn, Civilkommissär im Elsaß, am 1. April 1794 Opfer des Fallbeils. Um im katholischen Deutschland der ‚vernachlässigten schönen Literatur', nicht minder der Illuminaten-Aufklärung die Wege zu bahnen, hatte er die Kutte mit dem Dichtergewand vertauscht; eines steht ihm so wenig wie das andere. Seine flachen, phantasielosen, auch wohl üppigen Gedichte zogen bis 1811 in fünf Auflagen durch Deutschland. Die Uebertragung zweier Bußpsalmen fand Aufnahme in Gesangbüchern[1]. Auch Joh. Gottfr. Seume (1763—1810) ist mehr durch seine trüben Schicksale und seinen heitern Wandermuth als durch seine Gedichte bekannt geblieben; diese sind ebenso herb, spröde und hart, baar des äußeren Schmucks, als der Mann selbst, der durch hessische Werber nach Amerika gebracht, als begeisterter Anhänger gegen die freiheiterringenden Amerikaner, dann als russischer Offizier gegen die für Freiheit kämpfenden Polen fechten mußte, den die Wanderlust zum Spaziergang nach Syrakus und zu Ausflügen nach Rußland und Schweden trieb. Das Leben bot dem heimatlosen Wanderer eben nur Wirthshauslabsal und Strohlagerruhe und schob ihm neben die dürftigen Lebensmittel den Theokrit, Horaz und Virgil in den Reiseranzen. Von seinen poetischen Erzählungen lebt noch ‚der Wilde', der ‚fern in Quebecks übereisten Wäldern die übertünchte Höflichkeit Europa's nicht kennt', auch ‚das Opfer' ist noch nicht ganz verglommen. J. G. Jacobi aus Düsseldorf (1740—1814) hatte sich früher im leichten tändelnden Lied an die Anakreontiker angeschlossen. Von dem spielenden Witz derselben wandte er sich in der Zeit des Siegwartsfiebers zur übertriebenen Sentimentalität und ward Erfinder der sogenannten Lorenzodosen. Ein tüchtiger Sinn und wahrscheinlich auch die Freundschaft Göthe's führten ihn endlich aus diesen Sphären in das Reich der wahren, tiefen Empfindung. Jetzt dichtete er Lieder, die zum Theil nicht ganz unwürdig sind neben den Göthe'schen zu stehen. Eines seiner kleinen Lieder hielt Göthe selbst für sein Eigenthum. Zwei geistliche Lieder: ‚Am Aschermittwoch' und ‚am Allerseelenfeste' fanden auch bei den Katholiken ungetheilten Beifall. —

Der Chorführer einer besonderen Lyrik ist der Magdeburger Fr.

---

[1] Ueber Schneider und die eigenthümliche Erscheinung der neuen Universität Bonn hat Pfarrer Meuser in Lersch's Niederrheinischem Jahrbuch 1845 interessante Notizen gegeben.

v. Matthisson (1761—1831); er und Genossen schreiten auf Hölty's mondscheinbeglänzten Spuren vorwärts ‚in der Abenddämm'rung Schleier', während ‚melancholisch noch ein Heimchen zirpt'; sie tragen mit Würde und Ernst das antike Kleid in malerischen Falten; umweht von der Vorwelt Schauern, von dem Geisterlispeln um versunkene Heldenmale, hüllt ihr Blick sich in Wehmuth, und ‚verhüllte Seufzer' oder feierliche Sentenzen entströmen dem Sängermund. Durch Schillers günstige Kritik wurde die Matthisson'sche Manier gehoben und für einige Zeit als mustergültig hingestellt. Mit dem Farbenglanz der reichsten poetischen Sprache malt Matthisson die Zinnen von Geneva und den Wogensturz des Rhodan, der umbüschten Waldburg Trümmer und die bemooste Klausnerzelle, den Elfenreigen am Druidenaltar und den Hohlweg durch Felsenzacken; eine prächtige Landschaftsmalerei — nur fehlen die Menschen oder sie sind doch nur da, um ebenfalls die Gegend zu schauen. Diese Art von Poesie war aber von Lessing bereits abgeurtheilt. Matthisson sieht die schöne Gegend meist mit schwermüthigem Auge an; romantische Gelüste führen ihm in den ‚Ruinen eines alten Bergschlosses' den Thatenglanz der Heldenzeit zurück, vor dem leider die Wolke der Vergessenheit liegt; einsam wandelt er im Frühlingsgarten, mild von lieblichem Zauberlicht umflossen und gedenkt an ‚Adelaide'. An der Wende des Jahrhunderts schreibt er: ‚Basreliefs am Sarkophage des 18. Jahrhunderts.' Seine Sentimentalität scheint sich sogar der antiken Strophenform mitzutheilen, die bei ihm ein eigenthümliches Colorit annimmt. Weniger malend, aber weich und sentimental, ein neuer Hölty, erscheint Salis (J. G. v. Salis-Seewis, 1762—1834). Der melancholische Zug in seinen Dichtungen gründet in der Sehnsucht nach dem Graubündener Heimatlande, von dem ihn das Schicksal lange fern hielt, und nach dem ländlichen Stillleben, das er als Hauptmann der Schweizergarde in Paris und Versailles nicht vergessen konnte. So erscheint er in Wünschen und Klagen bestimmter und klarer als sein Freund Matthisson; darum kommt er uns in den fortwährend elegischen Molltönen, die erklingen bis ‚die Hefe in dem Thränenkelch versiegt', poetischer vor. Der ‚letzte Wunsch' ergeht sich freilich gar zu sehr in langathmigen Beschreibungen; mehr erhebt sich das vielgesungne Frühlingslied ‚Unsre Wiesen grünen wieder' zu lyrischem Schwung. Die übrigen Nachfolger Matthissons, süß wie Honig und weich wie Wachs, vorzugsweise dem zarten Geschlecht angehörig, darf ich hier wohl übergehen.

In rhetorischem Schwung und elegischer Stimmung will Christoph August Tiedge aus Gardelegen (1752—1840) den Schweizern nicht nachstehen. Die schwermüthige Stimmung prägt er wohl noch in prägnanterer Weise der Natur auf, so daß ‚verhüllte Seufzer sich im Thaue baden und verwandelt in Cicaden durch stilles Wiesengrün' ziehen. Seine

Elegien, auch die berühmte ‚auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf', sind mehr durchdachte, rhetorisch untadelhafte Ausarbeitungen als reine Ergüsse des Dichtergefühls. In den Liedern versucht er wohl den Volkston zu finden; am besten mag es ihm mit der ‚schönen Minka' gelungen sein, obwohl er das sarmatische Vorbild jedenfalls nicht genau kannte. Auch Episteln verfaßte er, und hier wäre wohl das geeignetste Feld für seine engbrüstige Muse gewesen. Aber er hat auch höheren Flug versucht und durch sein ‚lyrisch-didactisches Gedicht Urania' (1800) bis auf unsere Tage die zarten, im Glauben schwankenden Seelen, die empfindsamen Damengemüther und die schwärmerische Jugend angezogen. Urania war das Andachtsbuch der vornehmen Welt neben Witschels Morgen- und Abendopfer, bis später der Fortschritt Schefers pantheistisches Laienbrevier bei seiner Gemeinde einführte. So weit ist nun Tiedge nicht fortgeschritten; da Vernunftdemonstrationen die ‚Klagen des Zweiflers' nicht recht niederschlagen, so greift der Dichter auch wohl zu dem ‚ahnenden Glauben, der die Vernunft der Tugend ist', oder vielmehr er schwankt unentschieden hin und her. Diese Unentschiedenheit weiß er indeß durch die vollendetste Schönrednerei, durch die Pracht der Diction, durch den Schwall der Empfindungen zu verhüllen, — Eigenschaften, derentwegen allein Manche geneigt sein könnten, in der Urania wie in den Elegien Tiedge's klassische Dichterwerke zu erblicken.

Zu den sentimentalen Poeten zählt auch L. Th. Kosegarten (1758 bis 1818) Professor in Greifswalde; in ihm schwanken Klopstock'sche Empfindsamkeit, Matthisson'sche Naturmalerei und Vossische Idyllität durch einander (‚Die Inselfahrt', ‚Jucunde', ‚Legenden'). Stadtpfarrer Neuffer in Ulm, ein entschiedener Anhänger des klassischen Formalismus, wetteiferte mit Voß durch seine Idylle: ‚Der Tag auf dem Lande'. Amalie von Helwig, die Uebersetzerin der Frithjofssage, als Hofdame zu Weimar in ihrem dichterischen Streben durch Göthe und Schiller gefördert, suchte in antik-griechischem Geist die ‚Schwestern von Lesbos' und die ‚Tageszeiten' durchzuführen. Zu diesen Antikisirenden, die den Pindus nach Thüringen versetzen wollten, zählt sodann Knebel. Aehnliches versuchte der Däne Jens Baggesen (1764—1826); aber das dreimal umgearbeitete idyllische Epos: ‚Parthenais oder die Alpenreise' hielt der Verfasser endlich selbst nur dann für verbesserungsfähig, wenn die fremde griechische Mythologie verbannt würde. Von seinen Liedern ist die ‚gesammte Trinklehre' (‚Seit Vater Noah in Becher goß'), eine prächtige Verspottung der Fichte'schen Philosophie, in munteren Kreisen lebendig geblieben. Ein heftiger Gegner der Romantiker gab er mit Voß und A. Schreiber zu deren Carikatur einen ‚Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach für vollendete Romantiker und angehende Musiker' heraus. Ein Spätling des Klopstock'schen Epos erscheint Franz Sonnenberg

aus Münster, der sich 1805 im Wahnsinn durch einen Fenstersturz tödtete. Ueberwogende Phantasie, die in grellen gewaltigen Bildern sich ergeht und mit der nöthigen Ruhe auch die Klarheit vermissen läßt, durchweht seine lyrischen Gedichte wie sein großes Epos ‚Donatoa oder der Welt Ende'. Wenn wir noch den Arzt Neubeck hier anschließen, der auch das Lehrgedicht (‚die Gesundbrunnen') klassisch zu gestalten strebte und Lehre und sinnliche Anschauung wieder in's rechte Gleichgewicht zu bringen suchte, so dürfen wir nun zur Charakterisirung des immer wichtiger werdenden Romans übergehen.

Obgleich eine erschöpfende Classificirung der Romane nur schwer zu geben ist, so mag doch im Folgenden eine solche wenigstens versucht werden. Zunächst haben wir noch die Familienromane mit ihren häuslichen Freuden und Leiden; Göthe's Werther und Lotte haben sich ihrer etwas angenommen und ihre breite Reflexionsweisheit ein wenig beschnitten. Ritter Götz und der Geisterseher haben in den Ritter-, Räuber- und Gespensterromanen eine verrufene Nachkommenschaft erhalten. Basedows philanthropische Genossen suchten mit didactischen Romanen die Welt unvermerkt zu bessern. An diese mag sich der philosophische Roman anschließen, wie jene ein verunglückter Homunculus, der ‚gar wundersam nur halb zur Welt gekommen, Ihm fehlt es nicht an geist'gen Eigenschaften, Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.' Für die höhere Lesewelt erscheint eine Novität, der humoristische Roman, eingeleitet durch Hippel, in Jean Paul culminirend, mit Benzel-Sternau früh alternd. Biographische und Reise-Romane so wie Novellen stellen sich bescheiden zur Seite; der eigentliche historische Roman harrt noch seiner Entfaltung.

Im Familienroman erscheint Aug. Lafontaine (1758—1831) als ein würdiges Seitenstück zu Iffland und Kotzebue, schreibselig, reich an thränenerregenden Erfindungen des gewöhnlichsten Schlages, beim großen Publikum beliebt, moralisch wie Kotzebue in dem Horchen auf ‚die Stimme der Natur'. Er beginnt mit der ‚Gewalt der Liebe', variirt dieses Thema in dem ‚Naturmensch', in ‚Clara du Plessis', im ‚Quintius Heymeran', überhaupt in beiläufig 130 Bänden, in denen er oft sich selbst ausschreibt. Hierhin zählt sodann L. F. Huber mit seiner Gattin Therese Huber, die in erster Ehe an G. Forster verheirathet war, einer emancipirten Dame, die später das Morgenblatt redigirte und männerfeindliche Romane schrieb. Der Herrscher auf diesem Gebiete, nicht uninteressant in der Erfindung, lebendig, zuweilen launig in der Darstellung erscheint Gustav Schilling (1766—1839), produktiv wie Lafontaine und wie die Wienerin Karoline Pichler, die erst 1843 starb und daher auch ihren Theil an dem historischen Roman erhielt.

Für die Hefe des Publikums waren die Ritter-, Räuber- und Gespensterromane; sie wurden daher in's Rohe und Ueberschwängliche gearbeitet. Den Schauplatz gibt das ‚finstere' Mittelalter oder ‚des Waldes düstre Gründe und die Höhlen tief versteckt'; die Helden und Heldinnen: gewaltige Raufbolde, glücklich im Kampf wie in der Liebe, ebenso tapfer beim Weinhumpen und im Wortgefecht; ihnen zur Seite zarte Ritterfräulein, sittlich und minniglich wie eine Nähmamsell, sodann arme Nonnen mit tiefem Weltschmerz und Siegwartsfieber; weiter edle Räuber, Verbrecher aus verlorener Ehre mit Spiegelbergs und Schufterles zur Seite; Räubermädchen mit Dianorens Zauberblick, den Dolch im Gürtel, die Büchse zur Seite; daneben selbstverständlich abgefeimte, versinnlichte Pfaffen, Teufels- und Geisterbanner, Zauberer, die ihr Wesen im alten Aegypten bereits getrieben haben, Geister, die durch zehn Fuß dicke Wände treten und kugelfest sind. Und die Begebenheiten: Mord, Nothzucht, Entführung, Gefängniß bei Kröten und Schlangen, abenteuerliche Flucht oder Tod durch Galgen und Rad, Viertheilen und Verbrennen. Diese Romane bilden noch jetzt die Grundsuppe einzelner Leihbibliotheken, in denen Göthe, wenn er vorhanden ist, bestaubt. Doch der Geheimrath mag sich nicht beklagen, sein ehrenwerther Schwager Vulpius steht vorn an auf diesen Brettern mit ‚Rinaldo Rinaldini dem Räuberhauptmann', mit ‚Lucindora der Zauberin', mit den ‚Geheimnissen aus der Fürsten- und Klosterwelt'. Im Rinaldo steht auch die Romanze: ‚In des Waldes düstren Gründen'. Daneben stellt sich Cramer, in Wachtstuben und Herbergen willkommen, Offiziere zaubernd wie den ‚deutschen Alcibiades', Ritter wie ‚Hasper a Spada', schnakische Geschichten wie die ‚Reise zur Hochzeit'. Der dritte dieses edlen Kleeblattes ist Chr. H. Spieß, am stärksten im Entsetzlichen und Ritterlich-Pöbelhaften. Das letztere Element liegt besonders in den ‚Löwenrittern' zu Tage, das erstere in den Geistergeschichten, wie das ‚Petermännchen', ‚der alte Ueberall und Nirgends'. Und als ob sich hierin nicht genug thun ließe, so folgten nach: ‚Biographien der Selbstmörder', und als Steigerung: ‚Biographien der Wahnsinnigen' und die ‚Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers'. Hierhin gehört auch H. Zschokke mit ‚Abällino, dem großen Banditen' und ‚Coronata oder dem Seeräuberkönig'. Und wer konnte einem Titel wie diesem widerstehen: ‚Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichts'? Dennoch waren diese Romane noch nicht der eigentliche Auswurf der Literatur. Das sind erst Julius von Voß, der pseudonyme Fr. Laun, Chr. Althing und Consorten, die von der Heinse'schen Richtung die Kunst abbliesen und nur die Grundsuppe der Gemeinheit vorsetzten.

Zwei Lehrer am Philanthropin zu Dessau, Salzmann und R.

J. Becker, warfen ihren Aufklärungsdekokt in didactischen Romanen unter das Volk. Der erste ist durch seinen ‚Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend', der andere durch sein ‚Noth- und Hülfsbüchlein' bekannt geworden. Der ältere Karl Witte stellte sein Wunderkind gleichen Namens, der Berliner Professor Moritz seine eigene Persönlichkeit (‚Anton Reiser, ein psychologischer Roman') den Zeitgenossen als Spiegel zum Beschauen hin. Ein österreichischer Hauptmann, Mayern, schrieb einen seltsamen Roman: ‚Dia-Na-Sora oder die Wanderer'; freimaurerische, politische, soziale Ideen hüllen sich in wunderliche, traumhafte Verzückungen. — Das führt uns zu dem eigentlichen philosophischen Roman, dessen Hauptvertreter F. H. Jakobi (1743—1819), des Dichters jüngerer Bruder, ist. Philosophischer Rationalismus und tiefe Neigung zum gläubigen Christenthum rangen bei ihm um die Herrschaft; er wagte nicht den Kampf zu entscheiden und gelangte so weder in der Philosophie zu einem System, noch zu einem dauernden Frieden mit der Religion. Seine beiden philosophischen Romane: ‚Eduard Allwills Briefsammlung' und ‚Woldemar' haben dazu noch den ästhetischen Fehler, daß es zu einer epischen Gestaltung der Charaktere und Momente gar nicht kommt. Der merkwürdige Philosoph, der sich durch den geistreichen Münster'schen Kreis zur Zeit anziehen ließ, charakterisirt seine schriftstellerische Thätigkeit bescheiden, aber richtig, also: ‚Mir fehlt zu einem Schriftsteller nebst vielen anderen Dingen die allernothwendigste Eigenschaft, die Gabe mich verständlich zu machen. Meine ganze Behandlung ist zu individuell, und ich bin nicht im Stande, diesen Fehler zu verbessern.'

Zwischen der klassischen Poesie Göthe's und Schillers und der Romantik suchte Jean Paul im Humor sich eine eigene Stellung zu erringen. ‚Der Humor', sagt Vilmar, ‚ist eine Mittelgattung dichterischer Anlage, die zur Satire zu unentschieden und zu weich, zur elegischen Darstellung zu gereizt ist.' Daraus erhellt schon, daß er es mit unbefriedigenden Zuständen zu thun hat, mit Zuständen, die sonst bei heftigen Geistern die Satire, bei empfindsamen Gemüthern die Schwermuth heraus fordern. Aber wie Vieles auf dieser Welt kann da nicht unbefriedigend erscheinen? Heraklit weint fortwährend über menschliche Thorheiten und irdische Unvollkommenheiten, Demokrit lacht über dieselben. Zwischen beiden steht der Humor, er hält den direkten Ankampf gegen das Anwidernde für vergeblich, er hat auch nicht den Muth und die Geschicklichkeit dazu, aber er mag sich im Anschauen desselben auch nicht der Melancholie hingeben, da er die Unvollkommenheit aller irdischen und menschlichen Verhältnisse wohl erkennt. So ist der Humor wohl eine Krankheit des Geistes und Gemüthes genannt worden, die das Unerträgliche sich erträglich zu machen suche, wo einem Einzelmenschen oder

Volke die Fähigkeit oder Möglichkeit gebricht, gesund und resolut im Glauben und in der Poesie zu leben; eine Krankheit, die eine harmonische Entfaltung der Geisteskräfte verhindere und das Unvermögen, kräftige und schöne Gestalten zu schaffen, mit sich führe. Das ist nun wohl zu viel gesagt; aber es ist nicht zu leugnen, daß der Humor mit seiner süßsauren Gemüthsstimmung, mit seinem Lachen unter Thränen, allerdings zur Krankheit werden kann. In gewisser Beziehung ist das auch bei Jean Paul der Fall. Sein Humor ist eine kindliche, jugendhafte Seelenstimmung, die von einem Frühlingsmorgen, einer Feldblume, einem Thautropfen bis zum Vollgenuß übersättigt wird und wiederum von dem ganzen Weltall sich nicht befriedigen läßt. Widersprüche liegen neben einander: Süß und Sauer, Weinen und Lachen, Hohes und Plattes, Geistreiches und Kindisches. Die Gegenstände erscheinen nicht in ihrer eigenthümlichen Gestalt, sondern geschaut durch das Kaleidoskop der wechselnden Seelenstimmung.

Auf diesem schwanken Gebiete bewegte sich Jean Paul (Friedrich Richter) wie auf eigener Domäne. In dem einsamen Fichtelgebirge zu Wunsiedel (1763) geboren, in der Beschränkung des kleinlichen, abgeschlossenen Lebens aufgewachsen, vom Druck harter Verhältnisse eingeengt, fand er Trost einerseits in der Pflege seines schwärmerischen Naturgefühls, anderseits in einer ausgebreiteten ordnungslosen Lectüre, die sich durch massenhafte Excerpte zu einer verwilderten Gelehrsamkeit entfaltete. Frau von Staël bemerkt, man gewahre in Jean Paul überall den kleinstädtischen Autor; er hat dagegen eingewandt, daß er die meisten seiner Werke in großen Städten (er kam zur Zeit nach Berlin und Weimar) erdacht und entworfen habe. Und doch behält die geistreiche Französin Recht; nur die kleinstädtische Welt gelingt ihm, nur hier fühlt er sich heimisch. Schiller bemerkte alsbald, nachdem er Jean Paul gesehen: ‚er ist herzlich geneigt die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organe, womit man sieht.‘ Sehr treffend! Das Ernste und Rührende trifft erst seinen geistigen Sehnerv, nachdem die Strahlen desselben in seinen Thränen sich gebrochen haben; das Scherzhafte gaukelt halb versteckt in dem helldunklen Walde seines zusammengelesenen Witzes umher. In Zettelkästen und Schubfächern waren ihm die gelehrten und launigen Ergebnisse seiner Lectüre und Einfälle geordnet; er zog aus diesen Kästchen bei der Arbeit heraus und wirbelte wie Reichstruppen die Figuren seines Bilderwitzes zusammen. Ein Witz, eine Anspielung gehen ihm über Alles, über Zusammenhang, Deutlichkeit, Harmonie der Darstellung; und was sich in der Erzählung bei all ihren seltsamen Courbetten und Rösselsprüngen nicht füglich unterbringen läßt, das wird als Extrablättchen, als Schalttag, als jus de tablette u. dgl. eingefügt. Dadurch kommen seine Romane zu einer Haltung, die man füglich mit seiner eigenen Person ver-

gleichen mag; er trug nämlich bis zum vierzigsten Jahr keine Hosenträger. Und da er jede Einzelheit mit derselben Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt, so spinnt sich die Darstellung in's Unendliche, ohne Ruhepunkte, ohne Steigerung des Interesses. Es wird geradezu unmöglich, eines seiner größeren Werke nach einander zu Ende zu lesen; nur einzelne, mit dem wärmsten Gefühl entworfene Schilderungen, einzelne echt komische Darstellungen, sodann seine bilderreichen Betrachtungen, bei denen ‚die Thränen des Herzens höher und wärmer steigen', erringen sich des Lesers Gunst. Und schließlich drängt sich das Interesse auf einzelne schöne Stellen, auf den ‚Geist aus Jean Pauls Werken' zusammen, eine sehr zweideutige Huldigung, welche des Autors künstlerische Durchbildung und die ästhetische Vollendung seiner Werke geradezu verneint. Die Figuren in seinen Romanen leiden durchweg an Ueberschwänglichkeit der Gefühle und an einer vollständigen Nebelhaftigkeit der Gestaltung. Diese Vults und Walts, Viktors und Albano's, Siebenkees und Leibgeber, diese Lianen und Clotilden, sie haben alle Ueberfluß an Tugend wie an Empfindsamkeit; und der Dichter läßt sich aus seiner Höhe nicht herab, seine Personen wirklich darzustellen. Daß ein solcher Autor zur Zeit sein begeistertes Publikum fand, wird uns nicht mehr befremden. Schiller fand es psychologisch merkwürdig, daß in Weimar zur selben Zeit Hesperus und Clara du Plessis grassirten. Die freiheitsjubelnde, republikanische Gesinnung Jean Pauls im Verein mit seinen philanthropischen Erziehungsgrundsätzen sind auch wohl nicht ohne Einfluß gewesen. Die satirischen Jugendarbeiten: ‚Grönländische Prozesse' und ‚Auswahl aus des Teufels Papieren' wollten gar nicht zünden; erst die Schwenkung zum humoristischen Roman in der ‚unsichtbaren Loge' brachte auch die Wendung des Lesepublikums. Da folgten: ‚Hesperus', ‚Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkees', ‚Leben des Quintus Firlein', ‚Titan', ‚Flegeljahre', ‚des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz', ‚Katzenbergers Badereise', ‚Leben Fibels', und nach seinem 1825 erfolgten Tode: ‚der Komet'. Ein Fortschritt in diesen Romanen ist nicht wahrzunehmen. Didactischer Natur sind ‚das Kampanerthal oder die Unsterblichkeit der Seele' und ‚Levana oder Erziehungslehre'. Die kleineren Stücke: ‚Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen' und ‚Heinrich oder der doppelte Schwur der Besserung' ziehen sich für und für durch die Chrestomathien.

Für die satirische Dichtung hätten schon die literarischen Zustände übergenug Stoff geboten; aber nur die Xenien erhoben sich zur ästhetischen Höhe. Hyperbolischen Witz ließ Haug (1761—1829) in seinen ziemlich unschuldigen Epigrammen spielen. Etwas von der echt satirischen Ader besaß J. Daniel Falk (1768—1826), aber auch nur etwas; denn seine Satiren, unter denen die ‚Gräber zu Rom' und die ‚Gebete'

ausgezeichnet werden, scheinen mehr aus Verstimmung und Aerger, als aus dem wahrhaft ethischen Zorn aufzuflammen.

XIV. Prosa.

Mit Lessing war die Kunst der Prosadarstellung erwacht, Wieland versuchte sie französisch zu schulen, Herder und Jean Paul pflegten ihr jugendliches Ungestüm, Göthe führte sie zur klassischen Ruhe zurück. Indeß konnten nur einzelne von den Geschichtsforschern, Philosophen und Theologen sich zu der Anschauung erheben, daß für ein wissenschaftliches Werk auch das Gewand einer klassischen Darstellung erforderlich sei. Hat sich ja bis in die neueste Zeit der gründliche Sinn deutscher Historiker vielfach mit der Erforschung der geschichtlichen Wahrheiten begnügt, die Darstellung derselben aber als die geringere Kunst vernachlässigt oder wie eine ‚mechanische Nachhülfe jedem Anfänger und Handlanger' für spätere Zeiten überlassen.

Aber während in der Geschichte Schiller und J. W. Archenholtz (1745—1812) zur Freude ihrer Leser interessante Stoffe und diese in kunstvoller Gruppirung und edlem Styl zur Darstellung brachten, entschlüpfte ihnen nicht ohne eigene Schuld vielfach die historische Wahrheit. Darum konnte denn auch Schiller seinen 30jährigen Krieg als einen Damenkalender bieten, Archenholtz mit Wieland ebenfalls einen ‚historischen Kalender für Damen' ediren und seine ‚Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland' als ein Lesebuch für alle Volksklassen bezeichnen. War der Bann der Gelahrtheit, die in lateinisch verfaßten Folianten nur für die Zunft arbeitete, glücklich gebrochen, so mußte doch der Leichtsinn solcher schöngeistigen Geschichtsmacherei noch verderblicher erscheinen. Erst der Schweizer Johannes von Müller (1752 bis 1809) vereinigte mit rastlosem Forschergeist — ‚die Wahrheit ist in Gott, uns bleibt das Forschen' ist einer seiner Kernsprüche — die Kunst der Darstellung. In letzterer Beziehung ließ er nicht bloß seinen Liebling Tacitus, zu dessen Nachahmer man ihn gestempelt hat, sondern ebenso sehr Herodot und Thukydides, besonders aber noch die alten Schweizer-Chroniken auf sich einwirken. Das Werk eines riesenhaften Fleißes sind die ‚Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft' (5 Bde.); die ‚Reisen der Päpste' bekunden eine dazumal unerhörte Unparteilichkeit der katholischen Kirche gegenüber. Wahrhaft erstaunliche Studien machte er für das eigentliche Werk seines Lebens, das erst nach seinem Tode erschien: ‚Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte.' Er bietet nur die Quintessenz seiner Studien, zuweilen eine Philosophie der Geschichte, nicht selten Aphorismen; verletzend wirkt hie und da die Abneigung gegen

positiv-christliche Dogmen. Pütter suchte für die Geschichte die tiefere Erkenntniß der Staatsverfassung und insbesondere der Rechtsverhältnisse als die eigentliche Grundlage zu gewinnen. Eichhorn erweiterte den Kreis der ‚Weltgeschichte', indem er die orientalischen Völker heranzog. Michael Ignaz Schmidt, ein liberaler Katholik (1736—1794), schrieb eine umfangreiche, lange Zeit hochgehaltene ‚Geschichte der Deutschen' (1778—93), die der noch liberalere Milbiller fortsetzte. Als Muster einer gut ausgeführten Monographie galt lange das Leben des Grafen Bernstorff von Sturz.

In dem vorliegenden Zeitraum, der so manche großartige oder eigenthümliche Individualität erzeugt hat, erwachte auf einmal die Lust an Selbstbiographien. Jung Stilling und der vielgereiste Moritz (‚Anton Reiser') kleideten ihr Leben als Dichtung und Wahrheit ein. Der liederliche Bahrdt, der leichtsinnige, so schwer gestrafte Schubart, der oberflächliche eitle Kotzebue, sie konnten doch manches Ergreifende und Interessante aus ihrem Leben mittheilen. Ein ganz eigenthümliches Interesse erregten die Selbstbiographien der beiden Vetter Franz und Friedrich von der Trenck, von denen der erste, der österreichische oder Panduren-Trenck, ein herkulischer Urmensch aus dem Erbfolgekrieg, auf dem Spielberg gefangen saß, der jüngere, ein interessanter, aber standhafter Prahler den Zorn Friedrichs II. in den Kasematten der Festung Magdeburg ertrug und unter der Guillotine Robespierre's endete.

Die Literaturgeschichte rang sich langsam aus der Biographie und Bibliographie als eigene Disciplin empor. Denis, der Wiener Jesuit, verfaßte mit großer Sorgfalt einen ‚Grundriß der Literaturgeschichte' (1776); ein größeres Werk dieser Art wurde von Eichhorn begonnen, aber nicht vollendet. Den komischen Theil der Literatur nahm Flögel (‚Geschichte der komischen Literatur', ‚Geschichte des Groteskkomischen', ‚Geschichte des Burlesken') für sich.

In der Geographie galt als klassisches, in alle europäischen Sprachen übersetztes Handbuch die ‚neue Erdbeschreibung' von Büsching (1754). Von Reisebeschreibungen wollen wir hier außer Karsten Niebuhrs genauer und reicher ‚Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern' (1774) nur die Werke des geistreichen Forster hervorheben. Georg Forster (1754—1794), der schon als 18jähriger Jüngling unter Kapitän Cook die Welt umsegelte, verband mit rascher Auffassung die Lebensbildung, die ein herbes Geschick, weite Wanderungen und vielseitiger Umgang bereiten mögen, mit der vollen Hingebung an die Kunst, die reiche Natur und das Volksleben, eine von Rousseau genährte flammende Begeisterung für republikanische Ideen und sociale Reformen. So betrieb er bei anscheinend deutscher Gesinnung

die Uebergabe Mainz' und die Auslieferung der Rheinlande an die Franzosen. Zu Paris lernte sein ungebeugter Sinn in den Jakobinern schlimmere Tyrannen kennen als die deutschen Kleinfürsten; nur der Tod rettete ihn vor der Rache der Furchtbaren. Mit männlichem Geist beschrieb Forster schon als Jüngling die ‚Reise um die Welt während der Jahre 1772—75'. Sein Hauptwerk aber sind die auf einer Reise mit Alex. von Humboldt gesammelten ‚Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich' (1791—94), gediegen in Kunst- und Naturansichten, gegen ‚Fanatismus, Aberglaube und Dummheit' ankämpfend, schwärmend für die neuen Ideen der Revolution, immer geistreich und körnig in der Darstellung. —

In der Philosophie begegnen wir einerseits dem Streben, durch glückliche Auswahl und angenehme, leichte Darstellung einzelner Partien diese Wissenschaft zu populariſiren. Diese Popularphilosophen (Sulzer, Mendelssohn, Abbt, Garve, Zimmermann) wurden bereits früher besprochen; die äußerste Linke bilden die Männer des prosaischen gesunden Menschenverstands, die Nicolaiten. Wie ein plötzlich erscheinendes Nordlicht tauchte Immanuel Kant auf und setzte Deutschland in zuckende Bewegung. Der Weise von Königsberg (1724—1804) kam nie mehr als sieben Meilen über seine Vaterstadt hinaus, spät erst fand er eine Anstellung bei der Universität; die Schriften, welche seinen Ruhm begründeten und sein System darlegten, erschienen erst in den sechsziger Jahren seines Lebens: ‚Kritik der reinen Vernunft', ‚Kritik der praktischen Vernunft', ‚Kritik der Urtheilskraft'. Ueberraschung, Aufregung, ruhiges Eingehen, Bekämpfung, Vertheidigung, Fortbildung, Populariſirung folgten einander; bis in die Grundlagen des Seins und Denkens hinein war ja hier Alles erschüttert. Bei dem projectirten Neubau hatten allerdings die Kärrner zu thun, um so mehr als die Bauumrisse des Meisters sich dem Verständniß nicht allzu nahe legen wollten. Vom Christenthum aber hatte die neue systematische Philosophie, die dann Fichte weiter bildete, sich vollständig geschieden, und Kant baute als Abschluß seines Systems ein Tempelchen für die ‚Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft'. Die ästhetische Seite dieser Philosophie fiel besonders Schiller zu; sie in ein System zu bringen hatte Heydenreich sich als Aufgabe gestellt (‚System der Aesthetik 1790'); auch der geistreiche liberale Kurfürst von Mainz, später Erzbischof von Regensburg, der schon mehr erwähnte von Dalberg, stellte sich mit seinen ‚Grundsätzen der Aesthetik' auf Kant'schen Boden, ohne indeß seine Selbständigkeit aufzugeben.

Auf dem Felde der Pädagogik erhielten besonders durch Basedow die Rousseau'schen Ideen eine weitere praktische Ausbildung. Nach diesen Ideen war das Philanthropin zu Dessau errichtet, an dem auch

Campe und Salzmann, zwei berühmte Jugendschriftsteller, die spielenden Unterrichtsstunden abhielten. Der erste wurde durch eine neue Bearbeitung des englischen Robinson ein Liebling der Jugend; Salzmann schrieb auch für Erwachsene einen bereits erwähnten Roman. Domherr Eberhard von Rochow suchte durch Anlage von Musterschulen auf seinen Gütern und durch verbesserte Schulbücher die Volksbildung zu heben. Mehr durch seine großartigen, obwohl mißglückten, pädagogisch-philanthropischen Unternehmungen als durch seine Schriften ist der Züricher Joh. Heinr. Pestalozzi (1746—1827) berühmt geworden. Den wohlgemeinten Entwürfen, dem für die Armen und Verlassenen begeisterten Gemüthe fehlte zu sehr der praktische organisirende Sinn. Das Buch ‚Lienhard und Gertrud' (4 Bde 1781) kann gewissermaßen als Vorläufer unserer modernen volksthümlichen Literatur gelten. — Auf katholischem Gebiet wirkten, freilich nicht mit so vielem Geräusch und so großer Originalität, Felbiger, der Rathgeber der Kaiserin Maria Theresia, Jais, der thätige bayrische Benediktiner, Sailer und Christoph Schmid, der bekannte, noch immer nicht veraltete Jugendschriftsteller, sodann in Westphalen der Münster'sche Generalvikar von Fürstenberg und vor Allem der liebenswürdige unermüdliche Overberg.

Die rhetorische Prosa vermochte in dem vorliegenden Zeitraum noch nicht die Höhe zu ersteigen, die ihr gebührt. Bei der eigenthümlichen Lage der deutschen Staaten konnte an eine Entwicklung der weltlichen — gerichtlichen, parlamentarischen — Beredtsamkeit nicht gedacht werden; kaum trieb die wissenschaftliche Rede einige Knospen. Die geistliche Beredtsamkeit fand zwar bei den Protestanten ein aufrichtiges Streben nach systematischer Gestaltung, nach Kraft des Ausdrucks und Reinheit der Sprache, — und hier haben wir nach den bereits erwähnten Schlegel, Cramer und Lavater vorzüglich Jerusalem und den Dresdener Oberhofprediger Reinhard zu erwähnen — aber bei dem Eindringen des kalten Rationalismus fehlte es gar zu sehr an würdigem, christlichem Gehalt. Auf der anderen Seite verscheuchte das Poltern und Toben der starren Orthodoxen die gebildeten Zuhörer. So weit die katholische Kanzelberedtsamkeit vom Rationalismus verschont blieb (Eulogius Schneider steht als Vorkämpfer des Indifferentismus oben an), hielt sie sich leider in der Sprache um einige Jahrzehende hinter der übrigen Literatur zurück. In Süddeutschland schlugen Manche, besonders Ordensgeistliche, noch gern den Ton des Pater Abraham an, aber ohne sein Genie und mit bedenklicher Annäherung an Trivialität und Geschmacklosigkeit. Dagegen erhob sich mit scharfer Satire der Münchener Anton von Bucher. Einer früheren Zeit gehört der belesene, psychologisch wohl-

geschulte Hunold an, der für lange Zeit als Musterprediger galt; in neuester Zeit wurde auch der fast vergessene Venedien in verschiedenen Bearbeitungen wieder an's Licht gestellt. Aus dem vorliegenden Zeitraum wären etwa noch der breite, aber gut systematisirende Mentges, der elegantere Natter und der kräftige populäre Kronenberger zu nennen.

Siebentes Buch.

Die Zeit des grossen Weltkrieges.

Neuere Romantik.

‚Nach meiner Ansicht ist das romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen d. h. in einer ganz durch die Phantasie bestimmten Form darstellt.‘ F. Schlegel.

I. Charakteristik.

An die französische Revolution, die als das Morgenroth der Freiheit von deutschen Dichtern begrüßt wurde, um alsbald in ihrem schreckhaften Fortgange von denselben perhorrescirt zu werden, hatte sich der große Weltkrieg angeschlossen, der erst in den Befreiungskämpfen sein glorreiches Ende finden sollte. Gleichzeitig mit diesem Weltkrieg fällt das Wirken der neueren romantischen Schule; die Begeisterung der Freiheitskämpfe ist großentheils ihr Werk. Schwere Tage waren über Deutschland herein gebrochen; die Revolution brachte viel Jammer und Elend, aber sie schwemmte auch vielen Schlamm und Moder fort; die alten Formen, aus denen schon lange der belebende Geist gewichen war, wurden von ihr schonungslos zerschlagen, freilich auch manches Gute mit hinweg gerafft. Aber unter der Eisenhand des fränkischen Despoten lernte das deutsche Volk seine Kräfte sammeln und den Alp wälscher Sitten und Neigungen abwerfen. Es waren böse Tage, aber nur unter Wehen und Schmerzen konnte eine neue Zeit geboren werden; während Deutschlands Schmach und Unterdrückung war eine neue frische Jugend heran gewachsen.

Der lokale Vereinigungspunkt für die neue Schule war an der Wende des Jahrhunderts die Universitätsstadt Jena. Ein Genosse der Romantik, Heinrich Steffens, schreibt in später Begeisterung über dieses Leben in Jena: ‚Es war wohl eine schöne Zeit; ein neues Zeitalter wollte beginnen und regte sich in allen empfänglichen jugendlichen Ge-

müthern. Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer; der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel. Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise an; und wenn gleich mancher Widerstreit unter so verschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahnten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten.'

Die neue Richtung, von den Vertretern selbst romantisch genannt, bereits in Schillers Jungfrau von Orleans und in einzelnen Stolberg'schen Romanzen hervortretend, wurde hauptsächlich durch zwei Umstände hervorgerufen: durch den damaligen Stand der deutschen Poesie, sodann durch die politischen Verhältnisse Deutschlands.

Wir sahen, wie dem Herrlichsten, das die Dichtergenien hervor brachten, immer fremder und gemeiner Stoff sich nachdrängte, wüste Larven von Rittern und Räubern, Heinse'sche Frivolität und Lüsternheit, vor Allem aber die Plattheiten der Berliner Nicolaiten, die Prosa des Iffland'schen, die Niedrigkeit des Kotzebue'schen Theaters. Eine heilsame Reaction sollte diesem Wesen gegenüber die Tiefe des deutschen Gemüthes, den Adel der wahren Poesie, den Ernst der Religion und der Sittlichkeit hervortreten lassen. Als die Basis dafür aber mußte *der christliche Glaube*, wenn auch erst nur dunkel, erfaßt werden. In den sentimentalen Dichtern, an deren Spitze Matthisson, der von Schiller so hoch gestellte, sich befand, machte ein weiblich-weinerlicher Ton, besonders aber eine höchstens für den Landschaftsmaler passende äußerliche Auffassung der Natur sich breit, die bereits von Lessing poetisch verurtheilt war. Im Gegensatz dazu suchten die Romantiker einzudringen in die geheimen Tiefen der Natur und ein sympathetisches Verständniß derselben zu erreichen. Die Natur sollte ihnen lebendig werden, indem sie zu den tausend halb verworrenen, halb verstandenen Stimmen derselben den Grundton im eigenen Gemüthe fanden. Nach dieser Seite hin war die Schelling'sche Naturphilosophie von anregendem Einfluß.

Aber auch die politischen Verhältnisse des deutschen Vaterlandes, die Entwürdigung der deutschen Nation, die Knechtung unter fränkischer Gewaltherrschaft, zündeten in den starken Jünglingsseelen. Sie riefen die Begeisterung zum Kampf gegen die Unterdrücker wach; den jungen Helden erschien der Krieg zur Befreiung des Vaterlandes wie ein Kreuzzug, wie ein heiliger Krieg, in dem nicht um ein Schiller'sches erhabenes Ziel, um Herrschaft und um Freiheit, gerungen wurde, sondern um die Bewahrung und Wiedererwerbung der höchsten Güter, der Religion, der Sitte, der alten deutschen Treue und Wahrheit. Einstweilen aber, bis dieser Riesenkampf organisirt und durchgefochten war, flüchteten edlere

Naturen aus der traurigen Gegenwart in die große reiche Vergangenheit. Und da blieb ihr Gemüth haften bei der Herrlichkeit deutscher Nation in den Zeiten der Kraft und des Ruhmes. Jene Sehnsucht, die den Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande zog, wandte die Blicke der Romantiker immer wieder nach der schönen Zeit des Mittelalters. Von da holten sie die bis dahin wenig bekannten Schätze der Poesie, von da holten sie zum Theil auch ihre religiösen und politischen Anschauungen.

Fragen wir nun nach dem eigentlichen Wesen der Romantik, so wird uns Fr. Schlegel, der Hauptrepräsentant dieser literarischen Richtung, die beste Auskunft geben können. In der Romantik, sagt er, liegt das Streben nach einem unendlichen Gedichte, welches die Keime aller anderen Gedichte in sich verhüllt. Im Orient, sagt er ein anderes Mal, müssen wir das höchste Romantische suchen, d. h. das tiefste und innigste Leben der Phantasie. Und weiter: ‚Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen.‘ Es liegt also der Romantik die Idee von einer poetischen Vermittlung aller Elemente der Menschheit zu höherer Weltanschauung zu Grunde. Durch die Werke des ersten Romantikers Novalis zieht sich bereits die leuchtende Zuversicht, daß alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst aus ihren unendlichen Reflexen endlich in einen Brennpunkt zusammen strahlen müssen, und daß dieser auf die Stelle hinfallen müsse, auf der der Dichter steht. Also Kunst, Wissenschaft, das ganze Leben selbst soll zur Poesie werden. In diesem Gedanken liegt die Stärke und die Schwäche der Romantik. Das Universelle der Poesie war allerdings schon von Herder geahnt worden, aber mit solcher Zuversicht hatte man noch nie den Dichter auf die Höhe der Zeit gestellt, mit solcher Kraft nie die Botschaft von der allbeseligenden Macht der Poesie verkündigt. Und allerdings die Namen Schelling, Görres, Steffens, Schlegel, Tieck, Ad. Müller, Alles wirklich poetische Naturen, deuten schon unwiderleglich an, wie ein neues frisches Leben auch die Philosophie, die Naturkunde, die Kritik, die Politik zu durchdringen begann. Die spröde Kunst der Kritik selbst ward unter Tiecks Händen im Zerbino oder durch A. W. Schlegel im Kampf gegen Kotzebue und Voß zum Kunstwerk. Vor Allem aber sollte die Poesie sich des romantischen Reichthums erfreuen. Weiter als Herder, weil mit ganz neuen Reisemitteln ausgerüstet, drangen die Romantiker in den ausländischen Literaturen vor, rastlos brachten bis jetzt

kaum übertroffene Uebersetzungen die Schätze des Südens und des Morgenlandes herbei; das Heimweh der Romantik nach dem Mittelalter wies besonders auf die Dichtungen der Minnesinger und der Troubadours hin. Tiefer als die Vorgänger drangen Arnim und Brentano in die eben geöffneten Schachte des deutschen Volksliedes ein und schmolzen hie und da die nur roh behandelten Erzstufen um. Der Form der Poesie, die außer dem Hexameter und dem reimlosen jambischen Fünffüßler wenig bot, gaben sie durch Aufnahme der fremden Maße die Mannigfaltigkeit wieder. Das sind Verdienste der Romantik, die kein Gegner ihr mit Grund abstreiten darf, wenn auch in einzelnen Punkten die junge romantische Schule nur anregend und beginnend wirkte und die Vollendung einer späteren Zeit überließ.

Wie Göthe Poesie in sein Leben einzuführen suchte, um so Leben in die Poesie zu bringen, so ging das Streben der Romantiker dahin, im Gegensatz zu dem prosaischen Philisterthum und der platten Abklärung ihr Leben poetisch zu gestalten, die Poesie zum Centrum alles Lebens und Strebens zu machen. In der mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, stieg die Phantasie zu den buntesten Wunder- und Märchengestalten auf. Und überall, wo die Poesie, wo die Phantasie auf dem wirklichen Leben lag, da fühlte die Romantik sich heimisch, in dem Wunderglauben der christlichen Vorzeit, in der bunten Pracht des Ritterthums, in den Abenteuern der fahrenden Leute, in dem Dunkel der Magie, in der Klostereinsamkeit, in dem Dolce far niente, dem süßen Nichtsthun des heiteren Südens, in der Gluth des farbenhellen Orients. Das Vorwalten der Phantasie fand Fr. Schlegel durchaus wesentlich für die Romantik: ‚Nach meiner Ansicht und meinem Sprachgebrauch ist das romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen, d. h. in einer ganz durch die Phantasie bestimmten Form darstellt'. Diese durch die Phantasie bestimmte Form war nun wesentlich die Ironie und der ihr nahe stehende Humor; diese beiden Elemente wurden, sagt Th. Mundt, gewissermaßen die Hauptmächte der neuen poetischen Schule, durch welche sie ihre größten Thaten ausführte. Denn Ironie und Humor offenbarte sich nicht bloß in der phantastischen Form, sondern auch und vorzugsweise in der eigenthümlichen Gesinnung und Weltanschauung der Romantiker. Hier ergibt sich denn auch ihr Standpunkt zu Göthe und Schiller. Den ersten konnten sie immerhin als ihren Meister erkennen, obgleich sie dabei doch, wie der Alte spottete, ihrer Nase nach gingen und die klassische Ruhe und antikisirende Weltanschauung fern hielten. Schiller aber, in dem doch so mancherlei Elemente vorhanden zu sein schienen, die mit der romantischen Weltansicht stimmten, kam den Romantikern bald als der durchaus zu verwerfende Dichter der Reflexion

und der Rhetorik vor, dem das freie Walten der Phantasie fremd sei. Schiller trat denn auch alsbald in eine scharfe Sonderung von der neuen Schule; dafür erschienen die Romantiker, besonders A. W. Schlegel, stets auf's Neue mit verwerfenden Urtheilen über ihn.

Die angestrebte Weltpoesie, alle Wissenschaften und Künste einschließend, in der Phantasie empor gipfelnd, war in gewisser Weise bereits im Mittelalter vorhanden gewesen; und eben weil eine Wiederherstellung dieser mittelalterlichen Weltpoesie intendirt war, legte sich die Schule den Titel der romantischen bei. Im Mittelalter sammelten sich die Interessen und Richtungen des Lebens in dem Höhepunkte der Religion, die mit wunderbarer Thatkraft beseelte, mit ergreifender, oft phantastischer Hingebung und Demuth erfüllte. Da hatte die Kirche den Bund mit den Künsten geschlossen, phantastisch rankte die Architektur empor, symbolisch stellten sich die Ceremonien vor Augen; die Kirche des Mittelalters war volksthümlich, Volksfeste gestaltend oder in ihren Kreis hinein ziehend, die Kirche lenkte die Ritterschaft in die Kreuzzüge und weihte ihre Lebensaufgabe; die Staatsmacht, ob auch oft im heftigsten Kampfe mit der Hierarchie, suchte den Grund des Christenthums doch wandellos zu behaupten; die Frau war in ihrem Madonnenvorbilde zur Verehrung erhoben. Gewiß, es läßt sich begreifen, wie die Romantiker in der trüben Zeit der Aufklärung und der staatlichen Ohnmacht sehnsuchtsvoll nach dem Mittelalter zurück blickten, diese katholische Zeit mit den schönsten Kränzen ihrer Poesie schmückten, in dem Aufschwung des religiösen Bewußtseins das Ziel ihrer Thätigkeit suchten, sodann weiter gehend, entweder gezogen von der Seligkeit des Gefühls oder in consequenter Verfolgung ihrer Principien, zum Katholicismus gelangten (Fr. Schlegel, Werner, Ad. Müller), oder doch auf der Schwelle des katholischen Heiligthums standen (Novalis, Wackenroder), endlich auch aus der mittelalterlichen Weltanschauung und Staatenordnung das Lebensfähige in die Restauration hinein zu retten suchten. Und hier haben wir denn abermals die großen Verdienste der Romantiker, die als christliche Ritter gegenüber den antikisirenden oder modernen Heiden und Indifferentisten erscheinen.

Aber nun kommen die Schwächen und Mängel der neueren Romantik, die daran Schuld sind, daß diese Romantik, die ‚wie eine Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg, nach kurzer wunderbarer Beleuchtung in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte'. Die Stärke der Schule legt auch sofort ihre schwachen Seiten bloß.

Die neue Romantik hatte sich zu hoch gebläht; sie wollte wie Faustens Schüler gern Alles umfassen, was auf der Erden und im Himmel ist, außer der Poesie auch noch ‚die Wissenschaft und die Natur'. Als es aber nun an ein Ausführen ging, da erlahmten im Verlaufe die

Kräfte, die Schwingen der Phantasie ermüdeten, die Kunstwerke blieben halb ausgeführt als Fragmente liegen oder ein plötzlicher Stoß der bösen Ironie warf den Dichter vom Flügelroß der Phantasie herunter. Die projektirte Weltpoesie begnügte sich einstweilen mit einer planlosen Anhäufung von Uebertragungen aus aller Herren Ländern und einer harmonielosen Mischung aller möglichen ausländischen Versformen in Musenalmanachen und Dramen. Die Weltpoesie wird zu einer Fastnacht mit einem Durcheinander von Figuren. Daher vermochten die Romantiker selbst den viel geschmähten Kotzebue nicht zu verdrängen. Denn setzten sie auch dem ‚Freimüthigen', den Kotzebue und Garlieb Merkel redigirten, in der ‚Zeitung für die elegante Welt' ein weitaus geistreicheres und gediegeneres Organ entgegen, so stand doch eben in Kotzebue der mit so viel Pomp angekündigten, noch immer vergebens erwarteten Universalpoesie in gewissem Sinne eine wirkliche Weltpoesie oder besser Allerweltspoesie gegenüber. Während die beiden Schlegel ihre zwei Trauerspiele mit Fiasco von der Bühne scheiden sahen, füllten Kotzebue's zahlreiche Produkte ernster und komischer Gattung von Neapel bis nach Schweden und von Lissabon bis Tobolsk die Theater wie die Kassen der Unternehmer. Der so überaus produktive Dramatiker warf den grimmig kritisirenden Schlegeln ihre Unfruchtbarkeit immer von Neuem entgegen und gerirte sich als eine wirkliche Großmacht.

Es war ferner ein gefährliches Unternehmen, das Leben selbst zur Poesie zu gestalten und in der bunten Phantasie den Stern und Mittelpunkt des Lebens zu sehen. In Bezug auf dieses Vorwalten und die Pflege der Phantasie gebraucht der phantasiereichste von allen Romantikern, der sich selbst ironisirende Brentano, das allerdings unedle Bild von der Gans, bei der künstlich und krankhaft die Leber zu unverhältnißmäßiger Größe entwickelt wird. Unedel, aber wahr! Auch dieses Vorwalten der Phantasie über alle andern Geisteskräfte hat etwas Krankhaft-Gereiztes; zieht sich dieser Zustand nun gar in's Leben hinüber, das ebenso ein phantastisches Gedicht werden soll, dann wird es an Excentricitäten und schlimmen Extremen nicht fehlen. Und so suchte allerdings der eine von den Romantikern, wie einst die Stürmer und Dränger, des Lebens Phantastik in einer genialen Zügellosigkeit, die alle Regeln des Anstands und der Sitte durchbrach, der andere spielte in den Tagen des Bürgerthums den verspäteten Ritter, der dritte verabscheute das Philisterthum in rein äußerlichen unwesentlichen Dingen, wie im Tabakrauchen, der vierte fand die Poesie in einem rücksichtslosen Sichgehenlassen voll schneidender Ironie. Ja, die Krankheitssymptome treten noch schlimmer zu Tage, Reizbarkeit und Lebensüberdruß führten H. v. Kleist zum Selbstmord, andere hielten ihr Leben nur durch reizende, nervenergreifende Mittel auf der phantastisch-genialen Höhe, wiederum andere, wie Th. A.

Hoffmann wurden von den heraufbeschworenen dämonischen Mächten überwältigt und in den tollen Reigen gefesselt.

Auch die verdienstliche christlich-gläubige Richtung, die im Katholicismus ihre letzte Consequenz fand, war nicht ohne bedenkliche Zugaben. Nach dem bisher Gesagten wird es begreiflich sein, daß die Phantastik der meisten Romantiker in dem gepriesenen Mittelalter mehr den Aber- und Wunderglauben als die echt-christliche Ueberzeugung suchte und pries. Der mystische Grundzug, der wie ein Muttermal der Romantik anklebte, scheute sich vor dem symbolmäßigen Glauben und versuchte über dem Christenthum noch eine mystische Universalreligion zu construiren. Selbst der tiefsinnige Novalis mit seiner Begeisterung für den Katholicismus begnügt sich mit den vagesten Begriffen von Christenthum, und die neue Religion, mit deren Construirung er so eifrig sich bemüht, zerbröckelt ihm unter den Händen in wesenlose Mystik, in halben Pantheismus und phantastische Ueberschwänglichkeit. Die mehr kritisirenden Romantiker aber begeisterten sich mehr an der ästhetischen Schönheit des Katholicismus, als daß sie den sittlichen Ernst und die Glaubensstärke desselben ergriffen hätten. Allerdings, in jener Zeit des Dranges waren die Katholiken bescheiden; die neue christliche Gesellschaft nach der Revolution studirte als höheren Katechismus Chateaubriands ‚génie du christianisme'; Accommodationen erleichterten den Uebergang vom Protestantismus; in tieferen Geistern wie z. B. in Sailer wogte eben auch eine Mystik, der es später an Gegnern und Anklägern nicht fehlen sollte, während Andere an einer Vereinigung der getrennten christlichen Confessionen zu einem mystischen Katholicismus unter Aufgeben einzelner specifisch-katholischen Lehren und Gebräuche mit allem Ernst arbeiteten.

Das wäre also in kurzen Zügen ‚Reichthum, Schuld und Buße' der neueren Romantik. Es sei uns nun gestattet, zunächst einige Worte den Männern zu widmen, die nur äußerlich mit der Romantik zusammen hangen oder doch nicht als eigentliche Dichter aufzuführen sind.

Wir erwähnten bereits die Philosophen Fichte und Schelling. Johann Gottlieb Fichte (1762—1814), in Jena anregend für die neue Schule, später in Berlin, hatte sich auf Kants Schultern gestellt und lehrte in seiner ‚Wissenschaftslehre' (1794), daß die wahre Wirklichkeit erst durch einen Act des Ich producirt werde und darin einzig ihre Realität besitze. Darüber erhob Göthe seine genialen Spöttereien im Faust; man schleuderte bei kühlerer Ueberlegung dem herben Philosophen geradezu den Vorwurf des Atheismus in's Gesicht; einstweilen aber zählte Fr. Schlegel diese Wissenschaftslehre neben der französischen Revolution und Göthe's Meister zu den größten Tendenzen der Zeit. Mit den ‚Reden an die deutsche Nation' entflammte Fichte, noch während die Franzosen Berlin besetzt hielten, das deutsche Volk zum Freiheitskampf.

Der Nachfolger Fichte's in Jena war Fr. Wilh. Jos. Schelling (1775—1854), später in München, endlich in Berlin. Er steht der Romantik näher durch seine ‚Naturphilosophie' (1799), die auf einen allgemeinen Zusammenhang aller Naturerscheinungen, freilich im Spinozistischen Sinne, hinwies, durch seine Hinneigung zum Mysticismus (‚Bruno'), endlich durch den Versuch einer positiven Philosophie der Offenbarung, den Paulus in Heidelberg nach Schellings Collegienheften (Darmst. 1843) herausgab. Dieser Versuch steht noch auf dem frühromantischen Boden und zersetzt die positiven Lehren des Christenthums in mystisch-naturalistische Philosopheme.

Auf das Gebiet des politischen und sozialen Lebens führte der Berliner Adam Müller (1779—1829), ein ruhig organisirender Geist, die Romantik hinüber. Er, der zur katholischen Kirche zurückkehrte, suchte für die Staatswissenschaft und Staatswirthschaft eine religiöse Grundlage zu gewinnen, fern von den Ausschreitungen, durch die andere Romantiker die christliche Politik in Mißcredit brachten. Die Ausführung dieses großen Gedankens blieb dem Berner K. L. von Haller (1769—1854), dem Enkel des Dichters, der ebenfalls convertirte, vorbehalten. Seine hochconservative ‚Restauration der Staatswissenschaften', die mit der wirklichen Restauration des europäischen Staatensystems gleichzeitig fiel, fand in dem einen Lager bereite Aufnahme, bei den Liberalen entschiedene Verurtheilung. Leider muß neben diesen Männern zur Ergänzung der talentvolle, aber charakter- und sittenlose Fr. v. Gentz (1764—1832) erwähnt werden; er war als Publicist und Staatsmann am Wiener Hofe thätig.

Nicht Staatsmann von Profession, nicht Dichter oder Philosoph oder Geschichtschreiber im eigentlichen Sinne des Worts und doch alles das viel mehr als irgend einer der Zeitgenossen, ein Geistestitane von beispielloser Begabung und unerhörter Ausdauer, ein wahrer Säcularmensch, erscheint Joseph Görres. Er ist, wie selbst Theodor Mundt anerkennt, ‚eine Ausnahmnatur, in welcher die deutsche Trennung zwischen Erkenntniß und That nicht vorhanden war, bei der die Erkenntniß immer sogleich in Handlung, der Geist in That sich umzusetzen trachtete.' Ausgestattet mit einer Phantasie, an die kaum einer der dichtenden Romantiker reichen mochte, mit einem unersättlichen deutschen Gemüth, das von Liebe, Poesie und Gottesfrieden erglühte, reich in der Mitgift der Romantik, in Ironie und schneidendem Witz, diese Gaben beherrschend durch einen unerschütterlichen Verstand, stand er überall in den wichtigsten Phasen der deutschen Geschichte auf der Warte der Zeit, rückschauend in wissenschaftlicher Tiefe, vorwärts blickend in divinatorischer Phantasie, ein mahnender, warnender Prophet, auch darin den eigentlichen Propheten ähnlich, daß oft genug das Kreuzigt ihn! gegen ihn ausgerufen

wurde. Zu Coblenz in demselben Jahr mit Metternich (1776) geboren, sah der Jüngling den Gluthschein der französischen Revolution; 20jährig trat er als Volksredner und Publicist auf und schrieb das rothe Blatt, das, wegen einer Beleidigung des Kurfürsten von Hessen unterdrückt, als ‚Rübezahl in blauem Gewande' wieder hervortrat. Eine Reise, die er an der Spitze der nach Paris Abgesandten unternahm, öffnete ihm sofort die Augen über das Wesen der jungen Republik, und furchtlos zerriß er nun auch den trügerischen Nebel, der die Augen seiner deutschen Brüder umhüllte, durch die Schrift: ‚Resultate meiner Sendung nach Paris'. Als darauf der Corse sein eisernes Schwert in die Schale der Gerechtigkeit warf, wandte Görres grollend sich ab von der verrotteten Gegenwart und zog sich auf Wissenschaft und Philosophie zurück. Mit Arnim und Brentano gab er die ‚Einsiedlerzeitung' heraus und rückte in seinem Werke über die Volksbücher die altdeutschen Heldengestalten den Zeitgenossen zur Betrachtung näher. Zugleich drang er in die asiatische Mythengeschichte ein und wandte der deutschen Heldensage seinen Forschersinn zu. Görres hatte rastlos an der deutschen Erhebung gearbeitet; als die Freudenfeuer nach dem Leipziger Sieg aufflammten, da trat er wieder als Publicist auf, jetzt aber mit dem Ernst des Mannes, in der Rüstung des Kriegers. Den rheinischen Merkur erkannte Napoleon sehr richtig als eine erschütternde Kriegsmacht, die gegen ihn im Felde lag, als die ‚cinquième puissance'. Als aber der unbequeme Mahner auch gegen preußische Reaction und die Verkehrtheiten des Wiener Congresses sich erhob, da wurde ihm der Mund geschlossen und sein Merkur unterdrückt. Flüchtig und verfolgt von dem modernen Staat, erkannte Görres, daß er mit der unterdrückten Kirche dasselbe Schicksal theile; fortan erscheint er in Deutschland und die Revolution, Europa und die Revolution (1820—21) als der geharnischte Vorkämpfer kirchlicher Freiheit gegen bureaukratische Bevormundung. Als er dann an der Universität München (1827) einen Ruhepunkt gewonnen hatte, versenkte er sich tiefer und tiefer in die dunklen Gebiete der Mystik (1836 ff.) und suchte hier den leitenden Faden zu gewinnen; doch plötzlich fuhr er mit seinem Athanasius in den zwischen Kirche und Staat in Folge der Kölner Wirren entstandenen Kampf hinein. Wiederum rief ihn die Wallfahrt nach Trier auf den Kampfplatz gegen den Rationalismus. Die traurigen Vorgänge des Jahres 1847 gruben sich tief in sein Gemüth ein; auf dem Todesbette schien sein Prophetenblick noch einmal wieder aufzuleuchten, die Revolution des Jahres 1848 mit ihrem Gefolge beschäftigte den ahnenden Geist des Sterbenden. Görres' europäische Berühmtheit bezeugt schon der Umstand, daß Briefe aus Amerika mit der Adresse: ‚An Professor Görres in Europa' ohne Umstände den Weg zu ihm fanden. Auf ihn kann

man Göthe's Verse anwenden: ‚Wer in die Zeiten schaut und strebt, nur der ist werth zu sprechen und zu dichten.' Seine Sprache ist wie ein Bergquell, der aus hartem Felsen hervorbricht, wunderbar geschwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnißvollen Steinkräften, ein Bergquell, der dann als rauschender Waldstrom Alles auf seinem Wege mit sich fortreißt.

Der Norwege Heinrich Steffens (1773—1845) hängt durch seine bereits oben erwähnte begeisterte Jugend und seine naturwissenschaftlichen Studien mit der Romantik zusammen. Lange schwankend zwischen Wissenschaft und Poesie, gab er sich endlich der letztern mit seinen Novellen (‚Walseth und Leith' 1826. 3 Bde., ‚die vier Norweger' 1827. 6 Bde.) hin, die gewissermaßen eine poetische Anthropologie des 18. Jahrhunderts darstellen. In diesen Novellen-Cyklen hat die Romantik sich bereits auf protestantischen Boden zurückgezogen und als Pietismus niedergeschlagen.

Und nun noch ein Wort des Andenkens an jenen Mann, der als Seelenleiter mehreren Romantikern zur Seite stand, der selbst eine zarte poetische Seele, daneben ein gediegener wissenschaftlicher Geist, vor Allem aber ein Mann des liebevollen, gottgesegneten Wirkens war. Wir meinen Joh. Michael von Sailer (1751—1832), Professor in Ingolstadt, Dillingen und Landshut, in seinen letzten Lebensjahren Bischof von Regensburg. Seine zahlreichen Werke bleiben natürlich meist auf theologischem Gebiet; doch die ‚Briefe aus allen Jahrhunderten' weisen auf die romantische Ausdehnung der Literatur hin, und in der ‚Weisheit auf der Gasse' hat er als der erste unter den Neuern das deutsche Sprüchwort in den Kreis der Betrachtung wieder hineingezogen. Wenn der Katholicismus in den Tagen der Romantik den Protestanten auf einmal in so ganz anderem Lichte erschien, so hat gewiß der geistreiche, milde, in Menschenliebe scharfsinnige Bischof entschiedenen Theil daran. Neben Sailer erwähnen wir hier seinen Freund und Schüler, den liebenswürdigen Jugendschriftsteller Christoph Schmid (1786—1854) den Verfasser der Ostereier.

II. Die eigentlichen Träger der Romantik.

Der erste und bezeichnendste Repräsentant der neuen Schule ist Novalis, der nach einem Familiengute sich diesen Namen beilegte, während er in der bürgerlichen Welt Fr. von Hardenberg hieß (1772—1801). ‚Er war,' so charakterisirt ihn H. Laube, ‚krank, todeskrank von Jugend auf, aber angethan mit dem rosigen Hauche irdischer Sehnsucht. Der frühe Todeskeim durchsichtigen Brustleidens war erblich in seiner Familie und stimmte ihm alle Organe zum Seraphsschwunge, läu-

terte alle Regung zur entkörperten Ueberschwänglichkeit. Alles hatte nur eine Sehnsucht nach den magischen Sphären, Alles richtete sich unmittelbar und selbständig nach dem geheimnißvollen, Alles verwebenden Zauber der Welt.' Alles sollte ihm Kunst werden, was sein Geist berührte, und seine ganze Weltanschauung unmittelbar zu einem großen Gedicht. Aber er konnte nur Anfänge liefern, nur fragmentarische Bausteine zu dem hohen Dome der Poesie, in dem mittelalterliche Staatsauffassung, Naturphilosophie, Religionslehre, die er selbst als ‚wissenschaftliche Poesie' bezeichnete, Mathematik als Lebenssymbolik, sogar der Bergbau mit seiner in die Tiefe gehenden Bedeutung ihren Platz finden sollten. In seinem Heinrich von Ofterdingen, einem unvollendet gebliebenen Romane, wollte er diese ganze Poesie erschöpfen und ‚mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend die Welt erobern'. Der Roman wäre also das Epos der romantischen Weltansicht geworden; aber schon im Fortgange zeigt es sich, daß die Durchführung dieser Idee auch einem Novalis unmöglich werden mußte. Bausteine der verschiedensten Art liegen noch in seinen ‚Fragmenten' zerstreut. Wenn manche andere Schriftsteller, meint Th. Mundt, alles Talent der beweglichen Oberfläche besitzen, aber gar keine Schwerkraft in sich selbst haben, so zeigt sich in Novalis die merkwürdige Organisation, daß er zu viel Schwerkraft in sich hatte, daß er Alles in das Centrum seiner Natur hineindrängte und so nicht Freiheit und Kraft genug behielt, um in die Peripherie hinauszutreten und dort seinen eigenen Inhalt sich gegenständlich werden zu lassen. Und so blieb er bei entschiedener Vorliebe für das katholische Religionssystem, bei mühevollem Ringen nach Klarheit der Anschauung doch in pantheisirender Mystik und in dem peinlichen Verlangen nach einer neuen, den Katholicismus überwölbenden Kirche stecken. Der vollendetste Ausdruck seines religiösen, tiefen Gemüthes sind die geistlichen Lieder, dreizehn an der Zahl, aus denen unter Tiecks Beihülfe ein Gesangbuch erwachsen sollte. Zum ersten Mal nach so viel verwässerten moralischen Kirchenliedern erscheint hier wieder wahre, poetische, wenn auch für das Kirchenlied zu subjektive Empfindung in den lieblichen Strophen: ‚Wenn Alle untreu werden', ‚Was wär' ich ohne dich gewesen', ‚Wenn ich ihn nur habe', ‚Wo bleibst du Trost der ganzen Welt'. Selig wie ein Engelknabe, der der Jungfrau Schleier hält, preist der Dichter in tausend prächtigen Bildern die Gottesmutter. Für sein bestes Werk hielt er die ‚Hymnen an die Nacht', die allerdings wahren, tiefen Gottesfrieden aushauchen. Ebenso vollendet sind die zwei in Ofterdingen eingestreuten weltlichen Lieder, das Weinlied: ‚Auf grünen Bergen ward geboren' und das Bergmannslied: ‚Der ist der Herr der Erde, wer ihre Tiefen mißt.'

Die kritische Seite der neuen Schule stellen die beiden Schlegel vorzugsweise dar. Der eigentliche Philologe unter den Romantikern ist der ältere, Aug. Wilh. Schlegel (1767—1845); er ist daher auch derjenige, der außer den südlichen Versmaßen sich des antiken Hexameters bedient und die Regelmäßigkeit des Rhythmus und der Form hoch hält. Dafür ist der poetische Gehalt nicht bedeutend; in größeren Gedichten, selbst schon in den Romanzen ‚Arion', ‚die Warnung') tritt ein Mißverhältniß hervor zwischen der künstlerischen Form und dem Stoff, der nicht zum vollen dichterischen Leben gelangt. Den kleinsten Rahmen, Sonett und Epigramm, füllt er zur Noth mit guten Einfällen und Phantasiespielen aus. Voll faustischer Ironie ist die ‚Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue'; die schärfsten und unartigsten Epigramme brachte später der Wendt'sche Musenalmanach. Als Schlegel in dem Trauerspiel Jon den Euripides zu überbieten versuchte, trat seine dramatische Schwäche unwiderleglich zu Tage. Dagegen liegt die Bedeutung Schlegels in den Uebersetzungen, für die er, wie er in seinem gar nicht blöden Selbstlob von sich sagt, ‚der Schöpfer und das Bild der Regel' wurde. Er ließ die Dichter so auftreten, wie sie wirklich waren, er verstand es, denselben in ihre Eigenthümlichkeiten zu folgen; nur wenigen Menschen stand wie ihm die Fähigkeit zur Seite, sich in das eigenste Leben der fremden Dichter, eines Shakspeare, Dante, Calderon, einzuleben und es der heimischen Natur gemäß wieder zu geben. Selbst für die Uebertragungen aus dem klassischen Alterthum mußte man fortan bei ihm lernen. Diese Uebersetzungskunst aber bildete sich an seinen kritischen Arbeiten heran, denen die anregende Weise der Untersuchung und der glänzende Schein der Darstellung Eingang verschaffte. In späteren Jahren gab er, seinem Bruder nachfolgend, der deutschen Philologie eine einflußreiche Wendung, indem er von der Einseitigkeit des Klassicismus durch Hereinziehen des Sanskrit zur vergleichenden Sprachwissenschaft ablenkte.

Reicher an Geist war der jüngere Friedrich Schlegel (1772—1829). Der Erbe von Novalis' Ideen — in seinen Armen verschied der junge Dichter — stellt er zugleich das Gewissen der Romantik vor; er entwickelt die Ideen der romantischen Schule, er treibt sie, ein anderer Lessing, rastlos zu ihren letzten Consequenzen und sucht sie wie Görres sofort in That und Gestalt umzusetzen. Darum mußte er von den Philosophemen Fichte's und Schellings und aus der unklaren Mystik Novalis' sich zur Klarheit des Gedankens emporringen. Er trat in Köln (1803) zur katholischen Kirche über und schrieb in echt deutschem Geiste die Proklamationen des Erzherzogs Karl. Zuerst entwickelte und verfocht er die neuen Ideen in Gemeinschaft mit seinem Bruder im ‚Athenäum' (1798—1800). Im Kampfe gegen die Plattheit der Gegner

griff er allerdings auf der Tonleiter der von ihm sogenannten ‚göttlichen Grobheit' zuweilen die höchsten Töne. Großes Aufsehen erregte der nur im ersten Theil erschienene Roman ‚Lucinde' (1799), eine jugendlich-geniale, rücksichtslose Apologie der sinnlichen Liebe, daher das corpus delicti zur Anklage gegen die Romantik und noch späterhin in großer sittlicher Entrüstung von den Emancipatoren des Fleisches (Heine) selbst die ‚liederliche Lucinde' genannt. Schlegel verwarf später dieses Produkt. Eine Anwendung der ausgesprochenen Ideen aber war die Verbindung mit der geistreichen Dorothea Mendelssohn, der Tochter des Philosophen, die von ihrem Mann (Veit) sich trennte, zum Christenthum übertrat und Schlegeln als treues Weib und Mitarbeiterin an seinen Werken zur Seite stand. In Paris beschäftigte Schlegel sich mit der indischen Literatur, aber nicht im philologischen, sondern im historisch-religiösen Interesse (‚über die Sprache und Weisheit der Inder', 1808). Nachdem er für die deutsche Erhebung in der ‚Armeezeitung' und dem ‚österreichischen Beobachter' gewirkt, wandte er sich wieder der Wissenschaft zu. Seine Geschichte der alten und neuen Literatur (1815) erhob zuerst die Literaturgeschichte zur Wissenschaft. Die Philosophie der Geschichte (1829) suchte für die Betrachtung der Weltereignisse den christlichen, auf die göttliche Weltleitung hinblickenden Standpunkt festzuhalten. Die Philosophie des Lebens (1828) soll, zum Unterschied von der Philosophie der Schule, ‚das innere geistige Leben und zwar in seiner ganzen Fülle' zur Darstellung bringen. Und hier ist denn die sinnliche Weltanschauung der Lucinde durch die höchste sittliche Würdigung der Ehe vollständig verdrängt. ‚So hab' ich immerdar gestrebt!' Diese Worte könnten das Epitaphium des unermüdlichen Denkers bilden, der inmitten seiner Vorlesungen zu Dresden verblich. Als Lyriker tief und mächtig, so besonders in seiner fast Göthe'schen Rhapsodie ‚bei der Wartburg' und ‚im Speßhart', verliert er sich nur zuweilen im mystischen Gefühlsnebel. Am besten sind daher seine Sprüche (‚Geistlich wird umsonst genannt', ‚Deutscher Sinn' u. s. w.), die bei aller Tiefe doch klar bis in den Grund sich durchschauen lassen. An dem mißlungenen, in allen möglichen Versformen klingenden Trauerspiel ‚Alarcos' sowie an dem Epos ‚Roland' können wir vorübergehen. Dorothea Schlegel bearbeitete auf Anregung ihres Gatten die ‚romantischen Dichtungen des Mittelalters', Merlin, Lother und Maller, Euryanthe; die letzte rührt indeß hauptsächlich von Helmine von Chezy her.

Nach Novalis' frühem Tode galt als der eigentliche Dichter der Schule Ludwig Tieck (1773—1853), dem ein so langes Leben vergönnt war, daß er nach der kurzen Blüthezeit der Romantik sich den Gegnern derselben zugesellen konnte, wie er in den ersten Jahren seiner literarischen Thätigkeit der Nicolaitisch-Berliner Aufklärung gehuldigt

hatte. Dieser Leichtfertigkeit des Uebergangs aus dem einen in das andere Lager entspricht die Leichtigkeit des Talents, die ‚schnelle Fühlbarkeit, sich in alle Gedanken und Zustände nur zu leicht hineinzudenken', bei der ihm selbst zuweilen angst wurde. Es fehlte ihm der feste persönliche Mittelpunkt, um den sich der Wechsel der Erscheinungen und die Peripherie der Erfahrungen hätte legen können; erinnerte er sich in späteren Tagen, durch welche Fluth wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen er gegangen war, so fiel ihm zu seinem Schrecken Hume's Behauptung bei, die Seele sei nur ein Etwas, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machten. Und diese Uebergänge und Durchgänge waren, wie er selbst gesteht, Akte des Ueberdrusses, der Verzweiflung am Bisherigen, Akte des frevlen Leichtsinns. Daher schreibt sich denn das scharfe Urtheil des jungen Deutschlands: ‚Tiecks Dichtungen sind nicht aus seiner Seele gewachsen, ja er hat nie gewußt was er wollte und nie gewollt was er wußte. Sein großes Talent hat ihn auf die dichterischen Arbeiten hingewiesen; er ist der Repräsentant aller jener Leute, die nie bei den Thaten der Geschichte zugegen sind, der Kaffeehauspolitiker, der Komödianten unserer Literatur.' Das Talent Tiecks ist allerdings eminent in zauberischer Phantasie, in hohem Schwung der Betrachtung, in heiterem Witz, in feiner Beobachtung, in musikalischem Rhythmus der poetischen, in der Stylfeinheit der prosaischen Sprache. Die Jugendprodukte ‚Abdallah' und der Roman ‚William Lovell' schienen eine neue Periode der wilden Kraftgenialität anzukündigen. Waren hier Göthe's Werther und Faust vielfach Vorbilder gewesen, so wies der Künstlerroman ‚Franz Sternbalds Wanderungen' auf Wilhelm Meister hin, während er in trefflichen Schilderungen und wunderlicher Phantastik die religiöse Heiligung der Künste echt romantisch verherrlichte. Alsbald legte er nun als poetischer Polemiker die Lanze ein gegen die Plattheiten und Alltäglichkeiten der Zeit. In den Dramen: ‚Prinz Zerbino', ‚der gestiefelte Kater', ‚die verkehrte Welt' und ‚Blaubart' (1796—98) werden die poesielose kleinbürgerliche Nüchternheit der Aufklärer, die ästhetische Bornirtheit, die Pedanterie der langweiligen Weltverbesserer ohne eigentliche Satire und Reflexion, einzig in dem eigenen gestiefelten Pathos zu Tode gelacht. Nach diesen ästhetischen Spottkomödien, die zur Aufführung nicht geeignet waren, hätte man von Tieck die Restauration des deutschen Lustspiels erwarten dürfen. Statt dessen ließ er in zwei großen Stücken, der Genovefa und dem Octavian, die ganze bunte, wilde, wechselnde Zauberpracht der Romantik aufsteigen, das erste als spätgothischen Dom, das zweite als phantastisches Schloß mit den mannigfaltigsten Formschnörkeleien. Der Phantasus (1812) vereinigte die wundervolle Märchenwelt, legte aber anstatt des früheren Waldesduftes bereits den Theedunst der feinen ästhe-

tischen Reflexion darüber. Durch die neu bearbeiteten ‚Minnelieder' (1803) und Lichtensteins ‚Frauendienst' (1812) wies er entschieden auf das deutsche Mittelalter, durch die Uebersetzung des Don Quixote und Shakspeare's auf die großen Dichter des Auslandes hin. Für den letzteren und überhaupt für das Theater suchte er durch die ‚dramaturgischen Blätter' und Shakspeare's Vorschule den rechten Standpunkt zu gewinnen. Die lyrischen Poesien Tiecks schlagen in formschönen Strophen zuweilen die tiefsten, wundersamsten Töne an. Wir erwähnen nur das ‚Dicht von Felsen eingeschlossen' (Lied Golo's), ‚Im Windsgeräusch bei stiller Nacht', ‚Feldeinwärts flog ein Vögelein', ‚Waldnacht, Jagdlust', ‚Andacht', ‚Heimliche Liebe'. In Dresden, wo Tieck seit 1818 den literarischen Mittelpunkt bildete und besonders durch sein seltenes Talent als Vorleser dramatischer Dichtungen glänzte, wandte er sich, mit theilweiser Abdankung der Romantik, der Novelle zu. Durch innere Abrundung, Reichthum der Gedanken und Kunst der Darstellung erhob er die Novellistik über den episodischen Standpunkt, den sie noch bei Göthe einnimmt, er vermochte besonders die moderne Gesellschaft abzuschildern, weil er mehr als irgend ein anderer deutscher Dichter der großen und vornehmen Welt angehörte. Als wahre Perlen glänzen unter diesen Novellen: ‚Des Dichters Leben', drei zusammenhängende Erzählungen aus Shakspeare's Leben, und ‚des Dichters Tod', die letzten Tage des Portugiesen Camoens darstellend. Wunder- und Gespenstergeschichten erzählen ‚Pietro von Albano' und ‚das Zauberschloß', die alte romantische Ironie feiert in den Novellen: ‚die Reisenden', ‚der Jahrmarkt', ‚die Reise ins Blaue', ‚die Vogelscheuche' eine neue Fastnacht; in sociale Strebungen führt ‚der junge Tischlermeister'. Der ‚Aufruhr in den Cevennen', eine wilde Partie aus dem Kampfe der Camisarden gegen Ludwigs XIV. Heere, regte die historische Novellistik an; der jüngere Roman ‚Vittoria Accorombona' (1840), aus der trostlosen italienischen Geschichte des 17. Jahrhunderts geschöpft, ist ein betrübender Händedruck mit dem jungen Deutschland, den Emancipatoren der Frauen und der Sinnlichkeit. Tiecks literarische Bedeutung ist wohl mit Hillebrand hauptsächlich darin zu suchen, daß er den Standpunkt der klassischen Ausbildung unserer Literatur, wie er sich um die Wende des Jahrhunderts bestimmt hatte, mit den vielseitigen historischen Culturbeziehungen der neu eintretenden Zeit im Elemente der Dichtung vermitteln sollte.

In den Jugendjahren stand Tieck der früh verstorbene H. Wilh. Wackenroder (1772—98) zur Seite, der in den ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' (1797) die ganze Begeisterung der religiösen Kunst darstellt, die sich sofort zwischen Madonnenbildern, Chorgesang, Musikwellen und Rührung zu einem nebelhaften Katholicismus gestaltet. Diesen weichen Kunstjüngern war die Kirche eine große Kunst-

ausstellung, bei der sie gern die Rolle des Erklärers und Bewunderers übernahmen. Der Maler Ph. Otto Runge (1777—1810) gab sich der romantischen Darstellung der Natur hin, suchte die Grundlage des Kunstwerks ‚in der inwohnenden Gottesahnung, die sich im Menschen durch die ewigen Töne der Natur entzündete', und erklärte seine religiösen Bilder durch Gedichte. Als Aufzeichner der beiden vortrefflichen Märchen ‚vom Fischer un siner Fru' und ‚vom Machandelboom' (in Grimms Kinder- und Hausmärchen 19.47) wird er noch lange bekannt bleiben.

Wir führten oben bereits einen Ausspruch Brentano's in Betreff der überwiegenden Phantasie an; der wunderliche Vergleich trifft insbesondere den Urheber selbst. Clemens Brentano, Bruder Bettina's und Enkel der Schriftstellerin Laroche (1778—1842), trug von väterlicher Seite das heiße italienische Blut in sich. Es war, als ob eine neckische Fee die beiden poetischen Wunderkinder dem Frankfurter Kaufmann Brentano zwischen seine Waarenballen gelegt hätte, um sich an den beiderseitigen Verlegenheiten zu weiden. Clemens sowohl als Bettina hatten von Phantasie, von Genialität ein unbescheiden großes Theil erhalten, und, so sagt Brentano selbst, ‚Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren'. Clemens verlor es für lange Zeit im Leben wie im Dichten. So erschien er im Leben und Umgang wie eine stets wandelbare Proteusnatur, die Niemand zu ergründen vermochte, weil er den Drang der Phantasie, des Witzes, der Ironie, der fliegenden Geistreichigkeit gar nicht zu zügeln verstand; und doch lag hinter der Spottlust ein edles, tiefes, theilnehmendes Gemüth. Selbst der in Dülmen eingetretene innere Umschwung, durch den er von dem früheren wildgenialen Treiben losgesprengt und einer religiös-ernsten Richtung zugewandt wurde, vermochte wohl sein Leben zu veredeln, aber nicht die alte Neigung zum Spott zu zähmen. Er blieb, nach dem Ausspruche Kerners, wie ein Cactus, so schön und so stachelig. Und wenn er sich der im harten Kampfe errungenen Wahrheit erfreuen durfte, so konnte er doch auch Göthe's Worte auf sie anwenden: ‚Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen, Seit ich dich kenne, bin ich fast allein!' In der Dichtung stand leider der überreichen Phantasie und der innigen Gefühlstiefe die Ruhe der künstlerischen Gestaltung nicht immer zur Seite, es störten die unablässig herbeiströmenden Bilder. Mit vollen Händen warf er die dichterischen Perlen aus, aber es schien ihm nicht der Mühe werth sie zu fassen und anzureihen; sonst hätte er ein Calderon oder Dante werden können. Seinen Roman ‚Godwi oder das steinerne Bild der Mutter' nannte er selbst einen verwilderten; wunderliche Phantasiespiele führen ‚der Uhrmacher Bogs' und ‚der Philister vor, in und nach der Geschichte' auf. Vor launenhafter Phantastik und überschwänglichem Witz kommt es im Drama (‚Ponce de Leon', ‚die Gründung Prags') nich

zur Entfaltung von Charakteren. Der engere Rahmen der Novelle verhütete das Zerflattern des Stoffes, und im braven Kasperl und schönen Annerl (1817) schuf Brentano die erste rechte Dorfgeschichte, wohl auch die beste, die jemals geschrieben wurde. Die kleineren lyrischen und epischen Stücke sind leider nur selten in der Form vollendet; wo das aber der Fall ist, wie in den ‚lustigen Musikanten', in der ‚Gottesmauer', in dem ‚Soldatenlied' und dem ‚Spanischen Lied' (‚Nach Sevilla'), da entzückt ein wahrhaft zauberischer Reiz. Das eigentliche Zauberland der Phantasie aber eröffnete er erst in seinen Märchen, die nach seinem Tode, wie so viele seiner Schriften bei seinen Lebzeiten, zum Besten der Armen herausgegeben wurden; denn seine Poesie sollte eine wohlthätige barmherzige Schwester sein. Leider beginnt die liebliche Märchennovelle: Gockel, Hinkel und Gackeleia (1838) im zweiten Theile zu allegorisiren. Brentano's Hauptverdienst liegt in des Knaben Wunderhorn, einer Sammlung von älteren deutschen Liedern, die das Interesse an der Volkspoesie weckten und manches fast verklungene Lied wieder zum Eigenthum des Volks machten. So erneute Brentano auch Wickrams Goldfaden und hatte das Verdienst der Anregung für Görres' deutsche Volksbücher und Meisterlieder. Für immer aber wird er in der Literatur fortleben als der Dichter der seitdem so oft besungenen Lorelei.

In das Verdienst des Wunderhorns theilt sich mit Brentano sein Freund Achim (Joachim) von Arnim (1781—1831), der auch mit ihm zur Zeit die Einsiedlerzeitung herausgab. Eine wahrhaft ritterliche Erscheinung im besten Sinne des Worts, pflegte Arnim besonders einen idealistischen Zug, die schönen Träume von Kaiser und Reich, und suchte diese Ideen auch geschichtlich zu gestalten. Der unvollendete Roman: Die Kronenwächter, in kräftigen Zügen entworfen, bringt die Zeit Maximilians I. in tiefsinnigen Zusammenhang mit den allgemein-menschlichen und nationalen Interessen. Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores bietet die Poesie der Armuth eines heruntergekommenen gräflichen Hauses. Beide Romane sowie die meisten Novellen Arnims leiden bei der Genialität der Erfindung, bei ergreifendem Tiefsinn und Humor an Formlosigkeit und Ungleichheit der Durchführung. Das Wunderbare liegt in stetem Wechsel mit dem Gewöhnlichen, das Zauberhafte fällt unvermittelt in die Welt des Wirklichen hinein; darum fehlt es auch nicht an Uebertreibungen und kindischem Spiel. Das Phantastische und Barocke in Arnims Dichternatur tritt noch mehr in seinen von den Romantikern für shakspearisirend ausgegebenen Dramen hervor, unter denen ‚Halle und Jerusalem' Studentenabenteuer und Pilgerzüge darstellen, während die ‚Appelmänner' einen der strengsten Ausführung fähigen Stoff als Puppenspiel vorführen. Die

lyrischen Blüthen des Dichters, zum Theil in seine Novellen zerstreut, erreichen zuweilen, wie in ‚Kalte Hände, warmes Herz' und ‚Trost im Gebet' die rechte Vollendung in innigem Gefühl und klarer Form.

Die gesammelten Werke Arnims gab seine Gattin Bettina (1785 bis 1859), die Schwester Brentano's, heraus. Nach des Gatten Tode trat auch sie selbst, ebenso reich an Phantasie, als Schriftstellerin auf. Im Andenken an frühere, durch Göthe's Zuneigung verschönerte Tage schrieb sie den Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde, ein Werk, in dem die Salonwelt lange Zeit den reinsten Duft der Poesie zu athmen vermeinte. Aus der Mischung wirklicher Erinnerungen mit phantastischen Zuthaten entstand auch ihr Werk über die Günderode; in ähnlicher Weise setzte sie ihrem Bruder Clemens ein Denkmal in dem ‚Frühlingskranz'. Karoline von Günderode (1779—1806), pseudonym Tian, hatte in ‚Gedichten und Phantasien', wie in ‚poetischen Fragmenten' die Phantastik der romantischen Schule zur Verherrlichung des Katholicismus angewandt. Da wir gerade bei literarischen Frauen verweilen, so mag hier noch Helmine von Chezy (1783—1856), die Enkelin der Karschin, als Verfasserin dieser romantischen Novellen und der Oper Euryanthe erwähnt sein.

Vertrat Novalis das mystische, Tieck mit Brentano das phantastische, so vertritt Friedrich de la Motte Fouqué (1777—1843) das ritterlich-feudale Element in der Romantik. Die Helden des Befreiungskrieges, an dem Fouqué persönlich Theil nahm, weckten in ihm die Erinnerung sowohl an die kreuzfahrenden Ritter des Mittelalters wie an die Recken in der nordischen Mythologie. Aus beiden Erinnerungen schuf er sich sein phantastisches Ideal, das in Ritter- und Zauberromanen zu Tage trat. Ist nun auch in diesen Romanen (‚der Held des Nordens', ‚der Zauberring', ‚Fahrten Thiodulfs' u. dgl.) ein sehr bedeutender Fortschritt über Spieß, Cramer und Genossen hinaus sichtbar, so zeigt sich doch neben tiefer Empfindung so viel gezierte Kälte, neben scharfer und richtiger Zeichnung so viel phantastische, spukhafte Willkür, daß die augenblickliche, fast beispiellose Gunst des Publikums sich bald in entschiedene Kälte verwandeln mußte. Als das feudale Element in Fouqué's Dichtungen immer mehr hervortrat und zur Manier wurde, da sahen die höhnenden Gegner in dem früheren Liebling des lesenden Publikums nur noch das Abbild des Junkers von La Mancha; und nur die königliche Huld Friedrich Wilhelms IV. verschaffte dem greisen Sangesritter einzelne goldene Stunden. Eine Schöpfung Fouqué's aber ist frisch geblieben, es ist das Märchen Undine (1811). Die wundersame Fabel des Paracelsus von der Vermählung der Elementargeister mit Menschen ist hier unübertrefflich ausgeführt; besonders ist die Figur Undinens in ihrem neckisch-launenhaften Wesen ausgezeichnet.

Im Sand der Lüneburger-Haide geboren und aufgewachsen, nährte Ernst Schulze (1789—1817) in der Jugend seine reiche Phantasie mit der Lektüre von alten Ritterbüchern. In Göttingen wandte er seine schwärmerische, aber stumme Liebe der Cäcilia Tychsen zu. Als diese in der Blüthe der Jahre dahinschied, steigerte sich die Liebe zur ekstatischen Verehrung einer Heiligen. Ihr Grab verherrlichte er durch das große Epos Cäcilia, das den Sieg des Christenthums über den Götzendienst Odins darstellt. Will man von der starken Beimischung des Phantastisch-Wunderlichen und Lyrisch-Weichen absehen, so kann das Epos bei seinen schönen Episoden, bei dem Adel der Anschauungen und dem Glanz der Darstellung noch immer einen hohen Rang in der neueren Kunstepik behaupten. Die klangvollsten deutschen Stanzen bietet indeß wohl das kleinere Epos: die bezauberte Rose, das den von Brockhaus ausgesetzten Preis der besten poetischen Erzählung erhielt, nachdem der zarte Dichter eben seinem Brustleiden erlegen war.

Die kleineren Talente, die Dilettanten der neuen Dichtung, die Wasserspeier an dem Dom der Romantik, wenn der Ausdruck gestattet ist, sind bereits der Vergessenheit anheim gefallen, so Graf Löben, der einst hoch gefeierte Isidorus Orientalis, Wilhelm von Schütz, der Verfasser der manierirten, weinerlichen Tragödie Lacrimas, Ernst von Malsburg, der Uebersetzer Calderons, L. Giesebrecht, Krug von Nidda und Andere. Nur der jüngste, erst vor wenigen Jahren verstorbene Romantiker Joseph von Eichendorff (1788—1857), ein katholischer Schlesier, hat die romantische Lyrik so wundervoll ausgebildet, daß wohl noch lange Zeit die Jugend sich in seine Lieder hineinsingen wird. Geburt und Erziehung hatten ihm das als Mitgabe zugetheilt, was die meisten Romantiker erst in harten Kämpfen, unter Zweifel und Ungewißheit, in innerer Zerrissenheit zu erringen suchten. Daher denn bei ihm die erquickliche Ruhe, die liebenswürdige Kindlichkeit, das innige Gefühl, der treuherzigste Humor, der Einklang zwischen poetischer Anschauung und künstlerischer Darstellung. Eichendorff ist eine wahre Singvogelnatur, der Alles zum Gesang wird; nur selten besaß ein Dichter eine so rein musikalisch gestimmte Grundrichtung des Gemüths, ein so tiefes, naturandächtiges Gefühlsleben. Frohe Studenten, wandernde Musikanten, Komödianten und Zigeuner macht der Dichter zu Trägern seiner Lieder. Der stille Grund, über dem eine fromme Lerche aufsteigt, das vereinsamte Schloß, bei dem die Brunnen verschlafen rauschen in der prächtigen Sommernacht, der thaunasse Morgen mit dem frischen Waldesduft, die einsame Klause, in der der Einsiedler ausruht von Lust und Noth, bis daß das ewige Morgenroth den stillen Wald durchfunkelt, das wunderbare Morgenschweigen, als ging der Herr durch's stille Feld, die Reisesehnsucht, das Sängerleben, sie bilden die immer wiederkehrenden,

aber immer neuen Liederklänge. ‚In einem kühlen Grunde' singt das Volk, ‚der Jäger Abschied' erklingt noch immer, und ‚der frohe Wandersmann' (‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen') preist die Wunder der weiten Welt. Das Nachtgebet (‚Es rauschte leise in den Bäumen'), das Morgengebet (‚O wunderbares tiefes Schweigen'), ‚der Einsiedler', das Lied ‚O Thäler weit, o Höhen', ‚die Nachtigallen' und so viele andere Lieder sind so innig, so süß und duftig, daß sie ganze Bände von Reflexionsdichtungen aufwiegen. Und wer die kleinen Lieder ‚auf den Tod meines Kindes' liest, der wird alle Elegien Tiedge's und Matthissons bei Seite legen. Diese rein lyrisch gestimmte Dichternatur konnte in der Novelle und im Drama nicht ausreichen. Den Novellen geben die eingestreuten Lieder den eigenthümlichen Werth; nur die eine Novelle *aus dem Leben eines Taugenichts* bezaubert ganz und gar durch die heitere Poesie des Dolce far niente, während die größere Erzählung ‚Dichter und ihre Gesellen' das Zerfließen der Gestalten nicht verhüten kann. Die Tragik (‚Ezzelin von Romano') zerschmilzt unter dieser melodischen Hand, und nur der Humor und die Ironie erglänzen nach Tiecks Manier in der Spottkomödie ‚Krieg den Philistern'. In späteren Jahren hat Eichendorff sich als geistreicher, geschmackvoller Literarhistoriker hohe Verdienste erworben [1].

III. Drama. Patriotische Dichter. Vereinzelte.

Indem wir zur Schilderung der Dramatiker und der patriotischen Dichter übergehen, mag die Bemerkung erlaubt sein, daß wir hier nicht mehr mit jedem Tritt auf eigentlich romantischem Boden uns bewegen, sondern der Vollständigkeit wegen mehrere Erscheinungen heranziehen, die nur zeitlich mit der Romantik zusammenstehen.

---

[1] Novalis' Schriften herausg. v. F. Schlegel und Tieck. 2 Bde. Berlin 1802. 5. Aufl. 1837. Dritter Theil, Berlin 1846. — A. W. Schlegels sämmtl. Werke herausg. v. Böcking. Leipzig 1846. 12 Bde. — Fr. Schlegels Werke. Wien 1822 ff. 10 Bde. Zweite Ausg. Wien 1846. 12 Bde. — L. Tiecks Schriften, Berlin 1828 ff. Gesammelte Novellen, Berlin 1852. 53. 12 Bde. Nachgelassene Schriften herausg. v. R. Köpke. Leipzig 1855. 2 Bde. Leben Tiecks v. R. Köpke. Leipzig 1855. 2 Bde. — Cl. Brentano's gesammelte Schriften, Frankf. 1851. 9 Bde. Märchen herausg. v. G. Görres. Stuttg. 1847. 2 Bde. Leben von demselben in den hist.-polit. Bl. Bd. 14. 15. — Arnim's Werke mit Einleitung von W. Grimm. Berlin 1839. Neue Auflage, Berlin 1853 ff. 22 Bde. (besorgt von Bettina, von W. Grimm nichts als die Einleitung). — Fouqué's ausgewählte Werke, Halle 1841. 12 Bde. — E. Schulze's poet. Werke herausg. v. Bouterweck. Leipzig 1818. 3. Aufl. 1855. 5 Bde. — Eichendorff's Werke. Berlin 1841. 4 Bde. Sämmtliche poet. Werke, Leipzig 1863. 6 Bde. Vermischte Schriften, Paderborn 1866. 5 Bde.

Hier tritt uns zuerst die Gestalt des reich begabten, viel geschmähten Zacharias Werner (1768—1823) entgegen, der vom fernen preußischen Osten her den Romantikern zustrebte und in der höchsten Erwartung von der Wirkung der neuen Poesie auf alle Verhältnisse ein begeisterter Thyrsusschwinger der Romantik wurde. Es war ihm vergönnt, als Mensch durch Täuschung, selbstverschuldetes Leid und schwere Schuld sich zur Buße und Geistesruhe hindurch zu ringen (er ward 1811 in Rom katholisch, 1814 zu Aschaffenburg Priester); sowie er aber als Dichter die früheren Fehltritte sühnen wollte, da reichte seine Kraft nicht aus. Bei der Zerrissenheit seiner Seele ruft er aus: ‚Nichts vermag uns zu trösten als Kunst und Religion, das lebendige Gefühl der großen Naturnähe und das unbefangene Ergießen einer reinen Seele in dieses reine Meer.‘ Die Freimaurerei, in der er eine geheimnißvolle Tiefe finden wollte, ließ ihn von einem geläuterten Katholicismus träumen, einer Religion der Zukunft und der Gebildeten. An diesen Gedanken rankte sich sein ergreifendes Doppeldrama ‚die Söhne des Thals‘ (1803) an, in welchem der Templerorden zu voreilig den geläuterten Katholicismus der unvorbereiteten Menge mitgetheilt hat und darum dem kühnsten Repräsentanten dieser esoterischen Religion, dem Inquisitor Wilhelm von Paris, als Opfer fallen muß. Die große Erwartung und Gunst, die sich fortan an den Dichter knüpften, schien er in dem ‚Kreuz an der Ostsee‘ (1806), wovon indeß nur der erste Theil vollendet wurde, rechtfertigen zu wollen. Doch ‚Martin Luther oder die Weihe der Kraft‘ (1807) ließ die krankhaft-pietistischen Elemente zu sehr hervortreten. Die romantischen Tragödien ‚Attila‘ und ‚Wanda, Königin der Sarmaten‘ zeigen dramatische Fülle, glühende Farben, stellenweise auch hinreißende Wahrheit und feste Zeichnung, daneben aber allzu phantastische Zuthaten. Als Katholik setzte er dem Martin Luther in der ‚Weihe der Unkraft‘ einen Widerruf entgegen, behauptete sich mit ‚Kunigunde der Heiligen‘ noch immer auf romantischem Boden, während ‚die Mutter der Makkabäer‘ sich fast als eine dramatische Unmöglichkeit darstellt. An seinen lyrischen Gedichten, die für seinen Lebensgang von großer Bedeutung sind, dürfen wir hier vorübergehen und nur bemerken, daß er die von Dalberg geschenkte goldene Schreibfeder als Hauptwerkzeug seiner Verirrungen und seiner Buße in die Schatzkammer der hl. Jungfrau zu Loretto niederlegte. Am berühmtesten wurde Werners vierundzwanzigster Februar, ein einaktiges Trauerspiel (1815) als der Ausgangspunkt der nachher zu besprechenden Schicksalstragödien. Im Leben des Dichters war der 24. Februar als der Todestag seiner Mutter und seines Freundes schwarz gezeichnet.

Zur selben Zeit, als Werners erste dramatische Dichtungen entzückten, rang ein anderer Dramatiker von hoher Begabung umsonst

nach Anerkennung in der literarischen wie in der politischen Welt. Zwischen Hochmuth und Verzweiflung bei den unglücklichen Geschicken seines Vaterlands, ein politischer Werther, rang das düstere Gemüth Heinrich von Kleist's (1776—1810) sich zu Tode — er erschoß erst eine ihm befreundete Frau, dann sich selbst. Die unselige Gabe, alle Dissonanzen des irdischen Daseins tiefer und herber als Andere herauszufühlen, steigerte sich bei ihm zu dem gänzlichen Unvermögen, sie harmonisch, d. h. als Ringe einer unsichtbaren ewigen Gliederung zu begreifen. Wie er darum Liebe, Schönheit, Freundschaft in seinen Dichtungen unerbittlich dem Tode weiht, so verweilt sein umflortes Gemüth besonders gern bei dem Finstern, Phantastischen, Grauenhaften, wie Kinder in der Dunkelheit an Spukgeschichten ein grausendes Ergötzen haben. Herb und düster ist sogleich ‚die Familie Schroffenstein', wild und willkürlich, eine Mischung von Antikem und Modernem die ‚Penthesilea', ungestüm, aber in kräftigen, großen Zügen durchgeführt erscheint ‚die Hermannsschlacht'. Dagegen ist sein Ritterschauspiel: ‚das Käthchen von Heilbronn' von aller Innigkeit und Zartheit der Liebe durchhaucht, zugleich auch mit großem dramatischen Geschick durchgeführt; und doch muß auch hier wie in dem schwächeren ‚Prinz von Homburg' ein krankhafter somnambulistischer Zug in unangenehmer Weise stören. In ähnlicher Art gesellen sich zum guten oder bösen Schluß in der ausgezeichneten Erzählung ‚Michael Kohlhaas' zu dem an sich herben und düsteren Stoff noch phantastisch-spukhafte Elemente. Auch die kleineren Erzählungen sind durchweg Bilder düsteren Colorits, grau in grau gemalt. Ueber das Lustspiel: ‚Der zerbrochene Krug' hat sich das Urtheil nicht einigen können. Während das Theaterpublikum in Weimar dieses ‚langweilige und abgeschmackte' Stück durchfallen ließ, sehen einige Literar-Historiker in demselben eines der besten neueren Lustspiele, ein derbes Bild, in der heiteren Kunst der niederländischen Maler meisterhaft ausgeführt.

Zur selben Zeit dichteten in Wien zwei Brüder, Heinrich Joseph und Matthäus von Collin, für die Bühne. Der ältere, bereits 1811 verstorbene, erfaßte in klassischer Einfalt seine Stoffe (‚Regulus', Coriolan', ‚Polyxena'), führte sie raschen Geistes aus, näherte sich im Anschluß an Schiller indeß mehr dem rhetorischen Pathos der Franzosen als der stillen Größe der Antike. Seine Landwehrlieder sind von patriotischer Begeisterung gehoben, einzelne Balladen, z. B. ‚Kaiser Max auf der Martinswand', noch nicht vergessen. Der jüngere Bruder neigte sich mit dünnerem Talente mehr der Oper zu. Im hohen Norden dichtete der Däne Adam Oehlenschläger (1779—1850), der Heros der dänischen Literatur, auch zugleich in deutscher Zunge. In seinen Dramen aus der nordischen Sagenwelt, ‚Hakon Jarl', ‚Palnatoke', sticht

die Weichheit der Behandlung, wie einst in Wielands Alceste, allzusehr gegen den kernharten, herben Stoff ab. Das Künstlerdrama ‚Correggio' verdankte indeß die ihm gewordene außerordentliche Theilnahme eben seiner thränenseligen Weichheit. —

Mit seinem ‚vierundzwanzigsten Februar' gab Werner die Losung für die grauenhafte Schicksalstragödie, mit der die Dramatik zu Anfang der zwanziger Jahre rein zu verwildern begann. Schon Lessing hatte klar erkannt, daß an die Stelle des antiken Fatums durchaus die psychologische Charakteraustiefung in der modernen Tragödie zu treten habe. Schiller war davon im Wallenstein theilweise, in der Braut von Messina gänzlich abgegangen. Die modernen Schicksalstragödien sind indeß von dem antiken Fatum, jener geheimnißvollen dunklen Göttermacht, weit entfernt geblieben; ihr Fatum ist ein launenhaftes Gespenst, das den Menschen zu seinem entwürdigten Spielball macht. Ein unheilvoller Traum, eine Zigeunerweissagung, ein Ahnenfluch, Constellation der Sterne, das sind des Schicksals Mächte; ein schon früher in Blut genetzter Dolch, ein unheilvolles Messer, das sind seine Instrumente; und darum sind die Helden dieser Schauerstücke haltlose, schwächliche, weiche Gesellen, die ihren freien Willen gern an das Schicksal verkaufen. Bei der Eintönigkeit in solchen Stoffen und Ausführungen suchten die Schicksalstragöden durch Pracht der Diction, durch neuen dramatischen Vers (vierfüßigen Trochäus), durch südliche Grandezza, besonders durch Sentenzenreichthum zu entschädigen. Doch alles das reichte nur für einige Zeit aus. Platen und Castelli parodirten in der ‚verhängnißvollen Gabel' und dem ‚Schicksalsstrumpf' dieses moderne Fatum, und plötzlich sah das Publikum sich aus dem Zauberbann befreit; die jüngeren Talente schlugen neue Wege ein.

Zu den Schicksalstragöden zählen nun ‚der Advokat zu Weißenfels', Adolph Müllner (1774—1829), mit seinem ‚neunundzwanzigsten Februar' und mit der ‚Schuld', vor die A. W. Schlegel das Motto aus Schiller setzte: ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht, Der Uebel größtes aber ist die Schuld'; sodann der süßlich-weinerliche E. Houwald mit seinem ‚Bild'; der Wiener Franz Grillparzer, der ‚die Ahnfrau' schrieb, dann aber sich einer würdigeren Auffassung der Tragödie zuwandte. Zedlitz gehört nur mit seinem ‚Turturell' hierher.

Die Noth und das Bedürfniß der Zeit, der Kampf um deutsche Freiheit, Recht und Sitte gegen die Franzosen riefen den patriotischen Gesang in's Leben, der in Zorn-, Kriegs- und Schlachtliedern die Trägen und Zweifelnden aufwecken, die Freiheitskämpfer begeistern und entflammen sollte. Die glücklich kämpfenden, endlich von der Uebermacht erdrückten Tyroler, die schwarzen Lützower Jäger, die Heldengestalten eines Schill und Scharnhorst, der jugendliche Körner, die soldatische

Figur Blüchers waren besonders von poetischem Glanze umstrahlt. Da wurde im Drang des Augenblicks manch gutes Schlacht- und Siegeslied gedichtet und gesungen; aber oft klingt es doch gar zu ‚ahnungsgrauend, todesmuthig', und unter der großen Masse patriotischer Gesänge fanden sich auch genug, denen Brentano's Spottverse gelten:

Theils sind sie für Theaterhelden geschrieben,
Die hinten wieder aufstehn, wenn sie vorne geblieben,
Theils sind sie wie papierne Helme erhaben,
A la Kakadu, wie sie die Modehüte haben,
Theils schlagen's ein Rad wie ein Indian,
Gar elendig schaut sich's von hinten an,
Theils sind sie so starr, kalt, hager und steif,
Wie ein nasser, gefrorner Saloppenschweif,
Theils sind sie wie ein junges Gänsefell weich,
Theils rauh und raschlich wie Konsenzzeug.

Und wenn auch während der Freiheitskämpfe die schwachen Seiten dieser Lyrik gern übersehen wurden, so setzten doch viele Patrioten in ihrem lächerlich aufgeschraubten Abscheu gegen alles ‚Wälsche' und ihrer von Derbheit und Sonderbarkeiten begleiteten Deutschthümelei ihr Streben in Miscredit, während von anderer Seite der Begeisterung alsbald Dämpfer aufgesetzt wurden.

Zu diesen patriotischen Sängern gehören von den bisher erwähnten Fouqué und Collin, sodann vorzugsweise Körner, Schenkendorf, Arndt und Rückert. Stägemann gab seiner Lyrik eine zu specifisch schwarzweiße Färbung. Selbst ein jugendlich begeisterter Kämpfer in Lützow's wilder, verwegener Schaar und durch seinen Heldentod für's Vaterland hoch verklärt, errang Theodor Körner (1791—1813) mit seinen feurigen, in Schillers Gluth und Farbenpracht gedichteten Kriegsliedern (‚Leier und Schwert') seinen eigentlichen Dichterruhm. Noch erklingen seine Lieder: ‚Das Volk steht auf', ‚Was glänzt dort vom Walde', ‚Ahnungsgrauend, todesmuthig', das ‚Vater, ich rufe dich' und das wenige Stunden vor seinem Tode gedichtete ‚Schwertlied'. Ist in den Liedern Körners des Einfluß des Schiller'schen Pathos bemerklich, so daß der junge Dichter den Zeitgenossen wie der neu erstandene Schiller erschien, so zeigen die Dramen ‚Rosamunde', ‚Hedwig', und besonders der hoch gehobene ‚Zriny' ebenfalls diesen Einfluß, während die leicht gearbeiteten Lustspiele, wie ‚der Nachtwächter', an Kotzebue'sche Theatereffecte erinnern. Dem feurigen Körner stellen wir füglich den ebenso begeisterten, aber in die mystisch bewegten Kreise Stillings und der Krüdener eingeweihten, weicheren Max von Schenkendorf (1783—1817) zur Seite. Indem er mit reiferem Patriotismus tiefe Religiosität vereint, stellt er eine wahrhaft romantische Erscheinung im besten Sinne des Wortes dar. Er bleibt nicht beim Kampf und Sieg stehen, die Her-

stellung des deutschen Reiches unter kaiserlicher Hoheit, die Erneuung der alten Städteherrlichkeit, die Rückführung der religiösen Einheit, das sind seine immer wiederkehrenden Ideale. In solchen Weisen gehalten, sind seine auch in der Form meist vollendeten Lieder (‚Auf Scharnhorsts Tod', ‚Als der Sandwirth von Passeier', ‚Freiheit, die ich meine', ‚Wie mir deine Freuden winken', ‚das Lied vom Rhein', u. A.), freilich nicht in dem Maße wie Körners Sturmeslieder, Lieblinge des deutschen Volkes geworden. Die geistlichen Lieder lehnen sich theilweise an Novalis an. Dagegen bildete bei Ernst Moritz Arndt (1769—1859) der Groll gegen die französischen Unterdrücker unter starker Beimischung der schon oben bezeichneten Deutschthümelei sich zur förmlichen Franzosenfresserei und zum Haß gegen alles katholische Wesen aus. Nach dieser Seite hin steht Arndt mit dem Turnvater Jahn, dem ‚alten und ewigen Gymnasiasten', zusammen. Doch wollen wir darum die zornlodernden, kräftigen Vaterlands- und Freiheitslieder des Alten nicht vergessen, sein ‚Lied vom Feldmarschall' (‚Was blasen die Trompeten?'), sein ‚Vaterlandslied' (‚Der Gott, der Eisen wachsen ließ'), sein dithyrambisches ‚Feuerlied' (‚Aus Feuer ward der Geist geschaffen'); wollen nicht vergessen trotz seiner Schwächen sein ‚deutsches Vaterland'; wir wollen ihm nicht vergessen, daß er zuerst im ‚Geist der Zeit' (1807) das Schwert seines feurigen Wortes gegen die fremden Unterdrücker wie gegen die deutsche Entartung und Feigheit schwang; nicht vergessen seine Wacht für den deutschen Rhein, den er nicht zu Deutschlands ‚Rain' (Grenze) gemacht wissen wollte; nicht vergessen seine kernigen ‚Märchen und Jugenderinnerungen', die Blüthen von der nordischen Insel Rügen. Dafür mögen dann seine ‚geistlichen Lieder' sammt der Schrift ‚vom Wort und Kirchenlied', mögen seine von religiöser Intoleranz eingegebenen Ausfälle gegen ‚Belgien und was daran hangt', von ‚Polenlärm und Polenbegeisterung', mögen auch seine ‚Wanderungen und Wandelungen' und was dahin zählt, für immer abgethan sein. Zu den Dichtern vaterländischer Lieder zählt endlich noch Friedrich Rückert, der als Freimund Raimar in der Eisenrüstung der ‚geharnischten Sonette' auftrat; er macht in andern Liedern wie in den ‚drei Gesellen' das Thema von der Einheit aller deutschen Volksstämme zum Grundton seiner Liederklänge. Die bald nach den Befreiungskriegen eintretende burschenschaftliche Begeisterung wird in Liedern vorzüglich durch K. Follen (‚Schalle, du Freiheitssang!'), Binzer (‚Wir hatten gebauet ein stattliches Haus') und F. Maaßmann (‚Ich hab' mich ergeben') vertreten.

An diese patriotischen Sänger mag sich als Gegensatz der Romantiker anschließen, in welchem von patriotischer Begeisterung auch nicht die Spur zu finden war, der bei Deutschlands Unterdrückung und während der blutigen Freiheitsschlachten ‚recht vergnüglich und gemüthlich'

in seiner Weise lebte. Es ist der Königsberger E. Th. A. Hoffmann (1776—1822), einer von den verlorenen Söhnen der Poesie, die, wie alle verlorenen Söhne, eigentlich zu dem Höchsten berufen sind, aber all ihr Erbtheil verschwenden und verpuffen. Dilettant in Musik, Malerei und Dichtkunst, ohne Sinn für ein geregeltes Leben und für die freie Natur, der vagen Schwärmerei sich hingebend, gestaltete er auch sein Leben und Dichten zu einem geistreichen Capriccio ohne eigentlichen Inhalt. Aus Musikschwärmerei und Weingenuß gestaltete er sich seine Poesie; im Rausche der wilden Töne und der Weinseligkeit schossen vor ihm die abenteuerlichsten Figuren, die wunderlichsten Zerrbilder, Kobolde, Zauberer, Vampyre, Revenants, Doppelgänger, ein wahrer Teufelsspuk, auf; in tollem Humor warf er die grauenhaften Gestalten auf's Papier, bis er in vollständiger Erschöpfung zu Grunde ging. Seine ‚Serapionsbrüder', eine Sammlung von Novellen und Märchen, sind eine Nachahmung des Tieck'schen Phantasus. Einzelne Novellen, wie ‚das Fräulein Scuderi', ‚Käfer Martin' und vor Allem der ergötzliche ‚Signor Formica' zeigen ein bedeutendes Talent. In fast wahnsinniger Phantasterei ergeht sich der Roman ‚die Elixire des Teufels'; der ‚Kater Murr' sollte im Kapellmeister Kreißler den Doppelgänger des Dichters selbst darstellen, mischt aber zugleich die wunderlichsten, für den vernünftigen Leser völlig ungenießbaren Phantasmagorien ein. Eine solche Poesie ist, wie Jean Paul, der doch den Dichter in die Lesewelt einführte, nachher selbst gestand, ein wahres Tollkirschenfest. An Hoffmann studirte und lernte die sogenannte französische Romantik, die zu der eigentlichen deutschen Romantik etwa in dem Verhältnisse steht, wie die engen schmutzigen alterthümlichen Gassen einer mittelalterlichen Stadt zu den herrlichen gothischen — unvollendeten Domen desselben Mittelalters. Hoffmannstropfen riechen auch durch Aug. Apels Dichtungen stark hindurch; dieser gab im Verein mit Fr. Laun in sechs Bänden ein ‚Gespensterbuch' heraus, aus dem dann hinwiederum der flache Kritiker Fr. Kind den Stoff zu seiner romantischen Oper ‚der Freischütz' nahm.

Wie eine tiefsinnige Hieroglyphe an der Grenzscheide des Jahrhunderts steht Friedr. Hölderlin da (1770—1843), von Arnim als der größte elegische Dichter der Deutschen bezeichnet, gewissermaßen eine romantische Erscheinung auf antik-klassischer Grundlage. In der Jugend ein Freund Schellings und Hegels, nähert er sich der Romantik durch die Versenkung in die Fülle der Natur und durch theoretische Anerkennung der Schlegel'schen Grundsätze, während er in Stärke und Fülle sich als Schillers Zögling bekannte. Abweichend von der romantischen Schule versetzte er sich in idealer Ueberspannung in das antike Leben; hier meinte er in der höchsten Bildung zugleich die höchste Natur zu finden und träumte von einer Erneuung des griechischen Lebens. Diese

Zwieschlächtigkeit seines Wesens im Bunde mit einer unglücklichen Liebe brachte in ihm den Zwiespalt zwischen Geist und Natur hervor, der ihm vierzig Jahre lang des Wahnsinns Binde um das geistige Auge legte. Hölderlin ist ein Lyriker erster Größe. Sein ganzes Gemüth, seine Sehnsucht, seine Klagen, seine Verzweiflung strömte er in Liedern aus. Aber das Streben nach Abrundung und Harmonie, das ihn meist zur höchsten Formvollendung fortschreiten läßt, sänftigt die Ausbrüche des zerrissenen Geistes zur milden Wehmuth. Wilder treten diese Ausbrüche in dem unvollendeten Roman ‚Hyperion oder der Eremit von Griechenland' hervor.

Eine andere merkwürdige, aber liebenswürdigere Erscheinung ist Adalbert von Chamisso (1781—1838), Franzose von Geburt, Deutscher aus Neigung und als Dichter, mit romantischen Anfängen, vom Schicksal gehärtet, als Weltumsegler mit reichen Bildern und Erfahrungen ausgerüstet. Chamisso hat besonders die poetische Erzählung ausgebildet. Als Form wählte er sich die schwer zu handhabende Terzine, die er mit außerordentlicher Gewandtheit durchführt. Von den dichterischen Stoffen verlangt er — wohl ein Erbstück seiner französischen Natur — vor Allem, daß sie ‚packen'; daher seine Vorliebe für starke Effecte, für Nachtstücke, für das Gräßliche, wovor er doch in späteren Jahren jüngere Dichter, namentlich Freiligrath, warnte. So führt er uns durch alle Himmelsstriche, unter allerlei Volk, immer glatt und sauber, nur oft zu grell malend. Sein ‚Salas y Gomez', ‚das Crucifix', ‚Matteo Falconi', ‚Vergeltung' u. A. sind in der Ausführung so vollendet, daß in der Terzinenform nur das ausgezeichnete Nachtstück von Schelling ‚die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland' ihnen zur Seite gestellt werden kann. Auch die humoristische Romanze (‚Tragische Geschichte', ‚böser Markt', ‚der rechte Barbier', ‚der Szekler Landtag' u. s. w.) gelingt Chamisso in hohem Grade; eine klare Perle der Dichtung ist ‚die alte Waschfrau', ein ideenreiches Stück ‚die Kreuzschau', in richtigem epischen Ton ist das Märchen ‚Abdallah' ausgeführt, selbst die Weise der Legende im ‚heiligen Martin' ganz getroffen. Einige scharfe politisirende Lieder verrathen den Einfluß Berangers, den Chamisso mit Gaudy in's Deutsche übertrug. Von den lyrischen Produkten gibt ‚Frauen Liebe und Leben' in engem Rahmen einen Cyklus von den zartesten Seelengemälden. Durch ganz Europa drang die Märchennovelle ‚Peter Schlemihl' (1814). Hier geschah einmal wieder, was Göthe an einzelnen seiner Gedichte erfahren mußte: man legte dem Dichter und seinem Werke ganz neue, ihm durchaus fremde, immer aber geistreiche Ideen unter, während er sich bloß an den Schattenspielen seiner Phantasie ergötzt haben wollte[1].

[1] Ausgewählte Schriften Werner's herausgegeben von seinen Freunden, Grimma

IV. Roman. Dialect. Prosa.

Wir dürfen von der vorliegenden Literatur-Epoche nicht scheiden, ohne das entworfene Bild noch in einzelnen Zügen zu vervollständigen. Es sei also zunächst erwähnt Wessenberg, einst Verweser des Bisthums Konstanz, ein Josephiner, der in ziemlich schwachen lyrischen Gedichten der Aufklärung huldigte und in größeren epischen Gedichten (‚Fenelon', ‚Julius') sein geringes Talent glücklich zu verdecken verstand. Der Prediger Krummacher suchte die Parabel fortzubilden. In der Romanliteratur fristete der Räuber- und Schauder-Roman ein zähes Leben und fiel hauptsächlich den Predigern (Hildebrandt, H. Müller) in die Hände. Haken, Salice-Contessa, Müchler, Th. Hell u. A. beschränkten sich meist auf Erzählungen und Novellen, für welche die Taschenbücher (‚Urania', ‚Minerva', ‚Cornelia', ‚Frauentaschenbuch', ‚Taschenbuch zum geselligen Vergnügen') und die belletristischen Zeitschriften, wie die ‚Erholungen', ‚Erheiterungen', ‚Abendzeitung', Raum boten. Franz Horn, auch als geistreicher Literarhistoriker und Erklärer Shakspeare's bekannt, erhob sich zu umfassenderen Schöpfungen (‚die Dichter'), Ernst Wagner vertritt in der Nachahmung Göthe's mit den ‚reisenden Malern', ‚Ferdinand Miller', ‚Wilibalds Ansichten des Lebens' den Kunstroman vielfach nicht ohne Anklang an Heinse. Unterdeß fuhr Julius von Voß in seinen derb realistischen Schilderungen fort, in denen ihm der Geschichtschreiber Woltmann geistreicher zur Seite trat. Der historische Roman, durch Walter Scott so herrlich eingeführt, fand in van der Velde einen sehr oberflächlichen Bearbeiter. Während der Philologe Jakobs didactische Romane hauptsächlich für die Frauenwelt schrieb, schwangen sich auch die Damen selbst, wie Frau von Ahlefeldt, Fanny Tarnow, Karoline Engelhardt, Karoline Pichler, Therese Huber zur romantischen, idealistischen und emancipirten Darstellung auf.

Auf dem Theater, dem die meisten Produkte der Romantiker nicht recht entsprachen, figurirte leichte Waare neben dem immer grünen Kotzebue. Der Braunschweiger Klingemann schrieb als Nachahmer Schil-

---

1841. 44. 13 Bde. — H. v. Kleist gesammelte Schriften herausg. von L. Tieck, Berlin 1826. 3 Bde., revidirt und mit Biographie von Jul. Schmidt, Berlin 1859. 3 Bde. — Oehlenschlägers Werke, Breslau 1839. 21 Bde. — Körners Werke von A. Streckfuß. Berlin 1834. 1838 u. s. w. in 4 Bdn. — Schenkendorfs Gedichte mit Lebensabriß von A. Hagen. 3. Aufl. Stuttgart 1862. — E. M. Arndts Gedichte. Vollständige Sammlung. Berlin 1860. — E. Th. A. Hoffmanns ausgewählte Schriften, Berlin 1827. 10 Bde. — Hölderlins Werke herausg. v. C. T. Schwab, Stuttgart 1846. 2 Bde. — Chamisso's Werke, Leipzig 1836. 5. Aufl. 1864. 6 Bde.

lers, Werners und Shakspeare's seine seichten, aber bühnengerechten historischen Dramen; der Wiener Franz von Holbein schuf sich ein Repertoire von Original-Lustspielen und bühnenmäßig überarbeiteten Schauspielen; Weichselbaumer aus München strebte in seinen antikisirenden Dramen vergebens nach antiker Haltung; Adolf Wagner schrieb sogar in zwei Sprachen, Deutsch und Italienisch, letzteres freilich wie Rothwelsch; von ihm rührt die bewunderte ‚Schweizerfamilie' her. Apel, Winkler (Th. Hell), G. Reinbeck erhoben sich nicht über das allergewöhnlichste Niveau oder arbeiteten nach französischen Vorlagen. Die Lustspiele von Steigentesch galten als Muster im feinen Conversationston und harmlosen Humor; Sievers hatte die niedrigere Posse für sich genommen. Unterdeß waren die stehenden Theater trotz der Ungunst kriegerischer Zeiten häufiger geworden.

Die Dialect-Dichtung, in der einst Voß verunglückte Versuche gemacht hatte, konnte einstweilen nur in Süddeutschland gedeihen. Hier standen nämlich die Dialecte der hochdeutschen Büchersprache nicht so fern, waren auch den gebildeten Ständen nie so fremd geworden, als das Plattdeutsche im Norden, das so zu sagen wie eine eigene Sprache, nicht wie eine Mundart, dem Hochdeutschen gegenüber steht. Dort hatte auch bereits Sebast. Sailer (1717—77) seinen Humor im Gewande des schwäbischen Dialekts auftreten lassen. Den meisten Anklang nicht nur im Süden, sondern auch in Norddeutschland fanden mit Recht die ‚allemannischen Gedichte' von Joh. Pet. Hebel (1760—1826), die deßhalb auch mehrfach in's Hochdeutsche übertragen wurden. Der Dichter, auch durch seinen ‚rheinischen Hausfreund' als Volksschriftsteller von gutem Klange bekannt, bewährt nämlich, was sonst in den Dialect-Dichtungen so selten, eine wahrhaft poetische Auffassung des idyllischen Landlebens bei liebenswürdigem süddeutschen Humor und plastischer Anschaulichkeit. In der Schweiz sang Usteri neben seinem ‚Freut euch des Lebens' Volks- und Kinderlieder wie Idyllen im Dialecte; sehr beliebt wurden die Lieder von Kuhn und das ‚Herz, mys Herz, warum so trurig?' von Wyß dem Jüngeren. Grübel, einer der letzten Meistersänger, sang in Nürnberger Mundart. Hansen, Küster auf der Insel Sylt, D. G. Babst zu Rostock (1741—1803 ‚Allerhand schnaakſche Saken tum Tietverdriew') und W. Bornemann aus der Altmark (1767—1851, Gedichte in plattdeutscher Mundart,) vertreten in scherzhaften Gedichten die Dialekte ihrer Heimat.

Für Uebersetzungen bezeichnet A. W. Schlegel den wahren Fortschritt. Auf diesem Wege folgten Gries, Streckfuß und Kannegießer mit mustergültigen Uebersetzungen aus den romanischen Sprachen. Der Orient wurde durch Hammer-Purgstall erschlossen, die rechte Uebertragung aus den orientalischen Sprachen aber erst angebahnt.

Unterdessen war auf dem Gebiete der Geschichte ein regeres Leben erwacht. Während K. F. Becker, Bredow und der liberale Namenskatholik K. von Rotteck (1775—1840) geschmackvolle, wenn auch nicht unbefangene Universalgeschichten schrieben, und A. H. L. Heeren als Nachfolger Herders und berechnender Darsteller neue Gesichtspunkte aufzufinden strebte (‚Ideen über Politik, Handel u. s. w. der alten Welt'), pflegten Westenrieder, Kurz, Jos. v. Hormayr, Sartorius, Uckert und Mannert die Specialgeschichte. Eine neue Kritik trat mit den Forschungen B. G. Niebuhrs (1776—1831 ‚Römische Geschichte') zu Tage, der nach den Quellen der Geschichtsquellen forschte; K. D. Hüllmann (1765—1846) wandte seine Blicke auf die bisher wenig berücksichtigten Seiten der Völkergeschichte: Verfassung, Städtewesen, Handel (‚Städtewesen des Mittelalters'); K. F. Eichhorn brach mit seiner ‚deutschen Staats- und Rechtsgeschichte' dieser neuen Wissenschaft zuerst Bahn; Heinr. Luden (1780—1847) ‚Allgemeine Gesch. des deutschen Volkes') und F. Wilken (‚Gesch. der Kreuzzüge') gewannen eine vorurtheilsfreiere Betrachtung des Mittelalters; A. Wachler wandte seine Forschungen besonders der Cultur- und Literaturgeschichte zu. F. H. von der Hagen und J. G. Büsching zogen mit vielem Fleiß die literarischen Schätze des deutschen Mittelalters hervor, aber schon begannen die bedeutenden Forschungen der Brüder Grimm sie zu überflügeln. Die Kunstgeschichte hatte mit Fiorillo einen Anlauf genommen; durch Wallraf, vorzüglich aber durch die Brüder Boisserée kam auch in der Kunst das romantische Element zur Geltung.

Von den Philosophen dieser Zeit wurden bereits Fichte und Schelling erwähnt; die Naturphilosophie des letzteren wurde weiter und zugleich auf das eigentliche Gebiet der Natur geführt durch L. Oken (1782—1851). Die rechten Philosophen der Romantik, obwohl, wie es sich für Philosophen geziemt, erst hinterdrein kommend, sind F. Windischmann (1775—1839), Professor in Bonn, der den beiden Schlegeln im indischen Studium folgte und von da aus dem ‚Fortgang der Philosophie im Lauf der Weltgeschichte' als dem fortwährend fließenden Strome einer göttlichen Uroffenbarung nachspürte, ein durch und durch christlicher Forscher, und Franz von Baader (1765—1841), Professor der speculativen Theologie zu München, der mit Schelling's Naturphilosophie die Theosophie Jakob Böhme's und des Franzosen St. Martin zu vereinigen strebte und seltsamer Weise mit einer Hinneigung zur griechischen Kirche abschloß. Die Nachtseiten des Geistes und der Natur erforschten mit romantischer Vorliebe G. J. Schubert (1786—1860), der die Fülle der Kenntnisse mit ahnungsreicher Tiefe verband (‚Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft', ‚Symbolik des Traumes', ‚Geschichte der Seele'), sodann C. A. Eschenmayer (1771—1852) und Justinus Kerner, di

vielgeschmähten Ritter des animalischen Magnetismus und des Hereinragens der Geisterwelt in die unsrige (‚Archiv für thierischen Magnetismus', ‚Mysterien des innern Lebens', ‚Geschichte zweier Somnambulen', ‚Seherin von Prevorst'). Von den eigentlichen Naturforschern verdient zunächst A. G. Werner (1750—1817), der Begründer der wissenschaftlichen Geognosie und Vertheidiger des Neptunismus, Erwähnung; sodann J. F. Blumenbach (1752—1840), der die Zoologie fortbildete und durch Kraniologie die Scheidung der Menschen in Racen begründete. Chr. W. v. Hufeland (1762—1836) errang einen berühmten Namen durch seine Makrobiotik und sonstige populär-medizinische Schriften. Um die Geognosie und später um die Paläontologie machte sich besonders Leopold von Buch (1777—1853) verdient. In einer bis dahin noch nicht erlebten Allgemeinheit vereinigte der berühmte Reisende Alexander von Humboldt (1769—1859) Kenntnisse in allen Zweigen der Naturwissenschaften. Seine exacten, unter unsäglichen Mühen und Gefahren gemachten Forschungen, die vielfach Bahn brechend, immer aber anregend hervor traten, verstand er in das glänzendste sprachliche Gewand zu kleiden (‚Reise in die Aequinoctial-Gegenden', ‚Ansichten der Natur', ‚Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung'). Die Herausgabe seines Briefwechsels mit Varnhagen von Ense hat seinen Charakter tief herabgedrückt. Sein geistreicher Bruder Wilhelm (1767—1835) trat zuerst mit politischen und ästhetischen Versuchen hervor, dann warf er sich, mit den gründlichsten und umfassendsten Sprachkenntnissen ausgerüstet, auf die Sprachphilosophie (‚Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues in ihrem Einfluß auf die geistige Entwicklung', ‚Ueber die Kawisprache auf der Insel Java').

Wie weitreichend der Einfluß der romantischen Schule war, das zeigt sich noch besonders in der Jurisprudenz, die durch Thibaut, Savigny, Feuerbach, F. Walter auf ganz neue Grundlagen gestellt wurde. Ebenso erhielt die Betrachtung der Religionsgeschichte und Mythologie durch Creuzers ‚Symbolik' zum großen Verdruß des alten Voß einen bedeutenden Umschwung.

Noch mehr aber wurde die rhetorische Prosa von dem neuen besseren Geist gehoben. Das zeigte sich bei den Protestanten durch ein Ablenken von der vulgär-rationalistischen Richtung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich auf der Kanzel breit machte. Freilich war damit ein klares symbolisches Bekenntniß noch nicht errungen. Fr. Schleiermacher (1768—1834), der angesehenste und geistreichste Theolog protestantischen Bekenntnisses, sucht die Bedeutung seiner Predigten weniger im Erbaulichen, als in der dialektischen Entwicklung der christlichen Lehre und ihres Verhältnisses zur Wissenschaft und zum Zeitbewußtsein. Außer ihm mögen noch der gedankenreiche, auch von Katholiken

benutzte und nachgeahmte J. B. Dräseke (1774—1849), der theilweise von Hegel'scher Philosophie beeinflußte Ph. C. Marheineke und der süßliche L. F. F. Theremin genannt sein. Unter den katholischen Kanzelrednern ragt Sailer durch edle Popularität, Mutschelle durch wackere Durchführung, J. L. Colmar, Bischof zu Mainz (1760—1818) durch Kraft und Schwung der Darstellung, Jak. Frint, zuletzt Bischof von St. Pölten, (1766—1834) durch praktische Behandlung hervor.

Achtes Buch.

Ueberblick der neuesten Literatur.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.
Uhland.

Es ist ein schon oft ausgesprochenes Wort: Wir leben in der Zeit der Alexandriner, des Epigonenthums; die Blüthe der deutschen Dichtung ist vorüber, unsere Literatur bewegt sich unaufhaltsam abwärts auf dem Wege des Verfalls. Wir können dieser Auffassung, die aus einer voreiligen Gleichstellung mit dem gesunkenen Griechenthum, aus klassisch-pedantischen Grillen und übertriebener Vorliebe für vergangene Zeiten hervorgegangen ist, nicht zustimmen. Zwar gestehen wir gern, daß unsere modernen Dramatiker in der Schule Lessings und Schillers, unsere Lyriker in der Schule eines Göthe gelernt haben und in derselben noch Manches lernen könnten. Aber offen sprechen wir es aus, daß die neuere deutsche Dichtung im Großen und Ganzen an Ausbreitung und Tiefe des Gehalts, an Glanz und Fülle der Formen die Dichtung des vorigen Jahrhunderts überragt. Lassen wir etwa Göthe und Schiller bei Seite, welche Liederdichter unserer sogenannten klassischen Zeit will man neben Uhland, Wilh. Müller, Rückert und Geibel, ja neben Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, v. Redwitz, Reinick stellen? Und können denn die Karschin oder Amalie von Helwig einer Annette von Droste-Hülshoff oder Ida Hahn-Hahn das Handwasser reichen? Und auch in den epischen Gedichten, im Drama und Roman haben wir nicht ungeschickte alexandrinische Nachtreter und mißglückte Ergänzungen vor uns, sondern vielfach wahrhaft dichterische, anziehende Originale. Die Stimme der Nation hat denn auch gesprochen; und wenn auch manches zuerst mit Begeisterung aufgenommene Produkt bald auf seinen bescheidenen Werth zurückgeführt wurde, so hat doch die deutsche Nation der Gedankenfülle, der Empfindungstiefe, der Formvollendung den dauernden Beifall nicht entzogen. Und so dürfen wir wohl hier das Wort Fr. Schlegels wieder-

holen: ‚Vielleicht ist der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr fern, wo es weniger auf die einzelnen Schriftsteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation selbst, der Zeitpunkt, wo nicht sowohl die Schriftsteller sich ein Publikum bilden wie bisher, sondern vielmehr die Nation nach ihrem geistigen Bedürfniß und innern Streben sich selbst ihre Schriftsteller zuziehen und anbilden soll.‘

Die neueste Literatur bietet für die Darstellung manche Schwierigkeiten. Nicht nur, daß manche Bestrebungen noch kaum der Geschichte angehören, wie sie ihr Endziel noch nicht erreicht haben; über einzelne Erscheinungen kann sich erst mit der Zeit das Urtheil klären. Wenn wir darum rascheren Schrittes durch die letzte fünfzigjährige Periode unserer Literatur eilen, so soll doch, hoffen wir, die Ueberschau einer gewissen Vollständigkeit bei dem Reichthum der Erscheinungen nicht ermangeln. In der Gruppirung wird man einen durchgehenden Eintheilungsgrund nicht beanspruchen, den rechten Zusammenhang hoffentlich nicht vermissen.

Die liebenswürdigste Erscheinung, die ihren Zusammenhang mit der Romantik keinen Augenblick verleugnet, ist die *schwäbische Dichterschule*, oder, weil doch Einer aus ihrer Mitte nicht ganz ohne Grund gegen die Bezeichnung ‚Schule‘ Protest erhoben hat[1], die Genossenschaft der schwäbischen Dichter. Diese Dichter wollten das Gesunde an der Romantik ausbilden, sie mit der Gegenwart versöhnen und von ihren Einseitigkeiten befreien. Auch sie blickten nach *dem Mittelalter* zurück, aber nicht, um die alten Ritter und die vergangene Kaiserherrlichkeit unvermittelt in die Gegenwart zu übertragen, sondern um das gesunde Volksleben und das alte gute Recht wieder herüber zu holen. Und wenn sie im Uebrigen Abschied vom Mittelalter nahmen, so thaten sie es gerührt mit einem Kusse und sprachen lange von diesem Abschied und hielten die Erinnerung im Herzen. Auch sie strebten nach *Mannigfaltigkeit* und *Neuheit* der Stoffe wie der Formen; aber sie suchten die allzu üppige Phantasie, den tollen Humor zu bändigen, sie suchten Göthe das Geheimniß der klaren Form abzulauschen; und ein mit der Zeit erlangtes tieferes Eindringen in die mittelalterliche Dichtung gab einzelnen ihrer Gedichte ein kräftig-volksthümliches Colorit. Auch sie gaben den Romantikern in der treuen *Auffassung der Natur* nicht nach, und mochte ihr Versenken in die Geheimnisse der

[1] Bei uns gibt's keine Schule.
Mit eignem Schnabel Jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt. Kerner.

Natur auch weniger tief und träumerisch sein, so war es doch verhältnißmäßig frischer und lebensvoller. Wie sollte auch nicht das schöne Schwabenland diese Vorliebe genährt und gepflegt haben!

‚Wo die Tanne steht die hohe, die als Mast einst schifft durchs Meer,
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend luft'ger Vögel Heer,
Wo das Reh mit klaren Augen durch das dunkle Dickicht sieht,
Und der Hirsch der schlanke setzet über Felsen von Granit,
Wo vom Epheu grün umranket manche Burg vom Felsen schaut,
Stiller Dörfer bunte Menge rings sich friedlich angebaut,
Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur:
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt Natur,'

so hebt J. Kerner die eine Seite dieser Dichtergruppe bezeichnend genug hervor. Heine freilich in seiner spöttischen Manier hat für diese Richtung der Poesie das Wort ‚Gelbveigelein-Poeten' aufzubringen gesucht.

Der Meister des neuen Gesanges im Schwabenlande ist Ludwig Uhland (1787—1862), Tübingen durch Geburt und Leben angehörig, begeistert für seine würtembergische Heimat, scharf und rücksichtslos auftretend für die Landesfreiheit und das alte gute Recht. Es lag etwas Gediegenes, Unzerbrochenes in diesem kernigen Manne, dessen Leben rein dahinfloß ohne wilde Leidenschaften, die das Innere zerklüften; er ist der dichterische Genius, der aus der Tiefe des Gemüthes singt und in freier Herrschaft über die Form gebietet. Die Poesie der Freiheit verbindet sich in ihm, wie Th. Mundt bemerkt, mit der romantischen Lehensherrlichkeit des Mittelalters durch das Einigungsglied der Volksthümlichkeit. Und wiederum wußte er den romantischen Ueberschwang des Volksgedichtes durch die feine Begrenzungskunst Göthe's zu zügeln, deren Abgang leider die Lieder Brentano's zum großen Theil verkümmert. Aber Uhland ist keineswegs ein Nachahmer Göthe'scher Lyrik; er versteht die Plastik des alten Meisters mit dem Schmelz der Romantik zu vereinigen. Für diese Lieder, die den ersten Theil seiner Gedichtsammlung ausmachen, hat er der Natur das Sonntagsgewand der Freude angethan: die linden Lüfte sind erwacht, es ziehen die hellen Frühlingswolken, unter klarem feierlichen Himmel singt der Schäfer sein Sonntagslied; droben stehet die Kapelle, schauet still in's Thal herab, und drunten lauscht der Hirtenknabe nach dem Leichenchor; auf dem Berge steht der Knabe und schaut auf die Schlösser all' herab; durch den Wald streift der Jägersmann, und der wandernde Bursch sagt Lebewohl, bittet sich beim Wirthe wundermild zu Gaste und singt bei der Heimkehr: ‚O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!' Der Trinker aber jammert: ‚Was ist das für ein durstig Jahr!' Dem neu erstandenen geliebten deutschen Vaterland, dem so heilig große Opfer in der Jugend schönster Zier gefallen sind, hat der Dichter einen kleinen Cyklus von Liedern geweiht. Es folgen po-

litische Klänge: vom Lande Würtemberg, von Schwindelhaber Dippelhaber, von Geisterstimmen am 18. Oktober 1816, von der Wanderung durch das Land, wo die Kartoffeln blühen — Liedesklänge schneidend scharf, doch noch nicht die Glockentöne des Aufruhrs, die spätere politische Dichter erklingen ließen. Die Romanzen und Balladen lassen den Einfluß mitteldeutscher Poesie erkennen. Sie führen in Frau Bertha's Felsenkluft und zu Klein Roland dem Helden, führen mit König Karl und seinen zwölf Paladinen über Meer, noch weiter zurück zum blinden nordischen König und Gunilde der Befreiten, in die Vätergruft, mit Kaiser Rothbart Lobesan zum heiligen Lande, mit Normannenherzog Wilhelm nach England, in der Sängerliebe nach der orangeduftenden Provence und in die verbrannte Burg Bertrands de Born; der Graf von Limburg wird des deutschen Reiches Schenk, Pfalzgraf Götz von Tübingen verkauft Land und Stadt, des Sängers Fluch stürzt die stolzen Hallen und vergräbt den finstern König in Vergessenheit. Ein vortrefflicher Romanzen-Cyklus ist Eberhard dem alten Rauschebart gewidmet, der sich mit Rittern und Städtern wacker herumschlug; Goldschmieds Töchterlein geht ein zu hohen Ehren; auf dem Stamm eines verwilderten Volksliedes zieht der Dichter die schönste weiße Rose: ‚der Wirthin Töchterlein'; daneben stehn Jungfrau Sieglinde und Junker Rechberger; eine wahre Perle der Dichtung ist der Waller. An dem Märchen von Dornröschen wird uns das Schicksal der deutschen Poesie sinnig gezeigt; die Allegorie von der verlorenen Kirche weist im Halbdunkel auf frühere christliche Zeiten hin. Zwei Dramen: ‚Ernst Herzog von Schwaben' und ‚Ludwig der Baier' ermangeln bei rühmenswerther historischer Wahrheit der dramatischen Lebendigkeit, weniger zwar in der Sprache als in der Handlung. Uhland hat sich auch als thätigen geschmackvollen Sagen- und Literaturforscher und in seiner Volksliedersammlung als den feinsten Kenner des echten Volksgesanges bewährt.

Neben ihn tritt als sein ältester Schüler (so nennt er sich selbst) der Stuttgarter Pfarrer Gustav Schwab (1792—1850), malerischer Geograph, begabt für Genrebilder des modernen Volkslebens, geschmackvoller Bearbeiter der alten Sagenschätze, Biograph Schillers und Förderer jüngerer Talente. Farbenreich, doch etwas breit in der ‚Legende von den heiligen drei Königen', in seinen Liedern meist salbungsvoll und rhetorisch, traf er in dem ‚bemoosten Burschen' die rechte Liedesweise. Balladen und Romanzen gelangen ihm am besten; wir zeichnen aus: ‚die Engelskirche auf Anatolikon', ‚Johannes Kant', ‚der Reiter und der Bodensee', vor allen aber ‚das Gewitter', ein Gedicht, das durch Tiefe des Gehalts bei einfach-würdiger Composition mit dem sinnigen Kehrreim: ‚Morgen ist Feiertag' einen mächtigen Effekt ausübt.

‚Flüchtig leb' ich durch's Gedicht, Durch des Arztes Kunst nur

flüchtig; Doch wenn man von Geistern spricht, Denkt man mein noch — und schimpft tüchtig', so läßt sich Justinus Kerner (1786 bis 1862), der Dritte im Bunde, Geisterseher und Arzt in Weinsberg, vernehmen. Allerdings ‚die Seherin von Prevorst' und die ‚Geschichte zweier Somnambulen' haben viel Schimpfens und viel Schimpf im mittelalterlichen Sinne des Wortes (Scherz) hervorgerufen. Wer kennt nicht Immermanns Persiflage: ‚Spukgeister in und um Weinsberg' im Münchhausen? Aber dennoch dürfte der Dichter länger leben als der Geisterseher und der liebenswürdige Arzt. Kerner, lyrisch reich begabt, hat sich an dem Studium des Volksgesanges geschult; sein Lied: ‚Mir träumt, ich flög' gar bange' hielten Arnim und Brentano für ein echtes Volkslied. Während Uhland mit dichterischer Seele in die Natur eindringt, wird Kerner durch sein tief empfindendes, vom Hauch der Melancholie berührtes Gemüth über die Natur hinaus gehoben und flüchtet aus ihrer Einsamkeit in die jenseitige Heimat der Seele. Hier schließt er sich den Romantikern an, deren Wesen auch seine phantastische Arabesken-Erzählung ‚Reiseschatten des Schauspielers Luchs' in ihrer Mischung von Humor und Wehmuth wiederspiegelt. Schmerz ist ihm der Grundton der Natur, ihm kommt das echte Lied einzig aus dem Menschenherzen, das ein tiefes Leid durchglüht. Die Sägemühle schneidet Bretter zum Sarge; das Lob des Flachses gilt dem Leichentuch; mit des Müllers gestorbenem Herzen steht auch die Mühle still; wie im Sarge der Scheintodte, so klopft im Frühling das Dichterherz, aber aus der Brust der trüben kommt es nimmermehr heraus, bis ihm tief in der Waldeinsamkeit ein Grabeshügel wird, den das wunde Reh sich zum Bette wählen soll. Wie Geisterstimmen tönen auch die Romanzen ‚Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe' und ‚die vier wahnsinnigen Brüder'. Am beliebtesten wurden: ‚der reichste Fürst', ‚der Geiger von Gmünd', und das Wanderlied ‚Wohlauf noch getrunken'; auch einige humoristische Liedchen (von Spindelmann) sind dem wackeren Sänger gelungen.

Ihm stellen wir billig den früh verstorbenen Wilh. Hauff (1802 bis 27) zur Seite; seine Lieder: ‚Morgenroth' und ‚Steh' ich in finsterer Mitternacht' sind alsbald Lieblinge des deutschen Volkes geworden; daneben hat er in seinen Novellen (‚Jud Süß', ‚die Bettlerin vom Pont des Arts', ‚die letzten Ritter von Marienburg', ‚Mittheilungen aus den Memoiren des Satan'), Märchen und dem Roman ‚Lichtenstein' ein ansprechendes erzählendes Talent gezeigt. Eduard Mörike, Kerners Landsmann (geb. 1804), singt meistens wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt, in der Weise des Volksliedes von Scheiden und Meiden, von Untreue und Leid, vom Sausewind Brausewind, von Storchenbotschaft und dem Königstöchterlein Schön Rothraut, und malt mit humoristischer Leichtigkeit die inneren Seelenzustände aus. Gustav Pfi-

zer (geb. 1807) vertritt in Pathos und Schwung die Schiller'sche Richtung bei den Schwabendichtern; er holt seine Dichtungsbilder am liebsten aus dem Kreis der antiken Lebensanschauung (‚Meleager', ‚Dithyramben') oder zieht mit Rückert in den Orient. Ein anderer, jüngerer Nachahmer Schillers ist J. G. Fischer mit seinen schwungvollen Liedern. Zur rechten Reife gedieh nicht die schöne poetische Natur W. Waiblinger's (1804—1830), der in Italien ein frühes Grab fand. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, ehe noch die Sitten und Volksthümlichkeiten des eigenen Vaterlandes zu Gegenständen liebender Erforschung wurden, Waiblinger sowohl als der gleich zu erwähnende W. Müller in dieser Weise ihre Aufmerksamkeit dem Lande und Volke Italiens zuwandten. Zu diesem Kreise gesellt sich noch Karl Mayer mit seinen kleinen sauberen Naturbildern, gewissermaßen ein Lieder-Epigrammatist. Der benachbarten Schweiz gehört Emmanuel Fröhlich (1796—1865) an, mit dem die lange Zeit vergessene Fabeldichtung wieder einen neuen Zweig trieb. W. Wackernagel (geb. 1808), Professor zu Basel, der ausgezeichnete Kenner mittelalterlicher Literatur, hat in den ‚Gedichten eines fahrenden Schülers' den altdeutschen Liederton vortrefflich angestimmt; seine Weinlieder singen in liebenswürdiger Weise vom ‚Junker Durst', vor dessen Nachstellung es kein besseres Mittel gibt als ‚wacker nagelproben'. In dem anderen Grenzlande deutscher Cultur, im Elsaß, pflegten die Brüder August und Adolf Stöber mit bescheidenem, aber frischem Talent das deutsche Lied.

Den schwäbischen Dichtern stand der früh verstorbene Dessauer Wilh. Müller (1795—1827), ein Romantiker auf eigene Hand, durch Charakter und Freundschaft nahe. Gemüthvoll, anmuthig, melodisch, nie geschmacklos in seinen leichten Liedern, liebt er es, Jägern, Musikanten, Wandersburschen, Postillons, vor allen aber Müllern diese Lieder in den Mund zu legen. Zuweilen erscheinen die wunderleichten Strophen fast wie glückliche Copien von Volksliedern. Sie singen die Wanderschaft als des Müllers Lust, den Abschied von der Linde am Thore, die Ungeduld, die gern in alle Rinden das Geheimniß der Liebe einschnitt, sie kehren im Krug zum grünen Kranze ein, sie blasen das Posthorn vor der Bergschenke zum Lob der schönen Schenkin oder ziehen mit Frühling und Morgenwind in die frohen Herzen ein. Von ganz besonderer Anmuth sind die allerliebsten Kinderlieder in dem ‚Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde' (‚Die Fenster auf, die Herzen auf! Geschwinde! Geschwinde!' ‚Nun feget aus den alten Staub Und macht die Laube blank', ‚Wer hat die weißen Tücher gebreitet über das Land?'). In andern Gedichten sind die Einzelzüge aus dem Volksleben, so aus Italien und von der Insel Rügen (‚Einkleidung', ‚Bräutigamswahl', ‚die Braut'), sehr glücklich verarbeitet. Trinklieder wie die ‚Warnung

vor dem Wasser', ‚Doppeltes Vaterland', ‚Die Arche Noäh' sind volksthümlich geworden; die Romanzen ‚der Glockenguß zu Breslau', ‚Est, est', ‚Vineta' reihen sich den besten dieser Gattung an. Von Kraft und Begeisterung getragene, aber herbe, schneidend scharfe und zuweilen von Rhetorik nicht freie Klänge sind die ‚Griechenlieder', mit denen der philhellenische Dichter die Erhebung des unterdrückten Volkes besang, der theilnahmlosen europäischen Diplomatie aber seine volle Entrüstung aussprach.

Das glänzende Ideal einer Weltliteratur hatte bereits die Romantiker in den farben- und gedankenreichen Orient geführt; Altmeister Göthe war ihnen in seinem ‚westöstlichen Divan' dahin gefolgt. Diesen weltbürgerlichen Zug der Romantik bildete nun eine Gruppe von Dichtern weiter aus, die wir füglich orientalische nennen. War bis dahin die Nachahmung noch eine ziemlich äußerliche, so führte bald das Eindringen in die Sprachen, das Leben, die Literatur und den Geist des Morgenlandes nicht bloß zu neuen Formen, sondern auch zu neuem Inhalt der Poesie. Das Ghasel, die persische Zweizeile mit durchlaufendem Reim, die indische Sloka mit ihren gigantischen Wortformen, die arabische Makame mit ungebundenem Rhythmus und seltsamen Reimspielen wurden nach Deutschland verpflanzt. An diesen Spalieren konnte nun die deutsche Sprache zu den wunderlichsten Verschlingungen, zu üppiger Blätter- und Blüthenfülle emporranken. Das eigenthümliche Wesen des Morgenlandes: traumhaftes Versinken in die Tiefen des Weltalls, quietistische pantheisirende Ruhe in der Gottheit, fatalistische Lebensauffassung, daneben unbeschränkter Sinnengenuß, glühende Sinnlichkeit suchten hier zur Geltung zu gelangen. Daneben wurde manchem einfältigen Staarmatz durch eifrige Uebersetzer die schwatzhafte orientalische Zunge gelöst.

Für einige Zeit huldigte Graf Platen dieser Richtung; ihm fehlte nicht die hier unerläßliche Formenfülle und Gewandtheit, aber seine klassische Vorliebe führte ihn bald zur griechisch-römischen Antike zurück. Der Hauptrepräsentant der orientalischen Richtung ist Friedr. Rückert (geb. 1789 zu Schweinfurt, Professor zu Erlangen und Berlin, † 1866 zu Neuseß bei Koburg). Die Hinneigung zum Morgenlande erscheint indeß bei ihm mehr wie eine geistige Sympathie, denn als eine absichtliche Zuneigung. Rückert ist Naturdichter, aber einer der reichsten und originellsten unter den Deutschen; die tiefste, unerschöpfliche, immer neue Naturauffassung läßt Lied auf Lied hervorquellen; was Rückert nur denkt, es gestaltet sich ihm sofort und ohne Mühe zum Gedicht. Ohne Mühe — denn er ist zugleich der allgebietende Sprachmeister und Versvirtuose, die Klanggeister beherrscht er wie ein Zauberer. Daneben ist er eine beschauliche Natur von reicher Gedankenfülle, und unvermerkt

schlägt ihm der Naturlaut in sinnige Speculation über. Das führte ihn in den Orient, dessen traumseliger Pantheismus seiner religiösen Unbestimmtheit nicht im Wege stand. Als ‚Freimund Raimar' trat er zur Zeit der Befreiungskriege mit wahrhaft ‚geharnischten Sonetten', vaterländischen Liedern und Spottgedichten über die besiegten Welschen hervor. Wirkt die patriotische Entrüstung erhebend, so kann der Spott über gefallene Größen doch keineswegs erfreuen. Seine in nicht weniger als sechs Bänden ‚gesammelten Gedichte' zeigen den Meister in allen, besonders den südlichen Formen, das reiche Dichtertalent, das in immer neuen Wendungen Naturgenuß und Liebesfrühling darstellt, dann wiederum den Kindern heitere Märchen erzählt und naive Liedchen lehrt, das dann weiter patriotische, großdeutsche Gesinnung ausspricht oder im alten Heldenton epische Rhapsodien bietet (‚Kind Horn') und in ‚angereihten Perlen' und ‚Vierzeilen' lehrhafte Richtung verfolgt. Auf den Orient weist Rückerts ‚Weisheit des Brahmanen' hin, ein umfangreiches Lehrgedicht in Alexandrinern, stets neu in Bildern und Gleichnissen, jetzt eine poetische Naturgeschichte mit sittlichem Hintergrund, dann eine praktische Lebensmoral mit Illustrationen, zugleich ein Evangelium der Naturreligion, dazwischen viel Spielerei und schön gefärbtes Phrasenthum, das Ganze fragmentarisch. Die ‚östlichen Rosen' singen in morgenländischen Tönen Liebe, Wein und Lebensgenuß. Von Rückerts kunstreichen Uebertragungen wollen wir hier nur ‚Schi-king', das Liederbuch der Chinesen, das indische Epos Nal und Damajanti und die äußerst glücklich nachgeahmten ‚Makamen des Hariri oder Verwandlungen des Abu Seid von Serug' erwähnen. (Abu Seid ist ein genialer Landstreicher, ähnlich dem Meister Irregang des deutschen Mittelalters, der in allen Arten von Künsten und daher auch in Versspielen, Neckräthseln, Wortwitzen und Rede-Improvisationen viel Geschick zeigt.) So kann er allerdings wohl einem orientalischen Palast aus Tausend und einer Nacht verglichen werden: Alles ist schön geordnet, geschnitzt, getäfelt, blitzend von Gold und Krystall, gekühlt von Weinranken und Springbrunnen, durchduftet von Gewürz und Rosen. Er ist ein neuer Herder, dem die Poesie in all' ihren Zungen nur *eine* Sprache darstellt; mehr als Herder ist er zugleich ein ganzer Dichter. Aber fast zu viel an Poesie hat der unergründliche Dichtungsquell ausgeworfen, zu sehr das Talent sich zerkrümelt; der Dichter ist sein eigener Nachahmer geworden und mußte seine sechsbändige Gedichtsammlung in zwei, sodann in *einen* Band zusammenziehn. Er war selbst dafür nicht blind:

‚Geist genug und Gefühl in hundert eigenen Liedern
Streu' ich wie Duft im Wind oder wie Perlen im Gras,
Hätt' ich in *einem* Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.'

Der Freund und Begleiter des vielgereisten Grafen Pückler-Muskau Leopold Schefer (1785—1862) entbehrt Rückerts Formtalent, während er mit ihm in Gedankenreichthum und Phantasie wetteifert. Ihm wird der Gedanke zum schwankenden Traumgebilde, den fremdartigen farbensatten Bildern fehlt die klare Begrenzung, dem beschaulichen Geiste die Entwicklung; der Dichter gleicht — es ist sein eigenes Gleichniß — dem krystallhellen, aber unreifen Kern des Granatapfels. Seine zahlreichen humoristisch-phantastischen Novellen zeigen in ganzen Partien feine Charakterzeichnung und anschauliche Ausmalung, besonders der griechischen und der morgenländischen Welt, daneben stets Verworrenheit und Formlosigkeit. Die Lehrgedichte, von denen hier nur das vielgelesene ‚Laienbrevier', leider in gewissen Ständen wirklich eine Art von Erbauungsbuch, erwähnt sein mag, stellen die ganze gefährliche Natur- und Gottestrunkenheit des Dichters dar; neben herrlichen Gedanken steht der unverhüllte Pantheismus, die Heiligsprechung der Natur, die Vergötterung des Menschen. Schefer gehört zu den eigenthümlichsten Erscheinungen unserer Literatur. Nachdem er im Mannesalter Sprüche der Weisheit gedichtet, wurde er im grauen Haar zum Sänger der Liebe und des freien Lebensgenusses (‚Hafis in Hellas', ‚Koran der Liebe nebst kleiner Sunna').

Dagegen wandte sich Georg Friedr. Daumer (geb. 1800 zu Nürnberg), der meisterhafte Bearbeiter des Hafis, der entschiedenste Vertreter orientalischer Sinnlichkeit und Gegner aller Entsagungstheorien, am Abende seines Lebens einer christlichen Lebensauffassung zu und trat zu der früher von ihm verhöhnten katholischen Religion über (1858). Darnach sammelte und bearbeitete er Marianische Legenden und forschte nach geschichtlichen Beweisen für das Dasein der Geisterwelt. In neuerer Zeit trat der Hannoveraner Friedr. Bodenstedt (geb. 1819) als gründlicher Kenner und Verklärer des Morgenlandes, heimisch besonders im Kaukasusgebiete, auf. Aus den sonnigen und farbegesättigten Reisebildern ‚Tausend und ein Tag im Orient' hob er die ‚Lieder des Mirza Schaffy' heraus; dem Weisen von Tiflis legt er die anmuthig-einschmeichelnden, aber oft fast sündhaften Klänge orientalischen Lebensgenusses und die Sprüche heiterer Weisheit in den Mund. Auch in den eigenen Gedichten zeigt Bodenstedt sich als Reflexions-Poeten aus der Göthe-Rückert'schen Schule, er schrieb auch ein kleines Epos ‚Ada die Lesghierin' und die Dramen ‚Demetrius' und ‚König Autharis Brautfahrt', daneben hat er einen wohlverdienten Ruf als Uebersetzer (Puschkin, Lermontoff, Shakspeare). Ins Morgenland führt auch Julius Hammer (1810—62) mit seinem ‚osmanischen Liederbuch', das nicht sowohl osmanische Gedichte in deutschen Lauten, als vielmehr deutsche Lieder mit osmanischer Färbung bietet. Die Spruch- und Lehrgedichte Hammers

in feingeschliffener, bis dahin fast ungewohnter Form sind eine Zeit lang zur Modewaare der feinen Salons geworden (‚Schau um dich und schau in dich', 16. Aufl., ‚Zu allen guten Stunden', ‚Auf stillen Wegen', ‚Lerne, liebe, lebe'), sie enthalten viel Erbauliches (leider nichts Christliches selbst in den Spruchliedern auf Palmsonntag und Ostern) und Beschauliches, aber auch viel Träumerisches und Unverdauliches.

Rückert hatte auch in der Kinderpoesie einen neuen Ton angeschlagen und von der früheren Moralisirung zur reinen kindlichen Naivetät umgelenkt. Auf diesem Felde folgten ihm mit Glück Franz Pocci mit seiner ‚Kinderheimat in Liedern und Bildern', der auch als geistlicher Liederdichter bekannte Wilh. Hey, sodann der zarte und bescheidene Georg Scheurlin (‚Das Glöcklein im Herzen', ‚Schneeglöckchen') und der in vielen Sätteln gerechte Hoffmann von Fallersleben.

Bieten die Orientalen schon viel Unerquickliches, Unchristliches und Undeutsches, so ist des Erquicklichen noch weniger, des Unchristlichen noch mehr bei der Gruppe von Schriftstellern zu finden, die man als das junge Deutschland zu bezeichnen pflegt. Die neue Richtung dieser zügellosen Geister ging einestheils von Hegel aus, jenem Berliner Philosophen, der unter dem Versteck von fast undurchdringlichem Phrasenwerk den baarsten Pantheismus lehrte, eine Philosophie, die von den Hegelingen der Linken bald offen ausgesprochen und praktisch gestaltet wurde. Mit diesem Pantheismus stand freilich das politische und bürgerliche Leben der Zeit in hartem Widerspruch, und daher sog die jungdeutsche Richtung ihre Nahrung andererseits aus der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden in Kirche, Staat und Gesellschaft. Nach dieser Seite hin kann Jungdeutschland seine Verwandtschaft mit der Pariser Julirevolution, mit den französischen Socialisten und Saint-Simonisten und mit dem revolutionären Jungitalien nicht verleugnen. Mit großer Kühnheit wurde nun auch in Deutschland der Kampf gegen das Bestehende aufgenommen, mit schreckhafter Gleichgültigkeit die letzte Consequenz gezogen, mit wahrem Cynismus wurden die Schranken des Anstands niedergerissen, mit der unreinen Vorliebe der alten Sturm- und Dranggenossen wühlte man in den Wunden und dem Schmutz der Zeit. Darum wurde auch der liederliche Heinse wieder hervorgezogen, darum die Emancipation der Frauen gepredigt, das Institut der Ehe angegriffen und der Dienst der Sinnlichkeit (Emancipation des Fleisches) verkündigt. Gelegentlich beschimpften die Theilnehmer der Clique ihre eigenen Gesinnungsgenossen, und H. Heine, der Chorführer, sprach die Wahrheit: ‚Selten habt ihr mich verstanden, Selten auch verstand ich euch; Nur wenn wir im Koth uns fanden, Dann verstanden wir uns gleich.' Darum wäre diese Richtung, auch ohne das von Wolfgang

Menzel veranlaßte Eingreifen der Polizei, durch inneren Zwist der Verachtung anheim gefallen. Den Widerspruch gegen das Bestehende und die eigene innere Zerrissenheit verklärte man gerne zum Weltschmerz. Der ergiebigste Boden für die neue Schule war natürlich Jung-Israel, das keine Religion und kein Vaterland hat, und das spott- und skandalsüchtige Jung-Berlin.

Den Reigen eröffnen zwei Juden, an denen das protestantisch-christliche Taufwasser verloren ging, Börne und Heine, beide reich in kaustischem Witz, im revolutionären Streben zusammentreffend, sonst aber grundverschiedene Naturen. Der ernste Demokrat würde vielleicht sagen, Börne sei aus Sittlichkeit Revolutionär, Heine aus Unsittlichkeit. Darum mußten sie sich bald gegenseitig abstoßen, und der leichtfertige Heine konnte in einem Buche ‚über Börne' einem skandalliebenden Publikum den verstorbenen Strebensgenossen zur Verspottung ausbieten. Ludwig Börne (Löb Baruch) aus Frankfurt (1787—1837) war ein strenger, ungebeugter Charakter; das jüdische Blut aber hatte Einseitigkeit, Unzufriedenheit, Sarkasmus hinein gelegt, die sich endlich zu innerer Verbissenheit steigerten. Anfangs nach Jean Paul sich bildend, dem er eine überschwängliche Lobrede schrieb, lieferte er geistreiche Theaterkritiken und humoristische Genrebilder in der ‚Wage'. Bald ward sein Humor zur schneidenden Satire; von Paris aus wollte er den deutschen Regierungen, die ihm einst den Reisepaß hatten verweigern wollen, seinerseits einen Paß schreiben. Die ‚Briefe aus Paris' sollten den Brand des Aergers, dann aber auch die Fackel der Revolution in das deutsche Land werfen. Aber die mit Sicherheit voraus verkündete Revolution blieb aus, und Börne verfiel nun in Bitterkeit gegen seine geduldigen Deutschen, in bitteren Welt- und Menschenhaß. Geistreiche Gedankenblitze werfen seine ‚Fragmente und Aphorismen'.

Heinrich Heine (geb. zu Düsseldorf 1799, gest. zu Paris 1856) ist der eigentliche, wenn man will der einzige Dichter der jungdeutschen Coterie, die in jugendlichem Uebermuthe hauptsächlich die Kritik und den Roman für sich nahm. Heine steht als jugendlicher Dichter mit seinem ‚Buch der Lieder' (1827) und im ‚lyrischen Intermezzo' noch halb auf romantischem Boden. Die süßesten Schwärmereien, das traumhafte Empfinden, das reichste Naturgefühl treten in seinen kleinen Liedern, gehüllt in die einfachste, anmuthigste, geradezu unnachahmbare Form, hervor. Ich erinnere nur an die Lieder: ‚Auf den Flügeln des Gesanges', ‚Leise zieht durch mein Gemüth', ‚Ein Fichtenbaum steht einsam', ‚Du schönes Fischermädchen', ‚Du bist wie eine Blume', ‚Und wüßten's die Blumen die kleinen', ‚Aus alten Märchen winkt es', ‚Es fällt ein Stern herunter', ‚Ich weiß nicht was soll es bedeuten', ‚König ist der Hirtenknabe', so wie an die Romanzen: ‚Belsazar', ‚die zwei Grenadiere', ‚die Wallfahrt

nach Kevlaar' und an die wunderliebliche ‚Bergidylle'. Die Seebilder mit ihren unstandirbaren Rhythmen und darunter besonders: ‚Frieden', ‚Poseidon', ‚Meergruß', ‚Im Hafen', ‚Seegespenst' sind großentheils eines Göthe würdig. Aber es geschah an Heine, was er selbst ausspricht: ‚Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeit halten.' In Heine wohnt ein Mephistopheles, der kalt und frech ihn vor sich selbst erniedrigt und mit einem Worthauch die schönsten Gebilde in dämonischer Lust zerstört. Er entwirft diese Gebilde, aber er glaubt nicht an sie und zerstört sie durch einen seiner frivolen Witze, mit denen er übermäßige Ideen und Empfindungen von sich abwehrt. In den Spielen seiner Phantasie konnte er sich nicht mit Unrecht einen Romantiker nennen, der die Kapuze von sich geworfen (un romantique défroqué), aber er sagt auch selbst, daß er Comödie gespielt habe, und bei diesem Doppelspiel ist der Leser abwechselnd der Entzückte und der Gefoppte. Heine ist die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes, er versteht alle Töne anzuschlagen, um in jeder Tonart die politischen, die Liebes- und Naturdichter zu verhöhnen und alles Poetische in Religion, Leben und Liebe durch Travestie zu tödten. Er spielt auch mit dem Weltschmerz; denn er weiß ja nicht, ob die Erde ein Tollhaus oder ein Krankenhaus ist, und mit düstern Lippen, die Brust voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel, fragt er die Wogen am wüsten nächtlichen Meer, daß sie ihm das Räthsel des Lebens lösen, das qualvoll uralte Räthsel, worüber schon manche Häupter gegrübelt, Häupter in Hieroglyphenmützen, Häupter im Turban und schwarzen Barett, Perückenhäupter und tausend andere arme schwitzende Menschenhäupter — aber es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel, und ein Narr wartet auf Antwort. Hören wir die Verspottungen der Empfindsamkeit mit Lust (‚Das Fräulein stand am Meere', ‚Philister im Sonntagsröckchen'), so widert in den ‚neuen Gedichten' (1844), in ‚Deutschland ein Wintermärchen' (1845) und im ‚Romanzero' (1851) uns oft der Spott mit dem Edelsten und die cynische Gemeinheit an. Zwar versichert er in der Vorrede zum Romanzero, er sei auf seinem Sterbebette in sich gegangen und als verlorener Sohn zu Gott zurück gekehrt, nachdem er jahrelang bei den Hegelianern die Schweine gehütet, aber das Buch selbst bezeugt, daß die alte Frivolität ihn nie verlassen hat, die Gebete seines Krankenlagers verwandeln sich wie bei Franz Moor in Gotteslästerungen. Mag er mit Recht, wenn auch etwas anspruchsvoll, sagen: ‚Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land; nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt' — so bleibt doch auch der andere, freilich nicht in diesem Sinne gedichtete Vers wahr: ‚Vergiftet sind meine Lieder, wie könnt' es anders sein?' ‚Atta Troll' (1847) soll als das letzte freie Waldlied der

Romantik auftreten; freilich, wenn Romantik nichts anders wäre als Ironie und geniale Tollheit, dann würde sie mit diesen Romanzen vollständig entsprechend verklingen. Daneben schreibt Heine, wie er selbst sagt, auch eine göttliche Prosa, die besonders in den ‚Reisebildern' (1826 ff.) entzückte und auch in den ursprünglich französisch für die Revue des deux mondes geschriebenen Aufsätzen über Deutschland, über die romantische Schule u. s. w. den gottlosen und unsittlichen Inhalt so gefährlich machte.

Auf dem Wege der Rehabilitation des Fleisches steht Heinen der Berliner Karl Gutzkow (geb. 1811) zur Seite mit seiner emanzipirten, zuchtlosen ‚Wally' (1835), die der ganzen Schule den gerechtesten Unwillen, dem Verfasser eine kurze Haft zuzog. Das ungemein bewegliche und energische Talent Gutzkows schillerte dann in Novellen, in dem ironischen Roman ‚Maha Guru', und in seinen zwar reiferen, aber unerquicklichen Romanen: ‚Die Ritter vom Geiste' (1850. 51) und ‚der Zauberer von Rom' (1859 ff.), die ein vollständiges Spiegelbild dort von der gegenwärtigen germanischen, hier von der romanischen Culturwelt geben sollen, aber im Dienste der Partei allen Schatten auf die Vertreter des Christenthums, alles Licht auf das Widerchristenthum fallen lassen. Sein jüngster Roman ‚Hohenschwangau' führt in frühere Tage zurück. Im Bewußtsein seiner bedeutenden Produktionskraft und mit der keineswegs verhehlten Absicht, das Publikum ganz in seine Gewalt zu bringen, ein Bedürfniß desselben zu werden, griff er auch zum Drama; er begann mit ‚Nero', dem Ausdruck der vollendetsten Glaubenslosigkeit und des Weltschmerzes, es folgten: ‚Richard Savage', ‚Werner', ‚Patkul', ‚Uriel Akosta' u. s. w., Trauerspiele voll Pathos, reich an Charakteren und überraschenden Effektstückchen, aber arm an eigentlicher dramatischer Kunst und ethischer Auffassung; die Lustspiele: ‚Zopf und Schwert', ‚das Urbild des Tartüffe', ‚der Königslieutenant' haben bei vielen Schwächen doch eine große komische Wirkung erzielt.

Neben Gutzkow arbeitete der Schlesier Heinrich Laube (geb. 1806) für die Bühne. Schwächer an Talent als sein Nebenbuhler, richtete er sein Augenmerk besonders auf die äußere theatralische Technik und auf rasche Entwicklung der Handlung. Ich hebe das Intriguenstück ‚Monaldeschi', ‚die Bernsteinhexe' (nach dem gleichnamigen Roman Meinholds bearbeitet), den ‚Prinz Friedrich' und die zwei Literaturdramen ‚Gottsched und Gellert' und ‚die Karlsschüler' (aus Schillers Jugendzeit) hervor. Reisenovellen, Romane, Charakteristiken, literarische Bilder wurden von Laube mit leichtem Pinsel hingeworfen. Den größten Dramatiker aber meinte das junge Deutschland in Georg Büchner (1813—37) gefunden zu haben, dessen Trauerspiel ‚Dantons Tod' Gutzkow durch eine äußerst günstige Recension einführte. Aber der Dichter, ein Geistes-

verwandter des unglücklichen Lenz, fand ein frühes Ende. Ludolf Wienbarg (geb. 1803) wandte sich mit seinen ‚ästhetischen Feldzügen' an die junge Generation, die er zuerst mit dem bald ständig gewordenen Namen des jungen Deutschlands begrüßte. Durch Charakterschilderungen (‚Männliche und weibliche Charaktere', ‚Porträts und Silhouetten') und Novellen (‚Klosternovellen', ‚Eine Quarantaine im Irrenhause') erlangte Gustav Kühne (geb. 1806) eine kurz dauernde Berühmtheit. Zum jungen Deutschland gehört schließlich noch trotz seines eigenen Protestes der Potsdamer Theod. Mundt, Ehegatte der Luise Mühlbach (1808—61), durch seine Romane (‚Madonna', ‚Thomas Münzer', ‚Carmola oder die Wiedertäufer' u. A.). Seine letzten größeren Romane (‚Graf Mirabeau', ‚Robespierre') stellen eigentlich Geschichte in novellistischem Zuschnitt dar. Als geistreicher, echt jungdeutscher Tourist gibt er ‚Pariser Kaiserskizzen' und bespricht ‚italienische Zustände'; daneben ist er der gewandteste Stylist der Schule (‚Kunst der deutschen Prosa') und ein tüchtiger Literarhistoriker (‚Geschichte der Literatur der Gegenwart', ‚Dramaturgie').

Mitten zwischen die einzelnen Gruppen stellen wir zwei vereinzelte Erscheinungen, Männer, die ihre eigenen Wege gingen, auf denen sie indeß einmal heftig zusammen stießen. August Graf von Platen-Hallermünde (1796—1835) aus Ansbach suchte nicht wie Rückert die höchste Mannigfaltigkeit, sondern die höchste Reinheit und Klarheit der Form zu erreichen; die künstlerische Technik im Ausdruck, Reim und Rhythmus erhob er mit wahrer Meisterschaft auf eine bis dahin nicht erreichte Höhe. Darum wandte er sich von den orientalischen Formen (‚Ghaselen' 1821) mit vollem Bewußtsein wieder zur Antike. Aber der Glanz und Zauber der Form ist bei ihm auch die Hauptsache; er war nicht, wie er es vermeinte und mit großem Selbstbewußtsein rühmte, die reiche Dichternatur, in der die Quelle der Begeisterung hell und von selbst sprudelt. Daher werden seine Schöpfungen oft marmorn und kalt; Platen ist der direkte Gegensatz von Heine. Aber von verzehrendem Ehrgeiz getrieben, rang er unablässig nach dem höchsten Preis der Dichtung; kalt und abstoßend stellte er sich fremden Bestrebungen entgegen, in der gerechten Kritik fand er Verkennung, grollend wandte er dem Vaterlande den Rücken und schrieb für seine frühe Gruft (in Syrakus) sich selbst eine stolze Grabschrift. Mit dem hohen Flug, den er in seinen Oden nimmt, wollen sich die einfachen Liederklänge nur selten vereinigen. Zwei Romanzen: ‚das Grab im Busento' und ‚der Pilgrim von St. Just' zeichnen sich durch glückliche Fassung aus. Nachdem Platen sich im Drama ohne besonderen Erfolg versucht hatte, fiel er auf die literarisch-satirische Komödie, die er in der Weise des Aristophanes mit

Chor und Parabasen gestaltete. ‚Die verhängnißvolle Gabel' (1826) richtet sich gegen die Schicksalstragödien, ‚der romantische Oedipus' (1827) gegen Immermann und einige Nachzügler der Romantik. Platen ging zum Lustspieldichter, wie Göthe bemerkt, die Liebe zu seinen Mitmenschen ab; statt der Freudigkeit des dichterischen Schaffens besaß er kalten Fleiß und arbeitsame Plastik. Am erquicklichsten ist ein größeres episches Gedicht ‚die Abassiden' (1829), das nach den Erzählungen der Tausend und einen Nacht die Schicksale der Söhne Harun al Raschids mit epischer Klarheit und Ruhe erzählt.

Zu Platen steht Karl Immermann (geb. 1796 zu Magdeburg, gest. 1840 zu Düsseldorf) in scharfem Gegensatz, nicht weiblich-eitel, aber männlich-stolz, streng und herbe, kühl und besonnen, rücksichtslos gegen das Publikum, immer ein Mann. Ohne lyrische Begabung, aber der Schranken seines Talents sich wohl bewußt, stellte er als die Granitpfeiler seiner dichterischen Bildung Shakspeare und Göthe hin, während er auch nach der Romantik zurück schaute. ‚So hab' ich immerdar gestrebt', das ist die selbstverfaßte Aufschrift seines Dichterlebens. So hat er in seinen Dramen ‚Cardenio und Celinde', ‚Trauerspiel in Tyrol', ‚Merlin', ‚Alexis' für die deutsche Bühne eine neue Gestaltung erstrebt; so hat er in den ‚Epigonen' (1836) nach dem Vorbild und in starker Nachahmung von Göthe's Wilhelm Meister dem Roman einen tieferen Gehalt zu geben versucht; so hat er die Tieck'sche Märchen-Polemik in seinem ‚Tulifäntchen' (1830) zu erneuen versucht. Indeß erst im ‚Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken' (1838) hat er den glücklichen Stoff für seine Muse gefunden und denselben in der glücklichsten Weise dargestellt. Da ist wahrhaft westfälisches Leben, da entfaltet sich die Dorfgeschichte in der klarsten Naturwahrheit, da weht der reinste Liebeshauch, und in Arabesken schlingt sich die reichste Phantastik und die feinste literarische Satire um die sinnigen Gemälde; Realismus und Idealismus kommen beide zu ihrem Recht. Das gerade und straffe Wesen des Dichters führte ihn zu heftigen literarischen Fehden, die er indeß im Ganzen ohne persönlichen Groll mit unverwüstlichem Humor durchkämpfte (gegen Platen: ‚der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier'). Mit ‚Tristan und Isolde' war Immermann auf den Boden der Romantik zurück gekehrt; schon waren die Initialen des ungemein farbenreichen Epos zum Theil ausgeführt, da raffte ihn der Tod hinweg, und das Lied von ehebrecherischer Liebe blieb Fragment. Durch den Münchhausen aber und seinen Oberhof, wo der Schulze wie ein Patriarch waltet und der Patrioten-Kasper die düstere Leidenschaft des Volkes darstellt, war die volksthümliche Literatur, die in Stillings Jugend und Brentano's Kasperl und Annerl so schöne Anläufe genommen hatte, wieder angeregt und trieb bald reiche Blüthen. Immermann erhob durch seine Bemühungen

das Düsseldorfer Theater für einige Zeit auf eine Höhe, die bis dahin für eine Bühne in der Provinz ganz unerreichbar erschienen war.

Wir wenden uns zu der bedeutsamen Gruppe österreichischer Dichter. Das frohe liederreiche Oesterreich war seit dem neuen Aufblühen der deutschen Literatur hauptsächlich nur durch Nachahmer, hier Klopstocks oder Lessings, dort Wielands oder Schillers, sodann durch die leichten Gattungen der Travestie, der komischen Erzählung, der Posse und der durch seine großen Tonkünstler gehobenen Oper vertreten. Die neuere Zeit zeigt eine regere Theilnahme. Und zwar nähert sich eine Gruppe der österreichischen Dichter dem jungen Deutschland, sie haben Weltschmerz, Umsturz, Volkserlösung auf ihre Fahne geschrieben. Die andere Gruppe hält sich von den aufregenden Stoffen fern, sie beherrscht darum weniger die aufgeregte Gegenwart, aber die bescheidene Größe wird manche ihrer Produkte für die Zukunft retten. Uebrigens wurde durch den Geistesdruck Metternich'scher Bureaukratie und Censur in dem jungen Oesterreich die Opposition geschärft; den feurigen Gedanken- und Thatendrang suchte es indeß mit einem bis dahin kaum erhörten Bilderluxus bald zu verhüllen, bald zu verherrlichen.

Nikolaus Lenau, der aus seinem vollständigen Namen Nikolaus Niembsch von Strehlenau sich diesen Dichternamen herausgebrochen hat (geb. 1802 zu Csatad bei Temeswar, gest. 1850 in einer Irrenanstalt bei Wien), bietet ein trauriges Beispiel, wie ein reichbegabter Geist nach der Einbuße des Glaubens im Zweifel sich aufreibt und vernichtet. Sebastian Brunner hat ihn nicht unpassend mit einem herrlichen Dom verglichen, der einst in Farbenpracht erglänzte, während in den Thürmen Nachtigallen aus Erz gegossen ihre Lieder sangen, bis die Unthiere, die bis dahin an den Pfeilern gebannt kauerten, in das Heiligthum drangen, die ehernen Bilder und Kreuze zerschlugen, der Orgel wilde Töne entlockten und endlich auch das ewige Licht, das Bewußtsein, zertrümmerten. Die herrlichsten Dichtergaben waren sein Antheil, das Feuer des Magyaren glühte hier in dem tiefen Gemüthe des Deutschen. Seine Jugend verklärte sich durch die Liebe einer frommen Mutter und das Glück eines innigen frohen Glaubens. Da trat er in der Forschung Wälder, und mit des Glaubens treuer Spur verlor er auch des Herzens fromme Lust, zum Paradiese aber fand er den Weg nicht mehr zurück, und Germania die sängerumschwärmte war ja gestorben. So seine eigenen Worte, und nun werden uns seine Verse aus dem Faust klar: ‚Du mußt entweder dieses Erdenleben Vertaumeln dumpf, in viehischer Geduld; Wo nicht, dich als entschloßner Mann erheben Und kühn zur Wahrheit bringen durch die Schuld'. Was das für eine ‚Wahrheit' ist, die durch die Schuld errungen wird? Es ist leider nur eine

eingebildete Wahrheit, es ist der Unglaube, der sich für Vernunft ausgibt. Aber ‚weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld! Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein', sagt ja schon Schiller. So dem Unglauben zuneigend, erkrankte Lenau's Gemüth an dem Heimweh des Glaubens, für das weder die tröstende Freundschaft der schwäbischen Dichter noch die Abgeschiedenheit der amerikanischen Urwälder ein Heilmittel hatten, bis der Wahnsinn den Dichtergeist umflorte. Lenau ist darum der Sänger jener Dämmerungen, auf welche die Nacht folgt; ‚in des Busens Finsternissen sprang ihm jede frohe Saite'. So singt er der Melancholie trübe Lieder, besingt das dunkle Auge der einsamen träumerischen Nacht, er lauscht wie Kerner den Schmerzenstönen der Natur; in den ergreifenden ‚Schilfliedern' säuseln die Seufzer wie ein stilles Nachtgebet; die Waldeinsamkeit, das weite Meer, der Nachthimmel harmoniren mit des Dichters Seelenschmerz. Am ergreifendsten sind die Gedichte, in denen die Trauer über das verlorene Glaubens- und Unschuldsglück nach Worten ringt (‚Was trauerst Du, mein schöner Junge?' ‚Doppelheimweh', ‚Einsamkeit' u. A.), oder wenn er ein Grab neben der verstorbenen Mutter ersehnt, die mit dem Glauben ihn verließ. Nur leise angehaucht von dieser Wehmuth sind: ‚Primula veris', ‚der Lenz', ‚Liebesfeier', ‚der Postillon' und der Romanzenkranz: ‚Clara Hebert'. Das Leben seiner magyarischen Heimat hat der Dichter in der ‚Werbung', der ‚Haideschenke', den ‚drei Zigeunern' u. a. dargestellt; der Theilnahme für ein unglückliches Nachbarland entstammen die ‚Polenlieder'; der Urwald brachte den schwermüthigen ‚Indianerzug' und ‚die drei Indianer'. Die ‚Bilder aus dem Hussitenkriege' lenken bereits zu den umfangreicheren Schöpfungen über: ‚Faust' (1836), ‚Savonarola' (1837) und ‚die Albigenser' (1842), drei epische Gedichte, deren erstes mehrere dramatische Scenen enthält, während die beiden andern viel reflektirende Lyrik bringen. In allen dreien aber will sich der schwermüthige und in dieser Schwermuth liebenswürdige Dichter zu dem wilden titanischen Trotz eines Lord Byron aufstacheln, mit dem er doch eigentlich nur die Zerrissenheit der Seele gemein hat. Im Faust ist der Forschungstrieb das Dämonische und Vernichtende (Faust endet durch Selbstmord), das Stück leidet bei einzelnen Schönheiten an Zerrissenheit. Breit und zerflossen, nur von wenigen schönen Klängen durchbrochen, dagegen meist düster und oft häßlich erscheint Savonarola. In den Albigensern zieht der Dichter Papst Innocenz III. vor sein Traumgericht, sucht die mittelalterlichen Irrlehrer zu verherrlichen, verkennt aber selbst nicht den Zusammenhang, in welchem seine Helden mit Hus, Luther, den Cevennenstreitern, den Stürmern der Bastille u. s. w. stehen. ‚Don Juan' ist als Fragment stehen geblieben, es zucken bereits die Blitze des Wahnsinns hindurch.

Der Hoffnungslosigkeit Lenau's steht in dem Namen und Dichten

des Anastasius Grün (Alexander Graf von Auersperg, geb. 1806 zu Laibach) die immer grüne Hoffnung entgegen. Mehr reflektirend als jener, reich an Pathos, noch reicher an Bildern, entfaltet Grün einen förmlichen Bilderwitz. Berühmt wurde er durch die ‚Spaziergänge eines Wiener Poeten' (1831), patriotische und besonders politische Gedichte von blendender Gluth und dolchscharfem Stachel. Der kurz vorher erschienene ‚letzte Ritter' hatte bunte und mannigfaltige Bilder aus dem reichen Leben des Kaisers Max gebracht. Mit den im ‚Schutt' (1835) enthaltenen vier größeren Dichtungen, von denen besonders die ‚fünf Ostern' entzückten, wollte Grün auf die zerfallende Welt in Italien und — im gegenwärtigen Christenthum hinweisen, nicht minder aber auf das neue Leben, das einst aus den Ruinen der zusammengestürzten Zustände als Glück, Freiheit, Friede und Naturreligion erblühen werde. Die ‚Nibelungen im Frack' (1843), mußten den politischen Dichter bereits gegen die Angriffe der ungestümen Parteigänger (Herwegh) in Schutz nehmen. Das ländliche Gedicht ‚der Pfaff vom Kahlenberg' fand geringen Anklang; in ‚Robin Hood' liegt wieder ein Balladenkranz vor. In den gesammelten Gedichten wirft die Reflexion begreiflicher Weise auch viel gaukelnden Schatten; einzelne Gedichte indeß wie ‚der letzte Dichter', ‚der treue Gefährte', ‚Mannesthräne', ‚der Ring', ‚die Baumpredigt', ‚der Deserteur', ‚der Invalide' dürften als Prachtmuster der eigenthümlichen Grün'schen Poesie und wegen ihres inneren Werthes sich noch lange frisch erhalten.

Die Nachfolger Grüns in den österreichischen Landen glaubten die Eleganz ihres aristokratischen Vorgängers durch Frivolität und Ueberspanntheit ersetzen zu dürfen. Zu ihnen zählt der ungarische Jude Karl Beck (geb. 1817), der in seinen ‚Nächten' noch als Student wahrhaft phrasengepanzerte, rhetorisch-überschwängliche Gedichte, dann nach Lenau's Vorgang im ‚fahrenden Poeten' Schildereien seiner Heimat gab und in den ‚Liedern vom armen Mann' ultra-demokratische Grundsätze in halbpoetische Tiraden brachte. Das Böhmenland erzeugte zwei modernisirte Hussiten: Moriz Hartmann, der in ‚Kelch und Schwert' durch Reflexion und Phrase die Poesie zu ersetzen suchte und mit der ‚Reimchronik des Pfaffen Mauritius' gar zum Bänkelsänger wurde; — und Alfred Meißner, den Sänger des ‚Zizka', den Verfasser von böhmischen Elegien und schwülstigen, wild-sozialistischen Gedichten.

Bescheidener, weniger wild und urkräftig stellen sich den erwähnten die mehr conservativen österreichischen Dichter gegenüber. Joseph Christian Freiherr von Zedlitz aus Oesterreich-Schlesien (1790—1862), nicht ohne romantische Anwandlungen, die besonders in seinen hispanisirenden Dramen zu Tage treten, führt mit den in herrlichen Canzonen gedichteten ‚Todtenkränzen' den Leser zu den Gräbern großer Helden,

treuer Liebenden, unglücklicher Dichter und thatenreicher Volksbeglücker. Seine kleineren Gedichte sind von verschiedenem Werthe; ‚Mariechen', ‚die nächtliche Heerschau' und das ‚Weib des Räubers' haben wohl den meisten Beifall gefunden. ‚Waldfräulein', ein Märchen in achtzehn Abenteuern (1843), haucht bei lebendiger Schilderung und Farbenreichthum den ganzen phantastischen, natur- und liebebegeisterten Duft der Romantik aus. Begeisterung für das tapfere, in Italien und Ungarn kämpfende Heer hat das ‚Soldatenbüchlein' diktirt, die ‚altnordischen Bilder' sind dem modernen Geschmack wohl etwas zu reckenhaft. Der gemüthvolle, innige, zur Melancholie hinneigende Böhme Karl Egon Ebert (geb. 1801 zu Prag) hat durch einzelne liebliche Lieder und durch viele gut ausgeführte Balladen (‚Schwerting', ‚Frau Hitt', ‚der Sänger im Palast' u. A.) weiteren Ruf, durch sein nationales, wohl zu empfindsames Epos ‚Wlasta' in seinem Heimatlande sich bedeutenden Ruhm erworben. Mit echter Wiener Gemüthlichkeit bewegt sich Joh. Nepomuk Vogl (geb. 1802 zu Wien, † 1866), der Vater der österreichischen Ballade, nicht ohne Anklänge an Müller, Körner und Lenau. Durch glückliche Composition sind ‚der Wanderbursch mit dem Stab in der Hand', ‚Ob sie meiner wohl gedenkt', ‚Vöglein ohne Ruh und Rast' u. a. weithin bekannt geworden. Eine ähnliche Natur ist sein Landsmann Joh. Gabriel Seidl (geb. 1804), bekannt durch ‚das Glöcklein des Glücks', ‚Hans Euler', ‚der todte Soldat' und den Operntext von ‚Maurer und Schlosser'. Ernst von Feuchtersleben (1808—49), der berühmte Verfasser der vielgelesenen ‚Diätetik der Seele', dichtete das schöne Abschiedslied: ‚Es ist bestimmt in Gottes Rath'. Indem wir die österreichischen Dramatiker und Epiker einem späteren Abschnitt zuweisen, wollen wir von den jüngeren Dichtern noch erwähnen den Kärnthner Ritter Ad. Ignaz von Tschabuschnigg, der sich allerdings mehr der Grün'schen Richtung zuneigt, den Wiener Ritter Heinrich von Levitschnigg, der auch Märchen in Verse brachte und Romane schrieb, den Wiener Ludwig Bowitsch, von dem wir außer mehreren recht ansprechenden Liedern (‚Gedichte', ‚Volkslieder', ‚Liederbuch') eine große Reihe von wacker ausgeführten Romanzen, Sagen und Legenden (‚Epheuranken', ‚Heroiden', ‚Legenden') besitzen; ferner die Tyroler Adolf Pichler, Hermann von Gilm und Ignaz Vincenz Zingerle, welcher letztere auch durch seine Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Sprache, Literatur und Sage rühmlich bekannt ist.

Ein Dichter von ganz eigenthümlicher Begabung ist Adalbert Stifter (geb. 1806 zu Oberplan in Böhmen, † 1868). Abgewandt von den lärmenden Tagesinteressen und aller tendenziösen Dichtung lebt er ganz in der stillen Welt des Gemüthes. In seinen ‚Studien', einer mehrbändigen Sammlung von novellenartigen Darstellungen, entwickelt

er die ganze Kunst der Natur- und Seelenmalerei. Sind diese Studien auch arm an eigentlicher Handlung, so fesseln sie doch stets durch die Frische und Genauigkeit der Zeichnung wie durch die Sauberkeit der ganzen Ausführung und wirken wahrhaft wohlthuend als Gegensatz zu den grellen und schreienden Farbentönen in so vielen modernen Dichtungen. Von demselben Gehalt sind die in den ‚bunten Steinen' gesammelten Erzählungen. Als Studien können diese kleinen Gemälde auch insofern gelten, als sie den Dichter zu seinen umfangreicheren Schöpfungen: ‚Der Nachsommer' und ‚Witiko' heranbilden sollten. Allein in diesen Romanen tritt es zu Tage, daß treue Beobachtung der Natur und glückliche Kleinmalerei zu größeren Produktionen allein nicht ausreichen.

An die Hauptvertreter der österreichischen Dichtung, Lenau und Grün, schließen wir wohl billig die Gedankendichter und die politische Dichtung an.

Die philosophirende Dichtung oder die Lyrik des Gedankens hat ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade ihre Berechtigung, sofern sie mit Ernst, Würde und Klarheit die tiefen Geheimnisse der Natur, des Menschenlebens, der Geschichte und der Ewigkeit in dichterische Anschauungen umzusetzen strebt. Wer möchte das beim Genuß von Dante's großartiger Schöpfung leugnen? Allerdings stellt sich die Gedankendichtung dem singbaren Liede und dem Volksgesang geradezu gegenüber; aber man würde irren, wollte man mit dem Maße der Singbarkeit den Werth der lyrischen Dichtungen abschätzen; würden dann ja doch gerade die höheren Formen der Lyrik, Ode, Hymne, Elegie, dem leichten Liede weichen müssen. Freilich ist die Gedankendichtung nicht für das Volk, sondern nur für die Gebildeten. Und — um sogleich auch ein Leider! hinzuzufügen — leider haben sich die meisten neueren Dichter dieser Richtung der christlichen Anschauung entfremdet, mehrere sogar feindlich entgegengestellt. Am würdigsten tritt Julius Mosen (1803—67) auf, den schwere Lebensprüfungen zum Ernst der Poesie hindrängten. In Italien hörte er einen Mandolinspieler über den ‚cavaliere Senso' improvisiren und schuf nach dem Gehörten seinen ‚Ritter Wahn' in kraftvollen Terzinen. Den tapferen Ritter treibt ein unruhiges Gelüste, sich das ewige Leben zu erwerben, das er aber nur als Nichtsterben auffaßt. Es gelingt ihm denn auch, den starken Ritter Tod zu besiegen, und auf seinen Irrfahrten gelangt er endlich in den Himmel. Aber im Laufe der Zeiten überfällt ihn ein unbändiges Heimweh nach der schönen grünen Erde; es wird ihm ein Besuch auf der Erde gestattet, doch hinter ihm her zieht der Tod, der ihn ergreifen soll, sobald der Ritter von dem ihm zu diesem Ritt angewiesenen Pferde heruntersteigt. Staunend betrachtet Ritter Wahn die mittlerweile auf der Erde vorgegangenen Veränderungen;

aber ein holdes Frauenbild, das ihm schon früher auf seinen Fahrten begegnet war, Helena, verleitet ihn von dem Himmelsroß zu steigen. So fällt er dem Tod anheim, den er schon in den Armen Christi überwunden zu haben glaubte. Das zweite epische Gedicht Mosens ist der ‚Ahasver'. Dieser ewige Jude, der Repräsentant des starren, hartnäckigen, unvertilgbaren Judenvolkes, sinnbildet zugleich die trotzige Abwendung von dem Erlöser. Drei Gnadenfristen sind ihm von Christus geboten, damit er den Weg zu Gottes Vaterbrust finde und vom Erdendienste sich befreie; doch sein Trotz bleibt in allen Proben ungebeugt, und ewige Fehde kündigt er dem Welterlöser an, der schließlich ihm noch einmal persönlich entgegen tritt. Während nun beide Gedichte bei allen Schönheiten von den kaum vermeidlichen Mängeln der Gedankendichtung nicht ganz frei sind, ist Mosen bekannter und beliebter geworden durch eine Reihe von Liedern und liederartigen Balladen (‚Andreas Hofer', ‚der Trompeter an der Katzbach', ‚die letzten Zehn vom vierten Regiment', ‚der Kreuzschnabel'). Auch im Drama (‚Otto III.', ‚Cola Rienzi', ‚Heinrich der Finkler') lenkte er mit großem Ernst von der alltäglichen Unbedeutendheit ab, ohne indeß bei der vorherrschenden Lyrik nachhaltigen Erfolg erringen zu können. — Friedrich von Sallet (1812 bis 43), der in dem Märchen ‚Schön-Irla' seine Gedanken über Leben und Poesie ausgebreitet hatte, gab sich darauf mit seinem blasphemirenden ‚Laien-Evangelium' ganz der Feuerbach'schen Auffassung des Christenthums hin und machte in harten, trüben Versen den Erlöser zum Sozialisten. Seine politischen und sonstigen Gedichte, in denen sich indeß die ganze Zerrissenheit und die trostlosen Kämpfe eines mit dem Glauben zerfallenen Geistes zeigen, haben in poetischer Beziehung keinen besonderen Werth. Auf denselben Gebieten bewegen sich bald in vornehm ironischer Gespreiztheit, bald in unklarer oder wüster Bildersprache, meistens aber mit stark rhetorischem Beigeschmack Wilh. Jordan (‚Demiurgos'), Rudolf Gottschall (‚Die Göttin') und der gefeierte Dramatiker Hebbel mit seinen Gedichten. Die traurige Zerklüftung glaubensloser Geister zeigt sich nicht selten auch in der abrupten, aphoristischen und rhythmuslosen Gestalt ihrer Dichtungen, die sie selbst freilich gern für höhere Oden und Rhapsodien ausgeben.

‚Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!' Dieser Vers Göthe's, der sich bekanntlich die Politik gern ‚vom Leibe hielt', ist in den vierziger Jahren in seiner ganzen Wahrheit schwer empfunden worden. Denn wenn die politische Dichtung bei A. Grün elegant, mit humoristischem Anflug auftrat, wenn Heine sie wie zur Probe in die ihm eigenthümliche Ironie hinüberspielte (‚Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen', ‚Mein Deutschland trank sich einen Zopf' u. s. w.), so schlugen die jetzt

zu besprechenden Dichter betäubend auf die Sturmglocke, wirbelten den Revolutionsmarsch und schleuderten ihre Lieder als Brandraketen nicht nur gegen Fürsten und Fürstendiener, gegen den Besitz und die Besitzenden, sondern auch gegen die Religion und ihre Pfleger, ja gegen Gott selbst. ‚Wer wie ich mit Gott gegrollt, kann auch mit einem König grollen', so schreibt der frechste dieser Dichter an den König von Preußen. Es ist freilich nicht zu leugnen: Feuer ist Feuer, und die rothe Fackel des tempelverbrennenden Herostrat ist so echtes Feuer als die heilige Flamme auf dem Altar der Vesta; auch das Sturmeslied kann wahre Poesie enthalten. Aber auch das ist wahr geworden, daß die meisten der folgenden Dichter durch ihre politischen Lieder zu dem anderweitig ersungenen Lorbeerkranz kein Blatt hinzugefügt haben, oder daß sie sich wie Herwegh begnügen mußten mit dem Beifall im revolutionären Lager, mit dem Lorbeer, den die Partei flicht. Dieser Georg Herwegh (geb. 1816 zu Stuttgart), der Chorführer der grollenden Dichter, als politischer Agitator ebenso durch die Kühnheit des Wortes wie durch die unmännliche Feigheit der That berüchtigt, unleugbar ein bedeutendes Formtalent, eröffnete den Reigen mit den ‚Gedichten eines Lebendigen' (1841). Sie haben, könnte man sagen, als steten Kehrreim eine Reminiscenz aus dem alten Arndt: ‚Wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen' (‚Lied vom Hasse'). So grollt Herwegh mit dem König von Preußen und mit dem Czaren, seinem Schwager, mit A. Grün, der eben eine Gräfin heimgeführt hatte, mit den Pietisten, mit dem ‚Herrscher auf St. Petri Stuhl', mit dem Christenthum (‚Heidenlied'), mit den Kreuzen, die aus der Erde gerissen werden sollen, und endlich mit Gott selbst. Nur wenige, obwohl auch von Ueberspanntheit nicht ganz freie Dichtungen, wie ‚der Gang um Mitternacht', ‚das Rheinweinlied', ‚das Reiterlied', ‚Leicht Gepäck', ‚Strophen aus der Fremde', können wirklichen Genuß bereiten. Derselbe Herwegh, der die Kühnheit des Wortes unter andern auch dem König von Preußen gegenüber in so hohem Maß besaß, flüchtete mit lächerlicher Feigheit, unter das Spritzleder des Wagens versteckt und von seiner Frau kutschirt, sobald der Einfall in Baden im Jahre 1848 ernsthafteren Widerstand fand. Zu den ‚Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters' von Franz Dingelstedt (geb. 1814 in Oberhessen) hat nicht die Muse, sondern die Reflexion der Ironie Pathe gestanden. Wer bei ihm wahre Poesie sucht, wird sie eher in den kräftigen Terzinen am Grabe Chamisso's und in dem Gedicht ‚Die erste Liebe' (‚Ich möchte wohl die Schildwacht sein') finden. Robert Prutz (geb. 1816 zu Stettin), der Theilnehmer an Ruge's berüchtigten Jahrbüchern, hat seine politischen Gedichte im Grimm erzeugt und grimmig in die Welt hinaus gestoßen. Und doch kann dieser als Literarhistoriker berühmte Poet, der das schneidende ‚Lügenmärchen' dem alten Muskatblüt

nachdichtete, und in der ‚Mutter des Kosacken' das düsterste Bild des Schmerzes entrollte, auch liebliche Melodien des Abends, der Nachtstille, und im ‚Renegaten' wie in der ‚Bretagne' sogar christliche Klänge ertönen lassen. Eine satirische Komödie: ‚Die politische Wochenstube' ist in Aristophanischer Form und Derbheit durchgeführt. Auch Heinrich Hoffmann von Fallersleben (geb. 1798 zu Fallersleben in Hannover) hat sich in den wohl ersungenen Dichterkranz die politischen Stachelrosen gewunden. Seine sog. ‚unpolitischen Lieder' (1841), gewöhnlicher Liberalismus in Verse und Musik gesetzt, haben ihm die Absetzung als Professor in Breslau gebracht, aber seinen Dichterruhm nicht auf die Dauer erhöht. Dieser gründet vielmehr auf seinen zahlreichen volksthümlichen Vaterlands-, Soldaten-, Trink- und Kinderliedern, in denen er, wie kein anderer unserer neueren Dichter, die Einfalt, Lieblichkeit und die Klangfarbe des deutschen Volksliedes nachzubilden versteht. Die kurzen Strophen in dem ‚Buch der Liebe' mahnen an die ältesten Minnesinger, die vaterländischen Lieder, wie ‚Deutschland, Deutschland über Alles' oder ‚Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald' sind vollständig Eigenthum des Volks geworden, ebenso sein ‚Morgen marschiren wir' und ‚Morgen müssen wir verreisen'; die Wein- und Trinklieder hat der Dichter, wie manche seiner politischen Lieder, selbst singend gedichtet. Im wahren Landsknechtsmuth der kecken Genossen Frundsbergs ist ein ganzer Cyklus von Landsknechtsliedern gedichtet; ja der eifrige Durchforscher niederländischer Literatur verfaßte eine Reihe von altvlämischen ‚Loverkens', die man in Belgien zum Theil für echte Volkslieder hielt, und Lieder im alemannischen Dialekt, überall derselbe süße Liedermund, der mit dem Verse zugleich auch die Melodie findet. Hoffmann hat durch seine Agitation auch Ferdinand Freiligrath (geb. 1810 zu Detmold) von seinen eigenthümlichen dichterischen Pfaden auf die politische Fährte gebracht. Wenn nun auch bei Freiligrath insofern ein Fortschritt Herwegh gegenüber sich findet, als wir bei ihm aus den politischen Phrasen zu wirklichen Erscheinungen des politischen und socialen Lebens gelangen und die Revolution mit ihren finsteren Gestalten plastisch vor uns sehen, so ist doch leider nicht zu verkennen, daß die Muse sich nicht ungestraft unter die Rothhemden und Sanscülotten mischt, von denen sie hier viel Rohheit der Empfindung und der Sprache gelernt hat. So sind aus dem ‚Glaubensbekenntniß' (1844) wohl nur die Gedichte: ‚Irland', ‚Hamlet', ‚Am Baum der Menschheit' und ‚Aus dem schlesischen Gebirge', von den neueren politischen Gedichten kaum irgend eins auszuzeichnen. Und wir müssen, um den eigentlichen Freiligrath zu finden, zu den früheren Klängen in den ‚Gedichten' (1838) und ‚Zwischen den Garben' (1849) zurückkehren. Freiligrath ist der Maler, der Horace Vernet in der Poesie; er verweilt am liebsten unter den südlichen Pal-

men, im Bann von Mecka's Thoren oder auf Afrika's glühendem Sand und drückt sich den Turban auf die schwarzen Haare; er sucht sich fremdartige, wilde, packende Stoffe aus und führt sie in der buntesten, oft grellen Farbenpracht, in übergipfelnder Phantastik und in einer fast fremdartig klingenden, immer aber gewaltigen Sprache aus. Stets will er neu sein, selbst in den Reimen, wobei ihm die Bevorzugung von Fremdwörtern zu Hülfe kommt. So hat er das Publikum förmlich überrascht durch seine Zonengemälde (die berühmte Thierballade ‚Löwenritt', ‚Gesicht des Reisenden', ‚Scheik am Sinai', ‚Unter den Palmen', ‚Mohrenfürst', ‚Memnon', ‚Schwertfeger von Damaskus', ‚Nebo'), durch die den Völkergeist und Verkehr schildernden Gedichte (‚die Auswanderer', ‚Tod des Führers', ‚der ausgewanderte Dichter') oder durch sonstige phantastische und farbige Bilder (‚Banditenbegräbniß', ‚Geusenwacht', ‚Prinz Eugen', ‚Die Tanne', ‚Odysseus', ‚Bei Grabbe's Tod', ‚Der Blumen Rache', ‚Die irische Wittwe'). Für mehrere der erwähnten Gedichte hat Freiligrath den Alexandriner als Form gewählt, freilich nicht den Renner, den Boileau gezäumt, sondern ein wildes Wüstenroß, das der Reiter zum kühnsten Sprunge spornt. Zwei Gedichte der Liebe und ‚Die Rose' in der Sammlung ‚Zwischen den Garben' haben indeß wohl mehr eigentlichen dichterischen Werth.

An dieser Stelle mögen noch zwei Dichter angeschlossen sein, die nur gelegentlich einen Streifzug auf politisches Gebiet gemacht haben. Franz von Gaudy (1800—1840), ein Adeliger, der aber ‚bürgerlich, sehr bürgerlich denkt' (so schreibt er selbst in einem Gedichte an Gräfin Hahn-Hahn), erscheint begabt für feine humoristische Darstellung und Erzählung, wobei das eigene poetische Lieutenantsleben außer Dienst ebenfalls hübsch persiflirt wird, wie Freiligrath mit einer gewissen Vorliebe für schreckliche Stoffe behaftet, wie dieser stark in farbenreichen Gemälden aus dem Seelen- und Naturleben, in den poetischen Erzählungen oft an Bitterkeit streifend. (Auszuzeichnen sind: ‚Besuch', ‚Berliner Mai', ‚Haussuchung', ‚Wo bleibt mein Geld', ‚Tapisserie', ‚Seht euch nicht um', ‚Die Bettlerin von Pont-neuf', ‚Hoffnung'). Als einer der ersten unter den Deutschen besang er den Napoleon in dem schönen Gedicht-Cyclus ‚Kaiserlieder'. Seine Novellen, von denen das ‚Leben eines wandernden Schneidergesellen' viel Beifall fand, sind theils humoristisch, theils düster gefärbt. Ein durch und durch aristokratischer Poet war der früh verstorbene schlesische Graf Moritz von Strachwitz (1823—48). Eine Formvollendung, die an Platen erinnert, verbindet sich in den ‚Gedichten eines Erwachenden' mit einer so ungestüm-wilden, herausfordernden Begeisterung, daß der frühe Tod des nicht zur eigentlichen Reife und Klärung gelangten Dichters sehr zu bedauern ist. Gewaltig erscheint er in seinen Hymnen gegen Mittelmäßigkeit, Philisterthum und Feigheit,

glühend in den Liedern der Liebe (‚Wie gerne dir zu Füßen'), prächtig in der Ballade (‚Pharao', ‚Hie Welf!' ‚Jagd des Mogul').

Den politisch-revolutionären Dichtern, die Altar und Herz in Trümmer schlagen wollen, dürfen wir nun wohl jene Sänger entgegen stellen, welchen ‚der Dichtung heilger Bronnen an dem Felsen quillt, der die Kirche trägt.' So drückt sich Emmanuel Geibel (geb. 1815 zu Lübeck, bis vor Kurzem Professor der Aesthetik zu München und Inhaber eines bayerischen Jahrgehalts) aus, und kühn ruft er den Kritikern zu, sie möchten nur an seinen Liedern kunstrichtern; denn endlich müßten sie doch gestehen: Seht, auch dieser ist ein Dichter! Ja, er ist ein wahrer Dichter, der aus voller Brust, ohne Reflexion, frei von aufstachelndem Zorn und Effekthascherei, seine einfachen, kräftigen, anmuthigen Weisen singt, die freilich dem jungen Deutschland wie Gesangbuchsmelodien vorkamen, aber — gewiß ein Beweis andauernden Beifalls — bereits in 60 Auflagen gedruckt sind. Geibel ist eine fertige Erscheinung, aus seinen Liedern tönt der ganze Mann, seine Formen sind geradezu vollendet, zu wenig Nichts und Nichts zu viel. Wie ganz Melodie sein ‚Spielmannslied', ‚Die Wasserrose', ‚O stille dieß Verlangen', ‚Der Zigeunerbube im Norden', ‚Wenn sich zwei Herzen scheiden', ‚Es gibt wohl Manches, was entzücket', ‚Und legt ihr zwischen mich und sie auch Strom und Thal und Hügel'; wie fromm-andächtig das ‚Ave Maria', ‚die Abendfeier in Venedig'! Ein mächtiger Choral erbraust das ‚Thürmerlied' und ‚der Ostermorgen'; humoristisch-fein klingt das ‚Lob der edlen Musica', ‚der Traum des Zechers.' Der Sänger aus der Hansestadt, der so kräftig gegen Herwegh und ‚die Aufgeregten' sich erhob und in die Flammen ihres Branders die Wahrheit hinein warf, singt aber dennoch nicht um Königs Gunst, er hat kräftige Klänge für die vernünftige, versöhnliche Freiheit (‚Ich habe nie nach Gunst gerungen') und scharfe ‚Protestlieder für Schleswig-Holstein.' Auch spanische Lieder und Romanzen gab er mit seinem Freunde P. Heyse heraus; denn ‚das Geheimniß der Form hat ihn der Süden gelehrt.' Mit diesem Dichterfreund und anderen strebsamen Genossen (Bodenstedt, Lingg, Hertz) bildete Geibel zur Zeit in München den ‚Verein des Krokodils.'

Mehr noch als Geibel strebt Oskar von Redwitz (geb. 1823 zu Lichtenau im bayrischen Mittelfranken, vorübergehend Professor in Wien, jetzt privatisirend auf seinem Gute Schellenberg) dahin, der deutschen Poesie neben vollendeter Form einen christlich-gläubigen Inhalt wieder zu geben; dahin zielt ‚trotz Spott, Haß und List all' sein Lied'. Die erste Gabe seiner Muse war das mit fast beispielloser Begeisterung aufgenommene lyrisch-epische Gedicht ‚Amaranth' (1849); der junge Sänger zeigt sich hier, bei allerdings zu großer Weichheit und bei der unver-

kennbaren Schwäche in der Charakteristik seiner Figuren, wohlvertraut mit dem Geheimniß besonders der südlichen Versformen, stark im musikalischen Element der eingestreuten Lieder und gediegen in der romanzenhaften Erzählung. Bald folgte ‚ein Märchen' (1850); es sollte des Dichters Seelenleben abspiegeln, aber dadurch kam Tendenz und Unklarheit in die sonst liebliche Composition; die rasch gesammelten ‚Gedichte' (1852) geben reine Gemüthsklänge, doch daneben auch viel Halbfertiges und Schwaches. Diese feinbesaitete lyrische Dichternatur warf sich dann auf das Drama; der erste Versuch ‚Sieglinde' brachte dem Sänger statt Lorbeeren ‚Disteln auf den Hut', ‚Thomas Morus' und ‚Philippine Welser' bezeichnen einen glücklichen Anlauf, rechtes dramatisches Leben bringt erst ‚der Zunftmeister von Nürnberg', den ‚der Doge von Venedig' wiederum nicht erreicht. Es scheint, als solle Redwitz trotz unermüdlichen Strebens, wie Geibel mit seinem ‚Roderich', wie früher Uhland und Rückert am Drama scheitern.

Dem Fürstenthum Reuß-Schleiz gehört durch Geburt (1816) an Julius Sturm, der in seinen ‚Gedichten' (1850) neben einfacher, aber inniger Lyrik und einzelnen epischen Gestaltungen und dichterischen Genrebildern (‚die junge Mutter', ‚die alte Jungfer') auch kräftige Strophen gegen die Feinde christlicher und deutscher Sitte hat, die für ihn ‚im stillen Sichentfalten, im freundlichen Sichfügen und im kräftigen Sichgestalten' beruht. Von den geistlichen Liedern sind am bekanntesten: ‚Nimm Christus in dein Lebensschiff' und ‚Sorge nicht'; an sie schließen sich die ‚israelitischen Lieder' (1858), die dem Messiasvolke den erschienenen Messias bezeugen sollen und theilweise an jüdische Nationallieder sich anschließen. Guido Görres (1805—52) erhebt sich gern humoristisch gegen die Schäden des deutschen Vaterlandes (‚die Schreiber, ach! die Schreiber!') und dichtete außer scherzhaften Erzählungen hübsche Legenden und Märchen sowie liebliche religiöse Lieder. Auch Wilhelm Smets (geb. 1796 zu Neval, † 1848 als Stiftsherr zu Aachen) dichtete gegen die Umsturz-Poeten; erfreulicher allerdings als solche Tendenzgedichte sind die Lieder von ‚Heinrich Frauenlobs Bestattung' und ‚vom Kölner Dom.' Ihm zur Seite stellen wir den einzigen Dichter, den Kurhessen und zwar noch zufällig geboren hat, Ernst Koch (geb. in Kassel 1808, convertirt in Spanien, † 1858 in Luxenburg). Er veröffentlichte unter dem Namen Eduard Helmer die Dichtung ‚Prinz Rosa Stramin' (1834), dichtete ‚Freiheitsgesänge' und verwebte die Erlebnisse seiner unruhigen Wanderjahre in Erzählungen und Novellen. Eduard Michelis (1813—55), der für die Sache der Kirche im Kerker saß, hat außer geistlichen Liedern auch sonstige ansprechende Dichtungen verfaßt (‚Lieder aus Westphalen'). Ein Erbe der Romantik erscheint Lebrecht Dreves (geb. 1816 zu Hamburg, convertirt 1846), in manchen

Liedern fast ein Nachahmer Eichendorffs, der auch seine Gedichte (1849) bevorwortet hat. Doch bewahrt ihn vor der romantischen Nebelhaftigkeit seine gesunde kräftige Sinnlichkeit, vor ihrer verschwommenen Willkür das von ihm glücklich eingehaltene künstlerische Ebenmaß. Durch Redwitz wurde zuerst Johannes Schrott, Benefiziat in München, eine von dem Sänger der Amaranth durchaus verschiedene energische Dichternatur, in die Lesewelt eingeführt. Er gehört zu den Gedankendichtern im besten Sinne des Wortes. Mag man sonst den Sänger einem aufstrebenden Adler, dem sinnigen Schwan, der Silbertaube oder der Nachtigall vergleichen, Schrott nimmt das Bild ‚des Blumenvogels, der vom Blüthenstaube die Schätze holt', für sich (‚Bienen' 1868); der Biene gleich will er nützen und laben und zum Korbe seine Blumenbeute bringen. Aber auch scharfen Stachel haben diese Bienen; und besonders die Walther'schen Strophen, eine Nachbildung des Walther von der Vogelweide, zeigen auch den Kampfesmuth jenes kräftigen Minnesingers, während Sonette und andere Versformen die lehrhafte Seite des Dichters glücklich darstellen. Ebenfalls als Gedankendichter erscheinen H. Bone mit seinen Sonetten und Bernh. Schlüter, der Verfasser des schönen Sonettenkranzes ‚Welt und Glaube.' Zu den jüngsten christlichen Sängern zählt L. A. Hoppensack mit seinen Liedern vom Schwarzwald, hauptsächlich geistlichen Inhalts, aber auch Naturbilder und Gedankendichtung.

‚Die Flut der Poesie wirft auf den Strand
Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter echte Perlen liegen;'

— diese allzeit wahren Verse Rückerts gelten besonders der neuesten Zeit mit ihren zahllosen Gedichtsammlungen. Der Kies und Gries wird bald von der neuen Flut übersandet, die bunten Steinchen werden wohl betrachtet und für Augenblicke aufgehoben, finden auch wohl ihre Liebhaber; die echten Perlen sind selten und werden leider aus der umgebenden unedlen Masse nicht immer herausgefunden. Nur die Dichter von eigenthümlichem Gepräge, die vollberechtigten Dichternaturen, die etwas mehr vermögen als alte Weisen zu wiederholen, gebahnte Pfade breiter zu treten, die etwas mehr besitzen als ein paar dichterische Gedanken und ein heutzutage sehr wohlfeiles Formtalent, nur Dichter von eigenthümlichem Inhalt und eigenthümlicher Form verdienen aus der großen Schaar hervorgehoben zu werden. Hier darf ich nun zuerst Robert Reinick (geb. zu Danzig 1805, † 1852 zu Dresden) nennen. Seine Lieder sind immer klangreich und melodisch, darum zum großen Theil componirt und gern gesungen; zugleich zeigt sich der Maler darin, daß die meisten ein kleines allerliebstes Genrebildchen darstellen, weßhalb

denn die Lieder durch Randzeichnungen von den Freunden des Dichters illustrirt werden konnten. ‚Frühlingsglocken', ‚Sonntagsfrühe', ‚Sonntags am Rhein', ‚Sommernacht', ‚In dem Himmel ruht die Erde', ‚der Bleicherin Nachtlied' gehören zu den lieblichsten Proben der neueren Poesie; naiv schalkhaft sind das ‚Käferlied', ‚Blauer Montag', ‚Curiose Geschichte', ‚des Mädchens Geständniß' und so manches andere; die ‚Ständchen' sind klangvoll und prächtig; zum Schluß zeigen die religiösen und spruchhaften Gedichte in dem Sänger einen gediegenen Mann (‚Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind'). Reinicks Kunstgenosse, der Breslauer August Kopisch (1799—1853), ist eine mehr epische Natur und als Entdecker der blauen Grotte auf Capri berühmt. Ueberall dem Volksgesang lauschend, gab er gar eine Sammlung von italienischen Volksliedern heraus. Ja, er wurde in Italien förmlich zum Improvisator und erreichte so die möglichste Leichtigkeit in der Form; seine Nachahmung von Naturlauten ist staunenswerth. Mit Vorliebe suchte er für seine Dichtung die niedlichen, rührenden oder schalkhaften Sagenstoffe auf, an denen Deutschland so reich ist, und sie finden sich in ‚Allerlei Geister' als Nixen, Kobolde, Heinzelmännchen, Klein Klopferchen, Hütchen u. s. w. zusammen; daneben hat er eine ganze Reihe von Volksschwänken und Histörchen, von Schildbürgern und ihren Genossen Fockbeckern, Pinnebergern, Krippstedtern u. dgl., auf das Ergötzlichste ausgeführt. Ebenso beliebt ist er durch seine patriarchalisch-gemüthliche ‚Historia von Noah', durch ‚Blücher am Rhein', durch ‚Coeur-König' und durch den herrlichen Trompeter (‚Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt') geworden.

Der verdienstvolle Erforscher deutscher Mythologie und Sagenkunde, der Erneuerer der deutschen Volksbücher und berühmteste Uebersetzer alt- und mitteldeutscher Gedichte, Karl Simrock (geb. 1802 zu Bonn), repräsentirt so ganz den heiteren Humor des Rheinfranken. Darum gelingen ihm wohl schalkhafte Lieder, wie das bekannte: ‚An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein', bedeutender aber ist er in der Epik. Und hier hat er mit vielem Geschick einen Cyklus von Rheinsagen gedichtet, sie stehen in seinem gleichnamigen Sammelwerk (Bonn 1836); sein Epos ‚Wieland der Schmied', aus einer altgermanischen Sage geformt, bot in seiner epischen Breite der größeren Lesewelt zu wenig Interesse und Genuß. Simrocks Landsmann und Freund ist Alexander Kaufmann (geb. 1821), in dessen Gedichten und Mainsagen sich ebenfalls der romantische Reiz der schönen Heimat abspiegelt, dem aber auch die Accorde der weichen Wehmuth nicht fehlen. Gottfried Kinkel (geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn), der spätere politische Agitator, errang mit ‚Otto dem Schützen' rauschenden, lang dauernden Beifall, der besonders durch die Anschaulichkeit und Frische der Dar-

stellung, nicht minder aber auch durch die gemüthreichen lyrischen Partien zu erklären ist. Auch kleinere epische Gedichte, von denen ich nur die schöne Legende ‚Petrus' und die humoristische Erzählung ‚der Kobold von Walporzheim' hervorhebe, sind ihm gelungen. Die lyrischen Stücke: ‚Abendstille', ‚ein geistlich Abendlied', ‚an die Auswanderer' zeugen von Tiefe des Gefühls. In der jüngsten Sammlung seiner Gedichte (1868) kann Kinkel sich immer noch nicht von der Poesie des Hasses und der politischen Gereiztheit trennen. Da sind wenige erquickliche Klänge zu vernehmen. Kinkel mit Simrock und Kaufmann unterhielten zur Zeit in Bonn den ‚Maikäferverein', der zur heiteren Pflege der Dichtkunst gegründet war und in welchem besonders die excentrische Johanna Kinkel, die spätere Verfasserin des ‚Hans Ibeles' eine Rolle spielte. Zu den niederrheinischen Dichtern zählt weiter Wolfgang Müller von Königswinter (geb. 1816), der sein Lied: ‚Mein Herz ist am Rheine' einem schönen Gesang von R. Burns nachgebildet hat. Auch ihm sind die epischen Gedichte am besten gelungen; in der ‚Maikönigin' hat er das idyllische Epos durch Annäherung an die modernen Dorfgeschichten erneut. Auch Otto Friedr. Gruppe (geb. 1804 zu Danzig), ein durch Studium und feinen Geschmack geschulter Dichter, verdient wegen seiner Romanzen und seiner episch-lyrischen Dichtungen (‚Königin Bertha', ‚Theudelinde', ‚Kaiser Karl') rühmende Erwähnung; nicht minder der als Kunsthistoriker berühmte, in der Schule der Kunst zum geschmackvollen Dichter gereifte Franz Kugler (1808—58), der mit Reinick das ‚Liederbuch für deutsche Künstler' herausgab.

Seit Kurzem erst (1867) sind die Gedichte von Adolph Friedr. von Schack (geb. 1815 bei Schwerin, seit 1855 in München) erschienen, die uns den hochgebildeten Reisenden, Literarhistoriker und Uebersetzer als einen unserer besten Dichter zeigen. Durch seine ‚Lieder aus Granada' nähert er sich den orientalischen, durch seine kosmopolitischen Hymnen (‚das neue Jahrhundert', ‚die Tempel von Theben', ‚die Jungfrau', ‚die Sibylle von Tibur', ‚Aetna', ‚Amerika') den Gedankendichtern. Der Vielgereiste, der mit Indiens Weisen in den Siedeleien, mit Parsen und Arabern verkehrte, der an die Sphinx gelehnt den Urwelttraum träumte und in Italien für alles Erhabene und Große seine Seele entflammen ließ, versteht auch die herrlichsten Reisebilder zu entwerfen (‚Jaffa', ‚Auf dem Nil', ‚Der Tempel von Aegina', ‚La Cava' u. A.), während er für seine erzählenden, meist durch dichterische Beschreibungen gesättigten Gedichte vorzugsweise das Alterthum heranzieht (‚Himilkon', ‚Metella', ‚Die Athener in Syrakus', ‚Die seligen Inseln'). Läßt sich Schack mit seinem stets freudigen Idealismus der Wolke vergleichen, die sonnengold-durchglüht am Himmel gleitet, so gleicht der andere Genosse der Münchener Tafelrunde, Hermann Lingg (geb. 1820 in Lindau), mehr der dunklen

zürnenden Gewitterwolke; er steht Schack nahe in der weltumfassenden Gedankendichtung, aber er rollt vorzugsweise düstere Bilder auf (‚Der schwarze Tod', ‚Mondaufgang', ‚Edelweiß', ‚Stanzen', ‚Die Priesterin der Isis'), weßhalb man ihn wohl den Passionsdichter der Menschheit genannt hat; er dichtete indeß auch einige wackere Balladen (‚Lepanto', ‚Tannhäuser', ‚Mycerin'), mehrere Dramen (‚Catilina', ‚Die Walküren') und ein großes figuren- und farbenreiches Epos ‚die Völkerwanderung' (1866 ff. 3 Bde.). Es ist freilich viel Chronikstyl darin, da es die geschichtlichen Begebenheiten ziemlich getreu begleitet, doch fehlt es auch nicht an wirklich großartigen, wahrhaft vollendeten Partien, welche durch die klangreiche, kräftig behandelte Stanze erst recht gehoben werden. Und wenn es der umfangreichen Dichtung, wie es nicht anders sein konnte, an einem gemeinsamen Helden und dadurch an festem Zusammenhang und innerem Kitt fehlt, so läßt man sich für diesen unvermeidlichen Mangel gerne durch die prächtigen Tableaux entschädigen, die aus jeder Lebenssphäre vorgeführt werden. Auch Robert Hamerling (geb. 1832 in Niederösterreich) strebt das Gedankengold in seine ungemein bilderreichen Gedichte niederzulegen. Er ist dabei ein wahrer Meister der Form, pflegt aber wie auch andere österreichische Dichter zu sehr das Sinnliche und Erotische in der Dichtung (‚Venus im Exil', ‚Sinnen und Minnen'), so auch in seinem ungemein beifällig aufgenommenen Epos ‚Ahasverus in Rom' (1866), das bei aller Kraft der Schilderung und der geschickten Verquickung mit tieferen Gedankenelementen wohl zu viel Gräßliches und Lüsternes hat. Der Dichter gemahnt mit seinen Helden Nero und Kain-Ahasver, mit den Gräueln der römischen Bacchanale und des goldenen Neronischen Hauses allzu sehr an die Sturm- und Drangperiode.

Wir stehen hier bei dem modernen Epos, dem vielversuchten, selten gelungenen. Was hat man nicht versucht! Haben mehrere der bereits erwähnten Dichter philosophische Grundlage und hohen Kothurnschritt für sich genommen, so haben andere idyllische Guirlanden und lyrische Intermezzos zum Schmuck und zur Abwechselung heran gezogen. Auf diesem Boden bewegen sich Aug. Becker (geb. 1826 zu München) mit seinem ‚Jung-Friedel' (1854), den er in einen stark betonten Gegensatz zur Amaranth stellt; Otto Roquette (geb. 1827 zu Krotoschin in Posen, Professor an der Kunstakademie in Berlin) mit seinem hübschen Rhein-, Wein- und Wandermärchen ‚Waldmeisters Brautfahrt' (1851), dessen episches Gedicht ‚der Tag von St. Jakob' mit Mäßigung den geschichtlichen Boden festzuhalten strebt, und besonders Jos. Viktor Scheffel (geb. zu Karlsruhe 1825), der geschmackvolle Umdichter mittelalterlicher Lieder und Verfasser des ‚Trompeters von Säckingen' (1854). Diesem Epos fehlt zwar, wie der Dichter sich ausdrückt, ‚der tragisch hohe Stelzgang, der Tendenz Verpfeff'rung, der amaranthne Weihrauchduft

und die anspruchsvolle Bläſſe' ſo vieler modernen Dichtungen, es iſt eine frohe, geſunde, halb idylliſche Erzählung vom Oberrhein, die von den ſüßen Liedern Margaretha's und den humoriſtiſch-lehrhaften Strophen des kritiſchen Katers Hiddigeigei ergötzlich durchbrochen wird. Für ein ſolches Gedicht konnte der Verfaſſer natürlich die großen und ſchweren Formen des heroiſchen Epos nicht brauchen, er hat die leichten, anmuthigen vierfüßigen Trochäen der Romanze gewählt. Max Waldau (Georg Spiller von Hauenſchild aus Breslau 1826—55), auch politiſcher Dichter, in Bilderreichthum und Kraft an Strachwitz erinnernd, trug in ſein Alpenidyll ‚Cordula' zu viel moderne Reflexion hinein.

Im heroiſchen Epos hat Johann Ladislaus Pyrker, Erzbiſchof zu Erlau in Ungarn (1772—1847), mit ſeiner ‚Tuniſias' (1819) und dem ‚Rudolf von Habsburg' (1824) beachtenswerthe Verſuche in klaſſiſcher Form gemacht, wenn auch die von ihm vorgenommene Einführung abgeſchiedener Geiſter als geſcheitert betrachtet werden kann. Glänzender noch ſind die ‚Perlen der heiligen Vorzeit' (Gedichte mit altteſtamentlichem Stoff), obgleich noch immer nicht ſo echte Perlen als die ‚Lieder der Sehnſucht nach den Alpen'. Auch die Schwenkung zum neueren patriotiſchen Epos, repräſentirt durch Chriſtian Friedr. Scherenberg (1798 in Stettin geb.), der uns mit einem ‚Waterloo' und ‚Leuthen' beſchenkte, mag zwar die vaterländiſch gehobene Begeiſterung befriedigen, nicht aber die hohen Anſprüche, die wir mit Recht an ein Epos ſtellen. Scherenberg iſt der Erfinder und Meiſter des Schnurrbartſtyls, der Blondel des Treubundes. Einen neuen Weg für das Epos ſucht der weſtphäliſche Dichter Joſeph Pape. Wenn Pyrker ſtatt des Mythus, der dem alten Epos eigenthümlich iſt, die Schatten Verſtorbener einführte, ſo wendet er ſich zurück zu den aus dem Mythus hervorgegangenen Sagen und Märchen, die ja noch lebendig ſind; da ſie aber an ſich keinen Glauben beanſpruchen können, ſo ſucht er ſie ſymboliſch zu vertiefen, um in ihnen die chriſtliche Weltanſchauung wiederzuſpiegeln. So ſoll denn ‚der getreue Eckart' (1854) aus der Zeit des Verfalls der fränkiſchen Kaiſerreiche, ‚Schneewittchen vom Gral' (1856) aus der Zeit des großen Interregnums ein Spiegelbild für unſere Zeit machen, wobei der Dichter zugleich die Kraft der großen mittelalterlichen Volksepen auf ſeine Darſtellung einwirken läßt und der Romantik weiten Spielraum gewährt. Beſſer als dieſe Epen ſcheinen uns die idylliſchen Romanzen auf patriotiſcher Unterlage in der ‚Joſephine'.

Mehr als in früheren Zeiten ſind in unſeren Tagen auch die Frauen dichtend aufgetreten. Wir könnten zu den meiſten der bisher beſprochenen Dichtergruppen, ſogar zum jungen Deutſchland und zu den Politikern, auch Frauenfiguren, freilich meiſt von untergeordneter Be-

deutung und nachgemachtem Gepräge, gesellen. Indem wir nun die romanschreibenden Damen an betreffender Stelle aufzuführen gedenken, wollen wir hier die berühmteren Dichterinnen in Kürze charakterisiren.

Ein ganz eigenthümliches Talent zeigte die Deutschrussin Elisabeth Kulmann (geb. zu Petersburg 1808), die mit großer Leichtigkeit in drei Sprachen: deutsch, russisch und italienisch, dichtete und durch Entbehrungen wie durch Ueberanstrengung ihres frühreifen Geistes aufgerieben bereits im achtzehnten Jahre dahinschied. Während ihre Naturschilderungen durch tiefe Wahrheit und bewunderungswürdige Anschaulichkeit anziehen, tritt in den zahlreichen Gedichten, zu denen das Studium des Griechischen sie begeisterte, eine Fülle von Gedanken und ein so eigenthümliches Gepräge der Sprache hervor, daß man versucht sein könnte, diese Gedichte für eine meisterhafte Uebersetzung eines unbekannten Dichters aus der glänzendsten Epoche griechischer Literatur zu halten. Steht diese Erscheinung gigantesk, fremdartig, ausländisch vor uns, so haben wir in Annette von Droste-Hülshoff (geb. 1798 zu Münster, † 1848 zu Meersburg am Bodensee) die eigentliche, jedenfalls die größte deutsche Dichterin. Auch diese Tochter Westphalens hat etwas Eigenthümliches, wir möchten sagen Sprödes und Herbes, dabei aber so viel Originelles, Kräftiges und Frisches in Stoff und Darstellung an sich, daß wir sie zu keiner Gruppe stellen können, wie sie denn auch im Leben einsam durch die Haiden, Gründe und Schloßverließe ihrer Heimat ging. Eine Tiefe der Empfindung, die doch nichts Ueberreiztes kennt, ein Adel der Gesinnung, der wohlthuend erwärmt, eine Kraft der Darstellung, mit der wenige unserer Dichter sich messen können, eine Ursprünglichkeit des ganzen Dichterwesens, die nirgends Nachahmung aufweist; daneben die echt weiblichen Züge zarter Milde, der Freude am Kleinen und Mißachteten, der feinsten Beobachtungsgabe mit jungfräulicher Zurückhaltung — so ist das Bild von Westphalens Dichterin gezeichnet. Die Naturgemälde, unter denen sich die ‚Haidebilder' und von diesen wiederum ‚die Lerche', ‚die Jagd', ‚die Vogelhütte', ‚die Krähen' auszeichnen, sind bis jetzt geradezu unerreicht geblieben; die episch-lyrischen Gedichte (‚die junge Mutter', ‚junge Liebe', ‚vor vierzig Jahren' u. A.) verrathen am meisten die Frauenseele; das Gedicht ‚des alten Pfarrers Woche' halte ich für die beste Idylle, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Die ‚Balladen' mögen in der Richtung auf das Dämonische und Grauenhafte und darum auch in knapper Darstellung und im Dunkel der Umrisse etwas zu viel thun; indeß werden ‚der Graf von Thal', ‚Tod des Erzbischofs Engelbert', ‚der Geierpfiff', ‚Vorgeschichte', ‚die Vergeltung' zwar keinen rasch abgeschöpften, aber eben darum auch keinen flüchtigen Genuß gewähren. Mit besonderer Vorliebe spürte die Dichterin den Märchen, Sagen und Volksliedern ihrer Heimat nach, von den letzteren hat Uhland

zwei nach ihrem mündlichen Bericht in seine Sammlung aufgenommen. Ihr Seelenleben, auf christlich-religiösem Grunde ruhend, liegt in dem ‚geistlichen Jahr' vor uns; das ist ein Cyklus von religiösen Gedichten, der sich an die sonn- und feiertäglichen Evangelien anschließt, und es sind darin bittere Seelenleiden, schwere Kämpfe, aber auch Gottvertrauen, Tröstung und Sieg zu schauen. Ja, die Dichterin, der die Poesie eine strenge Norne, eine Erzieherin im eigentlichen Sinne des Wortes war, durfte es aussprechen: ‚Meine Lieder werden leben, Wenn ich längst entschwand: Mancher wird vor ihnen beben, Der mir gleich empfand. Ob ein andrer sie gegeben Oder meine Hand: Sieh, die Lieder durften leben, Aber ich entschwand!'

Von den übrigen deutschen Dichterinnen verdienen wohl Luise von Plönnies (geb. 1803), nicht ohne schöne Auffassungs- und Darstellungsgabe, melodisch im Vers, aber an bekannte Dichternamen erinnernd, sodann die Wienerin Betty Paoly (ps. für Elisab. Glück, geb. 1814), ebenfalls durch Melodik der Form und Innigkeit der Empfindung, aber auch durch ernste Contemplation hervorragend, darum von Lenau besonders gefeiert, die nächste Erwähnung. Adelheid von Stolterfoth (geb. 1800) schildert und erzählt in den ‚rheinischen Liedern und Sagen' nicht ohne Anmuth; Amara George (geb. 1835, seit 1858 convertirt, Gattin von Alex. Kaufmann) bietet in den ‚Blüthen der Nacht' ernste, dunkle, scheue Blumen, die mit Thränen des Schmerzes begossen und genährt wurden; Luise von Bornstedt (seit 1835 kath.) dichtete besonders Legenden, Katharina Diez ein Leben der hl. Elisabeth. Emilie Ringseis, beim Drama noch besonders zu erwähnen, nähert sich vielfach, ohne Nachahmerin zu sein, der A. von Droste, deren energische Dichternatur auch ihr Antheil ist.

Die liebenswürdige Dichterin Luise Hensel (geb. 1798, convertirt 1818), die jetzt zunächst zu charakterisiren sein würde, führt uns zum geistlichen Lied hinüber. In Diepenbrocks geistlichem Blumenstrauß wurden zuerst ohne ihren Namen die innigen formschönen Lieder veröffentlicht. Kindliche Andacht spricht aus dem Abendgebet (‚Müde bin ich, geh' zur Ruh') und der Krippe (‚Was ist das für ein holdes Kind?), während andere Lieder wie das ‚Beim Lesen der hl. Schrift', die Selbstforschung am Abend, die Gefühlsergüsse beim Empfange der hl. Sakramente und bei der Betrachtung des Gekreuzigten von den tiefsten Empfindungen durchzogen sind, oder in der ‚Hingebung', ‚Heimat', ‚Schule der Dornen' die halbfremden, aber seltsam ergreifenden Saiten der alten Mystiker anschlagen. Der Dichterin gehören auch die sinnigen Strophen: ‚An mein Herz', die früher vielfach dem edlen Melchior von Diepenbrock (1798—1853) zugeschrieben wurden. Diepenbrocks Verdienst um

die geistliche Lyrik besteht hauptsächlich darin, daß er die bis dahin wenig gekannten Dichtungen der spanischen und italienischen Mystiker geschmackvoll übertragen hat. Eduard von Schenk (geb. 1788, convertirt 1818, † 1841), der Herausgeber der Charitas, dichtete mehrere geistliche Lieder, darunter ‚die Kirche', ein wackeres Gedicht, das man zuweilen mit Unrecht Uhland zugeschrieben findet. Außerdem sind auf katholischer Seite zu nennen: Guido Görres mit seinen Marienliedern, die allerdings von ungleichem, zum Theil aber von hohem Werthe sind und theilweise, wie das ‚Maria Maienkönigin', in den Kirchengesang übergegangen sind; Wilhelm Smets, der wieder an Fr. von Spee anknüpfte; Freiin L. von des Bordes, die Schwester von Cl. Brentano, bei der neben anmuthiger Form eine gewisse südliche Glut des religiösen Gefühles durchbricht; Jos. Pet. Silbert, der fleißige Uebersetzer kirchlicher Hymnen; Gräfin Ida Hahn-Hahn mit den ‚unserer lieben Frau' gewidmeten Liedern; A. Hungari (Pfarrer zu Rödelheim) und Gedeon von der Heide (ps. für Joh. Bapt. Berger, Pfarrer zu Boppard). Der Letzte ist außer durch seine geistreichen Lieder hauptsächlich durch eine Reihe von frommen Erzählungen bekannt geworden, die er unter dem Titel: ‚Gnaden' zusammenfaßt, weil sie den Augenblick und die wunderbare Wirkung der göttlichen Gnade darstellen. — Im Allgemeinen erscheint die neuere geistliche Lyrik noch zu subjektiv, nicht selten auch zu formlos, als daß sie sich zum echten Kirchenliede gestalten könnte. So ist auch das vom Cardinal Johannes von Geißel nach älteren Vorbildern und Reminiscenzen verfaßte Marienlied: ‚Wunderschön prächtige' wohl nur durch Courtoisie in die katholischen Gesangbücher gekommen. Wenn dieselben Gesangbücher Krummachers ‚O du Heilige', Paul Gerhards ‚O Haupt voll Blut und Wunden', Schubarts ‚Es ist vollbracht' enthalten, so wird man dagegen nichts zu erinnern haben. Doch dürfte man nun erwarten, daß auch den allerdings nicht zu zahlreichen, bereits beliebt gewordenen geistlichen Liedern aus der Neuzeit die Aufnahme nicht versagt würde. Nur so ist ja eine Fortbildung des Kirchenliedes möglich, nicht aber durch ängstliche Beschränkung auf die alten traditionellen Gesänge. Gewiß wäre es Unrecht und würde sich einst schwer rächen, wollte man beim kirchlichen Lied die Fortschritte ignoriren, welche unsere Zeit in Dichtkunst und Geschmack gemacht hat. Damit würden die wenigen errungenen Erfolge wieder in Frage gestellt. Mag denn, was sich dazu eignet, in den Tempelhallen als Gesang empor steigen, das Andere aber der häuslichen Andacht dienen oder auch ungesungen das religiös gestimmte Gemüth erfreuen.

Auf protestantischem Gebiet fehlt es freilich auch nicht an gründlicher Meinungsverschiedenheit, wie Solches der Gesangbuchstreit beweist, der hie und da große Dimensionen angenommen hat. Es muß die Ent-

scheidung getroffen werden zwischen dem alten Bekenntniß- oder doch glaubenstreuen Kirchenlied und den verallgemeinerten, verwässerten Gesängen aus der rationalistischen Zeit, — eine Entscheidung, welche durch die fast überall stattgehabte Fusion der verschiedenen protestantischen Richtungen erschwert ist. Ein Umschwung zum Besseren begann auch hier mit der Romantik. Seitdem sind nun zahlreiche religiöse Gedichte zu Tage getreten, von denen indeß nur ein kleiner Theil in den Kirchengesang überging. Einer der fruchtbarsten geistlichen Liederdichter ist Albert Knapp (geb. 1798, † als Stadtpfarrer in Stuttgart 1864), dessen ‚christliche Gedichte', 1829 zuerst erschienen, bis zu fünf Bänden heranwuchsen; er erscheint oft innig, durchweg formschön, nicht selten aber auch reflektirend, rhetorisch und vornehm. Am bekanntesten sind ‚der Morgenstern' (‚Wenn ich in stiller Frühe Vom Schlummer aufgewacht'), ‚das Bleibende' (‚Wie einem Träumenden die Stunden Entfliehen in der Mitternacht'), ‚Charfreitag' (‚Wie heißt der Mann, der aus durchgrab'ner Hand'), ‚Kreuzabnahme' (‚Nehmet sanft die lilienbleiche, Blutbeflossene theure Leiche') und das ‚Sohn des Vaters, Herr der Ehren'. Aber schöner noch sind einige Hymnen in freiem Rhythmus, wie die ‚Morgenfeier im Frühling' (‚In dein glänzendes Himmelsblau'), ‚der Ostermorgen auf Hohenstaufen' u. A. Hauptsächlich für christliche Privaterbauung bestimmt ist die schöne Gedichtsammlung ‚Psalter und Harfe' von Philipp Spitta (geb. 1801 zu Hannover, † 1859). Diese Gedichte haben mehr lyrische Unmittelbarkeit als die Knapp'schen, prägen sich daher leichter dem Gemüthe ein. Ich will hier nur anführen die Lieder: ‚Du schöne Lilie auf dem Feld', ‚Was macht ihr, daß ihr weinet' und ‚Es zieht ein stiller Engel' (‚Geduld'). Weiter verdienen Erwähnung Viktor Friedrich Strauß (geb. 1809 zu Bückeburg), der den alten Styl wieder in das geistliche Lied zurück zu führen suchte (‚O mein Herz, gib dich zufrieden', ‚O Liebe die die blut'gen Hände', ‚Längst haben sie dich geschlagen in's weiße Leichentuch'); Gustav Jahn, der in dem ‚hohen Lied in Liedern' (4. Aufl. 1860) die verschiedenen Stufen der Prüfung, Läuterung und Bewährung an der begnadigten Seele darstellt; Georg Wilhelm Schulze, dessen in neun Auflagen erschienene ‚geistliche Lieder' doch im gewöhnlichen Niveau bleiben, Joh. Peter Lange mit seinen ‚biblischen Dichtungen' und den ‚Gedichten und Sprüchen aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtung'; die schon früher erwähnten J. Sturm und W. Hey; und endlich der geistliche Dichter der Brüdergemeinde Karl Bernhard Garve (1763—1841).

Das Drama hatte in der Schule der Romantiker und der Schicksalsdichter wenig Fortschritte gemacht, nach den glänzenden Bestrebungen Immermanns zu Düsseldorf gerieth es unter jungdeutschen Einfluß, dem

es durch Mosens Anstrengungen nicht entzogen werden konnte. Wenn Göthe beim Theaterpublikum betont: Man kommt zu schau'n, man will am liebsten sehn, so hat er hier allerdings eine Forderung bezeichnet, die man mit Recht an das Drama stellt. Wozu hieße es denn auch Drama? Wird aber diese Forderung überspannt, — und ein überreiztes Publikum thut dieß alsbald — dann müssen auf den Brettern die Spektakelstücke, die Zauber- und Bravour-Possen, die dramatischen Bildercyklen und die zugleich musikalisch wirkende Oper überwuchern. Es ist bekanntlich so gekommen. Schon Göthe mußte sich im J. 1817 als Theater-Intendant gefallen lassen, daß ein gelehriger Pudel auf die Bühne gebracht wurde, und dankte voll Zorn ab. Damals travestirte man einen bekannten Reim von Schiller also:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Seitdem haben wir viel Aehnliches erlebt, wenn auch nicht gerade von Affen und Pudeln.

Fruchtbar und nach Effekten haschend wie Kotzebue, aber glänzender, zuweilen wirklich poetisch bedeutsam und darum für ein Jahrzehend der beliebte Dramatiker, erscheint Ernst Raupach (geb. 1784 bei Liegnitz, † 1852 als Hofrath in Berlin) mit seinen ‚dramatischen Werken ernster und komischer Gattung', darunter ‚Robert der Teufel', ‚Isidor und Olga', ‚Tasso's Tod', ‚der Nibelungenhort', ‚Cromwell' in drei, und die ‚Hohenstaufen' gar in sechzehn Stücken. In seinen späteren Jahren schrieb Raupach weniger aus innerem Drang, als aus Interesse und auf Wunsch; er schmeichelte der herrschenden Politik und den fürstlichen Personen; er dichtete Dramen für dieses oder jenes Schauspielers Figur oder Organ und schuf Personen, wie sie für das in Berlin vorhandene Theaterkostüm paßten. An Immermanns Seite in Düsseldorf lebte eine Zeit lang der geniale, aber verwilderte Christian Grabbe aus Detmold (1801—36); seinem stürmischen, shakspearisirenden Geiste, mit dem er ‚Don Juan', ‚die Hohenstaufen', ‚Napoleon', ‚Hannibal', ‚die Hermannschlacht' schuf, fehlte allzusehr die Besonnenheit, die feste Regel, deren Abgang auch seinem unglücklichen Leben jeden Halt entzog. Der Berliner Michael Beer (1800—33) errang mit seinem kleinen Tendenzstück ‚der Paria' einen glänzenden Erfolg, der seinem Trauerspiel ‚Struensee' wegen glücklicher Anlage und Charakterzeichnung wohl eher gebührt hätte. Reich an Phantasie, aber wie die romantischen Dramatiker dieser Phantasie zu sehr nachgebend, läßt Joseph von Auffenberg aus Freiburg (1798—1857), der sich lange in Spanien aufhielt und den Einfluß der spanischen Bühne nicht ganz verleugnet, in seinen zahlreichen Dramen (‚Pizarro', ‚Bartholomäusnacht', ‚der Löwe von Kurdistan', ‚Ludwig der Elfte in Perrone', u. s. w.) bei südlicher Glut und Schiller'schem Pathos

zu sehr die künstlerische Einheit der Composition vermissen. Auffenbergs umfangreiches Gedicht ‚Alhambra' ist eine wunderliche Mischung von Drama und Epos, daher schon abgesehen von seiner unendlichen Breite gar nicht für die Bühne gerecht, auch nicht auf dieselbe berechnet. Die vierziger Jahre verehrten als den Helden der dramatischen Kunst Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen, geb. 1806 zu Krakau). Und wenn man von dem Gehalt und der Auffassung der Fabel absehen will, so ist allerdings an der ‚Griseldis', am ‚Adept', am ‚Sohn der Wildniß', am ‚Fechter von Ravenna' die wahrhaft poetische Durchführung, die edle Form, der dramatische Effekt hervor zu heben. Friedrich Hebbel (aus Dithmarschen 1813—63), ein Dramatiker von ganz eminenter Begabung, hat sich, wie die französischen Romantiker, leider zu sehr von der Sucht nach dem Ungeheuerlichen und ästhetisch Widerwärtigen hinreißen lassen. Alle Kunst ist ihm ‚Nothwehr des Menschen gegen die Idee, wie ja jede ernste dichterische Schöpfung aus der Angst des schaffenden Individuums vor den Consequenzen eines finsteren Gedankens hervorgeht'. Ihm ist also das Dichten kein lustig Metier wie bei Göthe, nicht eine Freude und ein Behagen, sondern ein Schrecken vor den eigenen Gedanken. Wie sollen denn Andere Freude an solchen Schöpfungen haben? Ja, Hebbel behauptet, ‚es sei gar kein Drama denkbar, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenschaft und mit ihr die Einseitigkeit oder die Maßlosigkeit'. Freilich, — wenn man wie Hebbel thierische und unnatürliche Leidenschaften zur Darstellung bringt, wie in der üppigen ‚Judith', der ‚Genovefa', der häßlichen ‚Maria Magdalena' und der noch gemeineren ‚Julia', oder Maßlosigkeiten und Härten wie in ‚Herodes und Mariamne' und in der ‚Agnes Bernauer', oder endlich grobe und zwecklose Cynismen wie in dem Lustspiel ‚der Diamant'. Für einige Zeit behauptete sich S. H. Mosenthal (geb. 1821 zu Cassel) mit den liberalen Tendenzstücken ‚Deborah' und ‚Cäcilia von Albano' auf dem Theater. Das erste Stück nennt er ein Volksschauspiel; und seitdem hat es uns nicht an Volksdramen gefehlt, die den Abhub der Pariser Vorstadttheater, die Mysterien von Paris und Berlin, die Bummler und Lumpacivagabundi, drei Tage aus dem Leben eines Spielers, Berlin bei Nacht, Stadt und Land, meine Tante deine Tante u. dgl. über die Bühne führen. Dagegen fehlt uns das eigentliche Volksschauspiel noch immer trotz der Bemühungen Herm. Schmid's in München. Das höhere kunstgerechte Drama führen uns unter Anderen vor: Gust. Freytag (‚Valentine', ‚Graf Walladmor', ‚die Journalisten', ‚die Sabinerinnen', ‚die Fabier'), Herm. Lingg (‚die Walküren', ‚Catilina'), Paul Heyse (‚Ludwig der Bayer'), der bereits erwähnte Fr. Bodenstedt und A. Lindner (‚Brutus und

Collatinus'). Der Letztere errang mit seinem Drama, das nicht ohne Anklänge an des Franzosen Ponsard Lucrèce ist, den hohen, in Berlin ausgesetzten Preis.

Das Lustspiel holt seine Intriguen, Verwicklungen und Witze fortwährend gern aus Frankreich herüber. Mehr oder weniger Selbständigkeit bewahrten sich K. Töpfer ('die Einfalt vom Lande' 'der Tagesbefehl', 'der beste Ton'), Ed. Bauernfeld ('Liebesprotokoll', 'Bürgerlich und romantisch' 2c.), Charlotte Birchpfeiffer ('Hinko', 'Pfefferröschen', 'Billet', 'Dorf und Stadt', 'die Waise von Lowood'), Rod. Benedix ('der Vetter', 'das Gefängniß', 'das bemooste Haupt'), Prinzessin Amalie von Sachsen (ps. Amalie Heiter; 'der Landwirth', 'die Fürstenbraut' 2c.). In Oesterreich wurde unterdeß vorzugsweise die Posse gepflegt (Bäuerle, Nestroy), während Ferd. Raimund (1790—1836) mit großem Geschick volksthümliche Zauber- und Märchenspiele und humoristische Charakterstücke dichtete ('der Bauer als Millionär', 'der Alpenkönig', 'der Verschwender'). Das leichte Vaudeville pflegte L. Angely mit leichtwiegendem Talent ('Sieben Mädchen in Uniform'), das eigentliche Liederspiel der dramatisch gut geschulte Karl Holtei ('der alte Feldherr', 'die Wiener in Berlin' u. a.). Der Oper endlich suchte Richard Wagner statt der früheren meist elenden Texte wahre Poesie einzuflößen; auch er appellirt wie Hebbel von der wirklichen Bühne an eine mögliche zukünftige.

Und noch mehrere andere Dichter reflektiren bei ihren dramatischen Produkten nicht auf unsere herabgekommene Schaubühne. So besitzen wir schon eine große Reihe von Lesedramen, meist dürftig an Handlung, zu ruhig und milde für das Theater, auch oft für die Theaterlampen allzu fein gemalt, zuweilen lyrisch-bedeutsam und formschön. Es sind die Nachkommen von Iphigenie und Tasso, seit L. Tieck gern in literarischen Abendcirkeln gelesen. Dahin zählen Uhlands Schauspiele, Deinhardstein's Künstlerdramen (obwohl 'Garrick' und 'Hans Sachs' auch auf der Bühne gefielen), sodann vor Allem die lieblichen Schöpfungen von Emilie von Ringseis ('Veronika', 'Sibylle von Tibur', 'die Getreue', 'St. Sebastian') und von Wilh. Molitor ('Magdalena', 'die Freigelassene Nero's', 'Julian der Apostat'). Auch der bayerische Minister Ed. von Schenk gehört mit einigen seiner Dramen hieher, während sein 'Belisar' und 'die Krone von Cypern' auch auf der Bühne einen mächtigen, wenn auch nicht nachhaltigen Beifall fanden; sodann Joh. Weißbrodt ('Cäcilia', 'Gregor' VII.') und Al. Flir ('Regnar Lodbrog'). Für die gesunde, von Kunst unberührte dramatische Kraft, die noch immer in unserem Volke liegt, sind die 'Reimspiele den Gesellenvereinen' und sonstige Volksspiele berechnet. Im Allgemeinen aber wird man gestehen müssen, daß unsere gegenwärtige Bühne von dem

hohen idealistischen Ziele, das einst Schiller ihr steckte, eine moralische Bildungsanstalt der Nation zu werden, ganz kläglich abgefallen ist. Als Ed. Devrient, der größte Dramaturg unserer Zeit und Geschichtsschreiber der deutschen Schauspielkunst, das Facit der jüngsten theatralischen Bestrebungen zog, kam er ungefähr zu demselben Resultat. Wir stimmen allerdings dem witzigen Ausspruch eines modernen Literaten bei: jedes dichterische Werk muß zwar eine Moral haben wie jeder gebildete Mensch ein Sacktuch, aber es ist nicht nöthig, daß Beides hinten heraus hänge. Nein, die Moral soll auch nicht hinten heraus hängen, aber leider hängt an vielen unserer beliebtesten Bühnenstücke aller Orten das Gegentheil heraus.

Seit dem vorigen Jahrhundert kann der Roman als der Erbe des alten Epos, als die Signatur der Zeit betrachtet werden. Durch die Romantiker, hauptsächlich durch Tieck, ist neben demselben der Novelle ihr rechter Standpunkt errungen worden. Während die Gedichtsammlungen als literarische Schooßhündlein gern mit dem zierlichen Halsband des Goldschnitts auftreten, werden die Romane zumeist sofort in die schmutzige Jacke des Leihbibliothekenbandes gepreßt. In den zwanziger Jahren beherrschte Clauren (Sam. Heun) durch süßliche Empfindsamkeit, traumhaftes Entzücken mit der obligaten Beigabe von Lüsternheit und überraschenden Effekten die Leihbibliotheken, ein würdiger Nachfolger von Kotzebue. Hauff traf ihn mit den eigenen Waffen, indem er geradezu unter Claurens Namen den ‚Mann im Mond', eine persiflirende Nachahmung der Clauren'schen Manier, herausgab. Den Kunstroman repräsentiren Pustkuchen (Glanzow) mit ‚W. Meisters (falschen) Wanderjahren und Meisterjahren', Th. Melas (Schwarz) mit dem ziemlich handlungsleeren ‚Erwin von Steinbach', einer Verherrlichung der gothischen Baukunst, E. A. Hagen (‚Künstlergeschichten'), A. Kahlert (‚Tonleben'). An die Stelle des philosophischen Romans tritt in der religiös mehr angeregten Zeit der religiöse Roman, vertreten durch de Wette (‚Theodor'), Tholuck (‚Die wahre Weihe des Zweiflers'), Bretschneider (‚Heinrich und Antonio', ‚Der Freiherr von Sandau') und auf katholischer Seite durch Götz (‚Freiherr von Wiesau'), übrigens erst in der neuesten Zeit durch Gräfin Hahn-Hahn (‚Maria Regina', ‚Doralice', ‚zwei Schwestern') zum eigentlich ästhetischen Kunstwerk erhoben. Mit den Fabiola-Schriften (Geigers Lydia u. A.) nähert der religiöse Roman sich dem historischen, während er nach der anderen Seite in Bolandens ‚Brautfahrt', ‚Die Aufgeklärten', ‚Die Schwarzen und die Rothen' in den culturgeschichtlichen übergeht. Derselbe Bolanden verfolgt in historischen Novellen den ausgesprochenen Zweck, den verbreiteten Geschichtslügen entgegen zu treten. Nicht selten ohne gründ-

liche Geschichtskenntnisse, vielfach in Nachbildung von Walter Scott wurde der historische Roman mit vielem Behagen gepflegt, überspannt von Belani (‚Die Overstolzen', ‚Die Demagogen', ‚Die Heimatlosen', ‚Die Geächteten'), leichtfertig, aber frisch und gewandt von K. Spindler (‚Der Jude', ‚Der Jesuit', ‚Der Invalide', ‚Der Vogelhändler von Imst', ‚Fridolin Schwertberger'), gründlicher, aber etwas spezifisch brandenburgisch, von W. Alexis (‚Walladmor', ‚Cabanis', ‚Der falsche Waldemar', ‚Der Roland von Berlin', ‚Ruhe ist die erste Bürgerpflicht'), sentimental von dem bändereichen Tromlitz (‚Die Pappenheimer', ‚Der Page des Herzogs von Friedland', ‚Franz von Sickingen') und von Rellstab (‚1812'), breit und minutiös ausgemalt von Rehfues (‚Scipio Cicala', ‚Belagerung des Castells von Gozzo', ‚Die neue Medea'), vornehm-langweilig von Frau Paalzow (‚Godwi-Castle', ‚St. Roche', ‚Thomas Thyrnau'), kräftig und herbe von L. Schücking (‚Ein Schloß am Meer', ‚Die Ritterbürtigen', ‚Der Bauernfürst', ‚Paul Bronckhorst'), tendenziös von Uechtritz (‚Albert Holm') und H. König (‚Die Clubbisten in Mainz', ‚Die Waldenser', ‚König Jerome's Carneval'), bis dann neben vielen anderen die neueste Zeit den realistischen Hesekiel (‚Vor Jena', ‚Krummensee', ‚Unter dem Eisenzahn', ‚Vier Junker', ‚Diemannshof' u. A.) und die mit den Geheimnissen der Geschichtsfabrikation wohl vertraute Luise Mühlbach (‚Kaiser Joseph', ‚Friedrich der Große', ‚Napoleon' u. s. w.) gebracht hat. Einer der besten historischen Romane ist der ‚Ekkehard' von J. V. Scheffel. Als eine eigene Spielart des historischen stellt sich der chronikalische Roman im Sprachgewande der abgeschilderten Zeit dar, am gelungensten vertreten durch W. Meinhold (‚Bernsteinhexe', ‚Sidonia', ‚Der getreue Ritter'), außerdem durch den oben erwähnten Hagen (‚Norika das sind nürnbergische Novellen') und Fr. Trautmann (‚Herzog Christof von Bayern', ‚Stadtgeschichten'). Aus der Literatur- und Kunstgeschichte nahmen ihre Gestalten O. Müller (‚Bürger', ‚Charlotte Ackermann'), Herm. Kurtz (‚Schillers Heimatsjahre'), H. König (‚Williams Dichten und Trachten'), Brachvogel (‚Schubart und seine Zeitgenossen', ‚Hogarth'), E. Willkomm (‚Lord Byron'). In den Abschilderungen fremder Culturzustände sind besonders stark Sealsfield, ein eigentlich Seefeld heißender Deutscher (‚Der Legitime und der Republikaner', ‚Lebensbilder aus beiden Hemisphären', ‚Cajütenbuch' u. A.), Gerstäcker, Ruppius, Möllhausen (‚Reliquien', ‚Mandanenwaise', ‚Der Meerkönig', ‚Der Hochlandpfeifer'), Th. Mügge (‚Afraja', ‚Erich Randal', ‚Toussaint l'Ouvertüre'); A. Lewald verstand seine Reiseerlebnisse zu interessanten Bildern zu verarbeiten und gab daneben seinen jüngsten Erzählungen (‚Clarinette', ‚Der Insurgent', ‚Moderne Familiengeschichten', ‚Anna') einen sittlichen und religiösen Hintergrund. Wäh-

rend Gutzkow in seinen bereits erwähnten Romanen das ganze politische, gesellschaftliche, religiöse, wissenschaftliche und Kunststreben der jüngstvergangenen Zeit zusammenzudrängen sucht, beschränkt G. Freytag den weiten Rahmen, er sucht und findet glücklich das Volk da wo es zu finden ist, bei der Arbeit (‚Soll und Haben', ‚Die verlorene Handschrift'). H. Smidt erwarb sich durch seine trefflichen Seeromane (‚Michael de Ruyter', ‚Loggbuch') den Namen des deutschen Marryat; als gute Cultur- und Sittenmaler sind ferner bekannt: K. Holtei (‚Vagabunden', ‚Der letzte Komödiant', ‚Christian Lammfell'), Max Ring (‚Verirrt und erlöst', ‚John Milton', ‚Rosenkreuzer und Illuminaten'), Bernd von Guseck, Hans Wachenhusen, Sacher Masoch, Fanny Lewald (der Seehof, die Reisegefährten, Prinz Louis Ferdinand). Als psychologische Romane genossen zur Zeit großen Ruf die anonym erschienene Erzählung: ‚Eritis sicut Deus' und F. Spielhagens ‚Problematische Naturen', ‚Durch Nacht zum Licht' und ‚In Reih und Glied'. Der humoristische Roman mußte selbstverständlich von Jean Paul ablenken und kam bei Herm. Marggraff (‚Gebrüder Pech', ‚Johannes Mackel', ‚Fritz Beutel'), F. W. Hackländer (‚Soldatenleben im Frieden', ‚Wachtstubenabenteuer', ‚Der neue Don Quixote') und Sebastian Brunner (‚Diogenes von Azzelbrunn', ‚Prinzenschule zu Möpselglück') nicht zum kunstreichen Zusammen- und Abschluß; der letztere ist stärker in seinen satirischen Keilschriften gegen moderne Nebeljungen, blöde Ritter und papiernes Kirchenregiment. Durch humoristische Schöpfungen sind noch besonders Dr. Mises (G. Th. Fechner), F. Oettinger und Ad. Glaßbrenner bekannt geworden. Eine Fortbildung des Familienromans zeigt sich in den Erzählungen der Ottilie Wildermuth, die das Stillleben der Frauen, sowie besonders das schwäbische Pfarrhaus anmuthig abschildern (‚Aus dem Frauenleben', ‚Die Heimat der Frau', ‚Im Tageslicht' u. s. w.), und in den von echter Frömmigkeit verklärten Schriften der Marie Nathusius (‚Elisabeth', ‚Tagebuch eines armen Fräuleins', ‚Der Vormund', ‚Langenstein und Boblingen').

Fast alle eben aufgeführte Schriftsteller waren auch in der Novellendichtung thätig, die nach dem Untergang der meisten Taschenbücher in den Roman- und Novellenzeitungen und in den zahllosen illustrirten Zeitschriften sich hauptsächlich ablagerte. Früheren Jahren gehören an der unerschöpfliche Blumenhagen, der phantastische L. Bechstein, der Alles unter Phrasen setzende Deutschkatholik Ed. Duller (‚Der Antichrist'), der originelle Gaudy. Seitdem ist die Kunst der novellistischen Erzählung weiter gebildet worden hauptsächlich durch den kunstreichen Paul Heyse, der durch poetischen Gehalt, plastische Anschaulichkeit und strenges Maß sich auszeichnet (‚La Rabbiata', ‚Helene

Morten', Meraner Novellen', ‚Annina' u. s. w.) und sogar Novellen in Versen verfaßte; durch den aristokratisch-feinen Gisbert von Vincke (‚Im Bann der Jungfrau'), durch Melchior Meyer, der auch einen philosophisch-politischen Roman (‚Vier Deutsche') und Dorfgeschichten (‚Erzählungen aus dem Ries') geschrieben hat. Eine Zeit lang war Elfried von Taura (Aug. Peters) der Liebling des lesenden Publikums, während Herm. Schiff ohne Bedenken seine schauerlichen Erzählungen und die nicht sehr erbaulichen Scenen aus den vornehmen jüdischen Kreisen vorbrachte. Der berühmte Culturhistoriker Riehl legt die feinste Beobachtung und das accurateste Studium seinen kurzen Novellen zu Grunde; ihm geht allerdings die reiche Gabe der Erfindung ab. Außerdem dürfen Bern. Wörner, Elise Polko, K. Landsteiner, F. Kürnberger, O. Roquette, E. von Erlburg als geschickte und empfehlenswerthe Novellisten erwähnt werden.

Liebevolle Beobachtung und vorurtheilsfreies Studium des Volkslebens haben uns einen neuen Zweig der Literatur gebracht, den volksthümlichen. Derselbe nähert sich nach der einen Seite hin dem Roman durch Dorfgeschichten, wie sie in den vierziger Jahren plötzlich Mode wurden. Allerdings trug die Ueberreiztheit der Salonwelt zu dem Geschmack an diesen ländlich-idyllischen Gerichten viel bei, ähnlich wie vor 200 Jahren zu der Liebhaberei an den Schäfereien und im vorigen Jahrhundert an Geßnerschen Idyllen; indeß ist nicht zu leugnen, daß wir jetzt unendlich weit über diese Richtungen hinausgekommen sind und daß im Volke der gesundeste Kern, das Mark der heutigen Gesellschaft und darum auch für die Literatur der kernigste Gehalt liegt, der aber mit geschickter schonender Hand gehoben sein will. Berthold Auerbach (ein würtembergischer Jude, geboren 1812) verstand in seine ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten', deren erste Sammlung 1848 erschien, mit Geschick seine socialdemokratischen Ideen zu verweben; derselben schlimmen Richtung dient sein ‚Gevattersmann', ein Volkskalender, während seine größeren Romane (‚Spinoza', ‚Neues Leben', ‚Auf der Höhe') für pantheistische und unchristliche Ideen Propaganda zu machen suchen. Auch die mehr ländlichen Erzählungen ‚Barfüßele' und ‚Edelweiß' sollen einem sittlichen Doctrinarismus dienen, der die Religion für entbehrlich hält. Zu Auerbachs Nachfolgern zählen: Jos. Rank, der im Böhmerwald componirte, Heinr. Pröhle im Harz, Kinkel, der das Leben an der Ahr darstellte, sodann der sentimentale, idealisirende, aber trefflich zeichnende W. von Horn, der Herausgeber der Spinnstube, J. Schöpf (‚Erzählungen aus dem Tyroler Volksleben'), Ad. Pichler (‚Allerlei Geschichten aus Tyrol') und A. Silberstein in Oestreich (‚Dorfschwalben').

Das Gegenstück von Auerbach und v. Horn ist der derb realistische Schweizer Jeremias Gotthelf (A. Bitzius 1797—1854, Pfarrer zu Lützelflüh im Emmenthal); in seinen zum Theil in schweizerischem Dialekt geschriebenen Dorfgeschichten (‚Uli der Knecht', ‚Uli der Pächter', ‚Käthi die Großmutter' u. A.) herrscht eine holländische Naturwahrheit, die allerdings stark nach Dünger und schlechtem Tabak riecht, so daß ein Berliner Lehrer, bei dem ein Kapitel aus Gotthelfs Romanen gelesen wurde, behaupten konnte, sein Zimmer habe noch acht Tage davon gerochen; aber Gotthelf arbeitet wirklich auf wahre Veredlung und Hebung des Volkes hin, indeß so manche andere Dorfnovellisten nur seinen Leidenschaften schmeicheln. Einer etwas früheren Zeit gehört J. Huber (‚Isidor der Bauer in Ried') an. Im besten Sinne des Wortes volksthümlich erscheint Alban Stolz (geb. 1808 zu Bühl, Professor in Freiburg), dichterisch erwärmt, humoristisch reichbegabt, fein in der Beobachtung, stets frisch und neu in der Darstellung, mit leisem Anhauch einer gesunden Mystik, tief und klar, selbst in den Eigenheiten liebenswürdig (‚Kalender für Zeit und Ewigkeit', ‚Spanisches', ‚Besuch bei Sem, Cham und Japhet', ‚Witterungen der Seele'). Ihm zur Seite steht Ad. Kolping (1812—65), der Reformator des Gesellenstandes, ausgezeichnet in der kleinen Erzählung, sonst nicht ohne eine gewisse Manier. Aber wohl Keiner war mit dem Leben, den Sagen und Erzählungen des Volkes vertrauter als Ludw. Auerbacher (1784—1847, Professor am Kadettenkorps zu München). Von ihm rührt die kostbare ‚Geschichte der sieben Schwaben' her, scherzhaft auch wohl die ‚schwäbische Ilias' genannt. Daneben findet sich eine große Reihe von Sagen und Schwänken aus dem Volksmund gesammelt in seinem ‚Volksbüchlein' (2 Bde. München 1835. 39). Ich schließe hier eine Reihe von Jugendschriftstellern an: W. Bauberger, den Verfasser der Beatushöhle, A. Werfer, A. Hungari, O. Lautenschlager, J. A. Pflanz, J. A. Moshamer, W. Herchenbach, Isabella Braun, L. Lang, F. Hoffmann, Gust. Nieritz.

Andere haben mit treuer Sorgfalt die Lieder, Märchen, Sagen und Sitten des Volkes gesammelt. Solche Beiträge zur Mythologie, Sittenkunde und Volksliteratur sind durch die Erforschung der einzelnen Landstriche zu großen Schätzen angewachsen. Hier sind vorzüglich zu erwähnen: Rochholz, Lütolf (Schweiz), E. Meier, Birlinger, B. Baader, Leoprechting (Schwaben), Zingerle, v. Alpenburg, Vonbun (Tyrol), A. Stöber (Elsaß), Schönwerth (Pfalz), Panzer, Steub (Bayern), Vernaleken, Kaltenbäck, Peter (Oestreich), Bechstein, Kaufmann, Hocker, J. H. Schmitz, Simrock (Mitteldeutschland), J. W. Wolf (Niederlande), Colshorn, Kuhn, Woeste, Müllenhoff, Temme (Norddeutschland), Halt-

rich (Siebenbürgen). Die reichste Sammlung von J. M. Firmenich (‚Germaniens Völkerstimmen') hat das doppelte Verdienst, das Volksthümliche in reiner Unmittelbarkeit zu bieten und die Mundarten in möglichster Vollständigkeit der Sprachforschung zur Verfügung zu stellen, leider aber auch den Mangel, daß die Nachweise zu spärlich und ungenau sind. Als Ergänzung sollte K. Frommanns Zeitschrift ‚die deutschen Mundarten' und J. W. Wolfs ‚Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde' dienen, die indeß beide nach kurzem Bestehen eingegangen sind.

Bei solchen Bestrebungen mußte alsbald auch die Dialekt-Dichtung zu höherer Bedeutung gelangen; sie kann stets nur in engem Anschluß an die Volksdichtung gedeihen. Indem wir die Erscheinungen von geringerem und rein lokalem Interesse bei Seite lassen, verzeichnen wir für Oesterreich Castelli, Seidl, Kaltenbrunner und den glücklichsten Volksdichter Franz Stelzhamer, nach dem in Oesterreich lange Zeit jedes kurze volksthümliche Gedicht ein ‚Stelzhamer' hieß; für Bayern und Pfalz den kühnen Jäger und wahren Volksdichter F. v. Kobell, der in den beiden verschiedenen Mundarten mit derselben Geschicklichkeit dichtete, und K. G. Nadler (‚Fröhlich Palz, Gott erhalts'), für den Mittelrhein Lennig, J. Müller, Ph. Laven, für Schlesien Holtei, für Westfalen Zumbrook und Grimme, für Dithmarschen Klaus Groth (‚Quickborn') und Joh. Meyer, und endlich den glücklichsten Vertreter der niederdeutschen, speziell mecklenburgischen Mundart Fritz Reuter (geb. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, wegen Burschenschaftlerei lange Jahre im Gefängniß); seine beliebtesten Werke sind: ‚Läuschen un Rimels' (Schwänke in Versen), ‚de Reis nach Belligen', ‚Ut mine Festungstid', ‚Ut mine Stromtid', ‚Hanne Nütte.' Reuter hat auch das ‚Missing' (Mischsprache von Hoch- und Plattdeutsch) in die Literatur eingeführt. Ein Prachtstück volksthümlicher Darstellung ist die dem früh verstorbenen Th. v. Kobbe zugeschriebene Humoreske: ‚De Wettlop twischen den Hasen un den Swinegel up de Buxtehuder Haide.'

Großes Verdienst um unsere Sprache sowohl als um das Ansehen unserer Literatur erwarben sich die Uebersetzer. Unter ihnen findet sich eine Reihe von Dichternamen guten Klanges, die bereits Erwähnung fanden, andere sind gelegentlich der Citate beim Mittelalter genannt worden; hier füge ich hinzu als Uebersetzer von Kirchenhymnen und geistlicher Poesie: J. F. Schlosser, Lebr. Dreves, Gall Morel, B. Schlüter, W. Storck; sodann als Uebersetzer aus dem Altklassischen: F. Jakobs, J. J. C. Donner, J. Minkwitz, Droysen, H. Müller, L. Seeger, und aus den modernen Sprachen K. Witte, König Johann von Sachsen (Philalethes), Ad. Böttger, E.

Ortlepp, W. Hertzberg, J. Gildemeister, M. Rapp, K. Eitner, W. Jordan, H. Viehoff, A. Strodtmann, J. Fastenrath, F. Lorinser u. A.

Bei dem großen Umfang der eigentlichen Prosa-Literatur können wir uns nur eine Ueberschau der berühmtesten und besten Namen gestatten. Und zwar ist zunächst von der Geschichte bekannt, daß sie mit dem weltberühmten deutschen Fleiß, in ruhiger Arbeitsfreude, nicht selten in dem glänzenden Gewande der Darstellung, aber auch oft im Dienste einer religiösen oder politischen Parteistellung behandelt wurde. Es mögen hier genannt sein: der Herausgeber unserer deutschen Geschichtsquellen G. H. Pertz (geb. 1795, Merowingische Hausmaier, Leben des Freiherrn von Stein), der fleißige Regestensammler und begeisterte Patriot J. F. Böhmer (1795—1863), der vielseitige, interessante Fr. v. Raumer (1781—1856, Gesch. der Hohenstaufen, Gesch. Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh., Beiträge zur neueren Gesch.), der geistreiche ungenirte historische Sonderling Heinr. Leo (geb. 1799, Gesch. von Italien, niederländische Gesch., Lehrbuch der Universalgeschichte, Vorlesungen über die Gesch. des deutschen Volkes), der Meister in historischer Kunst Leop. Ranke (geb. 1795, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. u. 17. Jahrh., deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation, die römischen Päpste, neun Bücher preußischer Geschichte), K. A. Menzel, genau und unparteiisch (Neuere Gesch. der Deutschen), Wolfg. Menzel, flüchtig, aber unterhaltend (deutsche Gesch., Gesch. der letzten 120 Jahre), F. Chr. Dahlmann (1785—1860), kräftig und von imponirendem Ernst (Gesch. von Dänemark, englische und französische Revolution), F. Chr. Schlosser, hart und bitter (1776—1861, Gesch. der bilderstürmenden Kaiser, Gesch. des 18. u. 19. Jahrh., Weltgeschichte), Joh. Voigt, begeistert und edel (geb. 1786, Gregor VII., Geschichte Preußens), A. Fr. Gfrörer (1803—61), reich an historischer Kenntniß, noch reicher an Conjecturen und Combinationen (Allgemeine Kirchengeschichte, Gustav Adolph, Gesch. der Karolinger, Urgeschichte des menschl. Geschlechts, Gregor VII.), Georg Waitz (Lübeck unter Jörg Wullenweber, deutsche Verfassungsgeschichte), J. M. Lappenberg (Gesch. von England, Gesch. der Hansa), Wilh. Giesebrecht (Wendische Geschichten, Gesch. der deutschen Kaiserzeit), W. Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen), Jos. Aschbach (geb. 1801, Kaiser Sigismund, Gesch. der Westgothen, Gesch. der Ommajaden, Gesch. der Universität Wien), Fr. Hurter (1787—1865, Innocenz III., Kaiser Ferdinand II.), Const. Höfler (deutsche Päpste, Gesch. der Revolution, Kaiser Friedrich II., Ruprecht von der Pfalz), J. E. Kopp (Gesch. von der Wiederherstellung und dem Verfall des hl. römischen Reiches), J. von Mailath (1786 bis 1855, Gesch. Oesterreichs, Gesch. der Magyaren), E. M. Fürst

Lichnowsky (Gesch. des Hauses Habsburg), A. v. Arneth (Prinz Eugen, Maria Theresia), M. Koch (Empörung der Niederlande, Gesch. des Reiches unter Ferdinand III., Maria Theresia), Fel. Papencordt (Gesch. der vandalischen Herrschaft, Cola di Rienzi, Rom im Mittelalter), A. v. Reumont (Beiträge zur italienischen Gesch., Zeitgenossen, Gesch. der Stadt Rom) und sein Concurrent F. Gregorovius (Gesch der Stadt Rom), J. E. Jörg (Gesch. des Protestantismus in Deutschland, Deutschland in der Revolutionsperiode), J. N. Sepp (Leben Jesu, das hl. Land), J. B. Weiß (Alfred der Große, Lehrbuch der Weltgeschichte), C. A. Cornelius (der münsterische Aufruhr), F. W. Kampschulte (Humanismus), Hammer-Purgstall (Gesch. des osmanischen Reiches, Kardinal Khlesl), G. Weil (Gesch. der Khalifen), Frz. Palacki (Gesch. von Böhmen), A. Gindely (Rudolf II.), B. Dudik (Mährische Gesch.), Stälin (würtembergische Gesch.), J. Bader (Gesch. von Baden), C. M. von Aretin (Bayern), Chr. v. Rommel (Gesch. von Hessen), G. A. Stenzel (preuß. Gesch.), Ennen (Kölnische Gesch.), J. Janssen (Wibald von Stablo, Schiller als Historiker, Leben Böhmers), H. Reuter (Papst Alexander III.), C. Hegel (Gesch. der Städteverfassung in Italien); die kleindeutschen Geschichtspolitiker: L. Häusser (1811—67, deutsche Gesch. vom Tode Friedrichs des Großen, Gesch. der französischen Revolution, Gesch. des Zeitalters der Reformation), J. G. Droysen (geb. 1808. Alexander der Große, Vorlesungen über die Befreiungskriege, Gesch. der preuß. Politik), H. v. Sybel (Gesch. des ersten Kreuzzugs, Gesch. der Revolutionszeit), und ihre Gegner: Onno Klopp (Gesch. Ostfrieslands, Friedrich II., Tilly), J. Ficker (der hl. Engelbert, vom Heerschilde, vom Reichsfürstenstande); Theod. Mommsen mit seiner drastischen Keckheit (Römische Geschichte), E. Curtius (Griechische Geschichte), der geschickte Biograph und giftige Memoirenschreiber Varnhagen von Ense. Außerdem möchten noch zu erwähnen sein: H. Schäfer (Geschichte von Portugal, Geschichte von Spanien), E. A. Schmidt (Gesch. von Frankreich), P. Strahl (Gesch. des russischen Staates), J. W. Zinkeisen (Geschichte Griechenlands, Gesch. des osmanischen Reiches). Darstellungen der Weltgeschichte sind bereits einige erwähnt worden; es kommen noch hinzu die Lehrbücher von G. Weber und die in christlichem Geist durchgeführten Werke von H. Dittmar, K. Kiesel, H. Ruckgaber und J. Bumüller (die drei letztern Katholiken). Eine neue Philosophie der Geschichte versuchte E. v. Lasaulx, der auch die religiösen Lichtseiten des klassischen Alterthums in genialer Weise auffand und darstellte.

In der Kirchengeschichte, die an dem allgemeinen Aufschwung der historischen Studien in Deutschland Theil nahm, giengen selbstverständlich die Wege der Katholiken und der Protestanten oft aus einander.

Von den ersteren dürfen mit Anerkennung der durch seine ‚Symbolik' weitberühmte J. A. Möhler (1798—1838), der gründliche und vielseitige J. J. Döllinger (Mohammed, Reformation, Kirchengeschichte, Heidenthum und Judenthum, Kirche und Kirchen), C. J. Hefele (Einführung des Christenthums in Süddeutschland, Cardinal Ximenes, Conciliengeschichte), P. B. Gams (Kirchengeschichte Spaniens), J. Friedrich (Hus, Joh. Wessel, Kirchengeschichte Deutschlands), und J. Alzog (Kirchengeschichte) genannt werden. Unter den Protestanten zeichnet sich durch milde Gesinnung und Unparteilichkeit Aug. Neander aus (Leben Jesu Christi, Pflanzung der christl. Kirche, der hl. Bernhard, Allgemeine Gesch. der christl. Religion und Kirche), Gieseler sucht mit Geschick in das Quellenstudium einzuführen, Guerike und J. H. Kurtz halten strenge den confessionellen Standpunkt fest, K. Hase entwirft seine Skizzen in leichter geistreicher Weise, F. W. Rettberg hat die ältere deutsche Kirchengeschichte mit scharfer Kritik, aber auch mit verletzender Skepsis behandelt.

Der Culturgeschichte wurde eine besonders liebevolle Pflege zu Theil, die freilich hauptsächlich in dem frischen Interesse der Lesewelt ihren Grund hat. Es mögen sich hier zu den bereits aufgeführten W. H. Riehl (Land und Leute, die bürgerliche Gesellschaft, die Familie, Culturstudien, die deutsche Arbeit) und Gust. Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit) noch folgende Namen gesellen: W. Wachsmuth (Europäische Sittengeschichte), W. A. Becker (Charikles, Gallus), Bogumil Goltz (‚Hinter den Feigenblättern', ‚der Mensch und die Leute' ꝛc.), H. Weiß (Gesch. des Kostüms), Beda Weber (Charakterbilder, Cartons aus dem deutschen Kirchenleben), K. Weinhold (deutsche Frauen im Mittelalter, Altnordisches Leben), J. Falke (deutsches Leben). Als geistreiche politische Schriftsteller von christlicher Gesinnung führe ich an: J. Radowitz (Gespräche aus der Gegenwart), J. A. Jarcke (Prinzipienfragen), F. J. Buß (Reform des Unterrichts ꝛc.), und F. J. Stahl. Die Kunstgeschichte hat viele glänzende Namen: F. Kugler, C. Schnaase, W. Lübke, H. Otte, E. Förster, A. H. Springer, J. Sighart, Frz. Bock, J. A. Rambour, A. Reichensperger u. A.

Für die Literaturgeschichte brach mit G. G. Gervinus' geistreichem, aber einseitigem Werke eine neue Epoche an; an ihn lehnt sich zuweilen Heinr. Kurz, der seinem großen Werke durch Proben und Illustrationen nachhalf; die äußerst genauen, aber nur auf Fachmänner berechneten Werke von W. Wackernagel und von K. Gödeke sind noch unvollendet, A. Koberstein bringt große Massen von Material herbei; C. L. Cholevius geht vorzugsweise den antiken Elementen in unserer Literatur nach; L. Ettmüller (‚Herbstabende und Winternächte')

bringt die Literaturgeschichte in bunten Salongesprächen. Die neuere deutsche Literatur fand begeisterte Darsteller an Th. Mundt, J. Hillebrand, R. Gottschall und dem scharf richtenden, sittlich ernsten Julian Schmidt. Den christlichen Standpunkt hielten fest: F. C. Vilmar, H. Gelzer, C. Barthel, Eichendorff. In der Darstellung ausländischer Literatur zeichneten sich Clarus, Schack, Ferd. Wolf, Ruth, Hettner aus. Die klassische Literaturgeschichte zeigt besonders die Namen Bähr und Bernhardy auf. Die weitesten Grenzen hat sich Gräße gesteckt (Allgemeine Literaturgeschichte aller bekannten Völker).

Der Geographie hat Carl Ritter durch sein großartig angelegtes Werk zuerst die Würde der Wissenschaft errungen; ihm strebten besonders Daniel, Ungewitter und Petermann nach. Durch Reisebeschreibungen, die sich in unserer Zeit am liebsten zu Culturbildern gestalten, sind besonders Graf Pückler-Muskau, der lebend bereits ‚Verstorbene', J. G. Kohl, Th. Mügge, V. A. Huber, H. Barth, E. Willkomm, N. H. Julius, Prinz Max von Neuwied, F. Gerstäcker, Hans Wachenhusen und A. Harthausen bekannt geworden. Neben ihnen stehen die Verfasser von praktischen Reisehandbüchern: E. Förster, K. Bädeker, H. A. Berlepsch. In der Erforschung der deutschen Sprache und ihrer Geschichte haben die Gebrüder Jakob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1860) die Gänge ausgehauen, der eine kühn und unermüdet vordringend und den verschütteten Erzadern nachspürend, der andere bedächtiger die Ausbeute prüfend und sortirend. Unter den Germanisten zeichnete sich alsbald die Lachmann'sche Schule (M. Haupt, Müllenhoff, W. Scherer) neben unbestreitbaren Verdiensten durch eine so dünkelhafte Exclusivität und Einseitigkeit aus, daß eine ganze Reihe jüngerer Forscher, voran Franz Pfeiffer (1815 bis 68) mit Erfolg die beanspruchte Diktatur zu brechen unternahmen Ich nenne von den letzteren hier Jos. Diemer, K. Bartsch, Fedor Bech, Reinhold Bechstein, und außerdem J. A. Schmeller, J. H. Maßmann, Oskar Schade, Ad. Holtzmann, Ad. v. Keller, W. L. Holland, F. Zarncke, Jos. Kehrein, F. K. Grieshaber, Th. v. Karajan, Jos. Haupt, H. Holland.

Die mit Kant begonnene philosophische Bewegung kam in Friedr. Hegel (1770—1831) zu einem christenthumsfeindlichen pantheistischen Abschluß. Doch blieb der preußische Staats-Philosoph durch seine Dunkelheit sicher, und sogar Theologen durften sich als Anhänger seines Systems bekennen, während lange Jahre hindurch die wißbegierige Jugend vor dem Berliner Quell der Weisheit niederkniete und sich die kostbaren Schläuche des abstrakten Denkens aufpacken ließ, um sie durch die mär-

kische Sandwüste nach allen Enden Deutschlands zu verschleppen. Die Hegelingen von der Rechten traten auch fernerhin vorsichtig auf, während die von der Linken (das junge Deutschland, daneben Arn. Ruge, D. F. Strauß, L. Feuerbach, Bruno Bauer) die Lehren des Pantheismus praktisch zu machen suchten. Auf anderen, aber kaum tröstlicheren Wegen strebte Arthur Schopenhauer über Kant hinaus zu kommen, indeß J. F. Herbart (1776—1841) auf Leibnitzens Monadenlehre, und A. Günther auf Cartesius zurück gingen. Unter solchen Umständen erwachte in der Philosophie wieder der Eklekticismus und damit die Geschichte der Philosophie, die hauptsächlich durch H. Ritters umfassendes Werk, sodann durch E. Zeller, Chr. Brandis, J. E. Erdmann und A. Stöckl vertreten ist. Katholische Philosophen wandten ihre Blicke der lange vernachlässigten Scholastik zu. Ein anderer Theil gelangte alsbald durch die mißglückte Naturphilosophie bei den Naturwissenschaften an, die bekanntlich in der neuesten Zeit mit unermüdlichem Eifer und großartigen Erfolgen, leider aber vorzugsweise in unchristlichem Geiste gepflegt wurden. Der beste Gewinn aus der Philosophie fiel der Aesthetik anheim, die außer den bereits erwähnten Literarhistorikern besonders noch durch Theod. Vischer (Aesthetik, Kritische Gänge), M. Carrière, K. Rosenkranz (Aesthetik des Häßlichen), Jos. Bayer (Aesthetik für weitere Kreise), G. M. Dursch (Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters), Jungmann und Viktor Granella (Wahrheit, Schönheit, Liebe), durch die drei letzten in christlichem Sinne, vertreten wird.

Die rhetorische Prosa der neuesten Zeit bekundet auch bei den Katholiken einen entschiedenen Aufschwung, an dem freilich die in großer Zahl hervortretenden homiletischen Zeitschriften ziemlich unschuldig sind. Aus der großen Zahl der katholischen Kanzelredner erwähne ich nur den geistreichen Johann Emmanuel Veith (geb. 1788 zu Kuttenplan in Böhmen, vom Judenthum convertirt, Domprediger in Wien), der die gesunden Elemente eines Abraham a Sancta Clara in zeitgemäßer Erneuerung in sich vereinigt; den durch Glanz der Diktion einnehmenden Fürstbischof von Breslau Heinrich Förster, weiter den Bischof J. Th. Laurent, der durch Tiefe der Spekulation und Mystik an mittelalterliche Theologen erinnert. Die populäre oder vorwiegend praktische Predigt — ein gesuchter Literaturartikel — ist durch eine Reihe von Namen vertreten, die hier aufzuführen ich keinen Beruf habe. Unter den Protestanten treten die verschiedenen Richtungen des Bekenntnisses hervor: Claus Harms (1778—1855) erscheint volksthümlich, kräftig, an die Zeiten des noch jugendlichen Protestantismus erinnernd, originell bis zur Manier; F. W. Krummacher braust in fanatischem Eifer des Bekenntnisses und ungezügelter Rhetorik daher; K. G. Bret-

schneider bekennt rationalistische, Aug. Tholuck pietistische Farbe; Albertini, der geistliche Lieder-Dichter, ist zugleich auch der berühmte Prediger der Herrnhuter.

Der geistlichen Beredtsamkeit stellt sich die weltliche zur Seite. Und zwar hat die Schulrede, die einst mit Herder einen glänzenden Anfang gemacht hatte und von Sailer in christlichem Geiste gepflegt worden war, mehrfach die Schönheit der Form und zwar nicht gerade mit Vernachlässigung des inneren Gehaltes für sich genommen. Ich erwähne auf diesem Felde Vilmar (‚Schulreden'), K. Hagen (‚Reden und Vorträge'), F. T. Friedemann (‚Paränesen', Deutsche Schulreden') und Döderlein. Seitdem die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege, die parlamentarische Verfassung im Staatsleben allgemeine Einführung fanden, konnte auch die gerichtliche und die politische Beredtsamkeit zu lebenskräftiger Entfaltung aufstreben. Wohl könnten aus diesem verhältnißmäßig noch jungen Literaturzweige einzelne berühmte Namen, wie die Brüder Peter und August Reichensperger, verzeichnet werden.

Unsere Wanderung durch das Feld der deutschen Literatur ist zu Ende. Wenn wir auf diesem weiten Gebiete neben heiteren, erfreulichen Plätzen auch wüste und unerquickliche Stellen, neben duftenden Blumen und edlen Gewächsen auch mißgestaltetes Strauchwerk und betäubende, giftige Kräuter fanden, so glauben wir doch den Leser bei dem Unerquicklichen nicht länger als nöthig aufgehalten zu haben. Dabei haben wir die jüngste Zeit, die mit ihren oft noch nicht vollständig abgeschlossenen Strebungen und Erfolgen noch kaum der Geschichte angehört, mit raschem Fuße durchwandern müssen.

Die deutsche Gegenwart zeigt ernste, düstere Mienen, dunkle Wolken unbefriedigter Erwartungen, Wolken des Mißtrauens und Mißmuthes lagern auf ihrer Stirn. Dennoch aber, ja vielleicht eben deßhalb, um nämlich die bösen Wolken von der eigenen Stirn zu verscheuchen, wird fleißig gedichtet, geschrieben, gesungen und gelesen. Ob sich gleich auf deutsch Nichts reimet, reimt der Deutsche immerfort. Man könnte den vielleicht nicht sehr ansprechenden Vergleich machen: Kinder, die im Dunkel einsam zusammen sitzen, singen oder erzählen sich etwas, um ihre Furcht zu zerstreuen; man könnte in Börne's hochbegeisterte Worte einstimmen: ‚Das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn die Dichtkunst nicht wäre; sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend.' Beide Aussprüche will ich nicht als die meinigen hinstellen, aber sie haben viel Wahres in sich. Darum, wem die Muse hold ist, der mag sich und uns Muth und Trost ersingen in trüben Zeiten; wem Gesang gegeben ist, der schaffe sich und uns eine goldene

Zeit und einen blühenden Frühling, bis nach des Dichters Worten die Schöpfung, jene Riesenblume in der Hand Gottes, einst abgeblüht ist und als der letzte Dichter der letzte Mensch aus dem Erdenhause hinaus zieht.

Die Muse des Gesanges hat in unseren Tagen ihre dichterischen Bescheerungen an gar viele Verehrer zu geben; wo aber der Bewerber so viele sind, da fallen die Gaben dünner aus. Dazu kommt, daß bei der enormen Zunahme des Bücherverlages und Buchhandels auch für die leichtere Waare sich der Verleger und der Vertreiber findet. So finden wir uns überschwemmt mit Gedichtsammlungen, und schon darum ist es kein Wunder, wenn verhältnißmäßig nur wenige es bis zu neuen Auflagen bringen. Dazu gesellt sich der Umstand, daß auch ein geduldiges Publikum endlich müde wird, hergebrachte Empfindungen und gewöhnliche dichterische Gefühle in oft vernommenem Ausdruck immer und immer wieder zu hören; daher denn in unserer Zeit meist nur Dichter von eigenthümlichem Inhalt oder von neuen Gesangesformen Beachtung finden und auch von diesen noch recht oft das Neue eben so rasch herunter geht als der beliebte Goldschnitt und die geprägte Decke.

‚Stets am Stoff klebt unsere Seele; Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deßhalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter,‘

so singt uns Platen vor. Da hat es der Epiker besser, vorausgesetzt, daß ihm brauchbarer Stoff und dichterisch belebte Handlung in die schaffenden Hände fällt. So sprossen denn freudig die Romanzen und Balladen, die poetischen Erzählungen und Legenden, die Märchen und Sagen; selbst das Epos findet zahlreiche Freunde und Leser unter der Bedingung freilich, daß es nicht zu antik und teutonisch, nicht langathmig und unförmlich, nicht lehrhaft und allegorisirend, sondern frisch, bilderreich und unterhaltend auftritt. Denn in unseren Tagen will der Leser vor Allem unterhalten sein. Darum behaupten Roman und Novelle, die leichter zu genießen sind als das Epos, sich vorzugsweise in der Gunst des Publikums; und wenn man die Masse dieser erzählenden Produkte betrachtet und diese Masse sich täglich noch mehr häufen sieht, dann sollte man fast ernstlich fürchten, es möchte bald kaum noch irgend ein brauchbarer geschichtlicher Stoff, kaum noch ein Problem des Lebens und des Charakters existiren, das nicht schon zur Darstellung gelangt wäre, das poetische Revier möchte durch die Treibjagd der Roman- und Novellenzeitungen bald ausgeschossen sein. Und allerdings wiederholt sich Vieles wie im Leben so in der Dichtung, besonders auch im Roman; fehlt es doch nicht an Beispielen, daß der Novellist erst Andere und endlich sich selbst ausschreibt. Daneben aber kann sich der Leser, wenn er will, auch

an den abenteuerlichsten Erfindungen und unwahrscheinlichsten Situationen erfreuen.

Ja, die Lesewelt will unterhalten sein. Wenn früher einmal im Jahre die romantischen Taschenbücher und Novellen-Almanache mit Kupfern und in glänzendem Aeußeren erschienen, so haben wir jetzt periodische Roman- und Novellen-Zeitungen, und die politischen Blätter benutzen ihr Feuilleton-Parterre hauptsächlich für Erzählungen und Romane. Aber das genügt dem Unterhaltungs-Bedürfnisse unserer Zeit nicht. Die wahren Lieblinge, denen sogar das feine ‚Morgenblatt' endlich zum Opfer fallen mußte, das sind die illustrirten Blätter, die da Romane, Natur- und Länderschilderungen, Biographien, Gedichte, Rebus und sonst Tausenderlei ‚zur Unterhaltung und Belehrung', Alles aber in ‚packender' Weise und mit Illustrationen vorführen und wie die glaubensfeindliche ‚Gartenlaube' nach Hunderttausenden, wie das reichhaltige ‚Ueber Land und Meer' und der Wachenhusen'sche ‚Hausfreund' nach Zehntausenden ihre Abnehmer zählen, während das im allgemeinen christlich gehaltene ‚Daheim' und die beiden für das katholische Volk berechneten Unterhaltungsblätter (‚Monatsrosen' und ‚Alte und neue Welt') einen zwar weniger bedeutenden, aber doch immer hoffnungsvollen Erfolg haben.

Wie gering stellt sich daneben die Theilnahme für literarische und wissenschaftliche Zeitschriften! Hier steht in Beziehung auf Abonnentenzahl der ‚Literarische Handweiser' oben an; mit ungefähr tausend Abnehmern folgen das Bonner ‚theologische Literaturblatt', das seinem Namen entsprechende ‚literarische Centralblatt' von Zarncke und die hauptsächlich nur schönwissenschaftlichen, in destructivem Sinne redigirten ‚Blätter für literarische Unterhaltung'; es folgen noch die in katholischem Geiste redigirte ‚allgemeine Literatur-Zeitung' und Menzels ziemlich oberflächliches ‚Literatur-Blatt'. Außerdem aber helfen in den kritischen Geschäften die literarischen Beilagen zu den Zeitungen, Kirchenblättern und wissenschaftlichen Organen. Von den letzteren widmen sich den deutschen Alterthümern: ‚Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum', die sich fast ganz auf die Herausgabe alter deutscher Texte beschränkt, Frz. Pfeiffers ‚Germania', frei von dem Zwange der Schule und in reicher Mannigfaltigkeit, und der ‚Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit', mehr miszellenmäßig. Für Geschichte erscheinen außer den zahlreich bestehenden Archiven und Jahrbüchern der provinziellen historischen Vereine: das mit 38 Jahrgängen auftretende ‚historische Taschenbuch' von F. Raumer, von Sybels der exclusiven Partei dienende ‚historische Zeitschrift', die von der Bayrischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen ‚Forschungen zur deutschen Geschichte' und das ‚Münchener historische Jahrbuch'. Der Erdbeschreibung dienen: ‚Petermanns geographische Mittheilungen', die ‚Zeitschrift für Erdkunde' und der mehr auf Unterhaltung berechnete ‚Globus'.

Die plastischen Künste sind hauptsächlich vertreten durch die mehr allgemeine ‚Zeitschrift für bildende Künste' von Lützow, die Wiener ‚Mittheilungen' und die spezielleren: ‚Organ für christliche Kunst', ‚Kirchenschmuck' und Grüneisens ‚christliches Kunstblatt'. Von philosophischen Organen halten sich mühsam die wohlmeinende ‚Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik' (von Fichte), die ‚Zeitschrift für exacte Philosophie' (Organ der Herbartianer) und die mehr mit Geschichts- und Sprachphilosophie sich befassende ‚Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft' von Lazarus und Steinthal. Viel mehr Interesse wendet sich den naturwissenschaftlichen Blättern zu, von denen Ule's ‚Natur' als materialistisch, ‚Gäa' und ‚Natur und Offenbarung' als christlich bekannt sind. Von mannigfaltigem Inhalt, bei dem vorzüglich Geschichte, Politik, Cultur- und Literaturgeschichte in Betracht genommen werden, sind Hilbergs ‚internationale Revüe', die gediegene ‚deutsche Vierteljahrsschrift', Freytags ‚Grenzboten' und die katholisch gesinnten ‚historisch-politischen Blätter'. Sieht man, wie so viele wissenschaftliche, besonders auch die in christlichem Geiste gehaltenen Zeitschriften fortwährend um ihre Existenz ringen müssen, dann macht der Erfolg der rhetorischen Prosa, ich will sagen der Organe für Kanzelberedtsamkeit, deren gegenwärtig nicht weniger als fünf oder sechs bloß für das katholische Deutschland erscheinen, einen eigenthümlichen Eindruck.

Indem wir von dieser literarischen Umschau uns schließlich noch einmal zu der Dichtung der Gegenwart zurück wenden, wollen wir keineswegs verschweigen, daß in den Bestrebungen und Versuchen auf diesem Gebiet viel Confusion und Uneinigkeit zu Tage tritt. Begeisterte Lobredner bezeichnen das freilich nur als Mannigfaltigkeit und buntes Leben. Die tiefste Kluft zieht hier wie auf anderen Gebieten der religiöse Gegensatz. Hier Glaube, Christenthum, religiöse Weltanschauung — dort Unglaube, Atheismus, religionsfeindliche Weltauffassung. Dazwischen steht die große Schaar der Halben und Unentschiedenen, die das Feld der Belletristik als neutrales Gebiet ansehen (was es doch nur bis zu einem gewissen Grade ist), für die Graf Strachwitz die kräftigen Verse geschrieben hat:

Sollt Schwarz und Weiß Ihr unterscheiden
Und zwischen beiden wählen schlau,
So sagt Ihr: Her mit allen Beiden!
Wir mischen Beide in das Grau.
Wenn Leu und Tiger sich bedrängen,
Steht Ihr parteilos in der Mitten;
Sollt Ihr von Zweien einen hängen,
So nehmt Ihr ganz gewiß den Dritten.

Auf welcher Seite der Verfasser dieses Buches steht, darüber kann er sein Werk selbst entscheiden lassen. Er betrauert es, wenn reich ausge-

stattete Geister sich in den Dienst des Unglaubens begeben; er bedauert es, wenn schöne Dichterkräfte mißbraucht werden zum Angriff auf die Schranken der Sitte und des Rechtes. Das vollendete Unglück unserer Literatur aber würde er, könnte sie eintreten, in der unangefochtenen Herrschaft des modernen anmaßenden Juden- und Heidenthums sehen. Darum ist er den religiösen Spuren innerhalb unserer National-Literatur mit Vorliebe nachgegangen, darum hat er die von der Religion getragenen Bestrebungen der Romantiker und ihrer Nachfolger freudig begleitet, darum begrüßt er hoffnungsvoll, was die Gegenwart Tüchtiges in dieser Beziehung bietet. Aber doch hat er auch hier nicht unbedingtes Lob. Er betrauert zunächst den unheilvollen Riß, der das christliche Deutschland in religiöser Hinsicht spaltet, noch mehr aber, wenn von Unberufenen daran gearbeitet wird, die Kluft noch zu erweitern; er kann es nicht billigen, wenn die literarischen Leistungen in dem einen religiösen Lager auf der anderen Seite verkannt und todtgeschwiegen werden. Und wenn er in dem eigenen Lager Rundschau hält, dann findet er neben einer kindlichen Genügsamkeit, die eine ernste, belehrende Kritik weder ausübt noch aushält, auch viel Aengstlichkeit, Engherzigkeit und Argwohn, die einem fröhlichen Aufschwung wenig förderlich sind. Man meint eine Literatur in usum Delphini heranbilden zu können, obwohl uns die Betrachtung der Nationalliteratur bei unsern romanischen Nachbarn des Bessern belehren könnte; ja, erhielten wir in unsern Tagen einen Dante, einen Walther von der Vogelweide, einen Wolfram — ich fürchte, die ängstliche Kritik entsetzte sich und brächte sie wohl gar unter die verbotenen Autoren.

Unsere Literatur soll auf religiöser Grundlage ruhen, aber sie braucht das religiöse Bekenntniß nicht überall zur Schau zu tragen; sie soll vor Allem deutsch sein, und während sie zu einer Weltliteratur sich zu erweitern strebt, doch den deutschen Charakter nicht verleugnen, deutsche Vergangenheit nicht vergessen, auf frühere Blüthe sich stets besinnen; sie muß, mehr als im vorigen Jahrhundert, volksthümlich werden, sie trage und bewahre den deutschen Charakter: sinnig, froh, gedankentief, religiös, erinnerungsreich. So möge von unserer Nation das Wort Rückerts gelten, das ich diesem Buche als Motto vorgesetzt habe.

Personen- und Sachregister.

A.

Aal, Joh. 342.
Abbt, Thom. 493.
Abenteuer Krone 132.
Abr. a St. Clara 399.
Abschatz, A. v. 389.
Abschwörungsformeln 28.
Aeneas Sylvius 297.
Agricola, Joh. 277.
Ahlefeldt, Frau 643.
Albert der Große 299.
Albert, Heinr. 377.
Albertini 697.
Alberus, Erasm. 336.
Albrecht v. Halberstadt 144.
Albrecht v. Johansdorf 184.
Albrecht v. Scharfenberg 131.
Alchymie 353.
Alexander der Große 137.
Alexander und Antiloie 155.
Alexandriner 365.
Alexis, W. 687.
Alexius, der heil. 65.
Allegorien 232.
Alliteration 21.
Alpenburg, von 690.
Alpharts Tod 101.
Alsfelder Passion 292.
Althing 607.
Altswert, Meister 232.
Alxinger, J. B. 505.
Alzog, Joh. 694.
Amalie von Sachsen 685.
Amis, Pfaffe 158.
Anakreontiker 448.
Anegenge, daz 46.
Angelus, Silesi. 384.
Angely, L. 685.
Annolied 144.
Anshelm, Val. 346.
Anton Ulrich von Braunschweig 413.
Apel, A. 641.
Apollonius v. Tyrlant 153.
Apollonius, König 270.
Archenholtz, J. W. 611.
Archipocta 41.
Aretin, C. M. v. 693.
Arnd, Joh. 349.
Arndt, E. M. 640.
Arneth, A. v. 693.
Arnim, L. A. v. 682.
Arnold, Bruder 300.
Artus, König 117.
Aschbach, Jos. 692.
Assig, H. v. 390.
Athis und Prophilias 155.
Auerbach, B. 689.
Auffenberg, J. v. 683.
Aufschrift 278.
Aurbacher, L. 690.
Ava, Frau 43.
Avancini, N. 387.
Aventinus, J. 347.
Aventiure, Frau 119.
Ayrer, Jak. 345.

B.

Baader, B. 690.
Baader, F. X. 645.
Babst, G. D. 644.
Bader, J. 693.
Bähr 695.
Bäuerle 685.
Baggesen, Jens 605.
Babrdt, K. F. 526.
Balde, J. 382.
Bandel, A. v. 436.
Barbarossa 267.
Barden 9. 475.
Barlaam und Josaphat 63.
Barth, H. 605.
Barthel, C. 605.
Bartsch, C. 695.
Basedow, J. B. 613.
Bauberger, W. 690.
Bauer, B. 696.
Bauernfeld, E. 685.
Baumann, N. 235.
Bayer, J. 696.
Bebel, H. 338.
Bech, Fed. 695.
Bechstein, L. 688.
Bechstein, Reinh. 695.
Beck, C. 665.
Becker, Aug. 677.
Becker, K. F. 645.
Becker, N. Z. 608.
Becker, W. A. 694.
Beer, M. 683.
Behaim, M. 242.
Beichtformeln 28.
Beispiel 167.
Belani 687.
Benedix, R. 685.
Benzel-Sternau 606.
Benzenauer, der 254.
Beowulf 20.
Berchtold von Herbolzheim 141.
Berens 514.
Bergobzoomer 599.
Bergreihen 258.
Berlichingen, G. v. 348.
Bernhardy 695.
Bernlef 9.
Berthold, Bruder 210.
Berthold v. Holle 155.
Bescheidenheit 172.
Besser, J. v. 390.
Bettina v. Arnim 633.
Bibliothek, allg. 492.
Bidermann, J. 384.
Bidpai 302.
Bienensegen 20.
Binzer 640.
Birchpfeiffer, Ch. 685.
Birken, S. v. 375.
Birlinger, A. 690.
Bissel, J. 384.
Biterolf u. Dietleib 76.
Bligger v. Steinach 143.
Blumauer, A. 505.
Blumenbach, J. F. 646.
Blumenhagen 688.
Blumenorden 362.
Bock, Frz. 694.
Bodenstedt, F. 656. 684.
Bodmer, J. J. 427.
Böhme, J. 350.
Böhmer, J. F. 692.
Börne, L. 658.
Böschenstein, J. 286.
Böttger, A. 691.
Bordes, des 681.

Bornstedt, L. v. 680.
Bohse, A. 415.
Boie, H. C. 531.
Bolanden 686.
Bone, H. 674.
Boner, U. 167.
Bornemann, J. W. 644.
Bostel 410.
Botenlieder 186.
Bowitsch, L. 666.
Brachvogel, A. E. 687.
Brandan, der hl. 227.
Brandis, Chr. 696.
Brant, Seb. 318.
Braun, Js. 690.
Brawe 447.
Bredow 645.
Breitinger, J. J. 427.
Bremer Beiträge 438.
Brentano, Cl. 631.
Bretschneider, K. G. 686.
Brockes, B. H. 393.
Bronner, F. X. 453.
Brühl, A. v. 600.
Brunner, S. 688.
Buch der Rügen 173.
Buch von den Wienern 242.
Buch, L. v. 646.
Bucher, A. v. 614.
Buchholtz, K. A. 414.
Büchlein 353.
Büchner, G. 660.
Bürger, G. A. 532.
Bürger, El. 533.
Büsching, J. G. 645.
Bumüller, J. 693.
Buß, F. J. 694.

C.

Campe 614.
Canitz, v. 401.
Carriere, M. 696.
Castelli, J. F. 691.
Chamisso, A. v. 642.
Chasmindo 377.
Chezy, Helm. v. 472. 628. 633.
Cholevius, C. L. 694.
Chrestien de Troies 119.
Christian d. Küchenmeister 210.
Christoforus, d. heil. 67.
Chronik, Holsteiner 148.
„ Kölner 148. 299.
„ Liefländer 148.
„ Limburger 298.
„ v. St. Gallen 210.
„ Thüringer 298.
Clarus, F. 695.
Claudius, M. 542.
Clauren 686.
Claus Cranc 227.
Claus Narr 272.
Closener, F. 298.
Cochem, M. v. 387.
Collin, H. J. v. 637.
Collin, M. v. 637.
Colmar, J. L. 647.
Colshorn 690.
Conlin, A. J. 401.
Cornelius, C. A. 693.
Cramer, K. G. 607.
Cramer, J. A. 441.
Crescentia, die heil. 61.
Creuz, v. 433.
Creuzer, v. 646.
Cronegk, F. J. v. 447.
Curtius, E. 693.
Cyrillische Fabeln 302.
Czepko, D. v. 369.

D.

Dach, S. 377.
Dämonische Literatur 308.
Dahlmann, F. C. 692.
Dalberg, v. 613.
Daniel 695.
Dantiscus 384.
Darifant 155.
Das — Datsprachen 16.
Daumer, G. F. 656.
David von Augsburg 210.
Dedekind, F. 406.
Deinhardstein, J. L. 685.
Demantin 155.
Denis, J. M. C. 475. 612.
Derschau, F. v. 391.
Deutsche Theologie 300.
Devrient, E. 686.
Dialog 351.
Dichterkrönung 221.
Diemer, J. 695.
Diepenbrock, M. v. 680.
Dietmar von Aist 183.
Dietrichs Ahnen 101.
Dietr. Drachenkämpfe 103.
Dietrich u. Wenezlan 103.
Dietrich v. Thüringen 300.
Dietz, Kath. 680.
Dilher, J. M. 378.
Dingelstedt, F. 669.
Dirigirbücher 411.
Dittmar, H. 693.
Döderlein 697.
Döllinger, J. 694.
Domer, J. J. C. 691.
Dorfgeschichte 153.
Dräseke, J. H. B. 647.
Dreves, L. 673.
Drollinger, K. F. 430.
Droste-Hülshoff, A. v. 679.
Droysen 691.
Droysen, J. G. 693.
Dudik, B. 693.
Dürer, A. 349.
Duller, E. 688.
Dursch, G. M. 696.

E.

Eber, P. 316.
Eberhard v. Cersne 232.
Eberhard, J. A. 494.
Eberhard v. Sachs 196.
Ebert, J. A. 441.
Ebert, K. E. 666.
Ecbasis 40.
Eccard, J. G. 390.
Eckartshausen, v. 599.
Eckehard 38.
Ecken Ausfahrt 98.
Eckenold 228.
Eckhart, Meister 299.
Edelstein, der 167.
Ehrenbrief, der 226.
Ehrhard, J. U. 373.
Eichendorff, J. v. 634. 695.
Eichhorn, K. F. 645.
Eilhard von Oberge 133.
Einhard 35.
Einsiedel, F. 556.
Eitner, K. 692.
Elbschwanorden 362.
Elegast 116.
Elisabeth, die hl. 67.
Engel, J. J. 494.
Engelhard u. Engeltrud 156.
Engelhardt, K. 643.
Englische Komödianten 345.
Ennen, L. 693.
Entkristsasnacht 293.
Erdmann, J. E. 696.
Erek 119.
Erlburg, E. v. 689.
Ermenrichs Tod 223.
Ernst, Herzog 152. 267.
Eschenloher, P. 298.
Eschenmaier, C. A. 645.
Etterlin, P. 298.
Ettmüller, L. 694.
Etzels Hof 223.
Eulenspiegel 271.
Eustachius, der hl. 64.
Evangelienharmonie 33. 35.
Ewald, J. 451.
Ewiger Jude 273.
Eyb, A. v. 302.
Eyering, E. 278.
Eyke von Repgow 209.
Ezzo 43.

F.

Fabri, J. 277.
Falk, J. D. 610.
Falke, J. 694.
Fastenrath, J. 692.
Fastnachtsspiele 293. 342.
Faust, Doctor 272. 571.
Fechner, G. Th. 688.
Feder, J. G. H. 494.
Feind, B. 410.
Felbiger 614.
Felsenburg, Insel 415.
Feßler, J. A. 507.
Feuchtersleben, E. v. 666.
Feuerbach 646.
Feuerbach, L. 696.
Fichte, J. G. 622.
Ficker, J. 693.
Fierabras 266.
Finckelthaus, G. 372.
Finkenritter 272.
Fiorillo 645.
Firmenich, J. M. 691.
Fischart, J. 327.
Fischer, J. G. 653.
Flemming, P. 370.
Flir, A. 685.
Flögel, K. F. 612.
Floijade 355.
Flore u. Blanscheflur 114. 269.
Förster, E. 694.
Förster, H. 696.
Folengo, Th. 355.
Follen, K. 640.
Folz, Hans 248.
Forster, J. G. 612.
Fortunat 268.
Fouqué, F. v. 633.
Franck, P. 384.
Franck, S. 277. 348.
Frankfurter, der 300.
Frankfurter, Ph. 230.
Frauen Hinfahrt 58.
Frauenlob, H. 198. 206.
Freidank 167. 172.
Freiheit, der 274.
Freiligrath, F. 670.
Freinsheim, J. 411.
Frey, J. 339.
Freytag, G. 684. 688. 694.
Frickart, Th. 298.
Friedemann, F. T. 697.
Friedrich, J. 694.
Friedrich von Hausen 184.
Friedrich von Schwaben 154.
Friedrich von Preußen 92. 456.
Frint, J. 647.
Frischlin, J. 351.
Frischlin, Nic. 338.
Fröhlich, E. 653.
Frommann, K. 691.
Froschmäuseler 334.
Froumund 39.
Fruchtbringende Gesellschaft 361.
Fuchs, H. Chr. 335.
Fürer von Heimendorf 391.
Fürstenberg, von 614.
Fürterer, U. 226.

G.

Gärtner 439.
Gallen, St. 35.
Galmy, Ritter 269.
Gams, P. B. 694.
Garel von bl. Thal 132.
Gartzweiler, H. 342.
Garve, Chr. 494.
Garve, K. B. 682.
Gassenhauer 258.
Gast, der welsche 172.
Gaudy, F. v. 671. 688.
Gauriel von Montabel 132.
Geibel, E. 672
Geiler von Kaisersbg. 301.
Geissel, J. v. 681.
Gelimer 26.
Gellert, Chr. F. 442.
Geltar 202.
Gelzer, H. 695.
Gemälpoesien 354.
Gemeinsprache 309.
Gengenbach, P. 326.
Genossenschaft, teutsche 362.
Genovefa 270.
Gentz, F. v. 623.
Georg, der hl. 34.
George, A. 680.
Gerhard von Minden 238.
Gerhard, der gute 150.
Gerhardt, P. 378.
Gerstäcker 687.
Gerstenberg, H. W. 477.
Gervinus, G. G. 694.
Geßner, S. 452.
Gfrörer, A. F. 692.
Ghasel 654.
Giesebrecht, L. 634.
Giesebrecht, W. 692.
Gieseler 694.
Gildemeister, J. 691.
Gilm, H. v. 666.
Gindely, A. 693.
Giseke, N. D. 441.
Glaßbrenner, A. 688.
Gleim, J. W. L. 449.
Glichesäre, s. Heinrich.
Glossen, altd. 27.
Göckingk, L. F. 532.
Gödeke, K. 694.
Göli 202.
Görres, G. 673. 681.
Görres, J. 623.
Göthe, J. W. 544.
Götterdämmerung 11.
Götz, J. N. 451.
Götz 686.
Goldemar 100.
Goltz, F. W. v. 504.
Goltz, Bog. 694.
Gotter, F. W. 495.
Gottfr. von Nifen 201.
Gottfr. von Straßbg. 133. 196.
Gotthelf, Jer. 690.
Gottschall, R. 668. 695.
Gottsched, J. C. 419.
Gottsched, Frau 425.
Goué, v. 525.
Grabbe, C. D. 683.
Gräße, F. 695.
Graf im Pflug 224.
Graf Rudolf 155.
Graf zu Rom 224.
Gral, der 120.
Granella, V. 696.
Grasliedlein 258.
Graurock, der 70.
Greflinger, G. 374.
Gregor vom Stein 63. 270.
Gregorovius, F. 693.
Greiffenberg, K. v. 376.
Gries, F. 644.
Grieshaber, F. K. 695.
Grillparzer, F. 638.
Grimm, F. M. 425.
Grimm, J. und W. 695.
Grimme, F. 691.
Grimmelshausen, v. 416.
Griseldis 269.
Grob, J. 398.
Grobianus 354.
Großmann, G. F. W. 495.
Groth, Cl. 691.
Grübel, J. C. 644.
Grün, A. 665.
Grünewald, N. 260.
Gruppe, O. F. 676.
Gryphius, A. 378. 406.
Gryphius, Chr. 390.
Gudrun 92.
Günderode, K. v. 633.
Günther, A. 696.
Günther, J. C. 393.
Guerike 694.
Guseck, B. v. 688.
Gute Frau 115.
Gutzkow, K. 660.

H.

Hackländer, F. W. 688.
Hadamar von Laber 176.
Hadlaub, Meister 205.
Häusser, L. 693.
Hätzlerin, Clara 229.
Hagedorn, F. v. 431.
Hagen, F. H. v. d. 645.
Hagen, G. 148.
Hagen, K. 686.
Hahn, L. Ph. 523.
Hahn-Hahn, J. v. 681. 686.
Haimo von Halberst. 35.
Haimonskinder 266.
Hainbund 530.
Haken, J. C. L. 643.
Halbsuter 241.
Haller, A. v. 431.
Haller, K. L. v. 623.
Halm, Fr. 684.
Haltrich 690.
Hamann, J. G. 514.
Hamerling, R. 677.
Hammer, J. 656.
Hammer-Purgstall 644. 693.
Handwerkslieder 257.
Hans, Bruder 242.
Hans v. Bühel 229.
Hans Clauert 272.
Hansen, Küster 644.
Hanswurstiade 507.
Happel, E. W. 415.
Hardenberg s. Novalis.
Harms, Cl. 696.
Harsdörffer, G. Ph. 375.
Hartebok, das 238.
Hartman 44.
Hartmann v. Aue 62. 119. 149. 186.
Hartmann, M. 665.
Haschka, L. L. 602.
Hase, K. 694.
Hauff, W. 652.
Haug, F. 610.
Haupt- und Staatsactionen 406.
Haupt, J. 695.
Haupt, M. 695.
Hebbel, F. 668. 684.
Hebel, J. P. 644.
Heeren, H. L. 645.
Hefele, C. J. 694.
Hegel, C. 693.
Hegel, G. F. W. 657.
Heide, G. v. d. 681.
Heimendorf, v. 392.
Heine, H. 658.
Heinrich v. Melk 44.
Heinrich, d. arme 149.
Heinr., Kaiser 186.
Heinr. v. Alkmaar 235.
Heinr. Frauenlob 198.
Heinr. v. Freiberg 136.
Heinr. d. Glichesâre 164.
Heinr. Hesler 227.
Heinr. J. v. Braunschweig 344.
Heinr. v. Lauffenburg 284.
Heinr. d. Löwe 267.
Heinr. v. Morungen 185.
Heinr. v. Müglin 232.
Heinr. v. München 228.
Heinr. v. d. Neustadt 153.
Heinr. v. Ofterdingen 194.
Heinr. Suso 300.
Heinr. d. Teichner 249.
Heinr. v. d. Türlin 132.
Heinr. v. Veldeke 141.
Heinr. d. Vogler 102.
Heinr. Wittenweiler 229.
Heinse, J. W. 527.
Heinzelin v. Constanz 174.
Hekastus 342.
Heldenbuch 221.
Helena 270.
Heliand 30.
Hell, Th. 643.
Helmbrecht 153.
Helwig, A. v. 605.
Henelius, N. 369.
Hensel, L. 680.
Hensler 599.
Heraklius 151.
Herbart, J. F. 696.
Herbert v. Fritzlar 143.
Herchenbach, W. 690.
Herder, J. G. 515.
Hermann d. Damen 207.
Hermann, J. 378.
Hermann, N. 315.
Herm. v. Sachsenheim 332.
Hermes, T. T. 508.
Herpin 269.
Hertzberg, H. 692.
Herwegh, G. 669.
Herzog Ernst 152. 267.
Hesekiel 687.
Hettner 695.
Heubeln, J. G. 434.
Hexameter, älteste 310.
Hey, W. 657.
Heydenreich 613.
Heymonskinder 266.
Heyse, P. 684. 688.
Hildebrandslied 21. 223.
Hillebrand, H. 695.
Hippel, Th. 521.
Hirlanda 270.
Hocker, N. 690.
Höfische Sprache 54.
Höfler, C. 692.
Hölderlin, J. C. F. 641.
Hölty, L. H. C. 535.
Hoffmann, E. Th. A. 641.
Hoffmann, F. 690.
H. v. Fallersleben 657. 670.
Hoffmannswaldau, v. 388.
Hofnarren 215.
Hofpoeten 390.
Hofsprache, Karolingische 18.
Hohberg, W. H. v. 411.
Holbein, F. 644.
Holberg, L. v. 446.
Holland, H. 695.
Holland, W. H. 695.
Holtei, K. 685. 688. 691.
Holtzmann, A. 695.
Holtzmann, D. 337.
Homburg, E. C. 372.
Homulus 342.
Hoppensack, L. 674.
Hormayr, J. v. 645.
Horn, F. 643.
Horn, W. v. 689.
Hounald, Chr. E. v. 638.
Hroswitha 37.
Huber, L. F. 606.
Huber, J. 690.
Huber, Th. 606. 649.
Huber, V. A. 695.
Hudemann, L. F. 392.
Hüllmann, K. D. 645.
Hufeland 646.
Hug Schapler 267.
Hugdietrich 108.
Hugo v. Langenstein 67.
Hugo v. Montfort 239.
Hugo v. Trimberg 174.
Humanisten 304.
Humboldt, A. v. 646.
Humboldt, W. v. 646.
Humor 608.
Hungari, A. 681. 690.
Hunold, C. F. 392.
Hunold 615.
Hurter, F. 692.
Hutten, U. v. 326.

J.

Idylle, die 452. 539.
Iffland, A. W. 600.
Ilsan, Mönch 75. 103.
Immermann, K. L. 662.
Isengrim 163.
Iwein 120.
Jägerlieder 260.
Jagdschreie 275.
Jahn, G. 682.
Jahn, F. 640.
Jais, Aeg. 614.

Jakobi, F. H. 608.
Jakobi, J. G. 603.
Jakobs, F. 643. 491.
Jakobslied 262.
Janſen Enenkel 147.
Janſſen, H. 453.
Janſſen, J. 693.
Jarcke, J. A. 694.
Jeroſchin, N. v. 227.
Jeruſalem 614.
Jobſiade 506.
Jörg, J. E. 693.
Joh. Rothe 67.
Joh. v. Brabant 202.
Joh. v. Frankenſtein 227.
Joh. v. Sachſen 691.
Jordan, W. 668. 692.
Joſeph II. 513.
Jude, der ewige 273.
Jünger 509.
Julius, N. H. 695.
Jungmann 696.
Jung-Stilling 473.
Juſtinger, K. 298.
Jutta, Frau 293.

K.

Käſtner, A. G. 435.
Kahlert, A. 686.
Kaiſerchronik 111. 146.
Kaiſerrecht 210.
Kaiſersberg, G. v. 301.
Kalenberg, Pfaff v. 230.
Kaltenbäck 690.
Kaltenbrunner 691.
Kampſchulte, F. W. 693.
Kannegießer, K. L. 644.
Kant, Im. 613.
Kantzow, Th. 348.
Karajan, Th. v. 695.
Karl und Elegaſt 116.
Karlmainet 114.
Karſchin, A. L. 471.
Kaſpar v. d. Roen 222.
Katzipori 339.
Kaufmann, A. 675.
Kehrein, J. 695.
Keller, A. v. 695.
Kempen, Th. v. 300.
Kerner, J. 645. 652.
Kero 27.
Kieſel, K. 693.
Kind, F. 641.
Kinderbuch Chriſti 270.
Kinderkomödien 403.
Kinderlieder 261.
Kinkel, G. 675.
Kinkel, Joh. 676.
Kinkelbach, Quad. 348.
Kirchhoff, H. W. 337. 339.
Kirchſpielslieder 262.
Klage, die 88.
Klaj, J. 375. 403.
Kleiſt, E. E. v. 451.
Kleiſt, H. v. 637.
Klingemann, E. F. A. 643.
Klinger, F. M. 523.
Klingſor 194.
Klopf an 249. 280.
Klopp, O. 693.
Klopſtock, F. G. 461.
Klotz 483.
Knapp, A. 682.
Knauß, H. 316.
Knebel, K. L. v. 605.
Knigge, A. v. 510.
Kobbe, Th. v. 691.
Kobell, F. v. 691.
Koberſtein, A. 694.
Koch, E. 673.
Koch, M. 693.
König, H. 687.
König, U. 390.
Königshofen, T. v. 298.
Königsmark, A. v. 390.
Körner, Th. 639.
Köſter, J. A. 349.
Kohl, J. G. 695.
Kolping, A. 690.
Konrad, Pfaffe 111.
Konr. Fleck 114.
Konr. v. Ammenhauſ. 176.
Konr. v. Fußesbrunnen 58.
Konr. v. Heimesfurt 58.
Konr. v. Queinfurt 284.
Konr. v. Stoffel 132.
Konr. v. Würzbg. 65. 144. 154. 156. 197.
Kopiſch, A. 675.
Kopp, J. E. 692.
Kortüm, K. A. 506.
Koſegarten, L. Th. 605.
Kotzebue, A. F. 601.
Kretſchmann, K. F. 475.
Kreuziger, der 227.
Kreuzzüge 49.
Krieg auf Wartburg 194.
Krieg vor Troja 142.
Kronenberger 615.
Krug v. Nidda 634.
Krummacher, F. A. 643. 681.
Krummacher, F. W. 696.
Kühne, G. 661.
Kuen, J. 384.
Kürenberger 91. 183.
Kürnberger, F. 689.
Kugler, F. 676. 694.
Kuhlmann, O. 378.
Kuhn, K. 644.
Kulmann, E. 679.
Kurtz, J. H. 694.
Kurtz, Herm. 687.
Kurz, H. 694.

L.

Lafontaine, A. H. J. 606.
Lalenbuch 271.
Lamprecht, Pfaffe 138.
Landſteiner, K. 689.
Lang, L. 690.
Langbein, A. 506.
Lange, J. P. 682.
Lange, E. 391.
Lange, Paſtor 483.
Lanzelot 120.
Lappe, K. 602.
Lappenberg, J. M. 692.
La Roche, S. v. 508.
Laſaulx, E. v. 693.
Laube, H. 660.
Laun, F. 607. 641.
Lauremberg, H. W. 396.
Laurent, J. Th. 696.
Laurin, Zwerg 100.
Lautenſchlager 690.
Lautverſchiebung 15.
Lavater, J. C. 472.
Laven, Ph. 691.
Lehmann, Chr. 278.
Leibnitz, G. W. 366. 390.
Leich 34.
Leis 282.
Leiſewitz, J. A. 542.
Lenau, N. 663.
Lennig 691.
Lentz, J. M. 522.
Leo, H. 692.
Leoprechting 690.
Leſſing, G. E. 479.
Leſſing, K. G. 495.
Leuchſenring 526.
Levitſchnigg, H. 666.
Lewald, Fanny 688.
Lewald, J. A. 687.
Lichnowsky, v. 693.
Lichtenberg, G. C. 510.
Lichtwer, M. G. 445.
Lindenborn, H. 435.
Lindener, M. 339.
Lindenſchmied 255.
Lindner, A. 684.
Lingg, H. 676. 684.
Liscow, C. L. 433.
Litanie 45.
Littauer, der 227.
Liutprand 35.
Löben, Graf 634.
Löwen, J. 506.
Logau, F. v. 395.
Lohengrin 131.

Lohenstein, v. 389. 408. 414.
Lorinser, F. 692.
Lother, Hochmeister 227.
Lother und Maller 269.
Luden, H. 645.
Ludwigslied 34.
Lübke, W. 694.
Lügenlieder 254.
Lütolf 690.
Luise v. Brandenbg. 376.
Lund, Z. 370.
Luscinius, O. 338.
Luther, M. 310. 352.

M.

Maccaronische Gedichte 354.
Magelone 269.
Mahlmann, S. A. 602.
Mai und Beaflor 155.
Mailath, J. v. 692.
Makame 654.
Malsburg, E. v. 634.
Mandeville, J. 267.
Manesse, R. 182.
Mannert 645.
Manuel, N. 343.
Margaretha, die h. 61.
Marggraff, H. 688.
Marheineke, Ph. 647.
Mariengrüße 283.
Marienklage 292.
Marienleben 57.
Marienlegenden 60.
Marner, der 168. 192.
Martin v. Cochem 387.
Martina, die hl. 67.
Mastalier, K. 476.
Maßmann, F. 640.
Matthesius, J. 315. 335.
Matthisson, F. v. 604.
Max v. Neuwied 695.
Maximilian I. 233.
Mayern 608.
Mayr, Beda 436.
Mayr, K. 653.
Mechtild, Schwester 198.
Meerwunder, das 223.
Meier, E. 690.
Meinhold, W. 687.
Meister, die sieben 229. 268.
Meistergesang 243.
Meißner, A. 665.
Meißner, G. 507.
Melander, O. 338.
Melas, Th. 686.
Melusine 268.
Mendelssohn, M. 492.
Meugs, R. 478.
Mentges 615.
Menzel, K. A. 692.
Menzel, W. 692.
Merck, J. H. 525.
Merigarto 46.
Metzen Hochzeit 159.
Meyer, J. 691.
Meyer, M. 224.
Meyer, M. 689.
Michelis, E. 673.
Milbiller 612.
Mildheimer Liederbuch 602.
Miller, J. M. 541.
Milon von Sevelingen 184.
Minckwitz, J. 691.
Mises 688.
Mitteldeutsch 17. 55.
Möhler, J. A. 694.
Möllhausen, B. 687.
Mörike, E. 652.
Möringer, der edle 224.
Möser, J. 493.
Molitor, W. 685.
Mommsen, Th. 693.
Montanus, M. 339.
Montevilla 268.
Morell, G. 691.
Moritz, K. Ph. 560. 608.
Moscherosch, J. M. 397.
Mosen, J. 667.
Mosenthal, S. H. 684.
Moser, K. F. v. 494.
Moshamer, J. A. 690.
Müchler, F. 643.
Mückenkrieg 335.
Mügge, Th. 687.
Mühlbach, L. 687.
Mühlpfort, H. 389.
Müllenhoff, K. 690. 695.
Müller, Ad. 623.
Müller, F. 528.
Müller, F. A. 505.
Müller, G. 510.
Müller, H. 691.
Müller, Joh. 611.
Müller, Jos. 691.
Müller, O. 687.
Müller, W. 653.
Müller, Wolfg. 676.
Müllner, A. G. A. 638.
Münchhausen 511.
Münster, S. 348.
Müntzer, Th. 315.
Mundt, Th. 661.
Murner, Th. 322.
Musäus, J. K. A. 509.
Musenalmanache 532.
Muskatblüt 240.
Muspilli 11. 29.
Mutschelle 647.
Mylius, M. 285.
Mysterien 288.
Mystiker 299.

N.

Nadler, K. G. 691.
Namenlieder 316.
Nas, J. 327.
Nathusius, M. 688.
Natter 615.
Naumann 430.
Neander, A. 694.
Negelein, C. A. 408.
Neidhart 200.
Neidhart 261.
Nestroy 685.
Netz des Teufels 250.
Neubeck, V. W. 606.
Neubern 424. 431.
Neusser, C. L. 605.
Neujahrsspiele 295.
Neukirch, B. 401.
Neumark, G. 373.
Neumayr, F. 435.
Nibelungen 78.
Nicolai, C. F. 491.
Nicolai, Ph. 317.
Nicolai v. Cusa 300.
Nicolay, L. H. v. 505.
Niebuhr, K. 612.
Niebuhr, B. G. 645.
Nieritz, G. 690.
Nigrinus, G. 327.
Nivardus, Mag. 164.
Notker 35.
Novalis 625.

O.

Octavian 266.
Oehlenschläger, A. G. 637.
Oettinger, F. 688.
Oken, L. 645.
Olearius, A. 372.
Oper, ältere 405.
Opitz, M. 363. 367.
Orendel 70.
Orlando di Lasso 263.
Ortlepp 692.
Ortnit 107.
Ossian 476.
Oswald, St. 69.
Oswald v. Wolkenstein 239.
Otfried 33.
Otte, H. 694.
Otte, Meister 151.
Otto mit dem Bart 154.
Otto v. Passau 300.
Ottokar v. Horneck 148.
Overbeck, C. A. 542.
Overberg, B. 614.

P.

Paalzow v. 687.
Palacki, F. 693.
Palmenorden 361.
Pantaleon, d. hl. 66.
Paoli, B. 680.
Pape, J. 678.
Papencordt, F. 693.
Parzival 124.
Passional 66.
Passionsspiele 288. 291.
Paternoster-Leich 34.
Paul, Jean 608.
Pauli, J. 338.
Pegnitzschäfer 362.
Perinet 599.
Pertz, J. G. 692.
Pestalozzi, J. H. 614.
Peter, A. 690.
Peter Leu 231.
Peter v. Dresden 285.
Petermann 695.
Petri, F. 278.
Peucker, N. 390.
Pfaffenleben 44.
Pfaff v. Kalenberg 230.
Pfeffel, G. K. 445.
Pfeiffer, F. 695.
Pfennigprediger 211.
Pfinzing, M. 234.
Pfizer, G. 652.
Pflanz, J. A. 690.
Pfranger, J. G. 495.
Philander v. Sittewald 397.
Philipp, d. Karthäuser 59.
Pichler, A. 666. 689.
Pichler, K. 606. 643.
Pilatus 56.
Pilegrin, Bischof 89.
Pitschel, F. L. 425.
Platen, A. v. 654. 661.
Platter, Th. 349.
Pleier, der 132.
Plönnies, L. 680.
Plümicke, K. 600.
Pocci, F. 657.
Pönitentiarius 166.
Poggio 338.
Politische Lieder 261.
Polko, E. 689.
Pontus u. Sidonia 269.
Postel, C. H. 410.
Postreuter, calvin. 344.
Prätzel, K. G. 507.
Predigtmärlein 212.
Presson, A. 381.
Priamel 279.
Pritschmeister 217. 351.
Pröhle, H. 689.
Prutz, R. 669.
Pückler-Muskau 695.
Püterich v. Reichartshausen 226.
Pütter 612.
Puschmann, A. 330.
Pustkuchen, F. 570. 686.
Pyra, J. E. 430. 448.
Pyrker, L. v. 678.

R.

Rabener, G. W. 440.
Rabenschlacht 102.
Rachel, J. 395.
Radowitz, J. v. 694.
Räthsel 20. 273.
Raimund, F. 685.
Rambour, J. A. 694.
Ramler, K. W. 471.
Rank, Jos. 689.
Ranke, L. 692.
Rapoltstein, v. 226.
Rapp, M. 692.
Raspe, R. E. 511.
Raumer, F. v. 692.
Raupach, E. 683.
Rausch, Bruder 269.
Rauwolf, L. 349.
Rechtsformeln 14.
Redwitz, O. v. 672.
Regelsperger, C. 476.
Regenbogen 208.
Rehfues, Ph. J. v. 687.
Reichensperger, A. 694.
Reichenthal, U. v. 298.
Reichsigel, Fl. 599.
Reichssprache 220.
Reim 33. 48.
Reimarus, H. S. 490.
Reimchroniken 228.
Reinbeck, G. 644.
Reinbot v. Durne 64.
Reineke Vos 166. 235. 565.
Reinfried v. Braunschweig 153.
Reinhard 614.
Reinhard Fuchs 164.
Reinick, R. 674.
Reinmar, der Alte 185.
Reinmar v. Zweter 191. 196.
Reinout 115.
Reisner, F. 599.
Relind 37.
Rellstab, H. F. L. 687.
Renner, der 174.
Repgow, E. v. 209.
Rettberg, F. W. 694.
Reumont, A. v. 693.
Reuter, F. 691.
Reuter, H. 693.
Reuterliedlein 256.
Rhabanus Maurus 27.
Richter, J. P. F. 608.
Riehl, W. H. 689. 694.
Riemer, J. 408.
Rinckhart, M. 343. 378.
Ring, M. 688.
Ringseis, E. v. 680. 685.
Rist, J. 376.
Ritter aus Steier 224.
Ritter v. Thurn 269.
Ritter, K. 695.
Roberthin, R. 377.
Robinson 415.
Rochholz 690.
Rochow, E. v. 614.
Rolandsknappen 269.
Rolandslied 111.
Rollenhagen, G. 334.
Rollwagen, der 339.
Rommel, C. v. 693.
Romanze 506.
Roquette, O. 677.
Rosen, A. 335.
Rosenblüt, H. 247.
Rosengarten 103.
Rosenkranz, K. 696.
Rost, J. C. 431.
Rothe, J. 298.
Rother, König 71. 106.
Rothwelsch 356.
Rotteck, K. 645.
Ruckgaber, H. 693.
Rudolf v. Ems 63. 141. 147. 150.
Rudolf, Graf 155.
Rückert, F. 640. 654.
Ruef, Jak. 342.
Rüte, H. v. 343.
Rumesland 193.
Rumpler, J. 373.
Runen 18.
Runge, Ph. 631.
Ruodlieb 40.
Ruppius, O. 687.
Rust, M. 298.
Ruth 695.
Ruysbroeck, J. 300.

S.

Sacher-Masoch 688.
Sachs, Hans 316. 330.
Sachsenchronik 210.
Sachsenspiegel 209.
Sackmann, J. 399.
Sängerkrieg 194.
Sagenkreise 73.
Sailer, J. M. 625. 647.
Sailer, S. 644.
Salice-Contessa 643.

Salis, J. G. 604.
Sallet, F. 668.
Salman und Morolt 71.
Salomon u. M. 157. 271. 295.
Salomon, Bischof 28.
Salzburger, Mönch 285.
Salzmann, C. G. 607.
Sandrub, L. 340.
Saphir, K. F. M. 506.
Sartorius 645.
Savigny, K. F. v. 646.
Schachzabelbuch 176.
Schack, F. A. 676.
Schade, O. 695.
Schäfer, H. 693.
Schäfereien 404.
Scharfenberg 202.
Schefer, L. 656.
Scheffel, J. V. 677. 687.
Scheffler, J. 384.
Schein, J. G. 373.
Schelling, F. W. J. 623. 642.
Schelmufsky 416.
Schenk, E. v. 681. 685.
Schenkendorf, M. v. 639.
Scherenberg, F. 678.
Scherer, W. 695.
Scherffer, W. 369.
Schernberg, Th. 293.
Scheurlin, G. 657.
Schickfalstragödie 63.
Schiebeler, D. 506.
Schiff, H. 689.
Schikaneder 599.
Schildbürger 271.
Schiller, F. v. 575.
Schilling, D. 298.
Schilling, G. 606.
Schimpf und Ernst 338.
Schirmer, D. 372.
Schlegel, A. W. v. 602. 627.
Schlegel, Dor. 628.
Schlegel, F. v. 627.
Schlegel, J. A. 441.
Schlegel, J. E. 446.
Schlegel, H. 447.
Schleiermacher, F. 646.
Schlosser, F. C. 692.
Schlosser, J. F. 691.
Schlüter, B. 674. 691.
Schlummerlied 20.
Schmeller, J. A. 695.
Schmid, Chr. v. 625.
Schmid, K. A. 441.
Schmid, Herm. 684.
Schmidt, E. A. 693.
Schmidt, F. W. 540.
Schmidt (v. Lübeck) 602.
Schmidt, Klamer 451.
Schmidt, Jul. 695.
Schmidt, M. J. 612.
Schmitz, J. H. 690.
Schmolcke, B. 378.
Schnaase, C. 694.
Schnabel, L. 415.
Schneider, Eul. 603.
Schnepper 280.
Schnepperer, der 247.
Schneuper, J. M. 361. 373.
Schnüffis, L. 381.
Schoch, J. G. 372.
Schönaich, E. O. v. 426.
Schönwerth 690.
Schöpf, J. 689.
Schondoch 227.
Schopenhauer, A. 696.
Schottel, J. G. 376.
Schröder, F. L. 495.
Schrott, J. 674.
Schubart, Chr. F. D. 526.
Schubert, G. H. 645.
Schücking, L. 687.
Schürmann, K. 376.
Schütz, W. v. 634.
Schulmeister von Eßlingen 193.
Schulz, J. C. F. 529.
Schulze, E. 634.
Schulze, G. W. 682.
Schumann, V. 339.
Schummel, J. G. 509.
Schupp, B. 398.
Schwab, G. 651.
Schwabe, J. J. 426.
Schwaben, sieben 271.
Schwabenspiegel 209.
Schwank 156. 338.
Schwanritter 156. 268.
Schwartz, S. 376.
Schweinichen, H. v. 349.
Schwieger, J. 377.
Scriver, Chr. 367.
Scultetus, A. 369.
Sealsfield, Ch. 687.
Seeger, L. 691.
Segen 20. 287.
Seidl, J. G. 666. 691.
Seifried Helbling 174.
Selnecker, N. 315.
Sepp, J. N. 693.
Servatius, d. hl. 62.
Seume, J. G. 603.
Siebenschläfer 67.
Siegfried, d. hörnerne 223. 265.
Sieghart, J. 694.
Sievers 644.
Sigenot 98.
Silberstein, A. 689.
Silbert, J. P. 681.
Silesius, A. 384.
Silvester, d. hl. 65.
Simplicissimus 416.
Simrock, K. 675. 690.
Sion, Tochter 199.
Sloka 654.
Smets, W. 673. 681.
Smidt, H. 688.
Sonnenberg, F. A. v. 605.
Sonnenfels, J. v. 495.
Spangenberg, C. 315.
Spangenberg, W. 335.
Spaten, der 408.
Spee, F. v. 379.
Spener, Ph. J. 367. 378.
Spengler, L. 315.
Speratus, P. 315.
Spervogel 184. 195.
Spielhagen, F. 688.
Spieß, C. H. 607.
Spindler, K. 687.
Spitta, Ph. 682.
Sprachgesellschaften 360.
Sprichwort 276.
Sprickmann, A. 495.
Springer, A. H. 694.
Spruchsprecher 217.
Stabreim 21.
Stägamann, F. 639.
Stälin 693.
Stahl, F. J. 694.
Stamheim 202.
Stauffenberg, Ritter 228.
Steffens, H. 625.
Steierlein, J. 317.
Steigentesch, A. E. 644.
Steinhöwel, H. 297.
Steinmar 203.
Stelzhamer, F. 691.
Stenzel, G. A. 693.
Stephanie 599.
Steub 690.
Stieler, C. 408.
Stifter, A. 666.
Stilling, Jung 473.
Stöber, Ad. 653.
Stöber, Aug. 653.
Stöckl, A. 696.
Stolberg, Chr. v. 535.
Stolberg, F. L. v. 535.
Stolle, Meister 193.
Stolle, G. 390.
Stolterfoth, A. v. 680.
Stolz, A. 690.
Storck, W. 691.
Strachwitz, M. v. 671.
Strahl 693.
Stranitzky 411.
Strauß, D. F. 696.
Strauß, V. F. 682.
Streckfuß, A. F. K. 644.

Streitgedichte 160.
Stricker, der 112. 158. 167.
Strobel, B. 373.
Strodtmann, A. 692.
Studentenlieder 256.
Sturm, J. 673. 682.
Sturz 612.
Suchendank 240.
Suchensinn 240.
Suchenwirth, P. 228. 249.
Suso, H. 300.
Sybel, H. v. 693.

T.

Tabulatur 245.
Tacitus 9.
Tagelieder 190.
Tanhäuser 225.
Tannengesellschaft 361.
Tanzlieder 261.
Tarnow, F. 643.
Tauler, J. 285. 300.
Taura, E. v. 689.
Temme 690.
Teutleben, K. v. 361.
Theganus 35.
Theobald, Z. 348.
Theophilus 60. 238. 293.
Theremin 647.
Theuerdank 232.
Thibaut 646.
Thiersage 22. 40. 161.
Tholuk, F. A. D. 686.
Thomas v. Kempen 300.
Thomasin 167. 171.
Thomasius, Ch. 366.
Thümmel, M. A. v. 508.
Tieck, L. 628.
Tiedge, C. A. 604.
Tirol, König 171.
Titurel 124. 130.
Titz, J. P. 377.
Todtentänze 354.
Töffeliade 507.
Töpfer, K. 685.
Traugemundslied 274.
Trautmann, F. 687.
Treitzsauerwein 234.
Trenck, F. v. d. 612.
Trichter, d. poetische 375.
Triller, D. W. 392.
Trimunitas 224.
Trinklieder 260.
Tristan u. Isold 133. 266.
Tromlitz 687.
Tschabuschnigg, v. 666.
Tscherning, A. 369.
Tschudi, A. 346.
Tunicius, A. 277.
Turpin, Erzb. 111.
Twinger, Jak. 298.

U.

Uechtritz, v. 687.
Uhland, L. 650.
Ukert, F. A. 645.
Ulfila 23.
Ulrich, der hl. 62.
Ulr. v. Eschenbach 141.
Ulr. v. Lichtenstein 203.
Ulr. v. Türheim 113. 136.
Ulr. v. d. Türlin 113.
Ulr. v. Winterstetten 202.
Ulr. v. Zazichhofen 120.
Ungewitter 695.
Unibos 41.
Usteri, J. M. 644.
Uz, J. P. 450.

V.

Varnhagen v. Ense 693.
Veith, Em. 696.
Velde, v. d. 643.
Veltheim, J. 410.
Venedien 615.
Vernaleken 690.
Viehoff, H. 692.
Vilmar, F. C. 695.
Vincke, G. v. 689.
Vintler, K. 232.
Virgil, Zauberer 272.
Vischer, Th. 696.
Vogel, J. 363.
Vogl, J. N. 666.
Voigt, J. 692.
Vokabularien 27.
Volksbücher 264.
Volksdichtung 51. 250.
Vonbun 690.
Voß, J. H. 538.
Voß, J. v. 643.
Vulpius, C. A. 607.
Vulpius, H. 316.

W.

Wachenhusen, H. 688.
Wachler, A. 645.
Wachsmuth, W. 694.
Wackenroder, W. 630.
Wackernagel, W. 653. 694.
Wagner, Ad. 644.
Wagner, C. 643.
Wagner, H. 523.
Wagner, H. L. 523.
Wagner, R. 685.
Waiblinger, W. 653.
Waidmannsfragen 275.
Waitz, G. 692.
Waldau, M. 678.
Waldis, B. 315. 336.
Wall, A. 600.
Wallfahrtslieder 283.
Wallraf, F. 645.
Walter, F. 646.
Walther, J. 317.
Walther und Hildigund 20. 38.
Walther v. Rheinau 59.
Walther v. d. Vogelweide 187. 195.
Wappendichter 215.
Wasserpoeten 391.
Wattenbach, W. 692.
Weber, Beda 694.
Weber, G. 317.
Weber, G. 693.
Weber, Im. 392.
Weber, Veit 241.
Weckherlin, L. 526.
Wegkürzer 339.
Weichselbaumer 644.
Weihnachtsspiele 288.
Weil, G. 693.
Weingruß 280.
Weinhold, K. 694.
Weinschwelg 160.
Weinsegen 280.
Weise, Chr. 390. 409.
Weisse, C. F. 447.
Weisse, M. 316.
Weiß, H. 694.
Weiß, J. B. 693.
Weißbrodt, J. 685.
Weißkunig 234.
Weltchronik 147.
Welt Lohn 156.
Wendunmuth 339.
Werder, D. v. d. 370.
Werfer, A. 690.
Werner, A. G. 646.
Werner, Z. 636.
Wernher, Bruder 191.
Wernher, d. Gärtner 153.
Wernher v. Niederrhein 62.
Wernher v. Tegernsee 57.
Wernicke, Chr. 402.
Wessenberg, J. H. v. 643.
Wessobrunner Gebet 28.
Westenrieder 645.
Wette, de 686.
Wezel, K. 529.
Wickram, G. 339.
Widman, A. J. 231.
Widmann, G. R. 273.
Widukind 35.
Wieland, C. M. 496.
Wieland, Seb. 411.
Wienbarg, L. 661.

Wigalois 120. 265.
Wigamur 132.
Wildermuth, O. 688.
Wile, N. v. 296.
Wilh. v. Oranse 113.
Wilh. v. Oestreich 155.
Wilh. v. Orleans 151.
Wilken, F. 645.
Willamov, J. G. 445. 471.
Willem di Madoc 166. 236.
Williram 37.
Willkomm, E. 687.
Winckelmann, J. J. 478.
Windischmann, F. 645.
Winlieder 41.
Winkler, Th. 644.
Winsbeke 171.
Wirnt v. Grafenbg. 120.
Wirthschaften 405.
Withoff, J. P. L. 436.
Witte, K. 608. 691.
Wittenweiler, H. 229.
Wörner, B. 689.
Wörterbücher 27.
Woeste, F. 690.
Wolf, Ferd. 695.
Wolf, J. W. 691.
Wolfdietrich 108.
Wolff, C. v. 367.
Wolfram v. Eschenbach 113. 124. 190.
Woltmann, K. 643.
Wyß d. Jüngere 644.

Z.

Zachariä, F. W. 439.
Zarncke, F. 695.
Zauberspräche 19.
Zedlitz, Chr. v. 638. 665.
Zeller, E. 696.
Zesen, Ph. v. 362. 373. 412.
Ziegler v. Kliphsen 414.
Zimmermann, J. G. 494.
Zingerle, J. V. 666. 690.
Zinkeisen 693.
Zinzendorf, N. L. v. 379.
Zschocke, H. 607.
Zumbrook 691.
Zwingli, U. 314.

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 573 483 1